Jenſeits der Berge.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweite, vermehrte Auflage.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Sie bleibt genau ſo wie die erſte war. Meine Geſinnung hat ſich nicht geändert über die Dinge, die ich in dieſem kleinen Buch beſpreche und beſchreibe; daher weiß ich auch nicht den Ausdruck zu ändern — ſo unvollkommen er ſein möge — und es muß ſchon beim Alten bleiben. **Verbeſſert** iſt alſo dieſe Auflage nicht. **Vermehrt** iſt ſie durch das Gedicht «Sclavin und Königin», das in dem Taſchenbuch «Italia» von 1840 erſchienen iſt, jedoch bisher gehört, weil ich es in Neapel gedichtet

habe und weil es in meinen Bildern und Erinnerungen von Neapel seinen Platz einnimmt. In diesem Büchlein ist es zu Hause und ich heiße es froh willkommen, wie ein Kind, das in der Fremde war, denn ich schreibe aus zu voller Seele meine Bücher, um nicht zu finden, daß Bruchstücke aus ihnen in fremden wie abgerupfte Blüten, ohne Blätter, ohne Wurzel sich darstellen.

Dresden, im Junius **1844**.

Ida Hahn-Hahn.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

In der Schweiz 1

Eine Idylle 20

In Genua 55

Eine Novelle 63

Der Kapuziner 84

In Florenz 111

In Rom 167

Zwei kleine traurige Geſchichten 249

In der Schweiz.

Zum dritten Male belagere ich die Alpen und mache einen Sommer lang die Schweiz zu meinem Hauptquartier. Es ist mit Schönheit so reich versehen, daß ich keinen Mangel leide. Dennoch bin ich fast ängstlich gespannt auf die, welche die Mauer des Gebirges versteckt. Die Erfüllung eines Wunsches macht nur dann glücklich, wenn sie à propos eintritt: ein gewisser Moment der Spannung darf nicht überschritten werden; die Erwartung darf sich nicht zum quälenden Warten ausdehnen, das sehnsuchtvolle Herz nicht mit fieberhaftem Verlangen schlagen. Tritt dann die Befriedigung ein, so ist sie kein himmlischer Genuß, sondern eine rettende Arznei. Müßte ich jetzt vor den Alpen umkehren, so wäre der rechte Augenblick verfehlt, und ich würde schwerlich mehr mit dieser Paradiesesgewärtigkeit nach Italien ziehen; deshalb muß ich jetzt nach Italien.

Meine Freunde ſind erwartungsvoll, was ich dort dichten und ſchreiben werde. Ich bin es noch mehr als ſie. Ich meine, es müſſe etwas ganz Extraordinäres werden. Aber ſo iſt es mir immer gegangen! Ich habe einmal gehört, Kometen wären Welten, die nach Ausbildung, Feſtigkeit und Ruhe ſtrebten, und wenn ſie das Alles erlangt hätten, kleine unſcheinbare Sterne würden. Wenn die Gedanken ungeregelt in meinem Kopfe umherſchweifen, ſo kommen ſie mir vor wie leuchtende Kometen, welche aber auf dem Wege durch die Feder auf das Papier immer bläſſer und bläſſer, und zuletzt, als gedruckte Bücher, zu ſtillen, kalten, graugrünen Erden werden. Ich möchte wiſſen, ob große Geiſter ganz zufrieden mit ihren Werken ſind; ob Gott es iſt mit ſeiner Welt. Mir kommt jede Erſchaffung — fremde und eigene — nur wie der Gypsabguß von einer Marmorſtatue vor.

Vielleicht langweilt es mich in Italien, wo ſo wunderſchöne Marmor- und andere Bilder ſind, meine Gypsabgüſſe zu machen, und ſobald es mich langweilt, iſt es mir unmöglich, zu ſchreiben. Das muß ich abwarten. Einſtweilen, bis ich zu dem „Jenſeits der Berge“ komme, bin ich dieſſeits derſelben in einem Patmos, wo es nur Offenbarung

der Schönheit giebt — in Elfenau bei Bern, und die großen Schneeberge des Oberlandes liegen mir gegenüber wie eine rieſenhafte, blendende Perlenſchnur. „Monts et merveilles", ſagen die Franzoſen, „goldene Berge", ſagen wir; dieſer Sprachgebrauch verkündet, welchen Reiz die Berge für die Phantaſie haben. Hinter jeden Berg, in der geiſtigen wie in der Erdenwelt, hab' ich ſtets das Paradies nicht blos verlegt, ſondern hinter ihm auch gefunden: Ausruhen — dieſen Abglanz von dem uralten Paradieſe: Ruhe. Und aus einem jeden treibt der Durſt nach Allwollen heftiger noch als der nach Allwiſſen, die Unruhe, hinweg. Das thut aber nichts! —

Siehſt Du dort die Berge liegen
In phantaſtiſch-reicher Pracht,
Die ſich morgen trübe ſchmiegen
In die graue Wolkennacht?

Sie, die geſtern hell geſchienen
Wie des Pharus ſpätes Licht,
Gleichen morgen den Ruinen,
Die ein Nebelkranz umflicht.

Aber jene Bergesſpitzen,
Eiſig und erglüht zugleich,
Thürmen ſich ja auf, zu ſchützen
Des gelobten Südens Reich.

Gieb die Hand mir, mein Vielliebe!
Ob ſie lächeln, ob ſie dräu'n —
Fröhlich ziehen wir hinüber
In das goldne Land hinein.

Tage liegen, böſ' und gute,
Alſo vor der Zukunft Thor;
Vorwärts nur mit friſchem Muthe,
Vorwärts, Aug' und Herz empor!

Wenn die Berge uns nicht ſchrecken,
Wenn wir lächelnd ſie umgehn,
Dürfen uns die Tage necken,
Daß wir trüb' in ihnen ſtehn?

An mein Herz, Du mein Vielliebe!
Wie der Lebensſturm uns treibt,
Gut' und Böſes rauſcht vorüber
Und nur unſre Liebe bleibt.

Ja, zu Dir laß mich reden! — Schreiben, weißt Du, iſt für mich nur ein ſtummes Reden; das wird mich in vollkommener Unbefangenheit erhalten. Ich mag gern in ein Paar liebe Augen ſehen, wenn ich ſpreche, und am liebſten in die liebſten. Vor vielen fremden Augen ſpreche ich nicht gern! Was gehen mich all die Leute an, was gehe ich ſie an! Wir haben kein Herz zu einander. Biſt Du aber da und blickſt mich an, ſo vergeſſe ich, daß

auch Andere es thun. Du machſt mich frei — wie die Vaſallen in alten Zeiten dem Banner ihres Lehnsherrn folgten, aber ſonſt Keinem, auch nicht dem Kaiſer, dienten. Ich weiß nicht, wie ich mich benehmen würde, wollte ich dem geſammten Publicum erzählen, was mir jenſeits der Berge widerfährt. Wahrſcheinlich würde etwas zum Vorſchein kommen, das den Portraits ähnlich iſt, die von mir gemacht worden, und die ſämmtlich etwas Steifes, Starres, Gezwungenes haben, worüber ich immer lachen muß. Dir gegenüber aber bin ich und fühle ich mich aufgefaßt und geſchützt in meiner Eigenthümlichkeit, welche gerade ſo gut wie jede andere iſt — und dies Bewußtſein macht unbefangen.

Es mag wol eine Art von Tautologie ſein, daß ich Dir, der Du an meiner Seite biſt, erzähle, was ich mit Dir erlebe. Allein Du haſt in meinen Augen, außer Deinen vielen unbeſchreiblichen Vorzügen, noch den einen beſchreiblichen, daß ich Dich nie langweile, daß Du morgen gern vom Papier leſen magſt, was Du heute in meinen Augen geleſen. Solche unlangweilbare Leſer wünſche ich aus tiefſter Seele den Autoren, die das blaſirte Publicum nie friſch und amuſant genug findet. Das erſte Buch eines Schriftſtellers wird neugierig geleſen, und ſteht er

darin etwa auf einem Fuß, so applaudirt man heftig und begehrt, daß er in dem nächsten nicht auf dem andern, sondern auf gar keinem Fuße stehe. Nun frage ich, ob andere Leute als literarische Jongleurs diese Forderungen erfüllen können und mögen?

Darum schreibe ich Dir und für Dich, und ein Büchlein wird nur deshalb daraus, weil ich in der Lesewelt bekannte und unbekannte Freunde habe, die mich durch ihre Theilnahme verpflichten, ihnen Freude zu machen, so viel ich kann. Ich weiß, nach langer Zeit, wann vielleicht ich selbst und mein Buch vergessen, wann wir beide alt, und Welt und Leben uns grau geworden sind; dann wirst Du noch mit derselben Freude diese Zeilen lesen als in den Tagen, wo sie geschrieben wurden, und Dein Herz wird dankbar schlagen, daß einst Welt und Leben uns so schön, und wir darin so glücklich waren.

Ich bedauere nicht, Deutschland weidlich durchstreift zu haben, bevor ich nach Italien komme. Ich habe seine Schönheiten gesehen und wiedergesehen und hoffentlich so fest in mein Herz geschlossen, daß Italiens Glut und Glanz sie nicht beeinträchtigen wird. Wenigstens nicht eine derselben: seine alte

kirchliche Baukunſt, die Einige angelſächſiſch, Andere altdeutſch, die Meiſten gothiſch nennen. Ich war kürzlich wieder, — weiß der Himmel zum wie vielten Male! — in der Lorenzkirche zu Nürnberg, in dieſem ſtrebenden, ſchwebenden Bau, der zwar an Größe, doch nicht an Erhabenheit und Harmonie übertroffen werden kann, und ich bin ſehr neugierig, ob eine Kirche im italieniſchen Styl mich mit dem tiefen Quietismus umwehen wird, den der St.-Stephan, und der Straßburger Münſter, und der Dom zu Freiburg, und dieſe Lorenzkirche aushauchen. Giebt es etwas Süßeres und Erquickenderes als ihn für die bewegte, leidenſchaftliche Seele? Noch eben umbrauſt von der Geſchäftigkeit, dem Treiben, dem Bedürfniß, der Qual des Lebens, bin ich auf einmal unter dieſen himmelſuchenden Gewölben aller irdiſchen Verwirrung entronnen, und das träumeriſche Licht dieſer Fenſter wirft goldene Schleier zwiſchen mich und die Welt. Dann ſetze ich mich auf die Stufen des Altars, und die ſtrahlende Roſe über dem Portal blickt mich an wie ein Gottesauge, und ich verſinke in ihren myſtiſchen Glanz und in den Frieden um mich her und in mir — und ſo möchte ich leben, Ewigkeiten hindurch! — Ach, dann kommt der Schritt eines Fremden, oder körperliche Erſchöpfung, oder

irgend etwas Unbedeutendes und doch Störendes; dann ſtehe ich auf, ſchüttle den Staub vom Kleide, die friedliche Stimmung iſt entflohen, ich muß aus dem Schutz und Schirm des Altars in die bunte, harte Welt. Aber die unſäglichen Wohlthaten, die ihr alten, tiefſinnigen Dome mir gethan, die vergeſſe ich euch nie, und ich will euere dunkeln Kreuzgewölbe nicht erdrücken laſſen von der lichten, reichgeſchmückten italieniſchen Kuppel.

Meine Liebe für die alten Kirchen iſt aber kein Fanatismus, und ich halte mich keineswegs für verpflichtet, Das anzubeten, was gothiſch iſt. Mißverhältniſſe ſtören mich fürchterlich. Ich habe vor vier Wochen die langweilige Fahrt von Nürnberg nach Schaffhauſen gemacht, nur um den Münſter zu Ulm zu ſehen, auf den ich ganz heißhungrig war. Wie ein Felſen überragt er die kleine Stadt. Der prachtvolle, phantaſtiſch ausgearbeitete Thurm, ein Spitzengewebe von Quaderſtein, iſt nur halb vollendet; die ganze Flèche fehlt, und man hat ſtatt deren ein winziges Dächelchen darauf geſtülpt. Der Thurm ſieht aus wie ein der Mutter entwachſenes Rieſenkind, das man eiligſt unter die Haube gebracht; und das iſt ganz richtig, der Bau entwuchs ſeiner Zeit: 1370 angefangen, wurde er 1494 erſt beendet. Da war

die Glaubensglut erloſchen, welche der Heerd iſt, aus dem eine ſolche Girandole emporſchießt. Aber die Unvollendung ſtörte mich nicht, ſowie der Schleier mich nicht ſtört, den Krankheit, oder Gram, oder Anſtrengung über ein ſchönes Menſchenantlitz geworfen. Ich darf denken: ſeine Zeit wird wiederkommen! — und dadurch wird die Wirklichkeit nur zu einer momentanen Beſchränkung der Imagination. Beim Anblick des kleinen Daches durfte ich denken: die Arbeiter hätten es aufgelegt, weil ſie drei Tage hindurch das Pfingſtfeſt oder dergleichen feiern wollten. Sind aber Fehler in den Proportionen, zu kurze Arme an einer Apollogeſtalt — ade die Bewunderung! Das Innere des Ulmer Münſters war mir faſt peinlich, trotz ſeiner koloſſalen Größe, trotz des 141 Fuß hohen Mittelſchiffs, trotz der miraculoſen Sibyllen und Propheten im hohen Chor, von Görg Sürlin's Holzſchnitzarbeit; denn die Bogen ſind ſpitz zulaufend wie Fiſchgräten, bohrten ſich förmlich in meine Augen hinein, und wendete ich dieſe ruhebedürftig ab, ſo fielen ſie auf die dürftigen Säulen, welche die beiden Seitenſchiffe theilen und tragen, und welche neben den gothiſchen Pfeilerbündeln ausſehen wie Strohhalme neben Garben. Sie werden zuſammenknicken, dachte ich. Um aus dieſen Gebrechlichkeitsideen her-

auszukommen, welche unter allen Umſtänden unbehaglich ſind, ſtieg ich auf den Thurm, was ich höchſt ſelten thue, weil mir bei der Landkartenausſicht von Thürmen und Bergen immer die Geographielectionen meiner Kindheit einfallen. Ich bin überhaupt keine Freundin der Erinnerungen, und mögen es die lieblichſten ſein, ſo genügt das Wort: ſie ſind geweſen — um mich kühl gegen ſie zu ſtimmen. Für mich liegt kein Paradies in der Vergangenheit, aber wol in der Zukunft. Daher giebt es auch kein verlornes für mich, nur ein zu gewinnendes. Ich bin ein Genie im Hoffen. In ihre Kindheit verlegen die meiſten Menſchen ein kleines untergegangenes Paradies. Unbegreiflich! Haben ſie denn keine Lectionen nehmen müſſen? Ich habe viel geweint in meinem Leben, und ich glaube, die Rechnenlection hat mich damit en train gebracht. Sie war mir tödtlich; ſie zerbrach mir den Kopf, ohne hineinzuſchlüpfen; ſie koſtete mich unzählige Thränen, ſie gab mir unbeſieglichen Widerwillen gegen ſie und Verzagtheit an mir ſelbſt — ich konnte und konnte es nicht lernen. Später, im Leben, giebt es gar viel zu rechnen, zu berechnen, was weiß ich! aber ich wußte, daß ich keine Geſchicklichkeit darin hatte, ich verſuchte es gar nicht, aus Furcht übel zu beſtehen. Ach, da kamen erſt

recht die Thränen! Jedoch nicht alle Menſchen ſind ſo ungeſchickt wie ich: ſie lernen hübſch rechnen, ſind kluge Kinder geweſen und werden verſtändige Leute, die nicht zu weinen brauchen. Aber haben ſie denn auch keine Langeweile bei den Lectionen ausgeſtanden, wie ich bei den geographiſchen? Das wäre doch ſeltſam. Es iſt aber ſehr ſchwer, das zu ſagen, was man ſagen will, und nur das. Ich meine, Thränen und Langeweile ſind ziemlich triſte Erinnerungen aus dem Paradieſe der Kindheit, und an letztere ward ich erinnert, als der Thurmwärter begann vom Schlachtfelde von Elchingen zu erzählen und von der Poſition der Oeſtreicher und Franzoſen bei Mack's Capitulation. In dieſem Augenblicke fand ich eine Flucht ohne alle Capitulation vollkommen begreiflich — und ich entfloh.

Das war Alles bei dem berühmten Münſter zu Ulm.

Eine andere unvergeßliche Schönheit Deutſchlands iſt

Der Rheinfall von Schaffhauſen.

„Willkommen, willkommen mein Töchterlein,
Haſt noch nicht vergeſſen Deinen Vater, den Rhein?
Es ſind doch vergangen zwei flüchtige Jahr,
Seit Du Dich geſpiegelt im Auge mir klar." —

Mein Vater, wie könnt' ich vergeſſen Dich je,
Und ſelbſt wenn ich nie mehr ins Auge Dir ſeh!
Von Strömen in Deutſchland gar manche ſah ich,
Es hatte doch keiner Dein Auge für mich,
Das tiefſinnig, traulich ins Herze mir lacht
Und augenblicks heimiſch am Ufer mich macht.
Ich war, wo die Wellen der Donau hinziehn,
In Deutſchlands gewaltiger Kaiſerſtadt Wien;
Ich war an der Moldau hellgelblicher Fluth,
Wo Prag, die entthronete Königin, ruht;
Ich war an dem weinlaubumſchlungenen Strand
Der Elbe, im freundlichen ſächſiſchen Land;
Ich war auch am ernſthaften Odergeſtad,
Wo Breslau ſein Rathhaus ſo maleriſch hat: —
Das hat mir vertrieben der Jahre nun zwei,
Ich ſchauete freudig, was ſchön war und neu,
Die Stunden und Tage entflohn mir geſchwind —
Doch ſieh! ich komm' wieder, Dein zärtliches Kind,
Und freu' mich der Kraft und der Herrlichkeit Dein,
Du Stolz von ganz Deutſchland, Du herzlieber Rhein!

Ueber den Rhein hinweg — lebe wohl, Deutſchland! Das Land hat eine ganz andere Phyſiognomie, iſt gartenmäßig bebaut, und Dörfer ſind darüber hingeſtreut mit flachen Schindeldächern und frommen Sprüchen auf und kleinen zierlichen Gärten vor den Bauerhäuſern. Sei das Haus noch ſo ärmlich, dies Gärtchen voll Roſen und Mohn fehlt

nie und macht den Eingang in das Haus einladend; doppelt einladend für mich, da ich die ſchaudererregenden Avenuen zu norddeutſchen — nicht blos Bauerhäuſern — kenne. Obgleich ich nicht bedaure, Deutſchland weidlich durchſtreift zu haben, ſo bedaure ich doch noch weniger, es zu verlaſſen. Seine mittelmäßige Natur langweilt mich, wenn ſie mir auch zuweilen ſehr gefällt. Ich kann Das nicht leiden, wenigſtens nicht dauernd, was mir nur gefällt. Ich gehe drum herum, beſehe es mir, und ſage: wunderhübſch! charmant! — und dann laſſ' ich es fallen, wie ich eine welke Blume nie wegwerfe, ſondern fallen laſſe, ſo von ſelbſt, aus Gleichgültigkeit. Darum pflücke ich nie eine Blume; ich weiß vorher, nach fünf Minuten bin ich ihrer überdrüßig. Die Naturſchönheit Deutſchlands iſt mir eine Blume, die welk wird, und von der ich mich mit vollkommener Gleichgültigkeit wegwende. Nach keinem Berge, nach keinem Fluſſe, nach keinem Thale habe ich das Verlangen des Wiederſehens. Von Dresden und von Heidelberg habe ich geſagt: Hier könnte ich leben! — Hier möchte ich leben! — ſagte ich noch nirgends. Indeſſen trägt wol nicht Deutſchlands Charakter, ſondern mein eigener dieſe Schuld, wenn es eine iſt. Müßte ich Wurzel faſſen in der Welt, in irgend ein

Haus ſchlüpfen und mich darin für's Leben etabliren, ſo würde das Dach dieſes Hauſes mich drücken wie ein Sargdeckel. Das iſt nicht Frauenart. Wer will aber eine Anomalie nicht gelten laſſen, weil ſie nicht zu klaſſifiziren iſt? Wer will eine Laune der Schöpfung controliren? Ich reiſe nicht um zu ſehen und zu hören; nicht um zu bewundern und bewundert zu werden; nicht um mich zu bilden und Kenntniſſe und Wiſſenſchaft zu erwerben; nicht um zu Hauſe mündlich und ſchriftlich allerliebſte Märchen von meinen Reiſen zu liefern; nicht um Menſchen, Sitten, Gebräuche des Auslandes als Stoff zu künftigen intereſſanten Mediſancen einzuſammeln: ich reiſe, um zu leben. Sucht nicht Jeder ſein kleines Daſein ſo gut wie möglich durchzubringen? Geſchehen nicht ganz unerhörte Dinge, um das Leben zu friſten? Deshalb ſitzen Menſchen tagelang am Schreibtiſch oder in dumpfen Werkſtätten; deshalb ſtehlen, morden, betrügen ſie, heimlich, öffentlich — wie's kommt; deshalb ſetzen ſie ſich der Möglichkeit aus, am Galgen oder im Kriege zu ſterben; ja, was noch viel grauſiger iſt, deshalb heirathen Frauen unerträgliche Männer. Ich reiſe um zu leben.

Leben! das iſt ein großes, ein geheimnißvolles Wort! davon hat Jeder ſeine eigenen Anſichten wie

von Liebe, wie von Glück, und danach richtet auch Jeder seine besondern Ansprüche. Genießen, handeln, sich ausbilden, erwerben, schaffen, herrschen, Pflicht erfüllen, Beruf nachgehen — das ist Alles: leben. Aber mein Leben?

Unbeachtet von der Menge,
Ungesehen im Gedränge,
Durch die Hand nicht zu erreichen,
Aus den Wolken, von den Zweigen,
Wie die kleinen Vögel ziehen,
Singend kommen, singend fliehen:
In des Lebens Sommernächten
Nachtigallensänge flechten;
Trübe, schwere, graue Tage
Lichten mit dem Finkenschlage;
Jubel, Freiheit, Freude krönen
Mit den heitern Lerchentönen;
Fremdem Wunsch und fremder Frage
Sein Organ in Lust und Klage;
Schönheit mit dem Kranze zieren,
Mit der Größe triumphiren;
Durch das Dasein und die Zeiten
Gleich den Waldhornklängen gleiten,
Wenn sie Nachts im Wald, im Nachen
Dir das Herz erzittern machen
Und wie Geistergruß verschweben:
Das ist mein Leben! —

Und ich lebe es in der Reisefreiheit, wo die Menschen freundlich mit mir sind wie mit einem Zugvogel, und wo ich, gleich einem solchen, rasch und leicht an ihnen vorüberstreife.

Wie oft höre ich von den Menschen sagen, das Leben sei nicht viel werth, sei nur gering zu achten, aber schwer sei es, drückend schwer. Mir ist es gerade umgekehrt: unschätzbar und leicht wie ein Diamant, den man am Finger trägt. Manche auch sind ganz verblüfft und erbittert, daß sie in der Muschel des Lebens nicht die Auster gefunden haben, die sie behaglich verspeisen wollten, sondern die ungenießbare stolze Perle, mit der sie nichts anzufangen wissen, die sie in den Staub rollen lassen und obenein verleumden, weil sie weder zu kochen noch zu braten ist. Das ist Thorheit, die das Kostbare nicht erkennt, und Schwäche, die es nicht erringen mag. Brächen sie die Perlen aus den Muscheln, so würden sie einen prächtigen Schmuck besitzen. — O, ich liebe das Leben, diesen donnernden, schäumenden Wasserfall der Zeit!

Laß mich in den Abgrund schauen
Von dem jähen Felsenrand;
Meine Seele kennt kein Grauen,
Denn es hält mich Deine Hand.

Sollte ich zu tief mich bücken,
Sollte Schwindel mich umwehn,
Brauchſt mich nur ans Herz zu drücken,
Und die Furcht wird ſchon vergehn!

Aber Du — Du darfſt nicht beben
Vor der drohenden Gefahr,
Denn Dein Arm kann mich entheben
Ihr, ſobald Du nimmſt ſie wahr.

Sieh, mich freut's nach meiner Weiſe,
Daß es drunten tobt und ſtürmt,
Und Dein Blick magnetiſch leiſe
Meine Seele mild beſchirmt.

Eine Idylle.

Da, wo die Lütschine ihr milchiges Gletscherwasser in den See von Brienz gießt, liegt das Dorf Bönigen. Es ist, was die Lage betrifft, ein Stiefkind in dem reichen malerischen Thale, welches durch die Seen von Thun und von Brienz eingeschlossen wird; daher besuchen Reisende es gewöhnlich nur auf Spaziergängen von Interlachen aus, oder wenn sie sich nach dem Gießbach oder nach Iseltwald überschiffen wollen. Gerade dadurch hat dies Dorf einen Reiz, welcher die dafür Empfänglichen unsäglich wohlthuend berührt: es ist ruhig. In dem Tumult von Interlachen wird man ganz von der Schönheit dieses lieblichen Ortes entzaubert; denn es verliert allmälig seine charakteristische Physiognomie, es fügt sich der Tendenz der Zeit und wird ganz so modern flach und nüchtern, wie es sich für Alles — Menschen, Zustände, Länder, Völ-

ker — ſchickt, was nicht den verächtlichen Vorwurf barbariſcher Unciviliſation auf ſich laden will. Die uralten mächtigen Nußbäume werden umgehauen und dafür Gaſthöfe erbaut, große vierſtöckige Häuſer, weiß angeſtrichen, mit grasgrünen Jalouſien, die neben den hier und da zerſtreuten braunen, maleriſchen Bauerhäuſern wie grelle Theaterdecorationen ſich ausnehmen. Reiſende aller Nationen, beſonders aber Engländer, haben von dieſen Gaſthöfen Beſitz genommen, welche faſt alle auf den Fuß organiſirt ſind, der den Engländern gewohnt oder bequem iſt. Interlachen iſt eine Vergnügungsanſtalt für Engländer. Die Einrichtungen ſind ſo fabrikmäßig, daß man nothgedrungen Anſtalt ſagen muß. Der große gemeinſchaftliche Salon, die gemeinſchaftlichen Frühſtücks- und Speiſeſtunden, die langen Corridors, an welchen Schlafzimmer neben Schlafzimmer, klein, aber reinlich, wie Zellen liegen, haben etwas Fabrik- oder Kloſtermäßiges, etwas Syſtematiſches, das mit der Freiheit des Land- und Reiſelebens unbehaglich contraſtirt. Dazu dieſe grauſige Schauſtellung der Erwerbgier! Geſiele es den Reiſenden über die Jungfrau hinweg ſehen zu wollen, würden deshalb tauſend Fremde *mehr* Interlachen beſuchen, ſo zweifle ich nicht, daß man den Schneeberg, wenn auch nicht wegtragen, doch wegwünſchen

würde. Kinder vor Kaleſchen geſpannt zu ſehen, iſt nichts Ungewöhnliches. Iſt man z. B. nach Lauterbrunnen gefahren, ſo braucht man zum Weiterkommen über die Berge nur Pferde; man ſpannt ſie vom Wagen ab und reitet fort, indeſſen Kinder den leeren Wagen drei Stunden weit nach Interlachen zurückziehen. Ich weiß wol, daß ſie, und die Ältern noch mehr, herzlich froh darüber ſind, auf dieſe Weiſe ein paar Francs zu verdienen; aber gerade, daß ſie ſo erſchrecklich froh darüber ſind, macht mich traurig. Wenn die Schweiz während drei Jahren von keinen Reiſenden beſucht würde, in welche Armuth würden dieſe ſchönen Orte verfallen! Wo iſt ihre alte Einfachheit und Genügſamkeit geblieben? wo iſt der Vortheil, welcher dieſem Volk aus dem Verkehr mit der Fremde erwächſt? und mit welchem Recht drängen wir uns neugierig in die Abgeſchiedenheit friedſamer Thäler und bringen ihnen unſere Genußſucht, unſere Zerſtreutheit, unſere Unerſättlichkeit? — Mit dem Recht, das heutzutage gilt: mit dem Recht des Geldes. Kraft dieſes Rechtes macht man mit aller Gemüthsruhe, ſoweit die geldgefüllten Hände reichen, die Menſchen zu Sklaven und radotirt nebenbei von Freiheit und Gleichheit, von der Barbarei der mittelalterlichen Inſtitutionen, von der Ruchloſigkeit des Skavenhandels und

über Alles, was der Fortſchritt einſeitiger Cultur als gehäſſig bezeichnet. Ich bin nicht gern an einem Orte, wo die beiden äußerſten Pole des geſellſchaftlichen Zuſtandes, das Recht des Geldes und die Erwerbgier, verletzend ins Auge ſpringen. Es befällt mich eine unbeſiegliche Schwermuth über die ewig unlösbaren Diſſonanzen des Lebens. Darum haſſe ich den Aufenthalt in großen Städten und einen jeden, der ihre Schattenſeite hat.

Bönigen iſt wunderbar ſtill. Die beiden Wirthshäuſer, die letzten des Dorfs, liegen nur durch einen ſchmalen Fahrweg vom See entfernt, deſſen Wellen plätſchernd ans Ufer ſchlagen und eben ſo magnetiſch einförmig ſind wie das Stampfen der nahen Schneidemühle. Bald verwandelt ſich der Fahrweg in einen Fußſteig, denn die hohen Berge, mit prächtigem Laubholz bedeckt und anfangs mit Matten, ſpäter mit ſchroffen Felſen gekrönt, treten unmittelbar bis an den See heran, und all deſſen Windungen folgend, bald über Geröll, bald über einen ſchäumenden Waldbach, bald durch das ausgetrocknete, ſteinige Bett eines andern, zieht ſich der Fußſteig ziemlich unwegſam, aber ſehr maleriſch bis zum brienzer Gießbach am entgegengeſetzten Ende des Sees hin. Prachtvolle Nußbäume baden an einigen Stellen ihre Wurzeln im

Waſſer, und die blauen Wellen ſchimmern lieblich durch das friſche Grün der tiefherabhangenden Aeſte.

Unter einem dieſer Rieſenbäume ſaß an einem heißen Sommermittag ein Mann in leichter Reiſekleidung und rauchte eine Cigarre, neben ihm ein Mädchen in der zierlichen Landestracht. Sie ſind ſehr hübſch die Mädchen des berner Oberlandes, haben ſchlanke Geſtalten und auffallend edle, feine Züge, mit denen ihre Tracht vollkommen in Einklang iſt; denn dieſe langen, ſchwarzen Röcke, nur mit einem ſchmalen rothen oder blauen Saum, das ſchneeweiße Hemd, welches die Arme bis zum Ellbogen und Buſen und Schultern bis an den Hals bedeckt, das breite ſchwarze Sammetband, welches eng wie eine Binde den Hals umſchließt und durch ſilberne Ketten an das Mieder befeſtigt iſt, haben etwas Einfaches, Züchtiges, Edles, das von ſehr gutem Geſchmack und dem gewöhnlichen bäuriſchen ganz widerſprechend iſt. Volk, Kinder, Wilde lieben grelle, bunte Farben. Frauen, welche ſich einen ſo einfachen Anzug wählten, mußten von ungewöhnlicher Schönheit ſein. Die Frau, welche unter dem Nußbaume ſaß, war es allerdings; demnach hätte man ſie für eine Tochter des Landes halten können, wenn nicht drei Dinge geweſen wären, welche auch das ſchönſte Bauermädchen nicht hat: ein

durchsichtiges, morgenröthliches Colorit, blendend weiße Hände und zarte graziöse Füße. Diese Füße, ihrer Hülle entledigt, standen plätschernd im See und erfrischten sich und die Besitzerin nach einem langen Spaziergange. Sie saß ziemlich schläfrig auf einem Stein, bequem zurückgelehnt an den Stamm des Baumes. Die dunkeln Wimpern verschatteten ihre Augen, und sie schien sich des Schlafes nur dadurch zu erwehren, daß sie ab und an die Fußspitzen im Wasser plätschern ließ.

„Es kommen Leute, Richenza!" sagte ihr Gefährte nach einer Weile.

„Was für Leute?" fragte Richenza, ohne sich zu bewegen.

„Giebt's in diesem Lande andere Leute als Travellers?" entgegnete er.

Richenza zog hastig die Füße aus dem Wasser und versteckte sie unter dem Saum ihres Kleides.

„Nicht doch!" sagte er; „ich irrte mich, es sind Landleute."

„Ah so!" sprach Richenza, und die Füße schlüpften aus ihrem Versteck in den See zurück. „Du mußt mich aber auch nicht necken, lieber Egon."

„Ich erfüllte nur Deinen Auftrag und warnte Dich vor fremden Blicken."

„Aber es verſteht ſich, daß ich dieſer Warnung nur gegen Deines Gleichen bedarf; denn erſtens ſeid Ihr unverſchämter, und zweitens habt Ihr Zeit. Der arme müde Bauersmann hingegen eilt zum Mittageſſen und iſt mit ſeinem Karren, oder ſeiner Laſt, oder ſeinen Ziegen viel zu ſehr beſchäftigt, um nach meinen Füßen zu ſehen."

Einer der vorübergehenden Landleute ſchien Richenza's Behauptung Lügen ſtrafen zu wollen, denn er blieb ſtehen und betrachtete das Paar; indeſſen weniger in der Abſicht, ihre wunderſchönen Füße zu bewundern, als um neugierig zu erſpähen, ob etwa das Mädchen unter dem Baume aus ſeiner Bekanntſchaft ſei. Er konnte aber ihr Geſicht nicht durch die Zweige erkennen, deshalb verließ er den ſchmalen Weg, ſtieg ans Ufer herab und ſetzte ſich zehn Schritte von dem Paare unter einen andern Baum. Da ſah er Richenza, denn ohne ſich im Geringſten zu derangiren, blickte ſie ihm gerade ins Geſicht, kehrte ſich dann zu ihrem Mann und ſprach:

„Der Burſche iſt etwas weniger garſtig, als hier die Männer zu ſein pflegen; ſieh ihn doch an, Egon."

„Er iſt ſogar ungewöhnlich hübſch", ſagte Egon nach flüchtiger Prüfung; „ich denke alle Mädchen von Bönigen müſſen ſich in ihn verlieben."

„Gott!“ ſagte Richenza, „wie hart ſich in einen Menſchen zu verlieben, der nur alle Sonntage ſich den Bart putzt und das Hemde wechſelt! Ich kann es wirklich den hübſchen, ſaubern Mädchen hier zu Lande nicht verargen, wenn ihnen die Reiſenden beſſer gefallen als ihre Dorfgenoſſen.“

„Wäre ich alſo ein Bauer in der Leinwandjacke geweſen, ſo würdeſt Du mich nie beachtet, noch weniger geliebt haben?“

„Deine Schönheit hätte ich beachtet, wie ich ein ſchönes beſtaubtes und geſchwärztes Bild betrachte; denn obgwar ich eine große Vorliebe für reingewaſchene Geſichter und weiße Hände habe, ſo überwindet wirkliche Schönheit doch immer meinen Widerwillen für das Gegentheil. Geliebt aber, mein guter Egon, hätte ich Dich ganz gewiß nicht. Um Dich dazu zu machen, was Du biſt, mußten Erziehung, Gewohnheit, Umgebung, Verhältniſſe ſtattfinden, welche dem Bauer fehlen; ich liebe Dich aber ganz und gar, wie Du biſt, mit all' Deinen kleinen Verwöhnungen, die das raffinirte Leben leicht erzeugt.“

„Du willſt mich durch dieſe Verſicherung tröſten, wie es ſcheint.“

„Ganz und gar nicht! Du würdeſt als Bauer

irgend eine hübſche Grete oder Lieſe geheirathet haben und an keine Richenza denken."

„Ich muß Dir doch geſtehen, daß ich, Egon von Stetten ꝛc. ꝛc., in einigen Thälern Tirols und in Rom Weiber vom Volk geſehen habe, an deren Schönheit zu denken ſehr natürlich war."

„Das bezweifle ich nicht", ſagte Richenza etwas kurz, aber doch lachend; „Ihr vornehmen Männer ſeht in jeder Frau Euer Eigenthum und lauft für einen Kuß zehn Stunden weit."

„Tempi passati!" ſagte Egon gelaſſen.

„Das will ich nicht fürchten", entgegnete Richenza, ſchmeichelnd den Kopf auf ſeine Knie legend.

Er ſtreichelte ihre zarte Wange, die unter der linden Berührung ſich höher färbte, und ſagte:

„Sei ehrlich, Richenza, würdeſt Du dem hübſchen Burſchen da nicht recht gern einen Kuß geben?"

„Nicht um die Welt!" rief ſie, raſch ſich aufrichtend, und tiefes Roth glühte auf ihren Wangen.

„Aber wenn er Dir das Leben gerettet hätte und dieſen Lohn begehrte?"

„Dann würd' ich es thun; denn ein Kuß, der zur Belohnung, zur Gnadenſache erhoben oder erniedrigt wird, hat ſeine Bedeutung verloren. Alſo: ich würde dem Retter meines Lebens einen Kuß

geben, aber unter keiner Bedingung ihm erlauben, mich zu küſſen."

„Und was bedeutet der ſpitzfindige Unterſchied?"

„Sonderbar, daß die feinſten Männer ſo plump ſein können!" ſprach Richenza kopfſchüttelnd. Sie ſah ihren Mann lieblich an und fuhr fort: „Lieber Egon, ich erlaube Dir meine Füße abzutrocknen und zu küſſen." Sie zog die Füße aus dem Waſſer.

Er warf die Cigarre in den See, trocknete mit ſeinem Foulard ihre weichen, ſchmalen Füße, küßte ſie und ſagte:

„Sie ſind marmorkalt! Wenn Du Dir nur nicht Schaden gethan haſt."

Er ſuchte ſie in ſeinen Händen und an ſeinen Lippen zu erwärmen. Dann chauſſirte ſich Richenza und ſprach:

„Nur aus ſolcher Erlaubniß entſpringt Dein Recht auf mich. Ich hoffe, Du haſt das verſtanden, lieber Egon?"

An ſeinem Arme kehrte ſie nach Bönigen zurück.

Der junge Bauer, die unſchuldige Urſache dieſes Geſprächs, hatte ſich durch Richenza's Sprache überzeugt, daß ſie nicht aus der Gegend ſei, denn er hatte kein Wort verſtanden. Neugier feſſelte ihn längſt nicht mehr an ſeinen Platz, ſondern ein tiefes freudiges

Gefühl über die Schönheit der Fremden und darüber, daß ſie die Kleidung ſeines Landes trug. Dadurch war ſie ihm ſo bekannt, ſo vertraut, als habe er ſie ſchon irgendwo geſehen. Er beſann ſich ſo tief auf das Wo, daß er erſchrak, als das Paar den Sitz verließ. Dann ſtand er auf und ging langſam hinterdrein. Noch nie hatte ihm ein Mädchen ſo gut gefallen. Er ging noch langſamer an dem Gaſthofe vorüber, in deſſen Thür Richenza verſchwunden war, hoffend, er werde ſie am Fenſter erblicken. Aber es war drückend heiß, die Sonne machte den See zu einem Spiegel von blendendem Stahl; Egon hatte Richenza's Jalouſien geſchloſſen, und ſie lag auf dem Sopha und ließ ſich von ihm pflegen und liebkoſen. Aloys, ſo hieß der junge Bauer, mußte heimgehen, und wußte auf die Fragen ſeiner Ältern über ſein langes Ausbleiben nichts zu antworten, als daß er ſich am See verſpätet habe. Kaum nahm er ſich Zeit zu eſſen; er wollte die Fremde noch einmal ſehen, bevor ſie abreiſte. Ohne zu überlegen, daß dies ſchwerlich in der heftigſten Hitze geſchehen würde, ging er an den Gaſthof zurück, ſetzte ſich in einen der bedeckten Kähne, welche dort immer zum Gebrauche der Reiſenden ſtationiren, und wartete lange, lange, ſo lange, bis ihm der Muth zu ſinken begann, und bis

er fürchtete, ſie könne doch wol ſchon fort ſein. Da flog plötzlich eine Jalouſie auf und Richenza ſtand im Fenſter. Aloys fuhr zuſammen in freudigem Schreck, und dieſer wiederholte ſich im erhöhten Grade, als ſie nach wenig Augenblicken an der Hand ihres Mannes den Kahn betrat und Aloys fragte, ob er ſie fahren wolle. Er antwortete beklommen, das Boot gehöre ihrem Wirthe, und er wolle die Mädchen rufen, die zu rudern pflegten. Das geſchah, und ein Mädchen foderte Aloys auf, mitzufahren und etwas zu ſingen. Er weigerte ſich aus Beſcheidenheit; er wiſſe nicht, ob es den Fremden recht ſei. Richenza, die nichts von dieſem im berner Dialekt geführten Geſpräch verſtand, fragte auf Franzöſiſch das Mädchen, ob dies etwa ihr Liebhaber ſei, und ob ſie ſich mit ihm zanke; als ſie aber vernahm, er ſei ein guter Sänger, machte ſie ihm ein kurzes befehlendes Zeichen einzuſteigen, und er gehorchte. Das Boot ſtieß ab und glitt mit ſanften Ruderſchlägen durch das Waſſer, das vom Abendwinde gekühlt und gekräuſelt ward. Egon ließ das Verdeck aufrollen, Richenza nahm den Hut ab und zog die Handſchuhe aus, um recht die wohlthätige friſche Luft zu genießen; dann ſah ſie tiefaufathmend ſich um, ſagte aus voller Seele: „Wie ſchön iſt die Welt!“ und dann zu Aloys: „Aber ſingen Sie doch etwas.“

Er hatte nur auf diesen Befehl gewartet und hub an mit einer so selten schönen, reinen Stimme, daß Richenza's Antlitz sich vor Freude verklärte. Doch nicht den armen Sänger blickte sie mit ihren glänzenden Augen an, sondern ihren Mann, weil ihr Herz nur ihm den Ausdruck und den Dank für jede ihrer Freuden gönnte. In einer Pause des Gesangs fragte sie Aloys, wo seine Stimme die Uebung und seltene Biegsamkeit erhalten, und erfuhr, daß der Schulmeister in Bönigen einen Gesangverein gebildet habe, dessen Mitglied er sei. Ein Mädchen fügte hinzu, er habe die schönste Stimme.

„Das glaub' ich gern", sagte Richenza, und Aloys, angefeuert durch den Beifall, sang immer schöner.

Nichts ist lieblicher als Musik auf dem Wasser, als eine klingende Menschenstimme, die mit dem Säuseln des Abendwindes und mit dem Gemurmel der Wellen einen Dreiklang bildet, zu dem der Ruderschlag den Takt angiebt. Das Hineinflüstern der Natur in die Bebungen des wilden, heißen menschlichen Herzens hat etwas unsäglich Calmirendes. Der Schmerz wird zur weichen Trauer, die Leidenschaft zur Sehnsucht umgestimmt, und über Glückliche rieselt die unendliche Melancholie des Glückes herab, welche in der Region der Seelen ein eben so schwer zu deutendes Phänomen

iſt als das Nordlicht in der phyſiſchen Welt. Ueber Richenza's fliegende Seele ſtrömte dieſe namenloſe Melancholie wie Blütenregen herab, und große Thränen hingen ruhig in ihren Augen wie Thautropfen in Blumenkelchen. Sie war wunderbar ſchön. Egon, der ſie umfaßt hielt, drückte ſie feſt an ſeine Bruſt, und Aloys ſchwieg plötzlich, weil er glaubte, ſie weine aus Betrübniß. Sie ſagte gepreßt zu Egon:

„Ich bin nur ſo ſehr glücklich.“ Er verſtand das; Aloys nicht. Aloys grübelte nach, weshalb die ſchöne Frau könne ſo traurig worden ſein, und ward aus ſeinem Nachſinnen, aus ſeinem Mitleid und ſeiner Theilnahme nach fünf Minuten durch ein heiteres Lachen Richenza's geweckt, welche die ganze Beweglichkeit leidenſchaftlicher Charaktere hatte und ſich ſehr darüber amüſirte, daß ihr Handſchuh ins Waſſer gefallen und den haſchenden Rudern entſchlüpft war. Gleich darauf landete das Boot bei dem Dorfe Iſeltwald, dem ſchönſten Punkte des Brienzerſees, wo er kleine, äußerſt maleriſche Buchten macht, an denen Hütten und Gärten zerſtreut liegen, und wo das Land, bald als Halbinſel, bald als felſiges Vorgebirge, immer mit der kräftigſten Bebaumung und den üppigſten Wieſen, in ihn hineindringt. Zu einem dieſer Felſenvorſprünge ſtiegen Egon und Richenza unter Aloys' Lei-

tung hinauf und wurden durch das lieblichſte, wechſelreichſte Waſſer- und Bergpanorama für die Mühe des ſteilen und faſt gefährlichen Pfades belohnt, der ſich in bedeutender Höhe unmittelbar über dem Waſſer ganz ſchmal dahinzog.

Das Herabſteigen von ſolchen Punkten iſt weit unbehaglicher als das Erklimmen derſelben, denn man überſieht die Gefahr jedes Schrittes.

„Nimm Dich in Acht, Richenza!“ warnte Egon.

„Sehr!“ erwiederte ſie. Aber ſie ging unvorſichtig wie Jemand, der nicht an Gefahr glaubt, und doch ſo leicht, daß ſie über dieſelbe hinwegglitt. Aloys war in Bewunderung verſunken, ſie ſo kräftig und gewandt und dabei ſo zart zu ſehen.

„Gieb dem Führer die Hand, Richenza, Du ängſtigſt mich“, ſagte Egon, denn ſie war ſein, und bei dem Eigenthum ängſtigt man ſich über die Möglichkeit des Verluſtes.

„Wenn es Dich beruhigt“, antwortete ſie und gab ihre Hand, deren Handſchuh fortgeſchwommen war, an Aloys.

Dieſe leichte, durchſichtige Hand traf ihn wie ein elektriſcher Schlag. Er hatte kaum den Muth, ſie anzufaſſen, geſchweige denn, ſie feſtzuhalten. Er bebte und ging ſo unſicher wie möglich neben Richenza her.

Sie bemerkte es nicht. Man iſt ſo gleichgültig gegen Gleichgültige, und wie hätte ſie ahnen können, daß der arme Aloys es nicht war? Bei einem Mann aus der Geſellſchaft würde ſie eine ſolche Befangenheit ſogleich wahrgenommen und heimlich oder öffentlich, nach der Eigenthümlichkeit des Mannes, ſich darüber luſtig gemacht haben. Jetzt aber hatte ſie nicht einen einzigen Gedanken für ihren Führer. Auf beſſerem Wege angelangt, ſprach ſie:

„So, ich dank' Ihnen", zog die Hand zurück, wiſchte ſie ab und ging an der Seite ihres Mannes. Aloys trocknete ſich die feuchte Stirn.

Im Boot ſollte er wieder ſingen. Das Herz ſchlug ihm zu heftig, der Athem verſagte, er konnte nicht. Da ſagte Richenza mit ihrer ſüßen Freundlichkeit:

„Sie ſind zu müde heute; aber morgen, nicht wahr?"

Alſo morgen blieb ſie noch! Das Herz wollte ihm vor Freude ſpringen, und in dieſem Jubel jodelte er ſo freudig wie eine ſteigende Lerche.

Als Richenza das Boot verließ, ſagte ſie ihm freundlich: „Gute Nacht!" und Aloys ging, aber keiner guten Nacht entgegen. Er ſchlief nicht eine Viertelſtunde. Das Bild dieſer Frau, ihre Stimme, ihr Lächeln, ihre Hand in der ſeinen, hielt ihn furchterlich wach. Sie

trug die Tracht ſeines Landes, ſie hatte holdſelig ihn angeblickt, eben ſo holdſelig zwei Worte zu ihm geſprochen, ſie hatte ihm die Hand gegeben, ihm, der nichts geſagt, nichts gethan, kaum geblickt hatte; weshalb war ſie ſo freundlich gegen ihn? Hübſche Bauermädchen hatten ihm ſchon unverhohlen ihren Beifall zu erkennen gegeben; doch Aloys, wie manche ganz junge Männer, ungerührt und unbeſiegt, hielt ſich von ihnen in halb ſtolzer, halb ſcheuer Ferne. Jetzt war wol noch Scheu in ihm, doch kein Stolz mehr; dieſe Erſcheinung hatte ihn überwunden.

Richenza, todtmüde von ihren Waſſer- und Landpromenaden, umarmte ihren Mann, ſagte: „Mein lieber Egon, welche ſchöne ſtille Tage verleben wir hier"; legte friedlich den Kopf auf ſeinen Arm und ſchlief vortrefflich.

Sie erwachte bei der Morgendämmerung von einem Geſang unter ihren Fenſtern. Sollte das der Sänger von geſtern oder ein anderer ſein? dachte ſie. Eine prächtige Stimme! aber es iſt wol derſelbe! — Sie ſchlüpfte behend aus dem Bett und öffnete ihr Fenſter, um nach ihm zu ſpähen. Aloys ſaß im verdeckten Boot, wo ſie ihn nicht gleich entdecken konnte; aber er ſah ſie, er ſah ihr friſches, vom Schlaf angeglühtes Geſicht, er ſah, wie der Morgenwind ihr Haar

hob und zerwühlte, er ſah — — nichts mehr; denn Egon, von dieſem kühlen Morgenwind angeweht, erwachte und rief verdrießlich:

„Aber Richenza!“ Sie ſchloß erſchrocken das Fenſter und ſagte:

„Hörſt Du nicht das allerliebſte Schweizerlied?“

„Sehr deutlich; und eben darum brauchſt Du nicht aufzuſtehen und Dich kindiſch zu erkälten.“

„Wie kannſt Du mit mir zanken, böſer Mann!“ ſagte ſie ſo ſchmeichelnd, daß Egon ihr durch tauſend Küſſe nicht bloß ſeine Verzeihung ausdrückte.

Aloys war glücklich! Sein Geſang hatte ſie erweckt, ſie hatte ihn ganz gewiß erkannt, und er hatte ſie geſehen! wie ſchön geſehen! Das Herzklopfen, welches ihn aus dem Bett und aus dem Hauſe getrieben, vertrieb ihn auch jetzt aus dem Boot. Er trieb ſich umher, gelangweilt, ungeduldig. Er wußte gar nicht, womit die Zeit ausfüllen; Alles ſchien ihm ſo öde und nur das Herz übervoll. Es war Sonntag. Er zog ſich an, um mit den Ältern nach Interlachen zu gehen. Die blaue Tuchjacke, der neue Strohhut ſtanden ihm ſehr gut, und das ſonntägliche Hemd, vor welchem Richenza ſolchen Widerwillen ausgeſprochen, ſah blendendweiß unter den kurzen Ermeln der Jacke hervor. Wenn er vorüberging, ſtießen ſich die Mädchen heimlich

an und blickten ihm nach. Er würdigte Keine eines Blickes. Der Gottesdienſt ſchien ihm ſehr lang, und nach deſſen Beendigung mochte er ſich nicht wie ſonſt mit ſeinen Kameraden auf dem Höheweg in Interlachen umhertreiben und neugierig dem Treiben der ſchönen Welt zuſehen — er eilte nach Bönigen zurück.

Richenza hatte durch ihre Wirthsleute erfahren, daß der bewußte Singverein ſehr gut vierſtimmige Sachen ausführe. Sie wollte das hören. Zum Glück kehrte Aloys früh aus der Kirche heim, fand zu Hauſe ein Mädchen aus dem Gaſthof mit dieſem Auftrag, trieb die Sänger und Sängerinnen zuſammen und erfüllte ſchleunigſt Richenza's Begehr. In der ſogenannten Laube, der hölzernen, mit Fenſtern geſchloſſenen Gallerie des Wirthshauſes, fand das Concert ſtatt, das in vierſtimmigen weltlichen und geiſtlichen Liedern beſtand, die glockenrein, von ſchönen kräftigen Stimmen, aber ganz ſeelenlos vorgetragen wurden. Aloys, der Einzige, dem nicht blos die Kehle, ſondern auch das Herz vibrirte, konnte nicht die Maſſe durchdringen. Egon ließ den Sängern Wein geben, um ſie zu erfriſchen und anzufeuern, und als er zuletzt an Aloys die Belohnung bot, welche in dieſer Gegend Niemand ſo leicht zurückweiſt, machte der eine abwehrende Bewegung und zeigte auf eins der Mädchen. Egon

glaubte, ſie ſei die Vorſteherin, und gab es ihr ſehr ruhig; aber Aloys verhielt mühſam ſeinen Grimm. Da trat Richenza zu ihm, ohne zu ahnen, wie er ſich verletzt fühlte; nur um ihm etwas Lobendes zu ſagen, ſprach ſie:

„Wenn Sie ganz allein ſingen, gefällt es mir am allerbeſten.“

Weg war ſein Unwille! Er drehte verlegen den Hut, aber ſprechen konnte er nicht. Alle ſeine Fähigkeiten concentrirten ſich im Schlage ſeines Herzens. Nur als Richenza fragte:

„Können Sie heut Abend mit zum Gießbach fahren?“ nahm er alle Kraft zuſammen und brachte heraus:

„Ja.“

Wie freute er ſich auf den Abend! Der Gießbach iſt am andern Ende des Sees. Einige Stunden ſind erfoderlich, um hin und her zu fahren, und während all' dieſer Stunden ſollte er ſie ſehen. Vielleicht würde ſie zum Waſſerfall hinaufſteigen und ſich wieder auf ihn ſtützen. Dann wollte er nicht ſo ſcheu ſein, dreiſt ihre Hand faſſen, ſie am Arm halten — er ſchloß die Augen, ſein armer Kopf wirbelte wie im Delirium.

„Egon“, ſagte Richenza, „ſuche doch, bitte, aus Deinem Gelde einen Dukaten hervor; ich will heute unſern Sänger belohnen.“

Als die Sonne zu ſinken begann, war das Boot bereit und Aloys wartete längſt. Richenza hatte auf ihren Strohhut einen Strauß von duftender Erbſenblüte geſteckt und blickte ſo friſch und fröhlich darunter hervor, daß Egon, als er ihr ins Boot half, ſagte:

„Du biſt unerhört hübſch in dieſer Bauertracht.“

„Deshalb trag ich ſie ja“, entgegnete ſie luſtig.

„Du wirſt die Eroberung ſämmtlicher Bauerburſchen des berner Oberlandes machen“, ſagte er neckend.

„Dann zieh' ich ſie aus!“ rief ſie und umfaßte ſeinen Arm.

Wieder ſchwammen ſie Hand in Hand und Aug' in Auge durch die ſchillernde Flut; wieder ſang Aloys in Liebesliedern die Glut und Sehnſucht ſeines erwachten Herzens aus, und wieder drängte ſich Richenza mit der ganzen Fülle des ihren an den geliebten Mann.

Sie ſtiegen beim Gießbach, der in verſchiedenen Abſtufungen in den See ſtürzt, nur bis zu dem Sturz herauf, welcher ſo ſeltſam fällt, daß man zwiſchen dem Waſſerfall und dem Felſen wie in einer Kryſtallgrotte ſteht, und Aloys' Hoffnung, Richenza zu führen, blieb unerfüllt; Egon ließ ſie nicht von ſeiner Hand. Die getäuſchte Hoffnung ſetzte ſich nun in einen brennenden

Wunſch um, und als ſie beim Boot wieder angelangt waren und der Wunſch nicht erfüllt war, faßte Aloys ohne Weiteres einen Entſchluß, und Richenza umſchlingend hob er ſie hinein.

„Der Menſch iſt allzu dienſtfertig", murmelte ſie verdrießlich.

„Warum wendet Ihr nicht?" fragte Aloys die rudernden Mädchen.

„Die Herrſchaft fährt nach Brienz und geht morgen über den Brünig", lautete die Antwort, welche ſeine Wangen mit Leichenbläſſe überzog. Zum Glück dunkelte es bereits. Alſo ſie ging, und er ſah ſie nicht wieder! Alles Blut ſtieg ihm in die Bruſt, er hätte in den See ſpringen mögen. Aus Verzweiflung fing er an zu ſingen — ein bekanntes Liedchen, worin der Sänger um einen Kuß bittet.

„Gebt ihm doch einen Kuß, Ihr Mädchen", ſagte Egon. Aber ſie ſchüttelten lächelnd den Kopf, und Aloys ward wie vom Blitz durch den Gedanken berührt, daß ſie ihm in einem Kuß den Sängerlohn zahlen ſollte. Woher er die Kraft zu dieſer Bitte nehmen werde, wußte er noch nicht; der letzte Augenblick ſollte ſie ihm geben.

Man landete. Egon bezahlte die Mädchen. Richenza ließ ſich den Dukaten geben, und ehe Aloys

sich besinnen konnte, nahm sie seine Hand, legte das Goldstück hinein, sagte freundlich:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir so hübsche Lieder vorgesungen haben", hing sich an den Arm ihres Mannes und verschwand vor seinen sich verdunkelnden Augen. Es brauste ihm im Kopf; er sank ohnmächtig nieder. Dieser totalen Ebbe aller Wünsche, aller Empfindungen, aller Sinne war er nicht stark genug zu widerstehen. Die Mädchen besprengten ihn halb mitleidig, halb muthwillig mit Wasser und fuhren den Ermatteten nach Bönigen zurück.

Richenza sagte zu ihrem Mann:

„Morgen werden wir sehen, was es am Vierwaldstädtersee giebt"; und nach einer Pause setzte sie hinzu: „Man kann sich doch viel Vergnügen für einen Dukaten machen."

Der Dom.

Im Lauterbrunnenthale
War ich wie oftmals ſchon
Und ſah im roſigen Strahle
Der Jungfrau Felſenthron.

Mit Adlerhäupten ſtehen
Die Felſen ſich zugewandt,
Und fliehende Waſſer wehen
Herab von ſchroffer Wand.

Als kleine Bäche ſchießen
Eidechſengleich ſie hin,
Und duftende Blumen ſprießen
Aus friſchem Wieſengrün.

Mit ſtillen niedern Hütten
Iſt auch das Thal belebt,
Aus deſſen grüner Mitten
Ein Kirchlein ſich erhebt.

Wozu das Kirchlein dorten?
Iſt nicht das Thal ein Dom
Mit ewig offnen Pforten,
Mit ewigem Weihraucharom?

Herrſcht nicht der ſtille Friede,
Geſuchet nah und fern,
Tief in der Thebaide,
Durchweht vom Geiſt des Herrn?

Warum gehe ich nicht auch nach Mailand zur Kaiſerkrönung, wie doch jetzt alle Welt thut? Warum ſchweife ich in den Bergen und Thälern der Schweiz umher und verſäume die Gelegenheit, etwas Seltenes und Merkwürdiges zu ſehen und zu beſchreiben? Ach, ich habe kein Talent für das Handwerk, das jetzt Mode iſt, für das Buchſchreiberhandwerk. Wie die Geſellen von Stadt zu Stadt wandern, um neue Formen von Tiſchen und neue Schnitte von Röcken zu ſehen und heimzubringen, ſo zieht man heutzutage in die Fremde, weniger in der Abſicht ihre Eigenthümlichkeit zu betrachten, ihre Herrlichkeit zu bewundern, als um Alles zu beſchreiben und ein recht amüſantes Buch davon zu liefern. Man geht auf die Jagd von Novellen- und Reiſeſkizzen- oder Reiſebilderſtoff, denn dieſer Schnitt iſt die Mode des Tages. Man fügt ſich ihr ſklaviſch. Vornehm, nach Luſt und Laune ſchreibt Niemand, ſondern das Penſum wird heruntergearbeitet, zuweilen verdrießlich, eben weil es ein Pen-

ſum iſt, zuweilen übermüthig, damit wenigſtens der haut goût nicht fehle, wenn auch der gute Geſchmack fehlt. Jules Janin iſt nach Italien geſchickt, eigens um die ganze Kaiſerkrönung zu beſchreiben. Gewiß wird man in Deutſchland dieſem Vorbild gefolgt ſein, und à l'heure qu'il est ſitzen einige berühmte Beſchreiber in Mailand, mit ſcharfem Blick und geſpitzter Feder, und paſſen heftig auf. Uralte, heilige, aus einem Nagel des Kreuzes geſchmiedete lombardiſche Krone, mit deinem Wahlſpruch: „Dio me la diede, guai che la tocca“, biſt du auch etwas verjährt! Es hat Niemand dieſen Glauben mehr; und nur aus ihm ging das Selbſtbewußtſein, der ruhige Stolz hervor, welche jenen Spruch nicht zum leeren Wortgepränge machen. Jetzt iſt man nicht mehr ſtolz wie die Kraft, ſondern hochmüthig wie die Schwäche. Als das vierzehnte Jahrhundert aufging, da war der Ruf zum heiligen Grabe verhallt, der Minneſang verſtummt, der Glanz von Deutſchlands Kaiſerkrone und die Heiligkeit von der Tiare gewichen, das altkatholiſche Dogma angetaſtet: da wich der Glaube, mit ihm die Einheit, mit ihr die Kraft. Oſtentation giebt es noch, aber keine gediegene Pracht mehr; dieſe iſt abſichtslos, jene hat ihre Zwecke. Mit Oſtentation wird eine Kaiſerkrönung abgehalten; daher blendet ſie höchſtens einen Augen-

blick, ſie ergreift nicht die Gemüther, und Diejenigen, welche noch wirklich eine Andacht zu ihr haben, finden einen kläglichen Tod, wie die treuen, heitern Zillerthaler. O, wenn doch das Spiel mit den Kronen unterbliebe! ſie haben kein Glück mehr.

Auf meinen Streifzügen kam ich plötzlich wieder an den Rhein, den ich für lange Zeit verlaſſen zu haben glaubte; aber da er durch Graubündten fließt, oder vielmehr, da Graubündten ſein Bett iſt, ſo war er freilich dort nicht zu vermeiden. Er drückt dem Lande ſeine Phyſiognomie auf, die durchaus verſchieden iſt von der der übrigen Schweiz: feudaliſtiſch-germaniſch. Vielleicht lieb' ich ihn darum ſo. Jede ſtark ausgeprägte Phyſiognomie iſt intereſſant, weil ſie originell iſt, weil ſie von einem ihr eigenthümlichen Charakter zeugt. Menſchen, Epochen, Länder ohne Phyſiognomie ſind fade und nüchtern; man vergißt ſie. Der Rhein, ſo weit ich ihn kenne, von dem Fall der Roffla in Graubündten bis Köln, iſt romantiſch-mittelalterlich durch die Geſchichte, durch die Kunſt, durch die Erinnerungen, welche an ſeinen Ufern Denkmale zurückgelaſſen haben. Schönere Ruinen und in größerer Menge als in den Thälern von Domleſchg und Schams, zwiſchen Chur und dem Splügen ſind nicht zu finden. Zum Theil ſieht man auch noch alte, bewohnte Schlöſſer

mit ſtolzen Namen längſt untergegangener großer Familien, wie Räzüns, das irgend ein wohlhabender Mann billig gekauft hat und friedlich darin ſeinem Gewerbe, oder Geſchäfte, oder Vergnügen nachgeht. Die Urahnin all' dieſer Ruinen iſt das Adlerneſt Hohenrhätien oder Realta, die wie ein Wartthurm unfern des Eingangs der Via mala liegt. Aus vorrömiſcher Zeit, von Thusciern, die in die rhätiſchen Alpen gedrängt wurden, ſoll ſie ſtammen. Ihre maleriſche Schönheit gewinnt zwar keinen neuen Reiz durch dieſe Mitgift der Jahrtauſende; allein ich habe einen unwillkürlichen, ſehr altmodiſchen Reſpect vor Allem, was ſo eingerichtet iſt, daß es den Tag von geſtern und von morgen überdauert. Es iſt ſo wunderbar fremdartig in unſerer zukunftloſen, nur für den gegenwärtigen Gebrauch und Genuß ſich abarbeitenden Zeit!

Eine Menge Dorfſchaften liegen verſtreut um dieſe Schlöſſer wie Heerden um den Hirten. Jetzt, wo Jedermann hübſch vereinzelt iſt — frei, wie die Modeſprache es nennt —, taugt der Vergleich nicht. Die Heerden haben ſich emancipirt — wieder um das Modewort zu brauchen —, haben geſagt: „Wir dienen dem Hirten, wir wollen ihm nicht dienen, denn wir brauchen ihn nicht; wir können uns ſelbſt beſchützen; Bären und Wölfe, gegen die er uns ehedem beſchützte,

giebt es nicht mehr.“ Und ſo beſchützt man ſich denn ſelbſt; ungefähr wie Kain: Jedermanns Hand wider ihn und ſeine Hand wider Jedermann. Dieſen Eindruck machen aber die Landſchaften gar nicht, ſie haben den alten Charakter bewahrt. Ueber den Erdboden müſſen mehr Generationen hingehen als über die bewegliche Menſchenſeele, um ihm ſein angeſtammtes Gepräge zu nehmen.

Einigen Thälern Graubündtens eigenthümlich iſt, daß die Gemeinen drei Dörfer beſitzen, worin ſie abwechſelnd wohnen. Im Winter am Fuß des Berges, im Frühling und Herbſt an deſſen Abhang, im Sommer auf der Höhe. Viehzucht, ihr Haupterwerb, giebt ihnen dieſe nomadiſche Lebensweiſe, und ſtatt wie in der Schweiz und Tirol die Sennen mit dem Vieh auf die Alpen zu ſchicken, findet man es hier bequemer, daß die ganze Gemeine mit Weib und Kind, mit Pfarrer und Vorſteher von Dorf zu Dorf ziehe. Im Thal von Schams z. B. findet dies ſtatt. Es liegt am Fuße des Splügen; jenſeits — Como, Mailand, mit Krönungsfeſten. Ich kehrte eilig um und fuhr in einem Zug faſt bis zum entgegengeſetzten Ende der Schweiz, nach Zürich.

Ich liebe nicht Zürich; es ſieht aus plebejiſch wie eine Krämerſtadt — Dank der modernen oberflächli-

chen Eleganz! wie ein derber Handwerker mit hellgelben Handschuhen. Auf dem Lindenhof stand in uralten Zeiten eine kaiserliche Pfalz; es ist aber keine Spur von ihr vorhanden. Man ist jetzt sehr bemüht, alle Spuren des Alterthums zu verwischen: die Wälle werden planirt; der alte Wellenberg — ein Gefängnißthurm mitten im Ausfluß der Reuß aus dem See — ist abgebrochen. Der Münster, von Karl dem Großen erbaut, steht recht imposant da; aber im Innern herrscht die schauerliche Öde der reformirten Kirchen, welche alle aussehen, als wollten sie dem lieben Gott beweisen, welche thörichte Verschwendung er getrieben, als er die Erde so reich geschmückt hat.

Den Zusammenhang des Baustyls der Kirchen mit dem Gang der christlichen Kirche wahrzunehmen, ist mir außerordentlich interessant. Die vier großen Epochen derselben bis zur Reformation sind in vier Kirchen der Schweiz gleichsam in Stein geprägt. Die Kirche in Chur aus dem fünften Jahrhundert — nämlich der unterirdische Theil derselben, die Krypta — ist die christliche Kirche in der Wiege, eng, gedrückt, beschränkt, aber schon felsenfest mit ihren niedrigen Rundbogengewölben. Der Münster in Zürich, aus dem neunten Jahrhundert, zeigt, wie sie sich stark und kräftig aus der Unterdrückung hervorgehoben und festen Fuß in der

Welt gefaßt hat. Es iſt noch der Rundbogen, aber aus ſeiner Höhle hinaus und über die Erde hinweg gewölbt; jedoch ungeſchmückt noch, ſchlicht, auf Ausbreitung bedacht, nicht auf Schönheit. Die Kathedrale in Lauſanne, im Jahr 1000 vom Biſchof Heinrich geſtiftet, iſt die chriſtliche Kirche, glorreich, triumphirend, die ihre verachteten Märtyrer zu glänzenden Heiligen verklärt, die kühn und ſiegesfreudig den demüthigen Rundbogen auf den himmelanſtrebenden Spitzbogen ſtellt und ſomit ihren dunkeln Urſprung zu ihrer Krone macht. Dieſe Kathedrale iſt durch die Harmonie ihrer Verhältniſſe und die unglaublich glückliche Verbindung des gothiſchen und byzantiniſchen Styls wie ein Mirakel, das die Seele ganz freudig und gläubig ſtimmt. In ihrem Aeußern aber herrſcht nichts von dieſer lichtvollen Klarheit; da iſt ſo viel angebaut, überbaut, wiedergebaut, daß unwiſſende Leute, wie ich, ganz wundervoll überraſcht ſind, mitten in der Steinmaſſe ſolchen Diamant zu finden. Der Münſter zu Bern, 1420 begonnen, am Schluß des Jahrhunderts vollendet, bis auf den plötzlich abgebrochenen Thurm, iſt die chriſtliche Kirche, die durch Pomp und Schmuck erſetzen möchte, was ihr an Kraft, Hoheit und Andacht fehlt. Es iſt keine Begeiſterung mehr da, der Spitzbogen hat nicht mehr den rechten Schwung, das Ge-

bäude ſieht aus wie in die Erde geſunken, weil er zu breit iſt; oder er iſt verletzend ſpitz, wie beim ulmer Münſter, deſſen Bau zugleich mit dem des Berner Münſters von Mathias Enſinger und ſeinem Sohne Vincenz geleitet ſein ſoll — kurz, es fehlt der Flügel des Glaubens. Das Äußere hingegen, Portal, Gallerien, Fenſterroſen und Kreuze, Säulchen über den Strebpfeilern ſind Mirakel der Steinmetzarbeit, reich und ſchön in Zeichnung und Ausführung. Damit kann man ſich amüſiren, nicht erbauen.

Nach der Reformation, oder eigentlich mit ihr, begann die neue Aera mit dem Styl der Renaissance; denn die Wiſſenſchaft grub das Alterthum aus ſeinem Schutte und lehrte — nachahmen. Man baute lieber wie die Griechen und Römer als wie die Pfaffen und Finſterlinge des Mittelalters. Die angetaſtete katholiſche Kirche hatte ihr Gleichgewicht verloren. Die Jeſuiten und Theatiner gaben ſich unſägliche Mühe, dies zu verbergen; ihre prächtigen Kirchen ſollten es beweiſen. Was ich bis jetzt davon in Deutſchland geſehen, war mir ganz unbehaglich, kam mir vor wie eine Lockung, nicht wie eine Ueberzeugung. Ich mag nicht, daß Engel wie Liebesgötter ausſehen, und daß üppige Roſenkränze über dem Kreuz ſchweben. Und ſeltſam üppig ſehen ſie aus,

dieſe Jeſuiten- und Theatinerkirchen. Die aber, welche von Proteſtanten nach der Reformation gebaut ſind, ſind nicht minder weltlich, nur in anderer Art. Man weiß nicht, ob in dieſen Sälen ein Concert gegeben, oder ein naturhiſtoriſches Collegium geleſen, oder eine Abhandlung über irgend einen theologiſchen Gegenſtand vorgetragen werden ſoll. Übrigens iſt es gewiß ſehr wahr, daß man eine Predigt mit demſelben Effect in einem Saal und in einer Kirche hören kann, und das finden die Stifter der Conventikel wol auch.

Es iſt möglich, daß Architekten und Theologen durch ihre Wiſſenſchaft ganz andere Dinge aus jenen Kirchen herausleſen und beweiſen dürften; aber ich bin ſo ungelehrt, daß ich mit meinen eigenen Gedanken denken und auf meine Weiſe Betrachtungen machen muß, was mich auch weit beſſer unterhält, als wenn ich aufſchriebe, was Andere dabei gedacht haben.

Um mich von Zürich zu erholen, ging ich nach Luzern. Mit ſeinen Kirchen, ſeinen bedeckten Brücken, in welchen die ganze bibliſche und viele Heiligen- und vaterländiſche Geſchichten ſehr ſchlecht gemalt ſind, mit ſeinen crenelirten Mauern, die wunderlich hoch über den Berg klettern, mit ſeinen alten Thürmen in und um der Stadt liegt es äußerſt maleriſch an dem ſchönen, romantiſchen Vierwaldſtädterſee. Luzern hat

ein Kunſtwerk, welches nach meinem Geſchmack eines der ſchönſten der neuen Zeit iſt: den Löwen, der zum Andenken der Schweizer vom 10. Auguſt 1792 in den Felſen gehauen iſt. Thorwaldſen hat es erdacht und modellirt — wie ſich von ſelbſt verſteht, möchte ich ſagen; denn wo es gilt, ein glorreiches Andenken durch die bildende Kunſt zu ehren, da muß Thorwaldſen das Denkmal erfinden. Als man von ihm gewünſcht hat, er möge es ſelbſt ausführen, hat er geantwortet: dazu gebreche es ihm an Zeit, aber in Conſtanz wohne ein Mann, Lukas Ahorn, ſein ehemaliger Schüler, der werde es gut ausarbeiten. So wendete man ſich denn an Lukas Ahorn, und für einen brabanter Thaler täglich und freie Koſt, verdingt wie ein Taglöhner, demüthig wie ein alter großer Meiſter aus früherer Zeit, vollendete Lukas Ahorn in achtzehn Monaten dies groſſe Werk und meißelte in die freie Felſenwand die Höhle mit dem ſterbenden Löwen hinein.

Da, auf dem Lilienſchilde, da liegt der alte Leu,
Nicht achtend ſeiner Wunden, hält er's im Tod noch treu;
Wol ward dies Schild zertrümmert, er achtet deſſen nicht,
Stolz auf den Trümmern ſterben iſt hoher Treue Pflicht.

Und was des Todes Grauen und ſeine Schmerzen ſtillt,
Das iſt vor ſeinen Augen hoch das Helvetierſchild;
Der Ruhm, die Ehre ſtrahlen unangetaſtet, rein —
Der alte Leu kann ſterben, er büßt nur das Leben ein.

Wohl ihm, daß er geſtorben, daß er die Schmach nicht ſieht,
Die über Schweizerlande in Fremdlingskleidern zieht!
Wohl ihm, daß eine Glorie ſein Grab umkränzet hehr,
Sollt' er ſie jetzt verdienen, es würd' ihm allzu ſchwer.

O Land, wo einſt die Freiheit ſo licht ihr Aug' erhob
Und aus der eignen Größe ein Diadem ſich wob,
Du drückſt die Narrenkappe der Göttin auf das Haupt,
Nachdem mit thörigen Händen den Kranz du ihr geraubt.

O Land, in deinem Kopfe ſpukt böſe Krankheit dir
Und deine Sinne lähmet ſie über die Gebühr;
Du ſpäheſt, wo die Krankheit und wo die Heilung ſei?
O mache dich vom Schwindel der falſchen Freiheit frei.

Wenn, jenem Schild nachfragend, wovor ſein Auge brach,
Das er ſo rein gelaſſen — der Löwe würde wach,
Was würde deine Antwort auf ſeinen Vorwurf ſein?
„Wie kann der Leu erwachen? er iſt ja nur von Stein!"

In Genua.

Was ich gewollt hab', das hab' ich erreicht,
Eh' noch der Stern meines Lebens erbleicht;
Was ich gewünscht hab', das hab' ich erlangt,
Eh' vor Erfüllung die Seele erbangt;
Was ich ersehnt hab', das ist jetzo da,
Wie es mich lieblich im Traume ansah:
Brausendes Herz, nun genieße dein Glück,
Hell liegt Italien vor deinem Blick.

Aber das ſag' ich erſt, nachdem ich den Apennin überſchritten. Der immenſe lombardiſche Küchengarten, das elegante Mailand — ſind nicht Italien; dergleichen kann man überall ſehen! Der Comerſee, deſſen Gleichen man freilich in der Welt nicht ſieht, iſt aber auch nicht Italien, ſondern ein europäiſches Thal von Kaſchmir, ein occidentaliſcher Garten Eden, ganz Ruhe, ganz Friede, ganz ſüße, weiche Lieblichkeit, das ſchönſte Weiberantlitz, undurchfurcht von Leidenſchaft, von tiefen Gedanken, von ſchweren Erinnerungen, unwiſſend über tragiſche Schickſale. Und eben darum iſt der Comerſee nicht Italien! O, in der Barke zu liegen und von einem Ufer zum andern zu gleiten, und ein holdſeliges Bild von einem noch holdſeligern verdrängt zu ſehen, ohne Ende, gleich einem Märchen der Scheherezade; die reizenden Villen, die wie Odaliſken hinter glänzenden Gittern ſtehen und lächeln und winken; die Waſſerfälle in

dunkeln Grotten, wo zur ſtillen Nachtzeit der Seegott die geliebte Najade beſucht; die Dörfer, welche ſo ſchroff auf den grünen, ſteilen Bergabhängen liegen, als wollten ſie, wie kühne Schwimmer, ſich in den See ſtürzen; das Lorbeer-, Feigen- und Myrtengeſträuch, das von der Felſenwand in die Fluth hängt und plätſchert, überragt von dem zarten Ölbaum und der dunkeln, träumeriſch in ſich geſchmiegten Cypreſſe, über die ſich, noch eine Stufe höher, der Nuß- und Kaſtanienbaum erheben — das verdient den Wunſch eines Lebens! Was kann ich vom Lago maggiore nach dem Comerſee ſagen? Er machte mir unglaubliche Freude, wie der Brief eines Freundes, der mir ſeine nahe Ankunft verkündet; aber ſchön iſt er nur noch in Beſchreibungen von Leuten, die ihn niemals geſehen, wie in Jean Paul's „Titan" — vielleicht weil bei ihm die Phantaſie Spielraum zur Ausſchmückung hat; am Comerſee nicht mehr.

Von Mailand ſchweig' ich; ich bin erbittert gegen Mailand. Man hatte zur Krönung des Kaiſers die Kathedrale in ein gemeines Opernhaus voll kläglicher Lumpendecorationen verwandelt, brauchte Wochen, um all den Plunder herauszuſchaffen, verſagte den Eintritt oder, wenn man ihn dem Fremden erlaubte, verdarb ihm den erſten, den entſcheidenden Eindruck durch

dieſen Wuſt von Ungeſchmack, Lärm und Hantierung. Ich begreife, daß es der Kaiſerin Katharine auf ihrer famöſen Reiſe nach Taurien viel Vergnügen machen mußte, Wüſten durch Dörfer von Pappe belebt zu ſehen; aber ich kann mir nicht vorſtellen, daß Kaiſer Ferdinand große Freude gehabt hat, ſtatt eines Marmortempels eine hölzerne Halle zu ſehen, in welcher pappene lombardiſche Könige ſtanden. Nun, mir hat die ganze Kathedrale, Material und deſſen Verarbeitung ausgenommen, nicht recht gefallen; aber wenn ich auf dem Marmordach zwiſchen Statuen umherging wie in einem Muſeum, ſo war ich doch ganz geblendet, vergaß die Geſchmackloſigkeiten und Irregularitäten, welche die vier und ein halb Jahrhunderte des Baues über ihn gebracht, und dachte, dieſe Kathedrale ſei ein phantaſtiſcher Charakter, dem man ſeine Fehler zugute halten müſſe wegen ſeiner ſtrahlenden Schönheiten. Dieſe Dachpromenade hat mir herrlich gefallen, iſt ganz ungenirt wie jede andere. Elegante Damen gingen da herum, Kinder, Volk, deutſche Studenten, blickend, plaudernd, kritiſirend und admirirend, weltlich neugierig. Dieſem Weltlichkeitscharakter ſchreib' ich zu, daß ich droben in eine Übertretung der zehn Gebote verfiel. Ich log. Zwei Reiſende kamen, Deutſche, ſprachen dies und das; endlich

fragte der Eine, wen die vergoldete Statue auf der höchſten Thurmſpitze vorſtelle, und ich ſagte: den Schutzheiligen von Mailand, St.-Ambroſius; worauf ſich der Herr ſehr bedankte für die Erklärung. Das war aber nur meine Vorausſetzung. Später erfuhr ich, es ſei die heilige Jungfrau. Wer jene beiden Herren waren, weiß ich nicht. Sollten ſie dies leſen, ſo werden ſie es wol wiſſen.

Viel tiefern Eindruck als der ſtolze Marmordom, den Johann Galeaz Visconti in der Angſt ſeines beladenen, gefolterten Gewiſſens 1386 beginnen ließ, hat die alte, abgelegene, demüthige Kirche St.-Ambroſio auf mich gemacht. Da ſind noch die Thüren von Cedernholz, mit einem Drahtnetz überflochten, die der Erzbiſchof Ambroſius vor dem Kaiſer Theodoſius ſchloß, als der vom Blutbad zu Theſſalonich heimkehrte und die Kirche beſuchen wollte. In dieſem Raum iſt zuerſt das Lied erſchallt, das ſeinen Namen unſterblich machen würde, wenn er auch kein Heiliger geworden wäre: der ambroſianiſche Lobgeſang. Hier ſtand der — damals noch nicht heilige — Auguſtin, mit ſeinem flammenden Herzen, wotan Himmel und Hölle riſſen, durſtend nach ewiger Liebe bis zum Verſchmachten; „car on veut trouver la vie dans ce qu'on aime!“ ſpricht er mit lodernder Sehnſucht, die

nie, nie befriedigt war, bis hier das Wort des Ambrosius ihn andonnerte und seine ruhelose Seele die Ruhe in Gott fand. Ach, wenn ich einen Ambrosius zu finden wüßte, so wollt' ich ja gern wie Augustin aus einem Welttheil nach dem andern schiffen! Aber die Heiligen haben sich zurückgezogen von der kalten, spöttelnden Welt, und es giebt wol Lehrer genug und Schriftgelehrte, aber keine Heiligen und Propheten mehr und die Welt glaubt ihnen entwachsen zu sein, und ist doch nur ihrer unwürdig.

Es darf sich Niemand einfallen lassen, diese Blätter als einen guide durch Italien zu betrachten. Ich spreche nur von den Dingen, die mich frappirt haben, und dazu gehören die Stätten, wo Erinnerungen an große Menschen und Thaten mich wie Bienen umsummen. Mein Kopf ist ein portatives Kirchlein voller Altäre; treffe ich auf irgend Einen aus jener großen Gemeinschaft der Heiligen aller Zeiten, so zünd' ich ihm gern seine Kerze an; das ist meine Liebhaberei. Und darum muß ich doch ein Wort von dem Schönsten sagen, das Mailand besitzt. Das ist nicht sein schwerfälliger Arco della pace, wo oben die zehn Pferde der Victorien keinen Raum haben und unten der wiener Congreß und die heilige Allianz zu schauen sind, womit man schon so herzlich übersättigt ist;

das iſt nicht ſein deliciöſes Bildchen lo Sposalizio, worauf der zwanzigjährige Rafael wie auf einer goldenen Stufe zu ſeinem Thron emporſtieg; das iſt nicht dies oder das, ſondern das Eine, das Unvergleichliche, das Unnachahmliche: da Vinci's Nachtmahl, dieſe himmliſche Ruine, die nach und nach von der Welt verſchwindet, ohne daß auch nur ein Schatten ihrer Herrlichkeit zurückbliebe. Und ich geſteh' es — das freut mich! Ja, es freut mich, daß das Werk, welches ein Unſterblicher in einem Moment der Begeiſterung ſchuf, einer Region angehört, die dem Menſchenwitz mit ſeiner Kunſtfertigkeit und ſeiner Ausdauer, und wie ſeine Tugenden heißen mögen, unzugänglich iſt. So etwas hat Einer Einmal gemacht, und dann wird es nie wieder gemacht. Und als es in ſeiner Vollkommenheit in der Welt war, da haben Stupidität und Rohheit es mißkannt und mißhandelt. Muß denn alle Größe ein und daſſelbe Schickſal haben? Nun geht dies Bild unter, unrettbar, und wer ſich von dem himmliſchen Chriſtusantlitz die Seele will anſtralen laſſen, der eile! denn gerade an dieſem Kopf leiden Griffel und Meißel und Pinſel einen troſtloſen Schiffbruch.

Eine Novelle.

In Mailand lebte einſt ein junger Mann, Namens Signor Luigi, vornehm, reich, hübſch — ſehr hübſch, mit länglichen, dunkeln Augen, ſcharfgeſchnittenen Lippen und einem ſo ſchönen ſchwarzen Barte, wie er auf den Portraits von italieniſchen Meiſtern gefunden wird. Man ſollte meinen, alle Frauen könnten nichts Beſſeres verlangen, als ſich in Signor Luigi zu verlieben. Keineswegs! Signor Luigi hatte einen Fehler. — Einen Fehler! ruft man; einen einzigen Fehler? guter Himmel, das iſt ſehr wenig für einen reichen, vornehmen, ſchönen Mann! — Aber ein Fehler, der den Frauen unerträglich iſt — Signor Luigi war eiferſüchtig. Das verträgt keine Frau! Giebt ſie nicht Veranlaſſung zur Eiferſucht, ſo grämt ſie ſich über den Mangel an Vertrauen und den beſtändigen Hader und wird widerwillig geſinnt; und

giebt ſie Veranlaſſung dazu, ſo wird ihr der Eiferſüchtige lächerlich, und einen lächerlichen Mann hat noch Keine geliebt.

Alſo der arme Signor Luigi war mit dieſem großen Fehler behaftet und hatte dabei ein ſo heißes, leidenſchaftliches, liebedurſtendes Herz, daß er die größten Qualen dadurch litt, weil immer ſeine mistrauiſchen Gedanken — zu denen er übrigens immer vollkommen berechtigt war — ihn mitten in ſeinem Liebesglück überfielen und ihn nach drei Tagen mit dem Gegenſtande ſeiner Anbetung entzweiten. Und nun wollte gar jene ſeltſame, unergründliche Macht, welche die Herzen lenkt, daß er ſich aufs heftigſte verliebe in die Simonetta — die reizende, liebliche Sängerin Simonetta.

Wie ſie verführeriſch war mit ihren goldbraunen Locken und ſchillernden Augen, mit ihren roſigen Lippen und ſchneeweißen Armen, mit den flötenden, zitternden, goldenen Tönen, die aus ihrer zierlichen Kehle quollen, ihren Buſen wallen machten und mit ihm den ihrer ſämmtlichen Zuhörer — welche Alle ihre Anbeter waren und ihre Liebhaber zu ſein wünſchten. Welch eine Stille auf den Tauſenden lag, wenn ſie ſang, und welch ein Beifallsorkan losbrach, ſobald ſie ausgeſungen! Die Mitſänger brauch-

ten ſich nicht anzuſtrengen — die Simonetta allein beſchäftigte das Publicum, und es betrachtete jene nur als die nothwendigen Pauſen, in denen die Simonetta ſich erholen müſſe.

Aber größer faſt als in der Oper waren Neugier, Beifall und Entzücken, wenn ſie auf der Straße oder Promenade am Arm eines Verehrers erſchien. Irgend Jemand von den zahlloſen Nichtsthuern einer großen Stadt erkannte ſie zuerſt, rief: „Die Simonetta!“ machte einen langen Schritt und ging hinter ihr drein. Und von Mund zu Mund flog ihr Name, alle Augen wendeten ſich ihr zu, wer ſein Geſchäft aufſchieben konnte, oder wer ſo glücklich war, keins zu haben, folgte ihr nach, bewunderte ihre Anmuth, ſuchte einen Blick, ein Lächeln, ein Wort von ihr zu erhaſchen und rühmte ſich deſſen; kurz, die Huldigung, welche Fürſtinnen empfangen, weil ſie eine Krone tragen, empfing die Simonetta lediglich dafür — daß ſie die Simonetta war. Nur die Männer erwieſen ſie ihr, wie ſich von ſelbſt verſteht.

„Wo iſt denn die Simonetta? Zeigt ſie mir doch!“ ſagten die Damen zu ihren Begleitern und thaten, als ob ſie Diejenige nicht kennten, in der ſie doch eine Nebenbuhlerin wußten oder ahnten — folglich haßten.

„Das iſt alſo die Simonetta!“ ſprachen Andere wegwerfend, indem ſie über die Achſel von den wunderſchönen Schultern der Simonetta auf ihre eigenen blickten, die etwas weniger zart und weiß, dafür aber etwas mehr enthüllt waren.

Darüber lachte die Simonetta denn herzlich und betrachtete dieſe Aeußerungen keineswegs als Kränkungen, worin die Männer ſie auch aus allen Kräften beſtärkten.

In dieſe nun verliebte ſich Signor Luigi, jedoch nicht ſo oberflächlich wie ſeine Gefährten, ſondern ſo gründlich, daß er ihretwegen zu den größten Opfern, oder, wie gleichgültige Leute ſprechen würden, Extravaganzen, fähig geweſen wäre. Er dachte ſich das Glück ſo unerſchöpflich, dies ſüße, glänzende, ſingende, flatternde Geſchöpf zu beſitzen, daß ihm das ganze Leben nur gerade lang genug dazu vorkam; und in dieſem Tone ſprach er zu der Simonetta. Das war ihr allerdings ſehr befremdlich. Sie glaubte anfangs, es ſei ein matter Scherz, und der ſchien ihr mit Recht ſehr ſchlecht zu ſein; darum behandelte ſie den Signor Luigi gleichgültig und fachte dadurch, ohne es zu wollen, ſeine Leidenſchaft noch mehr an.

„Wie kann ſie meiner Liebe widerſtehen?“ fragte er ſich ſelbſt in der heftigſten Aufregung.

Ach! ſie dachte ja eben ſo wenig an das Widerſtehen, als an das Ewiglieben — die gute Simonetta! Nur war ihr Signor Luigi's ganzes Weſen ſo durch und durch unverſtändlich, daß ſie gar nicht ſich ihm gegenüber zu benehmen wußte und halb eingeſchüchtert, halb geſchmeichelt war. Alle Tage kniete Signor Luigi zu ihren Füßen, brachte ihr die herrlichſten Geſchenke dar und hoffte, ſie werde dann von keinem Andern Geſchenke nehmen, worin er jedoch ſehr irrte. Sie probirte den Schmuck an Buſen und Stirn und ſprach:

„Heute Abend werd' ich alle Welt darin entzücken."

„Du denkſt nicht an mich, Simonetta!" ſprach Signor Luigi traurig.

„Auch an Euch, Signor", erwiderte ſie unbefangen.

Solche Theilung war natürlich durchaus ſeinem Geſchmacke entgegen. Er wollte der Einzige ſein. Das verſtand die Simonetta denn doch, und der übermäßigen Zärtlichkeit und unerſchöpflichen Freigebigkeit Signor Luigi's wegen hielt ſie ihre andern Verehrer in einer Entfernung, die ihr genügend ſchien, um ſeine eiferſüchtige Laune nicht zu reizen, und eine Weile ſtellte ihn das zufrieden.

Schaaren von Männern umlagerten ſtets die Simonetta. Eine Sängerin kann nicht einſiedleriſch leben: Proben, Uebungen, Darſtellungen, Alles iſt gemeinſchaftlich und öffentlich. Wenn Signor Luigi nicht an ihrer Seite war, was ſeine Geſchäfte zuweilen erheiſchten, ſo neckten die Männer ſie ſehr mit ihrem eiferſüchtigen Liebhaber und verſuchten nebenbei ein Wörtchen zu eignen Gunſten anzubringen. Aber die Simonetta war unerſchütterlich und ſagte:

„So lange ich mit dem Signor Luigi nicht ganz breche, bin ich ihm treu; denn er brächte mich um mein ſchönes Leben, wenn ich's nicht wäre.“

Man ſieht, ſie hatte recht gute Grundſätze, das liebe Mädchen!

Aber Signor Luigi ſann darauf, ſie gänzlich von einer Bahn zu entfernen, die ſeiner Ruhe und ihrer Tugend ſo bedrohlich war. Der Gedanke war ihm unerträglich, daß täglich tauſend Augen ſich gleich ihm an ihrem Liebreiz weideten, und tauſend Herzen gleich dem ſeinigen in den Silberwellen ihres Geſanges badeten. Er beſchwor ſie, das leichtfertige Sängerleben aufzugeben. Die Simonetta lachte unmäßig und fragte, womit ſie denn die Tage hinbringen ſollte: ſie ſei nun einmal dafür geboren! Das leugnete Signor Luigi und erklärte ihr, ſie ſei geboren,

um ſeine Gemahlin zu werden, und das ſolle und müſſe ſie werden, auf immer vor Gott und den Menſchen ihm angehören und aus dem falſchen Opernſaal in die Stille und Würde ſeines Hauſes treten. Die Simonetta wurde ernſthaft und immer ernſthafter, je länger und dringender er ſprach. Endlich hub ſie an bitterlich zu weinen und rief in heißen Thränen feierlich aus:

„Signor Don Luigi, wenn ich wirklich ſo ſehr geſündigt habe, um dafür ſtrenge Buße thun zu müſſen, ſo will ich doch lieber eine Kloſterfrau als Euere Gemahlin werden.“

Signor Luigi erſchrak heftig über dieſen hohen Ernſt. Er hatte nicht geglaubt, daß ihr Widerwille, ſeinen Namen zu tragen, ſo groß ſei. Er beruhigte ſie wegen dieſer übertriebenen Anforderung, und ſie rief erheitert:

„Ich bin die Simonetta und will die Simonetta bleiben! Dieſen Namen täglich von tauſend Lippen feiernd, lobend, bewundernd erſchallen zu hören, daß er wie bunte Schmetterlinge um Blumen mich umflattert — das, Signor Don Luigi, iſt meine Wonne, mein Verlangen, mein Triumph, und das kann ich nur erlangen als die Sängerin Simonetta.“

Signor Luigi war plötzlich wie von einem elektriſchen Schlage getroffen; ſein Auge ſtralte, ſeine melancholiſche Stirn erheiterte ſich, um ſeinen Mund ſpielte das ſelige Lächeln der tiefſten Zufriedenheit. Er umarmte ſie feurig und rief:

„Wolan, Simonetta! wenn ich Dich an einen Ort führe, wo Du täglich im Uebermaß dieſen Triumph feierſt, willſt Du mir dann gern folgen und für immer einzig mir angehören?“

„Das iſt ja ſchon jetzt der Fall! Laßt mich doch im ſchönen, prächtigen Mailand, mein theuerer Luigi“, bat die Simonetta.

Und er ſchien auch ſie im ſchönen, prächtigen Mailand laſſen zu wollen, und noch dazu freier als bisher, denn er hatte einen unglaublichen Verkehr mit Baumeiſtern, Maurern und allen Leuten, die ſich mehr oder minder mit dem Bauweſen abgaben, führte ſie in das Landhaus, das er eine Stunde von Mailand beſaß, ließ Plane und Riſſe nach ſeinen Andeutungen und ihrer Einſicht machen, prüfte, zweifelte, wählte und begann endlich einen Bau, den er mit brennendem Eifer antrieb. Niemand wußte, warum dieſer Bau — ob er überflüſſiges Geld habe, ob er ſich vermählen wolle? Er ſchwieg allen Fragern. Die Simonetta freute ſich gutmüthig, daß er

eine Beſchäftigung gefunden, die ihn ſo ſehr intereſſirte und beiläufig ihr ein wenig mehr Freiheit ließ.

Nach einigen Monaten bat Signor Luigi, ſie möge auf ein paar Wochen vorläufig Urlaub nehmen und ihn, ihrem Verſprechen gemäß, begleiten — auf einer Reiſe. Sie that es gern; ſie freute ſich ſehr zu der Reiſe, war aber hoch erſtaunt, als er ſie nur in ſein Landhaus führte, Abends nach der Oper, wo man ſie mit brauſendem Beifall entlaſſen. Indeſſen war das Landhaus — ein Mittelgebäude mit zwei Flügeln, letztere neu angebaut — ſo prächtig erleuchtet, ſo herrlich geſchmückt und ihr Gemach wie auch der Geſellſchaftsſaal ſo überaus glänzend eingerichtet, daß ſie ſich 24 Stunden hindurch mit Bewundern amüſirte. Darauf aber wollte ſie bewundert ſein und klagte über Einſamkeit.

„Geduld, Simonetta!“ ſprach Signor Luigi, erſuchte ſie, ſich herrlich anzukleiden, kleidete ſich ebenfalls herrlichſt und führte dann die Erwartungsvolle in den Geſellſchaftsſaal, wo die Kronleuchter ſtralten, die Blumen dufteten, und Vorhänge von Purpurſeide zwiſchen den Marmorſäulen und über die Fenſter wallten.

„Sind Gäſte hinter den Drapperien verborgen?“ fragte ſie geſpannt.

„Singe, theure Simonetta", bat Signor Luigi, ſtatt zu antworten, und ſetzte ſich der großen Hitze wegen auf den Balkon, der von einem Purpurbaldachin überwölbt war. Die Simonetta, nicht wiſſend, ob nicht etwa ein Kaiſer oder wenigſtens ein König incognito gegenwärtig ſei, überwand ein Gefühl des Unbehagens und ſang ſo himmliſch wie die Muſe der Tonkunſt ſelbſt. Kaum war ihre letzte Cadenz verhallt, ſo rief Signor Luigi in die Hände klatſchend:

„Simonetta, brava! braviſſima, die Simonetta!" und ein endloſes Klatſchen und Rufen erfolgte, welches er, ſobald es ſchwächer wurde, wieder anfachte. Die Simonetta ſtand ganz betäubt und zitternd vor dieſem geſpenſtiſchen Lärm in dem großen, einſamen Saale. Signor Luigi eilte zu ihr, ſchloß ſie an ſeine Bruſt und fragte:

„Biſt Du mit der Huldigung zufrieden, mein liebes Leben?"

„Mit nichten, Signor Don Luigi!" ſprach ſie kühl; „ich will Eure Geſellſchaft kennen lernen."

„Wozu, Süße? Du hörſt Dich preiſen als die Sängerin Simonetta, und ich liebe Dich unſäglich — was verlangſt Du mehr?"

„Auf der Stelle nach Mailand zurückzukehren", ſprach ſie erbittert, „wo ich mit Männern zu thun

habe, nicht mit einem Narren.“ Stolz ſchritt ſie die Treppen hinab, befahl den Leuten anzuſpannen, fuhr nach Mailand, verbreitete dort dieſe Begebenheit und machte den armen Signor Luigi ſo lächerlich, daß er ſpurlos aus der Heimat verſchwand. Sein Landhaus behielt den Namen Caſa Simonetta und das berühmte Echo.

Dieſe Geſchichte ſoll den Männern rathen, ſich nicht zu heftig zu verlieben.

In der Gegend zwiſchen Pavia und Mailand liegt ein ſeltſames Gebäude, rieſenhaft, prächtig, einſam, wie ein Tempel in der Wüſte. Vor Jahrhunderten baute es ein Fürſt und ſchenkte es arbeitſamen Männern, mit der Bedingung, es zu vollenden und das moraſtige Land umher urbar zu machen. Sie erfüllten beide Bedingungen, jenes prangte, dieſes blühte, die Männer freuten ſich des Segens, der ihre Arbeit krönte. Da kam ein anderer Fürſt und jagte ſie fort; und weil dies Gebäude die Certoſa, und dieſe Männer Karthäuſer, und dieſer Fürſt Joſeph II. war, und weil die Zeit, als dies geſchah, den Anfang unſerer glorreichen Aufklärungsepoche bildet, ſo fand man dies ganz vortrefflich. Der arme, wohlmeinende, raſche Joſeph ſtarb vor Schmerz, weil ihm das Aufklären nicht recht glücken wollte. Ich denke, wenn er könnte, würd' er jetzt noch einmal ſterben vor Schmerz, ſehend wie es Andern glückt.

Ueber das Schlachtfeld von Pavia, wo Franz I. fanfaronnirte, nahe bei Marengo vorbei, wo Napoleon nicht nöthig hatte zu fanfaronniren, durch zerfallene Städte, schmutzige Dörfer und ein bettelhaftes Volk, kommt man an und über den Apennin, ans Meer, nach Genua „la superba". Da sitzt sie wie eine Sultanin, schön, üppig, schmucküberladen, badet die Füße in den Wellen, birgt ihr Haupt in den Hainen von Ölbäumen und Cypressen und hüllt sich ganz und gar in den Schleier der weichen, südlichen Luft mit transparenten Färbungen, wie ihre Weiber sich hüllen in den langen weißen Musselinschleier, aus welchem die farblosen Gesichter mit dunkeln Augen morgenländisch hervorblicken. Aber mehr als sie, die Stolze, ergriff mich der Anblick des Meeres. Es war nicht die Überraschung Desjenigen, der zum ersten Male das Meer sieht — o nein! ich kenne es seit meiner Kindheit; allein dies Meer, das, wie eine Reisekarte von Postrouten, so von welthistorischen Fahrten und Zügen überwebt ist, kam mir ganz anders vor als meine kleine friedliche Ostsee, größer, tiefer, weiter. Und dann liegt Afrika drüben, und keine Küste, keine Insel hemmt den Blick. Rechts und links ziehen sich die Rivieren hin, aber über den Hafen mit seinen Schiffen hinaus, die lustig

flaggen, weil des Königs Geburtstag iſt, breitet ſich der blaue, bewegte, unendliche Meeresſpiegel aus. Ich ſaß oben auf der Acqua sola, und aus den Stralen, welche die untergehende Sonne ins Meer warf, bildeten ſich leuchtende Geſtalten und zogen vorüber, vom fabelhaften Herkules bis zum fabelhaften Napoleon — zwei Menſchen, die viel Ähnlichkeit haben, denen der ewige Zeus die Arbeit auflegte, die Erde von allerlei Mißweſen zu befreien, und die zum Lohn für ihre Sendung den Scheiterhaufen auf dem Öta und auf St.-Helena fanden. Und Alle, welche die Welt in ihren Grundfeſten erſchütterten, Menſchen ſowol als Zeiten, ſind an dieſem Meere geboren oder haben es berührt. Hier zeigte Hannibal mit ſeinem gutafrikaniſchen Römerhaß der eiſernen Roma zuerſt, daß ihr Panzer Fugen habe. Hier trug ein Schiff „den Cäſar und ſein Glück". Hier zogen demüthige Apoſtel und verbreiteten den Namen und die Lehre Desjenigen, der an Paläſtinas Küſte auf den Wellen dieſes Meeres wie auf einem Teppiche ging. Hier zogen glühender, wilder, ſchwertvertrauter die Völker Mohamed's und ſetzten dem Namen Chriſti den ihres Propheten entgegen. Hier ſtreiften blauäugige Normannen umher und bildeten ihr ſchwankendes Wikingsreich zu dem herrlichſten,

begehrteſten Königreiche der Chriſtenheit aus. Hier ſammelten ſich die Flotten der Kreuzfahrer, und dann, als dies Meer genugſam exploitirt zu ſein ſchien und brach lag, da wurde hier, grade hier in Genua der Menſch geboren, der die alte Welt aus ihren Fugen hob, indem er die neue entdeckte. Großer Columbus, meiner Verehrung deines großen Genies kommt nur mein Haß gegen deine Entdeckung gleich. Dich trieb der Genius — ich meine das Bewußtſein der gottgegebenen Kraft zur Vollendung ungewöhnlicher Dinge —, und verhöhnt, gedrückt, verleumdet, mißhandelt, ſeelengefoltert, hatteſt du keinen andern Genuß als den, deine Miſſion erfüllt zu haben. Du armer, hoher Geiſt! wenn du niederſchauteſt, jetzt, auf jene Welt, zu der du den Weg gewieſen, wie traurig würdeſt du dein Auge wegwenden! Wo ſind die ſtillen Völker, welche du vorgefunden? wo iſt das Heil, welches du für deinen vaterländiſchen Welttheil geträumt? Friedliche Naturforſcher, mein armer Columbus, ſind die einzigen Leute, welche mit Recht die Vortheile deiner Entdeckung preiſen, und es wäre wol ſchade, wenn Humboldt nicht ſo ſchön von ihren Savannen und Urwäldern geſchrieben. Übrigens aber hat das alte Amerika unwiſſend an Europa Das gethan, was jener ſterbende Centaur ſeinem Mörder

absichtlich that: durch Dejanira gab er dem Herkules ein vergiftetes Gewand; — durch Goldbesitz und Goldgier ward rasende Genußsucht das Gift, welches Europa zerrüttet, und dies Fieber gährt in seinen Adern. Weil es aber ein gar so greiser, morscher Wüstling ist, das alte üsirte Europa, so schämt es sich, die Sache beim wahren Namen zu nennen. Es glüht nicht vor Genußgier, versichert es, sondern für die Freiheit, die Wahrheit, die Wiedereinsetzung unterdrückter Rechte! — nun ja! für die Freiheit, unbeschränkt zu genießen, was die Leidenschaft begehrt; für die Wahrheit, welche eins ist mit derber Handgreiflichkeit; für das Recht, welches ein Brevet der Bestialität ertheilt. Und dann preist es Amerika als den Thron der Freiheit, wo alle Menschen einander gleich sind — Alle, wohlverstanden, welche im Besitz der größtmöglichsten Dollarzahl sind, Alle, deren Farbe nicht die geringste Verwandtschaft mit wilden Halbmenschen verräth. Amerika ist die incarnirte finanzielle Speculation, die, weil sie Glück und Geschick hat, mit brutaler Geringschätzung aller andern Institutionen nur in denjenigen Heil sieht, welche aus dem Handelsgeiste entspringen und darauf basiren. Der Handelsgeist ist durchaus demokratisch, Erwerb und allgemeiner Wohlstand sein Ziel: er öff-

net Allen denſelben Spielraum, wenn ſie die Mittel dazu haben. Aber das iſt nur die erſte Stufe. Auf der andern herrſcht die Ariſtokratie und Oligarchie, und erſt wenn demokratiſche Staaten ſich zu ihr erhoben haben, erreichen ſie ihre Glanzepoche, wie das alte Florenz und Venedig. Amerika hält ſich für die Krone der Civiliſation, weil es von den Erfahrungen, Irrthümern, Vorzügen anderer Staaten für ſeine Organiſation profitirt hat; aber Lehrer zu ſein, ohne die Schulzeit durchgemacht zu haben, iſt kein natürlicher Entwickelungsgang, und daß die Vergangenheit fehlt, giebt noch keine Garantie für die Zukunft. Ah bah! was kümmert mich Amerika! Aber die Büſte des Columbus in der Villetta di Negro, welcher ſo ernſthaft auf ſeine Vaterſtadt herabſieht, machte mich auch ganz ernſthaft. Und dann iſt Genua nichts weniger als eine luſtige Stadt, in der man fröhliche Gedanken haben könnte! Am Hafen geht es zwar recht munter zu; Schiffe, Wimpel, das glänzende Meer, die thätigen Menſchen, die Außenſeite der Stadt, ihre graziöſe Lage halten das Auge auf Genuas Glanzpunkte feſt. Sobald ich aber meinen Balkon verlaſſe und das Innere der weitläufigen Stadt durchſtreife, ſo ſchwindet der erſte Zauber, und Genua ſieht nicht mehr ſtolz aus, ſondern ſtol-

zierend, wie Jemand, der einen für seine Figur zu langen Schritt macht. Es giebt viele Kirchen und Paläste mit Marmorsäulen, Gemälden und Vergoldungen; aber alle haben ein Gepräge der Ostentation, einen Bombast der Pracht, welche mich beunruhigen, um so mehr, da es oft ganz abgerissen ist und ohne innern Zusammenhang, wie eine aus einem Buch entlehnte Floskel im gewöhnlichen Gespräch. Marmorsäulen z. B. dürfen keine Gewölbe von kahlem weißen Kalk tragen. Den Palast Durazzo mit seiner schwebenden Treppe und den Palast Brignoli mit seinen schönen Gemälden ausgenommen, haben die übrigen ein zerfallendes Aussehen, welches sich beim Palast Sauli bis zur Ruine gesteigert hat. Gras überwuchert die geborstenen Marmortafeln des innern Hofes, wildes Gesträuch hängt aus den Fenstern, ein Theil des Porticus ist vermauert und zu einer kümmerlichen Wohnung für armes Volk umgestaltet, und die zarten weißen Säulen lauschen rührend aus der Lehmwand hervor wie ein schöner Leib aus Bettlerkleidern. Der Palast Doria wird bald in ähnlichem Zustande sein. Der alte Andreas Doria, der auf einer Fontaine im Garten als Neptun prangt und seinen Trident verloren hat, sieht ganz desperat aus mit seinem ungeheuern zottigen Kopfe,

und die Terraſſen, geſchorenen Hecken und Gänge ſind ſo vernachläſſigt, daß ich ſie ganz ruinirt wünſchte; dann macht man doch keine Anfoderungen mehr! Die Wildniß iſt erhaben im Gebirge, und wer tiefe Einſamkeit liebt, kann in ihr frei aufathmen. Wer das aber kann in der Verwilderung eines grandios angelegten franzöſiſchen Gartens, dem die ordnende Menſchenhand fehlt, den beneide ich, weil er ſich von den Eindrücken der Umgebung unabhängig erhalten kann. Das kann ich nicht! was mich traurig, oder langweilig, oder irgendwie anſieht, das ſehe ich mit denſelben Augen an. Freilich iſt es immer die Frage, ob von dem Gegenſtande oder von mir der erſte Blick ausgegangen!

Ein Hauptbeſtandtheil der Bevölkerung ſind Geiſtliche. Ein Mann in rother Mütze, eine Frau im weißen Schleier und ein Geiſtlicher entweder in der Kutte oder im Weltprieſterhabit, ſo iſt die Miſchung. Die Weltgeiſtlichen ſehen gut aus, lebhaft, gewandt, tragen ihre ſchwarzen Mäntel ſo leicht über dem Arme, wie eine Dame an Hoffeſten ihren Manteau; allein die Mönche ſind mir widerlich, beſonders die Kapuziner, welche ſich ſchmutzig und ſtupid, barhaupt und barfuß in Schaaren umhertreiben; wahrſcheinlich ſind ſie Bettelmönche und deshalb ſo viel auf den

Straßen. In der Annunziatakirche verrichten ſie den Gottesdienſt; dann ziehen ſie an ihre nackten Füße goldbeſäumte Schuhe und über die garſtigen Kutten glänzende Meßgewänder und fungiren — und dann plötzlich wird der Schmetterling wieder zur Raupe, aber zu einer Raupe, an deren Pſyche ich nicht glauben kann. Sie ſieht ſo abgeſtumpft, ſo gleichgültig aus in ihrer widerlichen Hülle, als ſei ihr die Unſauberkeit eben recht. Man muß ſich recht elend auf der Welt fühlen, um ſich zu entſchließen Kapuziner zu werden! Ich lobe mir die Mohamedaner, denen die äußerſte Reinlichkeit von der Religion geboten wird. Ich habe kein Vertrauen zu der Seele, die ſich in einen ſo ſchmutzigen Körper logirt; wie leicht nimmt ſie etwas von ſeinen Gewohnheiten an! Das ahnen die armen dummen Kapuziner gewiß gar nicht, daß ſie mit ihren widerlichen Bärten nach der neueſten Mode ſind. Wie kann man nur die Tracht der Kapuziner nachahmen!

Ein zweiter weſentlicher Beſtandtheil der genueſiſchen Bevölkerung ſind Eſel. Da man nur in den allerwenigſten Straßen, vermöge ihrer Enge, fahren kann, ſo ſchaffen ſie die Laſten fort und ziehen in langen Reihen ſäuberlich treppauf, treppab; denn manche Straßen ſind Treppen, und Dächer ſind

Gärten, und Brücken ſind Durchgänge — ungewöhnlich iſt Alles. Ein Volk in Ordnung zu halten, das in Neſtern und Höhlen lebt, mag den alten Dogen ſchwer genug geworden ſein; zu ſchwer, daher früh die ausländiſche Obergewalt in Genua. Daher auch der übertriebene Pomp, der ſeinerſeits eine Schranke ziehen und imponiren will.

Ein Fremder, der Genua befriedigt verlaſſen möchte, muß im Golf hin und her fahren ohne die Stadt zu betreten; dann wird er nicht von der „superba" entzaubert, ſieht nur ihre Kuppeln, ihre ſchwebenden Gärten, ihre warme Vegetation, nicht den Moder, der unter dieſen Marmorgrüften häßlich wuchert — und Entzauberungen ſind für mich die Ferſe des Achilles; daher möchte ich gern einen Jeden dagegen ſchützen, der nicht den Beruf oder die Liebhaberei hat, den Lichterſcheinungen ihre Schattenſeiten abzuringen.

Der Kapuziner.

Ins heitre Reich der Farben und des Glanzes
Bin aus des Nordens Dunkel ich entrückt,
Und mich umblühen Blumen eines Kranzes
Von Wunderpracht, so nie mein Aug' erblickt.
Ich stehe oft ganz träumerisch geblendet
Vor der Erscheinung mir so fremd und neu,
Und frage mich: ob auch das Glück gesendet
Im gleichen Maß auf diese Fluren sei;

Ob Einklang waltet zwischen Menschenherzen
Und Schicksal — mit der seligen Natur;
Ob Marmorwände gegen tiefe Schmerzen
Beschützen und verscheuchen Grames Spur;
Ob Leidenschaft den Busen hier zernaget,
Ob Liebe Thränen hier und Trennung kennt,
Ob in der Knechtschaft hier die Hoheit klaget, —
Ob Alles sich bei anderm Namen nennt.

In einer Kirche Genuas, der reichen
St.-Annunziata, ging ich ſtill umher,
Erſtaunt ob dieſer Fülle ohne Gleichen
Von Marmor, Bildern, tauſend Schätzen mehr!
Ich rief: „Wie einſt die alten Magier dem Sterne
Von Bethlehem Kleinodien dargebracht,
So werden hier die reichſten Gaben gerne
Demüthig froh dem Altar übermacht.“

Da ſagteſt Du: „Gewiß! die reichſten Gaben!
In buntem Gold ſtrahlt Kuppel und Altar!
Doch ob die ſchönſte ſie geopfert haben,
Und ob ſie Gott die Herzen brachten dar?“ —
Und plötzlich fiel ganz nah in der Kapelle
Mein Blick auf eine ſchaurigſchöne Frau,
Die unbeweglich kniete auf der Schwelle;
Ich ſah ſie ſchon; wo? wußt' ich nicht genau.

Sie trug der Genueſerinnen Schleier
Schneeweiß und zart ums ſchwarze Haar gehängt,
Doch was mir auffiel, war das ſeltne Feuer,
In ihrem tiefen Auge eingeengt
Als dunkler Demant; ihre Jugendfriſche
War längſt vor dieſer innern Glut verweht:
Ein Marmorbild in einer dunkeln Niſche,
So lag ſie da im eiſernen Gebet.

Ja, eisern! denn kein Zug von jenem Frieden,
Der eines Beters Angesicht verklärt,
War dieser schauerlichen Frau beschieden.
Sie fragte, schien's: Herr, hast du mich gehört?
Und weder Milde noch Ergebung stiegen,
Noch Ruhe oder Kraft zum Sieg herab,
Die Seelenstarrheit blieb in ihren Zügen,
Die ihr ein geisterhaftes Ansehn gab.

Ich hätte flehend ihr zurufen mögen:
O weine doch! Ringt sich die Thräne los,
So nehmen Engel tröstend sie entgegen
Und tragen sorgsam sie in Gottes Schooß!
O schreie doch und klage deine Schmerzen!
Die rechte Klage schwebet himmelwärts,
Den Wehelaut aus einem wunden Herzen,
Den leiten Engel an das Gottesherz.

Du betest — also liebst du! In die Liebe
Hüll' deine starre Seele ein, auf daß
Erwärmend sie sich in der Demuth übe;
Man betet nicht um Rache oder Haß. —
Da schlich ein Kapuziner zur Kapelle
Mit langsam schweren Schritten sich heran,
Es war, als ob den Gang zu dieser Stelle
Mit aller Kraft er mühsam nur gewann.

O welch ein Antlitz! Tiefe Leidenſchaften
Zerwühlten eine hohe Schönheit drin,
Und was nicht ſie zerſtöret hatten, rafften
Verzweiflung, Reue gleich Lawinen hin.
Um Mund und Auge lagen blaue Schatten,
Den hagern Leib umſchlottert' das Gewand,
Der wirre Bart, die nackten Füße hatten
Bequemlichkeit und Pflege längſt verbannt.

Und als er endlich zu des Weibes Seiten
Sich mühſam hingeſchleppt, demüthig, ſtill,
Sah ich ein Lächeln um den Mund ihr gleiten,
Wenn man den Ausdruck lächeln nennen will,
Den die Meduſe Rondanini träget,
Dem Tode lächelnd, höhniſch, grauſig ſchön;
Da wußt' ich auch, was mich zuerſt erreget:
Ich hatte ſie — nie dieſes Weib geſehn.

Nun ſprach der Mönch mit tiefem innern Beben
Und rang die Hände in der Seelenpein:
„Meïna, haſt Du noch nicht mir vergeben?"
Sie ſah ihn lächelnd an und ſagte: „Nein!"
Sie gingen — er zermalmt, ſie kalt — von hinnen.
Ich ſchlug die Hände vor mein Angeſicht;
Die Überzeugung mußte ich gewinnen:
Ein Weib, das alſo blickt, verzeihet nicht.

Am andern Tag war in der Kirch' ich wieder,
Und wieder fiel dieſelbe Scene vor:
Zur Beterin bog er ſich fragend nieder,
Und auf ihr Nein! ſchlich er zurück zum Chor.
Als Beide ich am dritten Tag geſehen,
Erkannt' ich, daß die Buße fort ſich ſpann;
Ich forſchte nach und wußte zu erſpähen,
Weshalb Meïna nicht vergeben kann.

Meïna war ein Mädchen niedern Standes,
Erwarb durch Handarbeit den Unterhalt
Und glänzte vor den Töchtern dieſes Landes
Durch Sittſamkeit und Schönheit der Geſtalt.
Sie war geſchickt, die Blumen nachzuahmen,
Sie formte ſie und machte Kränze draus
Und ſah dabei in ihres Fenſters Rahmen
So lieblich wie ein Bild der Flora aus.

Nach dieſem Fenſter zogen viele Männer
— Die hohe, ferne Gaſſe hindert's nicht —,
Denn Schönheit findet überall den Kenner,
Und Schatten rings umher erhebt ihr Licht.
Da ſtanden ſie, und warteten, und gafften,
Und ſchwatzten laut, auf daß ſie blick' empor;
Allein umſonſt! Meïna's Hände ſchafften
Die Arbeit fleißiger noch denn zuvor.

Die Meſſe ging ſie täglich anzuhören,
Und Manche folgten ihr auch dorthin nach;
Doch Keiner wagte ihren Gang zu ſtören,
Denn dieſer Ernſt, der auf dem Antlitz lag,
Die ſtille Ruh' in Haltung und im Weſen
Bezeugten, daß die böſe Eitelkeit
Und die Gefallſucht nimmer hier geweſen —
Und das verſcheucht die Männermaſſe weit.

Die Sage herrſchte zwiſchen ihres Gleichen,
Sie wolle Nonne werden, und die Schaar
Der Vornehmen, der Eiteln und der Reichen
Sah ein, daß nichts bei ihr zu machen war.
So ging ſie kühlen Herzens durch die Tage,
Begehrte weder Huldigung noch Glanz,
Zufrieden mit der engbeſchränkten Lage
Und fröhlich, wenn geglückt ein ſchöner Kranz.

Doch blieb es nicht alſo! Zwei junge Brüder,
Romero und Vitale, reich und ſchön,
Von edelſtem Geſchlechte, kehrten wieder,
Nachdem die Fremde ſie genug geſehn.
Ihr Vater wünſchte Beide zu vermählen;
Die ſchönſten Frauen ihres Standes ſahn,
Voll Zuverſicht, die Wahl könne nicht fehlen,
Mit heißem Wunſch die ſtolzen Brüder an.

Sie blieben ungerührt; denn leider! leider!
Hat ſie Meïna's Schönheit ſo entzückt,
So hingeriſſen, daß die Seele Beider
In ihr allein das Ideal erblickt.
Sie ſahn ſie im Gebet zum erſten Male.
„Vitale!“ rief Romero, „ſieh! o ſieh!“
Und in dem Augenblick rief auch Vitale:
„Romero, ſolch ein Mädchen ſah ich nie!“

Und Beide blieben an der Kirche Pforten
Geduldig bis zum Schluß der Meſſe ſtehn.
Meïna naht. Ja, Beide ſtehen dorten —
Wie kommt's, daß ſie den Einen nur geſehn?
Wie kommt's, daß an die ſtille, kühle Seele
Der Liebesſtral wie die Aurora rührt,
Die aus der ſchattenvollen Dämmerhöhle
Den Tag in ſeiner Roſenglorie führt?

Wie kommt's, daß ſie jetzt zitternd jeden Morgen
Nicht ruhig ſo wie ſonſt zur Kirche geht?
Wie kommt's, daß ſie ſich fühlt ſo ſüß geborgen,
Wenn in der Kirche ſeitwärts er nun ſteht?
Sie hat den Blick nicht zu ihm aufgeſchlagen,
Doch weiß ſie, daß der ſeine auf ihr ruht.
Sie lächelt vor ſich hin; dies ſoll ihm ſagen,
Wie wohl der Sonnenſtral der Blume thut.

Romero und Vitale aber wiſſen
Nicht, wem da gilt der ſcheue, zarte Gruß,
Und ſie entſcheiden ſich dahin: ſie müſſen
Gewißheit haben — wie die Liebe muß.
Ich werde Ruh' und Faſſung mir gewinnen,
Spricht Jeder, wenn mir ganz die Hoffnung fehlt.
Doch heiße Hoffnung wohnt in Beider Sinnen
Und hat die alte Freundſchaft unterhöhlt.

Es zittert Jeder vor des Bruders Glücke,
Sie, die ſonſt jedes Glück getheilet treu;
Es ſpähet Jeder bang mit ſcheelem Blicke,
Ob nicht der Bruder ſchöner, holder ſei.
Die Ähnlichkeit, woran in andern Tagen
Sie oftmals ſich erfreuet und ergötzt,
Daß Beide gleiche Farb' und Züge tragen,
Vermehrt die Qual der Ungewißheit jetzt.

„Nun komm!" rief in des nächſten Morgens Frühe
Romero, und ſie gehn zur Kirche hin;
Nach Faſſung ringen ſie mit wilder Mühe,
Nach Kraft und Zuverſicht der ſtolze Sinn.
Da kommt Meïna; auf der heil'gen Schwelle
Erblickt ſie den Geliebten ſchon von fern
Und ſieht in ſeiner wunderbaren Helle
Zum erſten Mal bei ihm noch einen Herrn.

Und Beide, ſcheint es, wollten ihr vertreten
Den Eingang in die Kirche; ernſt und ſcheu,
Auf ihrer zarten Wange Gluterröthen,
Erwartet ſie, daß man ihn laſſe frei.
Doch als die Brüder feſten Schrittes kommen
Und ehrfurchtsvoll ihr bieten dar die Hand,
Da hat die Hand Romero's ſie genommen
Und von Vitale ſich erſchreckt gewandt.

Er ſtand zerſchmettert. Seine Augen blickten
Den Liebenden nicht nach; die Seele nur
Verfolget Schritt um Schritt die Hochbeglückten,
Sowie ein Raubthier folgt der Beute Spur.
Und als er ſich in voraus ſatt getrunken
An ihren Wonnen, wird ſein Durſt entfacht
Zu einer Raſerei, die jeden Funken
Der Seelenkraft zur Dienerin ſich macht.

Warum, denkt er, kränzt dieſe Wunderblüte
Romero's Haupt? Bin ich ihm ähnlich nicht?
O gleich, ganz gleich an Körper und Gemüthe,
An Gang, Geberde, Stimme, Angeſicht!
Bekannte wiſſen ſchwer zu unterſcheiden,
Mit wem von uns ſie reden; aber ſie,
Sie trennt ſo ſcharf, ſo weit, ſo hart die Beiden,
Daß ſie ihm Himmel, Hölle mir verlieh.

Worin hat ſie den Unterſchied gefunden,
Daß grad' auf ihn ihr Götterauge fiel?
Wodurch iſt ihrem Herzen er verbunden?
Iſt Zufall oder Liebe da im Spiel?
Und wenn es Liebe iſt, warum denn ſprühet
Mein ganzes Weſen Flammen für dies Weib,
Das für Romeo's Liebe bangt und glühet
Und ihm zu Füßen ſinkt mit Seel' und Leib?

So peitſchen ihn verſengende Gedanken
Gleich Furien hin und her, und das Warum,
Das er ergründen möchte, bringt nur Schwanken
In ſeine Seele; denn ſein Herz iſt ſtumm;
Denn ihn zerwühlt nur das Vulkanesbeben,
Die Wahnſinnsgier, die den Beſitz erheiſcht,
Und die nur ſelten eines Menſchen Leben
Mit ihrer Eumenidenwuth zerfleiſcht.

An ſeinen Bruder that er keine Fragen
Mit Blick und Wort, verſuchte nie zu ſchaun
Meïna's ſüßes Antlitz; kaum ertragen
Konnt' er's, an ſie zu denken; denn mit Graun
Umfaſſen die Gedanken ſtets nur Bilder
Von ihm und ihr in hoher Liebesluſt,
Sie machen ihn, wie Lanzenſtiche, wilder
Und gießen Gift ſtatt Balſam in die Bruſt.

Und während er ſich vor dem grimmen Geier
Tief in ſich ſelbſt zuſammendrängt und biegt,
Iſt jeder Tag den Liebenden ein neuer
Feſttag, der unverhofft vor ihnen liegt.
Meïna war die aufgeblühte Roſe,
Die kräftig ihre grünen Feſſeln ſprengt
Und ſich in Schönheitsfülle aus dem Mooſe
Mit Ungeduld zum Sonnenſtrale drängt.

Romero lieben und ihm angehören —
War nur ein Augenblick! doch liebt ſie ihn
So ſtark und tief, daß ſie ſich zu verklären
Im höchſten Sturm der Leidenſchaften ſchien,
Daß etwas ganz Unirdiſches im Feuer
Der Augen glänzet und des Kuſſes brennt
Und um die Stirne weht als Flammenſchleier —
Nichts, wie man ſonſt es bei dem Weibe kennt!

Romero war ihr Leben! doch ein Leben
Ganz innerlich, verborgen vor der Welt;
Er darf ihr nichts von ſeinem Reichthum geben,
Nicht Putz und Schmuck, der Mädchen ſonſt gefällt;
Sie lebt wie ſonſt in ihrem ſchlichten Zimmer,
Gewohnte Arbeit ſetzt ſie ſorgſam fort,
Und nur der Glanz der Blumen und der Schimmer
Der Schönheit ſchmücken dieſen ſtillen Ort.

Allabendlich, wenn Genuas Riviere
Sich darſtellt wie ein dunkler Jaspisſarg,
Worin, entfliehend vor dem Gott der Meere,
Die ſchöne Sonnengöttin ſich verbarg,
Dann ruht Meïna's Arbeit; bei der Cither
Erwartet ſie Romero mit Geſang,
Doch hundertmal eilt ſie ans Fenſtergitter
Und lauſcht und harrt! — wie iſt die Zeit ſo lang!

Und wenn er da iſt, ſchmelzen zum Momente
Die Stunden ein, noch kürzlich mattbeſchwingt,
Wie eines ganzen Gartens Roſenſpende
Nur einen Tropfen Roſenöl darbringt!
Und wenn er da iſt, fühlt Meïna's Weſen,
Sonſt einſam-kühl, ſich überreich und warm,
Als ſei zu großem Werk ſie auserleſen,
Als halte ſie die Welt in ihrem Arm!

Romero, dem die Frauengunſt geſpendet
Schon mannichfache Sorge und Genuß,
Stand anfangs wie im ſüßen Traum geblendet
Vor dieſem weibgewordnen Genius.
Allmälig nur ſieht er, daß eine Seele
Der Quellpunkt iſt, der ihre Flammen nährt,
Wie eine neuentdeckte Demanthöhle
Dem Bergmann ihre Schätze reich gewährt.

Und als er das erkannte, als er fühlte,
Daß tiefer Ernſt in ihrer Liebe lag;
Daß ſie nicht heute mit dem Götzen ſpielte
Voll Andachtsglut, den morgen ſie zerbrach;
Daß ſie fürs Opfer ihres ganzen Lebens
Nichts foderte als nur ſein Herz allein:
Da macht er ſeinen Wunſch zum Ziel des Strebens,
Meïna müſſe ſeine Gattin ſein.

Sie war ein ſchlichtes Mädchen; all ihr Können
Beſchränkte ſich auf Lied und Citherſpiel
Und Handarbeit, und was Gelehrte nennen
Das Wiſſen, war ihr fremd; doch das Gefühl
Der Größ' und Schönheit mit der Liebe tagte
In ihrer Bruſt, ihr Auge wurde frei,
So daß Romero oft erſtaunt ſie fragte,
Durch wen ſie nur ſo tief belehret ſei.

„Durch Dich!" rief ſie und legt' auf ſeine Kniee
Ihr ſchönes Haupt; „wie fragſt Du wunderlich!
Was Du auch fragen magſt, Romero, ſiehe,
Ich hab' die Antwort nur: durch Dich! für Dich!"
Romero dachte, wie die Männer pflegen,
Im Vollgenuß des Glücks der Zukunft doch,
Er wollte Feſſeln ſeinem Glück anlegen,
Der künft'gen Tage Sicherheit fehlt noch.

Meïna aber blickte voll Vertrauen
In ihre Zukunft. „Haſt Du nicht genug
Der Seligkeit", ſpricht ſie, „um bang zu ſchauen
In ferner Tage leichtgeleſnes Buch?
Die Zukunft iſt ja ewiglich die Blume
Der Gegenwart; iſt dieſe Knospe ſchön,
So muß aus dem gepflegten Heiligthume
Uns eine goldne Blüte auch erſtehn."

Romero hat nur wenig mit Vitale
In dieſer ſtarkbewegten Zeit verkehrt.
Für Beide war die Welt mit einem Male
Aus ihrem alten Gange aufgeſtört.
Den Einen führt ſie zu dem ſchönſten Throne,
Den Andern in der Wüſte öden Pfad;
Dort trägt das Leben eine Roſenkrone,
Hier iſt es leichenfarbig, welk und matt.

Drum gehen ſie auf weitgetrennten Wegen.
Romero ſchweigt, weil er beſorglich denkt,
Daß, wenn er ſpricht von ſeinem Wonneſegen,
Der Bruder ſich doch heimlich darum kränkt;
Allein, den Vater ſucht er zu gewinnen
Für ſeinen Wunſch; der ſcheint nicht abgeneigt.
Vitale ſchweigt, wie der von ſeinen Sinnen
Verlaſſ'ne Fieberkranke ſchaurig ſchweigt.

Zuweilen möcht' er ſich zu Füßen werfen
Dem Bruder und ihm klagen ſeine Noth,
Wie ſich mit jedem Tag die Qualen ſchärfen,
Wie ihn die Leidenſchaft zerwühlt zum Tod,
Wie er nicht ſterben mag, eh' er beſeſſen
Den Schatz, mit dem kein andrer Schatz ſich mißt,
Und wie die heiße Hand ſich ſo vermeſſen
Nach dem ausſtreckt, was ſeines Bruders iſt.

Wie ein Verdammter um das Leben, möchte
Um dieſes Weib er zu dem Bruder ſchrein.
O, wenn Romero es nur tief bedächte,
Wie ſollte er denn nicht barmherzig ſein!
Doch wehe! weh! was hilft all das Erbarmen?
Aus Gnade kann Romero ferne ſtehn —
Meïna wird aus des Geliebten Armen
Zum fremden Manne nie aus Gnade gehn!

Einſt irrte er, ſowie er oftmals pflegte,
Zu ſpäter Abendſtunde wild umher;
Die Luft war ſchwül, eiſerne Bande legte
Sie ihm um Stirn und Buſen glühend, ſchwer.
Wie Lava floß das Blut in ſeinen Adern,
Und jeder Pulsſchlag war ein Hammerſchlag.
„O", rief er laut, „wer wagt's, mit mir zu hadern,
Daß ich dies Daſein nicht ertragen mag!"

„Ins Meer, du Herz, mit deinen tollen Gluten,
Dort iſt es friſch, du brauchſt ein kaltes Grab!
Das Meer wird Ruhe über dich hinfluten
Und kühlt den Strom des wilden Lebens ab.“
So eilt er vorwärts. Ha! ein Lampenſchimmer!
Meïna's Fenſter! Gott, er iſt ihr nah!
Bedeutet aber nicht der leiſe Flimmer
In ſpäter Nacht, daß der Geliebte da?

Daß Lieb' und Schönheit ſelig ſich vereinen,
Daß ſie in Wonne baden? Nein, o nein!
Heut kann die Lampe nicht ihr Glück beſcheinen,
Romero iſt aufs Land, und ſie — allein,
Die Erde bebet unter ſeinen Füßen,
Die Wolken zittern über ſeinem Haupt,
Ermattet muß er ſeine Augen ſchließen,
Des Athems iſt die enge Bruſt beraubt.

Meïna weiß nicht, daß vor wenig Stunden
Ein Freund Romero's ihn entführet hat
Zu einem Feſt, wo Freunde ſich gefunden,
In ſchöner Villa, außerhalb der Stadt.
Drum harrt ſie ſeiner ſehnſuchtsvoll und lange,
Weit länger als zu der gewohnten Friſt;
Doch endlich löſcht ſie ihre Lampe, bange
Bedenkend, was ihm widerfahren iſt.

Und als Vitale aufblickt, iſt die Helle
Verſchwunden, und das Böſe keimt aus Nacht.
„O, nur ein einzig Mal an ſeiner Stelle!“
Jetzt iſt der Wunſch zur Möglichkeit gemacht.
Beſinnungslos pocht leis er an die Scheiben
Und hält am Gitter krampfhaft ſich, verſtört.
Meïna wacht; denn ſchwere Sorgen treiben
Den Schlaf von ihrem Aug'; ſie hat gehört!

„Romero!“ ruft ſie, und die Riegel ſpringen
Bei dieſem Ruf wie durch ein Zauberwort,
Und wie im ſchönſten Traume ſo umſchlingen
Ihn ihre Arme, ziehn ihn freudig fort;
Und wie man, wenn die Nachtigallen ſchlagen,
Nicht weiß, ob Schmerz den Jubellaut durchweht,
So hört Vitale jetzt Meïna ſagen:
„Romero! Süßer! endlich noch! wie ſpät!“

„Was fehlt Dir?“ rief ſie plötzlich aufgeriſſen
Voll Schreck aus ſeinem Arm; „Du zitterſt, ſprich?“
Doch ſie verſtummte unter ſeinen Küſſen,
Die Wellen ihrer Ahnung legten ſich.
Nur als er frühe aufbrach und beklommen
Ins Ohr ihr ſagt: „Meïna frage nie,
Weshalb ich dieſe Nacht ſo ſpät gekommen“,
Da überfiel ein eigner Schauer ſie.

Er floh wie Kain von des Mädchens Schwelle,
Das Antlitz in den Mantel feſt gedrückt.
Was blendet ihn? am Himmel glüht die Hölle?
O nein! er hat ins Morgenroth geblickt.
Was ſehen denn verachtend um die Wette
Die fremden Augen ihn ſo forſchend an?
O nein! der Prieſter denkt an ſeine Mette,
Und an den Fiſchfang denkt der Fiſchersmann.

So floh er hin zum heimiſchen Palaſte
Und ſank aufs Lager keuchend, halb entſeelt,
Bis im Gehirn ein Fieber ihn erfaßte
Als Ausbruch dieſer Folter, die ihn quält.
Meïna aber legt mit ſchweren Sorgen
Ihr Haupt in ihre Hand, den ganzen Tag,
Und ſinnet, was Romero ihr verborgen,
Weshalb er ihr nicht Alles ſagen mag.

Der Abend bringt Romero; liebeſelig
Umfängt er ſie, hält ſie auf ſeinem Schooß.
„Nun, Königin der Engel", ruft er fröhlich,
„Mit einem Kuß mach Dich von Feſſeln los!"
„Erſt", ſpricht ſie neckend, „wirſt Du beichten müſſen." —
„Meïna, iſt mein Wunſch Dir noch nicht klar?" —
„O ſchweig!" ruft ſie; „von geſtern will ich wiſſen,
Weshalb Dein Weſen ganz verändert war."

„Ja, gestern", sprach Romero sehr gelassen,
„War ich beim muntern Feste gar nicht froh.
Verzeih, ich konnte Dir nichts sagen lassen,
Es kam zu schnell; ich war bei Paolo."
„Nun", sprach Meïna neckend, unbefangen,
„Dein Doppelgänger war auch traurig hier."
Da sprang Romero auf mit bleichen Wangen
Und stieß sie fort: „Wer, sagst Du, war bei Dir?"

„Du, mein Romero", sprach sie sanft und traurig,
„Du schienst mir anders zwar, doch kenn' ich Dich."
„Ich war es nicht", versetzt Romero schaurig,
„Bei meiner Seelen Seligkeit, nicht ich!"
Meïna bebt zusammen, und ihr Wesen
Nimmt den meduſenhaften Ausdruck an;
Doch sie versteht das Räthsel nicht zu lösen
Und sagt: „Ich kenne keinen andern Mann."

„Du scheinest Keinen recht genau zu kennen",
Versetzt Romero höhnisch, fürchterlich,
„Sonst hättest Du doch wol gewahren können,
Daß sich ein Ungeheuer zu Dir schlich —
Mein Bruder" — „Schweig, Romero, und erbarme
Dich meiner!" schrie sie, fiel aufs Angesicht;
Er aber sagte dumpf: „Weh Dir, Du Arme,
Vitale kennt Dich — und Du kennst mich nicht."

„Romero!“ ſchrie ſie und erhob die Hände,
Doch ohne von der Erde aufzuſtehn,
„Sei gnädig, gnädig! mach der Schmach ein Ende!
Dein Antlitz und das Licht will ich nicht ſehn.“
Und convulſiviſch zucken ihre Glieder,
Der Athem ſtockt in der gequälten Bruſt.
Voll tiefem Mitleid blickt er auf ſie nieder,
Die er ſonſt angeſchaut mit Himmelsluſt.

Welch eine Nacht! Das traulich ſtille Zimmer,
Das Liebe, Frieden, Freude nur umſchloß,
Hört Klagen und Verwünſchung und Gewimmer,
Und all den Jammer, der dem Leid entſproß.
Welch eine Nacht! Nach ſo viel ſüßen Nächten,
Worein die Liebe als ein Stern geglänzt,
Kommt dieſe jetzt mit ihren Höllenmächten,
An deren Qual die Qual der Herzen grenzt.

Und lieblich färbt das Morgenroth die Mauer,
Die Lampe ſtirbt im erſten Morgenſtral;
Da ſprechen Beide mit der herbſten Trauer:
„Leb wohl! leb wohl denn! heut zum letzten Mal!“
Und ſchwere Thränen floſſen aus den Augen
Des Manns, der ſeit der Wiege nicht geweint;
Meïna's kalte Lippen aber ſaugen
Die Thränen ein; ihr Auge iſt verſteint.

„Leb wohl!“ ruft er enteilend; ſie umſchließen
Verzweifelnd ſich, ſowie der Tod den Raub;
Dann ſtürzt Meïna ſich mit tauſend Küſſen
Auf ſeines Fußes Spuren in den Staub.
Dort lag ſie lange Stunden. Aus dem Grabe
Erhob ſie ſcheinbar ſich, als ſie erſtand,
Doch nicht als Engel mit dem Lilienſtabe —
Als irrer Geiſt, der keine Ruhe fand.

In Liebe glühet noch ihr ganzes Weſen
Für ihn, der fern jetzt auf dem Meere ſchifft;
Doch von dem Guten kehrt ſie ſich zum Böſen,
Was Nektar war, verwandelt ſich in Gift.
Wie ſie Romero liebt, der Seligkeiten
Des Paradieſes über ſie ergoß,
So haßt ſie den, der ihr das Thor der Freuden
Durch ſeine Frevelthat für immer ſchloß.

Und in der Sonne heißem Scheideſtrale
Betritt ſie ſtolzen Ganges den Palaſt
Und das Gemach, wo Todesangſt Vitale
Bei ihrem geiſterhaften Anblick faßt.
„Romero“, ſprach ſie eiſern, „läßt Dich grüßen;
Ermorden wollt' er Dich! doch ſeine Hand,
Die eines Engels iſt, darf nicht vergießen
Dein teufliſch Blut — drum hat er ſich verbannt.“

„Auch fühlst Du, hoff' ich, daß der Höllenschatten
Von Deiner Unthat nimmermehr erbleicht
Und zwischen mich sich legt und meinen Gatten,
Aus meinem Arm ihn in die Welt verscheucht.
Er ist ein Engel! Solche Menschen treten
Nach ihrem Tod in Paradieseslicht;
Drum will ich glühend seinen Tod erbeten,
So glühend wie Dein Leben — Du stirbst nicht!"

„Denn meinen Fluch will ich den Dingen spenden,
Die Dir den Tod bereiten könnten! Hör!
Willst Du Dein Dasein in den Fluten enden?
Den Falschen schaukle lieblich, falsches Meer!
Greifst Du zum Dolch? O, reiner Stahl behüte
Dich vor entehrter Hand und werde Brei!
Und nimmst Du Gift? So keime Lebensblüte
Aus Deinem giftverwandten Blute neu!"

„Und soll der Schmerz zerbrechen Deine Kette?
Der Schmerz ist edel, und das scheidet Euch!
Nur auf der Erde hast Du eine Stätte,
Denn auf der Erde ist des Bösen Reich.
Einst liegst Du dennoch unterm Leichensteine,
Doch nimmer wachse Blume drauf und Moos;
O, gute Erde, schleudre die Gebeine
Des Ungeheuers aus dem Mutterschooß!"

„Und nun erhebe Dich und führ' mich ſchnelle
Zu Deinem Vater, beicht' ihm Deine That
Und ſage ihm, weshalb von ſeiner Schwelle
Sein edler Sohn ſich fortgeflüchtet hat.
Du wirſt die reine Wahrheit ſagen müſſen,
Denn ich, Vitale, bin und bleibe da
Wie ein Geſpenſt, das heißt wie Dein Gewiſſen,
Für Deine ganze Lebenszeit Dir nah."

Gefolgt von ihr wie von dem Furienheere,
Stürzt er zum Vater, wirft ſich vor ihm hin,
Erzählet ihm die ſchauervolle Märe,
Erfüllt mit herbem Gram des Greiſes Sinn;
Denn Beide, die ſein theures Weib geboren,
Die er umfing mit tiefer Vaterhuld,
Sie gehen ihm an einem Tag verloren,
Und eines Sohnes Frevel trägt die Schuld!

Vitale ruft: „Mein Vater wird vergeben,
Meïna, folge ſeinem Beiſpiel nun!
Den Kapuzinern weihe ich mein Leben,
Ich will die längſte, ſchwerſte Buße thun."
„Das ziemt ſich ſo", entgegnet ſie gelaſſen,
„Der Vater muß vergeben, und Du mußt
Nun büßen! aber ich — ich muß Dich haſſen!
So wohnt das Recht in einer jeden Bruſt."

„Doch höre!“ fuhr ſie fort mit tiefem Beben,
„Ich will Dir Hoffnung laſſen! Frage mich
Tagtäglich, ob ich noch nicht Dir vergeben;
Und wenn ich's thue — dann iſt Zeit für Dich
Zum Sterben.“ — „Dank, Meïna!“ jauchzt Vitale
Und drückt die ſchwere Stirn auf ihren Fuß;
Sie ſtößt ihn ſchauernd fort, und aus dem Saale
Eilt ſie hinweg ohn' Blick und Wort und Gruß.

Alſo begann Vitale's Buße. Nimmer,
So viel der Jahre aber auch entflohn,
Zeigt in Meïna ſich der Gnadenſchimmer,
Den ſie ihm zugeſagt mit bitterm Hohn.
Der alte Vater war ſchon längſt geſchieden,
Romero ruhet längſt im Morgenland —
Sie wandelt noch als Rachegeiſt hienieden,
Der täglich eine neue Ruthe band.

Sie hat ihr Daſein an den Mann gekettet,
Der frevelnd ſie zu eigen ſich gemacht;
Was er ſo wild begehrt, davon errettet
Ihn jetzt, wie er auch flehet, keine Macht.
Sie leben grauſig für einander Beide
In Qualen, die kein Friedlicher ermißt,
Bis Gottes Gnade endlich rufet: Scheide!
Barmherziger, als es Meïna iſt.

Auf dem Dampfboot Colombo, zwiſchen Genua und Livorno.

I.

Ich ruhe nun, du blaues Meer,
Auf deiner ſäuſelnden Flut,
Wie auf der Erde Nebeln ſchwer
Der ſchwache Vogel ruht.
Die Sonne breitet Glanz und Pracht
Auf deinem Spiegel aus,
Verzaubert dich durch ihre Macht
Zu einem goldnen Haus.

Du ſollſt bei Nacht ihr Palaſt ſein!
Wenn ſie den Himmel verläßt,
Zieht ſie in deinen Glanz hinein —
Sie hält am Himmliſchen feſt!
So trage mich, du blaues Meer,
Denn weiter, weiter auch,
So weit, wie der Gedanke ſchwer
Nur fliegt, und nie das Aug'.

So trag' mich wie einſt der Delphin
Den Dichter durch die Flut,
Fernab von Qualen, Sorg' und Mühn,
Dorthin, wo Alles ruht;
Wo mich kein Sturmwind aus dem Port
Verſcheucht in Wogendräu'n —
Aus dieſem Erdenhimmel fort
Zum himmliſchen Himmel hinein.

II.

Die Sterne blicken in das Meer,
Sie ſuchen tief, ſie zittern ſehr,
Sie machen mir das Herz ſo ſchwer.
Hat denn am Himmel ſelbſt der Stern
Genügen nicht und möchte gern
In eine ihm verſagte Fern'?
O Sterne, was im Ätherlicht
Euch noch zu eurem Glück gebricht,
Das findet ihr in der Tiefe nicht!

Die Welle ringt die weiße Hand
Sich müde an dem Uferrand —
Sie iſt mit meinem Sinn verwandt!
Sie hat den weiten, ewigen Raum,
Und müht ſich ab und ahnt es kaum,
Und iſt ſich ſelber wie ein Traum.
O Welle, was dich ſo zernagt,
Um was dein ſtetes Seufzen klagt,
Bleibt von der Erde auch verſagt.

Die Ruhe, die du nimmer haſt,
Und die der Stern ſucht ohne Raſt,
Wird nicht in dieſer Welt erfaßt.

In Florenz.

Außer einem prächtigen Sonnenuntergang, der Luft und Waſſer zu Einem goldenwogenden Element machte, und außer einem unnatürlich langen Engländer, der ſich mit ſeltſam flatternden Kleidern wie ein rieſiger geſpenſtiſcher Nachtfalter in die Gallerien des Dampfbootes hing, hab' ich nichts auf der Meerfahrt geſehen; denn es war Nacht und Livorno mit dem Morgen erreicht. Da langweilte ich mich ſehr ein paar Stunden. Für Reiſende, die mit anticommerciellen Neigungen behaftet ſind, giebt es nichts Triſteres als ſolche Handelsſtadt, ſolch monotones Magazin. Und überdies ſchreckten mich bei jedem Schritt die Zwangsarbeiter in ihren ſchmutzig feuerrothen Anzügen, mit ihrem ſchweren, hinkenden Kettenſchritt, welche paarweiſe im Hafen arbeiteten und die Gaſſen kehrten. Auf ihre Jacken iſt mit großen Buchſtaben ihr Verbrechen gedruckt. Einer hatte: „Des Todtſchlags verdächtig", und ein ſo müdes

Geſicht, daß ich großes Mitleid mit ihm hatte. Wenn der Mann Handſchuh und einen ſchwarzen Überrock angehabt, würde ich von ſeiner Unſchuld überzeugt geweſen ſein; aber gegen die rothe Jacke hatte mein Herz keinen Muth. Auf allen übrigen Geſichtern lag Verwilderung, mitunter Verthierung. Nie in meinem Leben hab' ich mich in ſo großer ſchlechter Geſellſchaft befunden! Das Härteſte bei dieſer Strafe ſcheint mir die gezwungene Compagnieſchaft. Schwere Arbeit, üble Behandlung, beſtändige Gefangenſchaft ſind leichter zu ertragen, als ſchmachvoll ſterben zu müſſen; aber dies unauflösliche Zuſammenſein von zwei Menſchen, welche nur durch ein Verbrechen aneinandergeſchmiedet ſind, kommt mir härter als der Tod vor. Wär' ich mit dem geliebteſten Menſchen ſo verkettet, daß ich keine einſame Minute, keine freie Bewegung hätte, ſo würd' er mir fürchterlich zur Laſt fallen und mein Leben verbittern; aber nun ein Gleichgültiger, oder Gehaßter, oder Verabſcheuter! Indeſſen, der Lebenstrieb iſt groß im Menſchen! Als wir außerordentlich ſchnell durch die gedrängt vollen Straßen von Livorno fuhren, traten ſogar zwei dieſer Elenden, ſo raſch ſie konnten, bei Seite, um nicht unter die Pferde zu gerathen.

Schon vom bloßen Anblick des unruhvollen,

wirthſchaftenden Treibens geängſtigt, ſchöpfte ich tief Athem in Piſa, das in den röthlichen und violetten Bergen wie in einem Irisкranz daliegt. Piſa hat längſt das Schickſal ihrer erſten Überwinderin, Genuas, getheilt und iſt auch an Glanz und Macht verarmt; die getreue Ghibellinenſtadt ſank mit den Hohenſtaufen; aber ſie ſieht würdig aus wie eine Matrone, die ruhig trauernd in die Tage ihrer Jugend und Schönheit zurückblickt, ſie hat nichts von Genuas zerfallender Weltherrlichkeit, und die Monumente ihrer Größe ſind von der Art, daß man Ehrfurcht vor ihrer Vergangenheit hegt.

An dem Marmorkirchlein Maria della Spina auf dem Quai des Arno geht man vorüber. Es ſieht aus wie ein Sacramentshäuschen, das man aus Verſehen nicht in die Kathedrale gebracht. Dann über die Brücke durch viele, viele Gaſſen, an Kirchen vorbei, auch an dem Platz, wo ehedem der längſt niedergeriſſene Thurm geſtanden, in welchem Ugolino della Gherardesca mit Söhnen und Enkeln verhungerte, kommt man endlich auf einen großen grünen Raſenplatz, den Wege durchſchneiden, und auf welchem ſich vier Gebäude erheben, der Dom, das Battiſterio, der Glockenthurm und das Campo Santo. Es war heller Mondſchein, als ich ſie zum erſten Mal ſah.

Wie das zauberhaft war, all dieſer Marmor im Mondlicht! Der Dom, wie ein alter König aus der Patriarchenzeit, würdig, ruhig, vertrauenerweckend; in ſeinem Schutz iſt man geborgen vor den quälenden Anfechtungen der Welt. Und die graziöſe Rotunde des Battiſterios daneben, wie ein Kind aus fremden Landen, das hier eine Heimath gefunden. Und der Campanile mit ſeinen acht Marmorſäulenreihen übereinander, die ſich ätheriſch in den dunkelblauen Nachthimmel hineinheben, obgleich der Thurm ſich ſchauerlich auf die eine Seite neigt. Dieſer Mißſtand macht ihn zwar ſehr merkwürdig, aber ſehr widerwärtig, wenn man nicht den Punkt aufſucht, wo er am wenigſten auffällt. Nicht als ob ich wegen dieſer Senkung für ſeine oder meine Sicherheit ſorgte — er ſteht ſeit Jahrhunderten ſo —; aber ſchiefen Thürmen wie ſchiefen Menſchen fehlt das Ebenmaß, was der Schönheit die Ruhe und mir in ihrem Anblick Befriedigung giebt. Der Baumeiſter muß mehr noch als der Maler und Bildhauer die Gabe des Ebenmaßes haben, da ohne ſie ſeine Schöpfungen ſogleich rettungslos ins wirre Gebiet des Chaos fallen, indeſſen jenen das gute Menſchenantlitz zu Gebote ſteht, womit ſie uns beruhigen oder blenden können, wenn die Geſtalt auch verfehlt iſt. —

Aber endlich das Campo Santo! Da iſt Ruhe, ſogar die ewige! Es war ehedem ein Gottesacker, und die Erde iſt vom gelobten Lande in mehren hundert Schiffsladungen gebracht. Jetzt iſt der Boden mit Raſen bedeckt, Cypreſſen ſtehen in den Ecken, ganz eingewickelt in ihre dunkeln, tiefſinnigen Gedanken, träumeriſch wie verzauberte Philoſophen, und in der Mitte erhebt ſich ein Kreuzlein umwuchert von Schlingpflanzen. Das Ganze bildet ein längliches Viereck und iſt mit einer Halle umgeben, welche nach innen offen iſt, indem die innere Mauer aus lauter wunderſchönen, ſcheibenloſen gothiſchen Bogenfenſtern beſteht, die aufs zarteſte durchbrochen und nur durch ganz dünne Pfeiler getrennt ſind. Fresken aus dem 14. und 15. Jahrhunderte bedecken die Hinterwände, und außerdem ſind Grabmäler alter und neuer Zeit an ihr aufgeſtellt, wie auch antike Sculpturen, welche die Piſaner von Kriegs- und Handelszügen aus Griechenland und der Levante heimbrachten. Das Alles konnte ich aber an jenem Abend nicht deutlich ſehen, und ich begehrte es auch nicht. Der Eindruck des Ganzen war ſo magiſch, daß er durch hervortretende Einzelheiten nur geſtört worden wäre. Das Mondlicht legte den Schatten der Arkaden, dunkel und zierlich getuſcht, auf die weißen

Marmordallen des Fußbodens; die Bildwerke ſtanden dämmerlich verhüllt da, wie Schatten aus einer längſtverſunkenen Welt; die Fresken, auch bei Tage ſchwer zu erkennen, ſchienen geſpenſtiſch fortzuhuſchen, je nachdem die Figuren durch Beleuchtung oder Malerei mehr und minder fühlbar wurden; Alles — Schatten! Die Generationen, welche dort unten in der geweihten Erde ſchlummern, wie die Gebilde der Kunſt, welche einige befähigte Hände für kurze Zeit in die Welt hineinzaubern, Alles — Ruinen und Aſche! und wohl dem, der im Stande iſt, die Spur des Genius in dem Staube zu erkennen! Ich ſollte vielleicht ſagen: wohl dem, der eine ſolche Spur dem Staube einzuprägen vermag. Aber — ein paar Menſchengeſchlechter, und ſein Name iſt verſchollen; und noch ein paar Menſchengeſchlechter, und ſein Werk zerfällt in Staub, zergeht in Luft; die getreuen Elemente nehmen ihre Kinder, den Menſchen und ſeine Gebilde, in ihren Schooß zurück. Wer dem Fußtritte des Genius nachgehen mag, der hat in ſeiner Seele ein Glied der elektriſchen Kette, welche durch die Geſchöpfe zum Schöpfer läuft, und wo ein hoher Zauber und eine tiefe Schönheit ihn berühren, da denkt er an Ihn; und an Gott denken heißt wiſſen, daß der göttliche Geiſt nicht aus der

Welt geſchieden iſt; und dieſes Wiſſen giebt Ruhe. Darum betrübte es mich auch nicht, daß die üppige Schlingpflanze das Kreuz ſo wild umkletterte; ſie kann es nicht erſticken, als ob es ein Baum wäre. Sie wächſt und gedeiht, ſie umrankt, was ſie vermag, und wenn ihre Zeit aus iſt, welkt ſie und ſtirbt dahin. Allein ich konnt' es doch nicht laſſen, ihr einige Zweige abzubrechen.

Ein himmliſcher Abend! Es war der 4. October zwiſchen 9 und 10 Uhr, die Luft ſo warm, ſo weich. Im nördlichen Klima weiß man gar nicht, was weiche Luft iſt, denn wenn es auch heiß iſt, ſo fühlt ſich doch immer etwas Schweres, Rauhes darin, nicht dieſe ſanfte Schmiegſamkeit, die dem Menſchen wohlthut, die freundlich ſeine Wangen ſtreichelt wie eine zarte Hand. Zum erſten Mal fühlte ich mich ganz und gar in Italien, umringt von der glorreichen Vergangenheit, von der melancholiſchen Gegenwart und der tröſtenden Natur. Als ich am andern Morgen im hellen Sonnenſchein wiederkam, war mir, als habe ich das Campo Santo geſtern im Traum und heute in der Wirklichkeit geſehen. Die Wirklichkeit hat ihre Vorzüge, berichtigt, hebt Schönheiten vor, ſtellt Alles genau in Reih' und Glied; allein der Traum hat ſeine unerklärliche Magie und wirkt

eben durch dies Geheimniß ſtärker auf die Seele. Im Grunde iſt Alles unerklärlich, Traum und Wirklichkeit, Leben und Tod, Himmel und Erde; aber der Menſch hat ſich ſo an die Finſterniß um ihn her gewöhnt, daß er die Dinge erklärbar nennt, welche er mit dem Laternchen ſeines Verſtandes ſchlecht und recht beleuchtet, und nur die unerklärlich, für welche dies Laternchen zu ſchwach iſt.

Wer die Maler ſind, welche all dieſe Fresken gemalt, wiſſen die Gelehrten genau, d. h. Jeder weiß etwas Anderes, und daher wird es den Ungelehrten ſehr ſchwer, irgend etwas zu wiſſen. Übrigens iſt es bei denen, welche die Wand der Eingangsthür bedecken, faſt unmöglich, eine Geſammtdarſtellung zu erkennen; der Seewind hat ſie vernichtet. Die ganze lange Wand gegenüber hat Benozzo Gozzoli mit bibliſchen Geſchichten geſchmückt, und die ſind zu erkennen, ſowie auch das Weltgericht von Andrea Orcagna, das mir durch ſeinen hohen feierlichen Ernſt ſehr auffiel. Wären überhaupt die Fresken nur beſſer erhalten, ſo würd' ich ſie unbedingt den Ölgemälden vorziehen; erſtens, weil ſie nicht den widerlich ſtörenden Firniß haben, und zweitens, weil die ſtumpferen Farben der Form und dem Ausdruck den Vorrang laſſen. Aus dieſem Grunde zieh' ich auch

Cartons den Ölgemälden vor, und ich denke, Maler würden über dieſen Geſchmack ſehr mitleidig lächeln.

Bei dem Grabmal Kaiſer Heinrich's VII. verweilte ich lange. Giovanni Piſano hat es ihm ſchön mit den elf getreuen Apoſteln geſchmückt. Man braucht nur das edle, ſchwermüthige Antlitz des Kaiſers zu ſehen, um zu wiſſen, daß kein anderes Gift als der Gram ihn getödtet. Er lebte und ſtarb wie Don Quixote, und wirklich für dieſelbe Sache, denn Kaiſerthum und Ritterthum, wie Beide es dachten und es herſtellen wollten, gehen Hand in Hand. Warum klingt Don Quixote den Leuten ſo lächerlich? Das hab' ich nie begreifen können. Mir iſt es ein unſäglich melancholiſches Buch: die Seelenhoheit im Kampf mit der Gemeinheit und Beſchränktheit der Welt und traurig hinſterbend an der Erkenntniß, daß dieſe Feſſeln nicht zu ſprengen ſind. An dieſer unheilbaren Krankheit ſtarb auch Kaiſer Heinrich, und Piſa gab ihm die letzte Ruheſtatt. Wie ſie doch endlich Alle zur Ruhe kommen, die unruhigen Seelen! Im Palaſt Lanfranchi am Lung' Arno hat Lord Byron einige Zeit gelebt.

Es wurde mir ſchwer, Piſa zu verlaſſen. Überhaupt bringt mich eine ſolche Überblicksreiſe, wie ich ſie nenne, ziemlich um all mein Vergnügen, denn

ſehen iſt meine Freude, aber beſehen iſt mir ein Abſcheu; jenes macht mich lebendig, dieſes todt. Beim Beſehen macht ſich die Seele ganz paſſiv und hat andere Gedanken, indeſſen die armen Augen ſich umſonſt abmatten. Man wird mir rathen, dies zu vermeiden; aber wie ſoll ich das anfangen? Ich kann nicht in voraus wiſſen, welche Dinge des Sehens oder Beſehens werth ſind, und da meine Reiſezeit beſchränkt iſt, ſo darf ich keine Rückſicht auf meine Stimmung und Luſt nehmen; ich muß handwerkern, damit ich nichts verſäume. Gott weiß aber, wie mir das zuwider iſt! Hier habe ich einige Wochen, und die erheiſcht Florenz, wenn man ſich nicht an der kahlen Überſicht mag genügen laſſen.

Die Stadt iſt ungewöhnlich ernſt, die Gegend ungewöhnlich lieblich; dieſer Contraſt erfriſcht, der Wechſel ruht aus. Ein Ort, der die reichſten Kunſtſchätze enthielte, dem aber die Natur ſtiefmütterlich geſinnt, würde mich nie feſſeln. Umgekehrt wol! Der Himmel, die Berge und Bäume, die Wolken, die Lichteffecte ſehen mich mit andern Augen an als die Götter und Heiligen. Umherzuſtreifen, Lieblingspunkte aufzuſuchen, den Unterſchied zwiſchen Morgen- und Abendbeleuchtung zu finden, was gerade ſo verſchieden iſt als ein holdes Antlitz, das traurig lächelt

oder ſelig weint, iſt mir immer ein neuer und reicher Genuß. In der Luft zerflattern alle ſchweren Gedanken, und die Stimmung wird lichtblau wie der friſche Morgenhimmel. In den Muſeen hab' ich auch meine Lieblinge, mit denen ich manches Wörtchen plaudere und in gutem Verhältniß lebe; dennoch giebt es Stimmungen, wo der Marmor mich fröſteln macht, und wo ich ſtatt eines Gemäldes nur bemalte Leinwand ſehe. Solche ungünſtige Momente kommen, man weiß nicht woher, wie ein Regentag im Gebirg! Man muß ſie geduldig vorübergehen laſſen.

Ein großer Reiz von Florenz beſteht darin, daß, was an andern Orten eine Kunſt, ein Schmuck oder ein Machwerk, hier eine Natur iſt, nämlich die Architektur. Nicht Laune und Geſchmack des Einzelnen, nicht die Phantaſie der Baumeiſter ſchuf dieſe wunderbaren Gebäude, ſondern die immer unruhige, mißtrauiſche, neidiſche Republik geſtattete nur ſolche, die zwiſchen Feſtung, Bürgerhaus und Palaſt mitten inne ſtanden, ihren Bürgern. Sie mußten feſt ſein, um im Nothfall gegen den ſturmlaufenden Plebs zu ſchützen; ſchlicht, um nicht eine mißfällige Aufmerkſamkeit zu reizen; grandios, um unwillkürlich zu imponiren, und um dem Beſitzer zu geſtatten, im Innern alle Pracht und Bequemlichkeit zu entfalten,

zu denen sein Reichthum ihn berechtigte. Dies waren die nothwendigen Erfoderniſſe. Aus dem Bedürfniß des Einzelnen und des Ganzen ging dieſe Architektur hervor; man baute ſo zu ſagen von innen heraus, darum war man originell und zweckmäßig zugleich, wie die Natur. Der toscaniſche Bauſtyl — ich meine, man nennt ihn auch stilo rustico — iſt die Natur der florentiniſchen Republik. Einen gröſsern Contraſt als zwiſchen den Paläſten der Genueſer und Florentiner kann man ſich nicht vorſtellen. Dort Marmor von innen und außen, Terraſſen und ſchwebende Gärten, Treppen und Balkons, Säulen und Portiken, wie eben ein Doria oder Balbi es begehrte; hier ein Viereck von grauen behauenen Quadern, zwei Etagen, neun Fenſter Fronte. So iſt der Palaſt Strozzi, ein Haus, wenn man will, aber ſo impoſant durch das vollendete Ebenmaß ſeiner gigantiſchen Verhältniſſe und durch die Grazie der ſparſam angebrachten, doch nicht kargen Verzierungen, daß man es Palaſt nennen muß, weil es vornehm ausſieht. Dem Palaſt Riccardi, welcher früher das Haus der Mediceer und von Cosmus, dem Vater des Vaterlandes, in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts erbaut war, hat ſpäterer Anbau das urſprüngliche Ebenmaß geraubt, doch ſieht man

deutlich, wo jener beginnt. Der Palaſt Pitti, deſſen Bau der übermüthige Luca Pitti um dieſelbe Zeit aufgeben mußte, weil er vor der ſteigenden Sonne der Medici ſank, iſt zwar die Reſidenz der Großherzoge worden, aber unvollendet geblieben und macht mir einen ſeltſamen Eindruck von Zerfloſſenheit, indem nur die Mitte des Gebäudes ein zweites Stockwerk hat und das erſte wie überlange Arme an der Anhöhe heruntergreift. Meine eigentlichen Lieblinge ſind drei Gebäude aus dem 13. Jahrhunderte, der Bargello, welcher der Gerichtshof war, der Palazzo Vecchio, wo die Signoren wohnten und die Rathsverſammlungen ſtattfanden, und endlich der Palaſt Ferroni an der Trinitàbrücke, jetzt den Reiſenden als Hôtel de l'Europe bekannt. Sie ſehen ſo ritterlich behelmt aus, die alten grauen Koloſſe mit ihren crenelirten Mauern, und dominiren ſo ihre Nachbarn durch ein gewiſſes ehrenfeſtes, vertrauenerweckendes Anſehen, daß ich, wenn ich an ihnen vorübergehe — und das geſchieht täglich einige Mal —, immer denken muß: beſſer Ritter, als Handelsherr. Wie ich in dem erzdemokratiſchen Florenz zu dieſen ariſtokratiſchen Geſinnungen komme, weiß der Himmel! Ich habe ſie zwar immer; allein ſollte dieſe prächtige Republik ſie nicht erſticken? Im Gegentheil, ſie weckt

sie auf. Ich bin nicht im Stande, mit diesen Wollhändlern zu sympathisiren, mit diesem Kaufmannsstaat, der weder einen Feldherrn noch einen Staatsmann hervorbrachte, bis die Oligarchie der Mediceer der Demokratie doch zuletzt das Ende bereitete, welches ihr unausweichlich bevorsteht: Despotie des Einzelnen, wenn auch in so anmuthigen Formen, wie Lorenzo il Magnifico ihr zu geben wußte. Pisa, Genua, Venedig, waren auch Handelsstaaten, allein ihre Flotten, ihre Züge über das Meer, ihre Colonien und Eroberungen brachten ein kriegerisches Element in das rechnende hinein, neben dem Gewinn am Wechseltisch standen eben so bedeutend Ruhm und glorreiche Siege, und die Nothwendigkeit, ferne Eroberungen zu schützen und zu erhalten, veranlaßte den Mutterstaat zur Entwickelung fester Institutionen, durch welche Venedig groß wurde, bis es im Übermuth des Mißbrauches durch Willkür sie untergrub und sich somit ein schmachvolles Ende bereitete.

In Florenz war alles Volk Bürger. Die Überbleibsel der altadeligen Geschlechter, welche nicht verbannt worden, mußten ihre Namen verändern und Gewerbe oder Handwerk treiben; dann durften sie hoffen, auf zwei Monate in die Signora gewählt zu werden. Auf so kurze Zeit war dies Amt beschränkt.

Wahrscheinlich hielt man es für unmöglich, in zwei Monaten dem Staat von der Regierung, oder beſſer gesagt, Verwaltung, Schaden zugefügt zu sehen. Nur vergaß man, daß man ihm in zwei Monaten auch nichts nützen, keinen Plan durchführen, kein Gesetz feststellen konnte; denn obgleich die Aristokraten früh unterdrückt wurden, so ist Florenz doch die Stadt der Factionen par excellence, und Guelfen und Ghibellinen, Buondelmonti und Uberti, Weiße und Schwarze stehen sich immer feindlich gegenüber, lassen den Kampf der Parteien nicht ruhen und treiben einander die Staatsverwaltung wie einen Ball zu, obgleich Jeder suchte ihn für die seinige wiederzuhaschen. Dazwischen taucht dann bisweilen ein Fremdling, wie der Herzog von Athen oder der Prinz von Neapel, als Dictator auf, den alle Parteien auf gewisse Zeit wählen, damit er unparteiisch ihre Zerwürfnisse heile und allgemeine Ruhe stifte, und den sie vor der Zeit absetzen, weil er nicht ihren Erwartungen entspricht, bald zu tyrannisch ist, bald zu schwach, und immer einer Partei mehr als der andern zugethan. Ein scheueres Volk ist gar nicht zu denken, und es gehörte in der That der höchste Grad von Mäßigung, Vorsicht, Ruhe und anscheinender Sorglosigkeit dazu, verbunden mit der freundlichsten

Wohlthätigkeit, um es so zu bändigen, daß es sich das stupende Übergewicht der Familie Medici seit Johann und Cosmus gefallen ließ, dem kränklichen Piero sich beugte und Lorenzo den Prächtigen gern als seinen Fürsten betrachtete. Nach dessen frühem Tode, 1494, erwachten die alten Factionen, und die vertriebenen Medici kehrten erst nach einer Reihe von Jahren mit dem Herzogshut zurück, den Karl V. seinem Schwiegersohn Alexander Medici aufgesetzt. Hatte ich aber keine sonderliche Sympathie für die Republik Florenz, so hab' ich nicht die geringste für das Herzogthum Toscana. Ich liebe die Geschichte der Völker, nicht die der Cabinette, und mit der Reformation verschwinden allmälig die Völker und machen den Fürsten Platz. Die geistige Macht, welche den Fürsten bis zu dieser Epoche, wenn auch nicht immer die richtige, so doch irgend eine Schranke gesetzt, war zerbrochen, der Absolutismus faßte Fuß, und in ihm schlummert der Keim der Revolutionen, die weniger ein frisches, erwachendes Leben bezeugen als die gewaltsamen widerlichen Zuckungen eines abgestorbenen Körpers, der die Mora bekommt.

Da es in Florenz keine Ritter gab, so fehlt das eigentlich kriegerische Element, welches die Feldherren und großen Helden erzeugt; aber die gewaltig gäh-

renden Kräfte fanden die Form, in welche ſich das wogende zerſchmolzene Metall des Genies gießen ließ, und die alten Künſtler ſtehen da wie Giganten von Erz, an deren Knie das heutige Geſchlecht reicht und ſich drängt. Die Kunſt des Mittelalters erhebt ſich ſo friſch aus und auf ihrem eigenthümlichen Grund und Boden, daß die Antike ganz durch ſie in Schatten geſtellt wird. Weder die Niobe mit ihren ſchönen Kindern, noch der Apollin, noch die Venus haben großen Eindruck auf mich gemacht; ſie kommen mir wie Eindringlinge vor; ich mag nicht die Griechen zwiſchen den Florentinern ſehen, der Vergleich beeinträchtigt beide Theile: dieſe erſcheinen ſehr häßlich und jene ſehr fremd; denn etwas Häßlicheres als Benvenuto Cellini's kurzbeiniger Perſeus in der Loggia de' Lanzi iſt kaum zu denken, und etwas Fremdartigeres, Unverſtändlicheres auch nicht als die Aufſtellung der Niobiden rings an den vier Wänden eines Saals. Es iſt gut, daß Jeder, der ihn betritt, die Geſchichte der Niobe kennt, denn in dieſer Aufſtellung iſt ſie nicht zu erkennen. Auch ſind Figuren dabei, die unmöglich zur eigentlichen Gruppe gehören können, nämlich die zweite weibliche Statue zur Rechten der Niobe, welche ſich ganz paſſiv verhält, und der alte ſonderbare Mann, der Niobe gegenüber,

der ſich ſehr entſetzt. In dies Schickſal, welches dieſe Mutter mit ihren Kindern trifft, hat der Grieche mit ſeinem Takt nie den Vater verflochten, wohl fühlend, daß der nur die zweite Rolle ſpielen würde; es iſt alſo durchaus nicht anzunehmen, daß der Bildhauer einen Vater hat vorſtellen wollen. Und wie kann man einen Fremdling hier einſchieben? Man wird Gründe für dieſe Aufſtellung haben, und hoffentlich beſſere als den, welcher mir angegeben wurde: man habe den alten Mann bei den übrigen Statuen gefunden; dennoch zweifle ich, daß die beſten Gründe mit ſeiner Anweſenheit verſöhnen. Ich weiß nicht, ob er mich ſtörte, oder ob es das merkwürdig verfehlte rechte Bein der jüngſten Tochter, oder was ſonſt war, genug ich konnte mich nicht ſo recht innig mit der edeln Familie befreunden. Der Venus und des Apollin, geſtehe ich, bin ich ein wenig ſatt! Ich habe ſie wol hundert Mal in Abgüſſen und Copien geſehen und kann mir bei ihren ſchönen Geſtalten durchaus nichts denken, als daß es eben ſchöne Geſtalten ſind. Hingegen iſt eine ganz unvergleichliche Statue in der Tribüne, welche der Schleifer heißt und einen Mann darſtellt, der knieend ein breites Meſſer ſchleift, indeſſen ſein Antlitz todtmüde aufwärts gerichtet iſt. Dieſe Müdigkeit, dieſe unſägliche

Erſchöpfung der Seele mehr als des Körpers hat etwas Herzzerreißendes. Ich hätte ihm die Arbeit abnehmen mögen, und doch iſt es eine leichte Arbeit nur! Aber dem Sklaven wird auch die leichte Arbeit ſchwer, weil er in ihr ſeine Knechtſchaft fühlt. Die tiefe Wahrheit und tiefe Poeſie dieſer Bildſäule feſſelte mich unbeſchreiblich; ſie iſt die einzige unter den florentiner Antiken, der ich ins Herz geleſen.

Die Malerei iſt es hier vorzüglich, deren Knospe, Blüte und Verfall man Schritt vor Schritt verfolgen kann. Sonſt kam mir Rafael immer vor, wie ein urplötzlich über alle Grenzen der Menſchheit emporgeriſſener Künſtler; hier ſehe ich, daß er nur die höchſte Stufe auf der Himmelsleiter der Kunſt erſtieg, und daß dieſe ganze Leiter mit Künſtlern beſetzt iſt, die ihn nothwendig machen und zugleich ſeine Vollkommenheit vorbereiten. Ich kann mich für nichts in der Welt gegen meine Herzensmeinung enthuſiasmiren, alſo auch nicht für die Gemälde von Cimabue und Giotto; ich finde ſie ganz ungemein häßlich; dennoch betrachte ich ſie nicht ohne Intereſſe, denn ſie kommen wir vor wie der herbe, farbloſe Kern, aus dem die glänzende Frucht ſich hervorhob. In der Kirche Sta.-Maria Novella iſt eine Madonna mit dem Kinde von Cimabue, die bei den Zeitgenoſſen

als ein Wunder galt. Sie hängt noch in derselben Kapelle, wohin sie aus des Künstlers Hause in feierlicher Procession getragen wurde, und als der König von Neapel zu derselben Zeit hier war, wußte man ihm kein größeres Vergnügen zu bereiten, als ihn zu dieser Madonna zu führen. Ich kann diesen steifen Formen keinen Geschmack abgewinnen, denn ich fühle noch kein Leben in ihnen pulsiren. Bei Andrea Orcagna, dessen Weltgericht im Campo Santo in Pisa mir schon sehr auffiel, macht sich das Leben unter der Mumienhülle der steifen Form Platz. In eben der Sta.-Maria Novella ist eine große Freske von ihm, das Paradies, wo die Engel, die Heiligen und Seligen zwar in Reih' und Glied wie Regimenter aufgeführt, aber die Köpfe doch sehr bestimmt und mitunter sehr anmuthig und ausdrucksvoll sind. Ein großes gemaltes Fenster, welches diese Wand beleuchtet, macht es höchst schwierig, das Gemälde deutlich zu sehen. Überhaupt ist die schlechte Beleuchtung etwas ganz Ärgerliches. Der Chor dieser Kirche ist mit zwei großen und gewiß wunderschönen Fresken von Dominico Ghirlandajo geschmückt, welche die beiden ganzen Seitenwände einnehmen; nun besteht aber die Hinterwand aus einem einzigen immensen, prächtig gemalten Fenster, und dadurch wird

es für mein Auge unmöglich, etwas Zuſammenhängendes zu erkennen. Solche Fülle, welche eine Schönheit durch die andere ohne Rückſicht beſchattet, iſt nur für die Unerſättlichkeit des Gedankens angenehm; in der Wirklichkeit wünſcht man ſie zweckmäßiger geordnet.

Nach dieſen alten, ſtrengen Malern, zu denen noch gar viele andere gehören, theils der Zeit, theils der Schule nach, die ich aber nicht aufzählen mag, weil ihre Nomenclatur eben ſo langweilig als die Beſchreibung ihrer Gemälde ſein würde, kommen einige, denen die Bilder aus dem Pinſel wie Blumen aus dem Stengel blühen. Es ſtralt darin eine ganz lichte, goldene, ſelige Welt, ein wahrer Chriſtbaum von innerer Freudigkeit, etwas ganz Unweltliches von Liebe und Glanz und Glück. Man muß aber ſehen die Bilder von Giovanni da Fieſole und Gentile da Fabriano, um zu verſtehen, was ich meine; denn heutzutage hat man gar keinen Begriff von ſolcher Malerei, die nichts iſt als eine nach Außen gekehrte Seele, ſchon deshalb, weil man von ſolchen Seelen keinen Begriff mehr hat, deren Hoffnung nie von Troſtloſigkeit, deren Glaube nie von Zweifel getrübt ward. Ich muß immer lächeln, wenn ich die Bilder von Fieſole anſehe, ſowie man zuwei-

len im Schlaf lächelt über die Herrlichkeiten des Traums. Fra Giovanni da Fiesole war ein Dominicanermönch hier im Kloster von St.-Marc. Bei seinem Leben schon wurde er seiner engelgleichen Seele wegen genannt Angelico und nach seinem Tode Beato. Er malte immer und immer, doch nie für Geld; malen war ihm eins mit beten, denn er stellte nur heilige Geschichten dar. Er malte gewöhnlich auf Goldgrund und verzierte die Gewänder und Teppiche mit den saubersten goldenen Arabesken, die sich auf den hellen heitern Farben, die er vorzugsweise liebte, wunderfreundlich ausnehmen. Seine Köpfe sind wie Miniaturen fein und zart behandelt; viel Abwechselung haben sie nicht, denn von Leidenschaft wußte er nichts, und selbst der Schmerz verlor seinen Stachel durch den tröstenden Hinblick auf die dereinstige ewige Seligkeit. In die Angst des Lebens, in die unruhige Qual der Welt, in die Sehnsucht des unendlichen, unbefriedigten Verlangens hatte er aus seinen Mauern nie geblickt, viel weniger sich hinein gewagt; er kannte nur den Himmel, die Erde nicht; darum sind seine Bilder sehr einseitig, und was ihm am besten gelingt sind Paradiese, Krönungen der Jungfrau, Versammlungen von Heiligen und dergleichen. Ein holdseliges Paradies ist in der Akademie,

ſtralend im roſigen Freudenglanz wie das Morgenroth, durchwebt von zahlloſen, ſüßen Engelsköpfen. Auch die ganze Geſchichte Chriſti auf vielen kleinen Tafeln. Aber wo heftige Gemüths- und Körperbewegung ſtattfindet, z. B. wenn Petrus dem Malchus das Ohr abhaut, iſt es gar nicht derſelbe Meiſter, ſondern ein kleiner ungeſchickter Schüler; und nun gar ſein zürnender Chriſtus, der ſich im Weltgericht grimmig gegen die Verdammten wendet — iſt eine Fratze; er hat nur den ſegnenden Chriſtus begriffen.

Etwas, nicht weltlicher gerade, aber weltvertrauter iſt Gentile da Fabriano, und daher auch freier, individualiſirender, weniger einſeitig. Seine Anbetung der Könige in der Akademie glänzt von Andacht, Liebe und Pracht wie eine Weihnachtsbeſcheerung, und der ſchöne junge König, der ſich demüthig die Sporen abſchnallen läßt, iſt eine freie ritterliche Geſtalt.

Auf einmal tritt Fra Filippo Lippi mit derber Weltlichkeit und gemeiner Sinnenluſt dazwiſchen! Er war auch Mönch, doch früh dem Kloſter entflohen, in Liebesabenteuer verwickelt, bei Vornehmen wohlgelitten, die Erde verſtehend, den Himmel nicht, und ſo auch malend, kräftig, naturwahr, aber auch

gemein, Engel und Madonnen mit breiten begehrlichen Gesichtern, in denen die irdische Lust hübsch Platz hat, gerade wie sein eigenes Portrait, das er auf einer Epiphania in der Akademie angebracht.

Den Übergang zu Leonardo's hinreißender Grazie [illegible]ht Lorenzo di Credi. Seine Gestalten sind nicht [illegible]dlich-selig wie die von Fiesole, und nicht irdisch [illegible]egnügt wie die von Lippi; sie tragen den Stempel edler Menschlichkeit, das Selbstbewußtsein, und in diesem Bewußtsein die Fessel und die Glorie des menschlichen Wesens, eine Schwermuth, welche nichts ist als Sehnsucht nach Vollendung.

Lebhaft contrastirt mit ihm Dominic Ghirlandajo durch die Verschiedenheit der Auffassung, welche bei Letzterem ganz kräftige Andacht, voll herzlicher Innigkeit, doch ohne jenen Anstrich von Trauer ist, der auf Credi's Bildern wie Mondlicht liegt. Ghirlandajo's Bilder sind wie der Tag so gut, so wahr, so glänzend und so ganz prächtig gemalt. Seine Anbetung der Hirten in der Akademie und der Könige in der Kirche degli Innocenti sind wahrhaft herzstärkend. — Wenn ich nun noch Perugino nehme, obgleich er kein Florentiner war, der in seinen bessern Bildern, wie z. B. die Grablegung, im Palast Pitti, ohne Haschen nach Effect und voll edler Einfachheit

iſt, ſo iſt hiermit eine Periode der Kunſt abgeſchloſſen, welche durch ihre Seelenfriſche, durch ihre Herzenslebendigkeit, durch die Gewalt, welche ſie allmälig über die Form gewinnt, und durch die Kraft, womit ſie ins Reich der Schönheit eindringt, ohne daß man ihr das mühſame Studium anſieht, einen eben erquickenden Genuß gewährt, als wenn man im Frühling durch einen blühenden, duftenden Garten geht. Darauf kamen zwei Männer, die das Höchſte in der Kunſt der Malerei leiſteten, Leonardo und Rafael, und um ſie gruppiren ſich Viele, die Tüchtiges leiſteten, und die wahrſcheinlich ihre Bewunderer haben; doch in meinen Augen iſt der Zauber erloſchen, welcher um den Pinſel jener alten Meiſter ſchwebt. Die ſpäteren ſtudirten und berechneten, ſetzten zuſammen, ahmten nach, ſuchten zu übertreffen; unbefangen aus ſich ſelbſt heraus ſchuf keiner mehr. Aber es iſt ein ungeheuerer Unterſchied zwiſchen einer Schöpfung und einem Machwerk, und unmittelbar nach Rafael's Tode verfiel die Kunſt in dies troſtloſe Gebiet. Die Zeiten hatten ſich inzwiſchen auch ganz verändert. Die Reformation hatte in ihren Wirkungen auch Italien reformirt, die Glut des Glaubens gelöſcht, die Macht heiliger Traditionen erſchüttert, die Blüte der Andacht abgerupft;

und gerade dieſer Heerd hatte mit ſeinem ſanften unirdiſchen Feuer die alte Kunſt genährt und erleuchtet. Man hatte jetzt gelernt, Alles vor das Mikroſkop der Speculation und unter das Meſſer der Forſchung zu bringen. Man wollte den alten dumpfen Glauben lichten und reinigen, und man zerſetzte ihn [illegible] lange ſäuberlichſt, bis nichts mehr für ihn noch von ihm übrig war. So machte man aus den Märtyrern anatomiſche Studien und aus den weiblichen Heiligen reizende Phrynen, wie das an Correggio's Magdalene und Carlin Dolce's Santa-Roſa beiſpielsweiſe zu ſehen iſt. Die Päpſte, kunſtliebend und ſchlau, verſuchten dem ewigen Rom eine neue Glorie zu geben und beförderten auf alle Weiſe das Studium der Kunſt und Wiſſenſchaft, indem ungeheuere antiquariſche Nachforſchungen und Ausgrabungen gemacht wurden, an deren Spitze faſt ein halbes Jahrhundert lang Michel Angelo ſtand, der, ein ſehr hochmüthiger und ſehr unterrichteter Gelehrter, aber des ſchöpferiſchen Genies ermangelnd, ſich und ſeine Zeit in das Studium der Antike hineinſtürzte und die Fähigkeit daraus zurückbrachte, die Sehnen, Knochen, Muskeln eines Körpers aufs genaueſte darzuſtellen, aber nicht die Gabe, aus dieſem anatomiſchen Präparate ein ſchönes, lebenvolles Ganze zu bilden;

denn das Erdreich, in welchem die Kunſt gedeiht, iſt Begeiſterung, von tiefen Meditationen alimentirt. Michel Angelo iſt mir in der tiefſten Seele zuwider, ſowol in den Werken, die ich hier von ihm geſehen, als in ſeinem Streben, und als auch in ſeiner äußern Erſcheinung. Ein ſo abſtoßendes, wildes, hartes, geſpanntes Geſicht habe ich ſelten geſehen. Die zwei Zimmer voll Malerportraits in der Galerie der Uffizien ſind ſehr intereſſant. Es iſt wunderbar, welch eine Uebereinſtimmung zwiſchen den Portraits dieſer Leute und ihren Werken herrſcht! Aber freilich das Antlitz trägt das Gepräge des innern Menſchen, und ſeine Werke tragen es auch; ſo kann die Übereinſtimmung nicht fehlen, um ſo mehr, da die Portraits von Jedem eigenhändig, folglich in ſeiner Manier gemalt ſind. Ich würde gewiß Gian Bellin, Carlin Dolce, Salvator Roſa, Perugin, Titian erkannt haben. Rafael iſt zu knabenhaften, kränklichen Anſehens, als daß ich ihn ſchön finden könnte. Unvergleichlich ſchön hingegen iſt Leonardo da Vinci; ſeine Augen ſehen zwiſchen den andern Augen aus wie Märchen zwiſchen Tagesgeſchichten. Wie ein Zauberer blickt er mich an, tiefſinnig, wunderbar freundlich. Er hat eine edle Naſe, zarte Lippen und langes weiches kaſtanienbraunes Haupt- und Barthaar. Iſt er alt,

iſt er jung? Ich weiß nicht. Ich mein', er müſſe wie ein Jupiter- oder Chriſtuskopf von unvergänglicher, keinem Lebensalter unterworfener Schönheit ſein. Von meinen alten lieben Meiſtern exiſtiren keine Portraits. Das von Maſaccio, eine Freske, iſt das älteſte und ein höchſt melancholiſches Geſicht; er ſoll in jungen Jahren geſtorben ſein, doch nicht zu früh für ſeinen Ruhm, denn die Fresken aus dem Leben Petri in Maria del Carmine ſichern ihm die Unſterblichkeit. Die Sammlung wird noch immer fortgeſetzt, ſogar lebende Künſtler ſind aufgenommen, z. B. Benvenuti, der die Begräbnißkapelle der Medici in San-Lorenzo mit Deckengemälden ſchmückt, oder nicht ſchmückt — ich weiß nicht recht. Deckengemälde ſind für mich unerreichbare Schätze, ich werde nervenſchwach, wenn ich ſie betrachte. Aber dieſe modernen Maler ſind unausſprechlich komiſche Geſtalten, ſo geziert, ſo preziös, daß es ein Vergnügen oder ein Jammer iſt! Der Eine hat ſich gemalt in voller Uniform, prächtig geſticktes Hofkleid, Orden im Knopfloch, Palette in der Hand. Ein Anderer, wahrſcheinlich ein berühmter Blumenmaler, hat um einen Felſen einen mächtigen Kranz gehängt; in der Mitte hat der Fels einen Spalt, und da guckt ſein Geſicht heraus. Liotard iſt im türkiſchen Coſtüm. Mengs

geberdet ſich wie ein Feldherr und die Meiſten wie Affen. Der alte ſchlichte Graſſi iſt erquickend dazwiſchen; der muß es verſtanden haben, Portraits zu malen! Zwiſchen all dieſen abgeſchmackten Männern ſehen die Frauen zu meiner Freude recht verſtändig aus. Madame Lebrun zeigt ſehr anmuthig ihre weißen Zähne, und Angelica Kaufmann, „der ein Engel den Namen, den Pinſel und die Seele gegeben", hat ihre gute, ſtille Geſtalt ziemlich ruhig hingeſetzt. Aber ich bin ganz von Michel Angelo abgekommen! Er hat ein unruhiges Geſicht und zwar deshalb, weil er durchaus etwas Extraordinaires leiſten wollte, und nicht ſowol um ſeinen eigenen Anfoderungen an ſeine eigenen Gaben zu genügen, als vielmehr um Alles, was bereits geleiſtet und bewundert war, in Schatten zu ſtellen. Die himmliſche Anmuth Rafael's ſuchte er durch ſeine Kraft zu ecraſiren, und dabei verfiel er in die Brutalität der Maſſe; neu und originell wollte er ſein, dabei verfiel er in Willkür. Vor dem Palazzo Vecchio ſteht ſein David. Wer vor der Statue etwas Anderes denken kann als: „Das iſt ja recht ein derber ungeſchlachter Burſche!" den beneid' ich um ſeine glänzende Phantaſie. Aber wo iſt der triumphirende oder der kampfbereite Hirtenknabe? Originell kann die Darſtellung eines Gegenſtandes

nur genannt werden, wenn sie denselben in einer neuen, seinem Charakter entsprechenden Anschauung auffaßt; widerspricht aber diese Auffassung durch und durch dem Charakter und sämmtlichen Eigenschaften des Gegenstandes, so ist sie zwar neu, aber keineswegs originell, sondern nur willkürlich, und das ist Michel Angelo auf eine empörende Weise bei den zwei berühmten Grabmalen des Julian und Lorenzo di Medici gewesen. Auf dem einen Sarkophage liegen die Statuen von Tag und Nacht, auf dem andern von Aurora und Dämmerung, erste und letzte unfertig; doch ist der Tag zu erkennen, d. h. eigentlich nicht zu erkennen, denn dieser bärtige, wildblickende Mann, mit seltsam verschränkten Beinen, der trotzig über die Schulter blickt, ist doch gewiß nicht der Tag, der Jedem hell ins Auge schaut; aber Michel Angelo muß einen andern Tag haben als die übrigen Menschen. Und nun gar die Nacht! Ich will nichts davon sagen, daß sie in einer durchaus gezwungenen Stellung schläft, nichts davon, daß die Muskeln an ihrem linken Bein auf eine Weise hervortreten, die eines Reiters würdig, aber bei einer schönen Frauengestalt, die der Schlaf noch weicher macht, unmöglich ist; nur Eins will ich sagen: er hat die stille, geheimnißvolle, sich und die Welt ver-

hüllende Nacht nackt dargeſtellt, was ungefähr denſelben Effect macht, als ob Einer die Madonna nackt darſtellte. Ich war ganz faſſungslos vor Schreck, ſowol darüber, daß ein Künſtler dieſe — ich habe kein anderes Wort als Caricaturen — für etwas Schönes ausgegeben hat, als im Grunde noch mehr darüber, daß es Leute giebt, welche dies auf Treu' und Glauben als etwas Schönes betrachten. Die Dämmerung auf dem zweiten Sarkophag iſt gar nicht ausgearbeitet; ihre Stellung ſchien mir am ungezwungenſten. Die Aurora ſieht äußerſt ſchläfrig aus und liegt etwas aufgerichtet ſo disgraziös wie möglich auf dem rechten Elbogen, indem ſie die rechte Schulter faſt bis ans Ohr hinaufzieht. Indeſſen man kann ſo liegen; unmöglich aber kann der Muskel unter dem heraufgezogenen Arm zu einem ſo widerlichen Auswuchs anſchwellen. Michel Angelo hat ſich ſo in das Gewaltſame, Übertriebene hineingearbeitet, daß er ſich aus dem Labyrinth der Muskeln und Sehnen nicht befreien kann, was denn freilich ſeiner Darſtellung weiblicher Körper nicht ſehr vortheilhaft iſt. Der geſchundene Marſyas in den Uffizien mag wol eine ſehr richtige und mühſame Arbeit ſein; Anatomen müſſen das beurtheilen. Ich ſeh' aber nicht ein, warum die Kunſt nur das leiſten

will, was auch die Wissenschaft leisten kann. Hier ist eine sehr berühmte Sammlung von anatomischen Präparaten in Wachs gearbeitet, gewiß eben so richtig als mühsam und künstlich; aber es gewährt doch einen unbehaglichen Anblick, die schöne Menschengestalt dermaßen zerfleischt und zersetzt zu sehen, bis die Maschinerie ihrer wundervollen Harmonie zum Vorschein kommt. Es ist ja gerade das schöne Vorrecht der Kunst, die Maschinerie vergessen zu machen und der todten Masse eine lebendige Seele einzuhauchen; es ist ihr Triumph, daß sie in eine Sphäre emporreißt, die man ohne sie nimmer betreten könnte. Wie wunderlich muß der Künstler sein, der seinen Rechten entsagt und im fremden Gebiet sich auszuzeichnen sucht, wo ihm ein Handwerker die Palme streitig machen darf!

Ich höre, daß Michel Angelo noch immer den Künstlern als Studium dient, und daß man ihn grandios nennt. Vielleicht werd' ich ihn in Rom in seinen Fresken als grandios kennen lernen; hier find' ich ihn nur brutal, und das Ölgemälde der heiligen Familie in der Tribüne der Uffizien übernatürlich garstig. Das ist keine Madonna mit dem Christuskinde, das ist kein derbes Bauerweib mit ihrem tüchtigen Buben, sondern ein Brett, worauf Glieder-

puppen gemalt ſind! O genug von Michel Angelo! Warum ſprech' ich nicht von Rafael, der wie ein Sonnenſtral in mein Auge und Herz leuchtet? Aber von der Schönheit iſt eben nichts Anderes zu ſagen, als daß ſie die ewige Schönheit iſt, wie man auch für den Ausdruck des Glücks ſo arm, und für den des Elends, des Jammers und der Verzweiflung ſo reich iſt. Rafael und Michel Angelo ſtehen ſich einander gegenüber wie der Genius des Lichts und der Bote der Finſterniß, und ich denke, ſie müſſen ſich herzlich gehaßt haben. Der Maler der Schönheit hat einen natürlichen Widerwillen gegen den der Unſchönheit, und Michel Angelo's ehrgeizige Seele muß verzweifelt ſein über den Ruhm Rafael's. Wenn ich ein Gemälde von Rafael nennen ſoll, das mir vorzugsweiſe gefällt, ſo iſt es die ſogenannte Madonna del Gran Duca im Palaſt Pitti und das Portrait Leo's X. zwiſchen zwei Cardinälen ebenda, und die Fornarina, welche aber nicht die wahre Fornarina ſein, ſondern ihren Namen uſurpirt haben ſoll, in der Tribüne der Uffizien; das iſt Alles ſo rein und klar in der Auffaſſung, ſo beſtimmt, edel und natürlich in der Darſtellung, ſo ungemein einfach gedacht und daher ſo impoſant, und ſo wunderbar ſchön gemalt, weich und kräftig, daß man vor

Entzücken ſchauert über ein ſolches Menſchenwerk. Und doch iſt es nicht eigentlich dieſer oder jener Vorzug, nicht eine beſtimmte Eigenſchaft, oder etwas, das man nennen oder loben möchte, was den Zauber dieſer Gemälde ausmacht; ſie ſind auch keineswegs alle gleich vorzüglich; an manchen mißfällt mir Manches (z. B. auf der Madonna del Baldachino, die freilich unfertig, ſchauen die Heiligen ſeltſam verſchmitzt drein); es iſt eben die Rafael'ſche Seele, welche ſie durchgeiſtet, verklärt und zu einem Ganzen verſchmilzt, es iſt die Entwickelung eines hochbegnadigten Genius, der ſtets ſeiner Beſtimmung eingedenk war und die ſchöne Form ſich aneignet, weil ſie das einzig paſſende Gewand für ſeine Gedanken iſt. Und dadurch ſind ſie ohne Gleichen in der Vor- und Mitzeit; denn die alten Meiſter ermangelten der Selbſtändigkeit, der techniſchen Fertigkeit, blieben blöd und zart wie Kinder; aber er beherrſchte Form und Farbe, war frei wie ein Mann und mißbrauchte dennoch dieſe Freiheit nie, was all ſeine Zeitgenoſſen hundert Mal gethan. Was ſoll ich ſie neben ihm nennen? Die Gallerien ſind voll ihrer Werke, Jeder kann hingehen und ſehen und vergleichen. Sollte aber irgend Jemand allzu traurig ſein, daß er hinter die Berge in Deutſchland gebannt

iſt und nimmer dieſe Schöpfungen des wunderbarſten Kunſtmenſchen ſehen kann, der gehe nach Dresden, in der Madonna Siſtina erblickt er die Glorie Rafael's. Ein ſolches Bild hab' ich noch nicht in Italien gefunden.

Nach Rafael's Tode, unmittelbar, durch ſeine Schüler, den frechen Giulio Romano à la tête, beginnt die Zerſtörung. Sie wollen ſich ſeine Erbſchaft theilen; der Eine wirft ſich auf die Grazie, der Andere auf die Gruppirung, Dieſer auf die ſchöne Zeichnung, Jener auf die Ausführung. Weil Rafael gründlich die Antike ſtudirt hatte, ſtudiren ſie auch die Antike; weil er der König im Reiche der Schönheit war, legen ſie ſich auch auf Darſtellung der Schönheit; aber Alles das ohne den gewaltigen innern Drang und Durſt der Seele, welche ſich ſelbſt genügen und ihre Ahnungen der Vollkommenheit offenbaren möchte. Sie wollen Effect machen oder gefallen, und darin haben ſie an Michel Angelo einen Anführer. Einzelne tauchen mit einzelnen Gemälden aus der Bilderſündflut empor; ich will nicht abſichtlich ungerecht ſein! Da iſt in den Uffizien Saſſoferrato's holdſelige Madonna im dunkelblauen Schleier, die mild und traurig wie ein Stern aus Wolken blickt. Da iſt Guercino's Sibylla Samia, zart und

vollendet wie eine Perle; aber dennoch nicht ächt ſibylliſch, nicht ſtark genug, um das Gewicht der Offenbarung zu tragen; ſie wird von der Gegenwart erdrückt werden, wenn keine irdiſche Hand ihre Thränen trocknet; aber eine Sibylle darf wie ein Prophet nur von Gott getröſtet werden. Dann iſt da die ganze venetianiſche Schule, Titian, Tintoretto, Veroneſe; die ſind mir, in ihrer Art und mit ihrer Portraitrichtung möcht' ich ſagen, ſehr angenehm; ſie haben ſich mit ihrem köſtlich natürlichen Pinſel ſo behaglich heimiſch gemacht in der Luſt und Herrlichkeit der Welt, daß ich ſie zuweilen recht beneide um ihre Anſchauung der Erde, die ihnen ſo reich und bunt vorkommt. Da iſt nichts als Glanz und Pracht und Macht, Wein und Früchte, Gold und Sammet, ſchöne Weiber und verliebte Ritter, Bacchus- und Liebesfeſte, Hochzeiten von Kana, die wie ein Schmaus beim Dogen ausſehen, und Anbetung der Könige, die einer Huldigung des Dogen gleicht. Zuletzt langweilen mich dieſe ewigen Feſte denn doch, denn ſie ſind für die Dauer unwahr; das Leben iſt kein beſtändiges Bacchanal und kein beſtändiger Laurentiusroſt; und wenn ich bei den Venetianern nach Erhebung ſuche, ſo werd' ich freilich nicht ſo befriedigt, als wenn ich Amüſement begehre, und eine Kunſt,

die nur das ſinnliche Leben verherrlicht, genügt mir nicht. So war aber die Richtung der Zeit! Über den Trümmern des alten Glaubens hielt die Genußſucht ihre Feſte, und der Abglanz der Schönheit des erweckten Alterthums warf einen goldenen Schleier über das, was ohne ihn nur brutal geweſen wäre. Weil es aber doch ganz unmöglich iſt, daß ein ächter Genius unzugänglich bleiben ſollte für die Magie der geiſtigen Schönheit, ſo hat denn auch Titian Einmal ein Bild gemalt, das nicht blos ſchöner als ſeine ſämmtlichen Venusbilder, ſondern auch ſchöner als die der ganzen venetianiſchen Schule, und überhaupt eins der erſten auf der Welt iſt, ich meine den Chriſtus mit dem Zinsgroſchen in der dresdener Gallerie. Ich habe nie ein Chriſtusbild geſehen, das meiner Idee mehr entſprochen hätte! Dieſer Chriſtus trägt den Schmerz der Welt auf ſeinem edlen, melancholiſchen und wunderbar geiſtreichen Antlitz, und iſt ſo klar und feſt in ſeiner Seele, daß nicht ein Schatten von, ich weiß nicht, welcher Herzensweichlichkeit, worein die meiſten Maler gerathen, ihn den übrigen Menſchen gleichſtellt. Und dieſe Übereinſtimmung zwiſchen der reinen, ſchlanken, vom Irdiſchen abgewendeten Hand und dem Geſicht; und dann wieder Hand und Antlitz des Phariſäers, gierig gekrümmt

und gemein, doch nicht carikirt; und über dem Allen der Zauber von Titian's unerreichbarer Farbe! Wie ich mich in die Bilder vertieft habe, oder eigentlich in die Maler, denn ich ſuche immer die Menſchen hinter der Leinwand, ſeine Werke kommen mir vor wie ſeine Thaten, und aus den Bildern möcht' ich Charakter und Sinnesart ergründen. Und die Bilder können am Ende ebenſo trügen als die Thaten; es miſcht ſich ſo viel Fremdes, Falſches, Äußerliches hinein, zwiſchen den Gedanken und die Ausführung ſchlüpft eine ſtörende Sekunde, das Gewollte iſt kaum mehr zu ahnen im Geleiſteten, und unverſtanden, in Wolken gehüllt bleibt uns das innerlichſte Weſen einer bedeutenden Perſönlichkeit! Ach, die Menſchen ſind große Thoren, die ihre Hände zu etwas Anderem brauchen, als zum Säen und Dreſchen! Die ſich damit beſchäftigen, gehen begnügt und unangefochten durch die Welt, indeſſen die Andern raſtlos umgetrieben von äußern und häufiger noch von innern Qualen ſind. Dafür heißen ſie denn nach Jahrhunderten die Großen! die Ewigen! und ſie, die bei Lebzeiten oft keinen Stein hatten, auf dem ſie ihr Haupt ruhen durften, bekommen prächtige Monumente. Da, auf dem Platze an der einen langen Seite des Doms, vor einem modernen Hauſe, liegt

ein platter weißer Stein, der Sasso di Dante. Da hat er oftmals geſeſſen, der alte Dante, das Kinn in die Hand geſtützt, und den Arbeiten am Campanile zugeſehen, die damals Giotto, zum Theil nach ſeinen Anordnungen, leitete. Solch ein wildes, heißes, mächtiges Herz hat auch ſelten in einem Menſchenbuſen geſchlagen. Würd' er glücklicher geweſen ſein, mäßiger von Empfindung, ruhiger von Wünſchen, wenn ihm die Flamme des Genies nicht über der Stirn gelodert hätte, wie der Stern zu Haupt der Dioskuren? Vielleicht! Vielleicht aber hätte ſich ſein wildes Herz dann in unfruchtbarer Verzweiflung aufgezehrt, und jetzt hat er doch die momentane Erleichterung gehabt, einen Klageſchrei auszuſtoßen, der durch die Jahrtauſende klingt wie der der Propheten. Das Brot der Gnade mußte er freilich eſſen lernen und fern vom geliebten Florenz, in Ravenna, ſterben! Nun prangt ſein Cenotaph in Santa-Croce, wo Florenz das Andenken ſeiner großen Männer ehrt. Aber im linken Flügel im Hofe des Palaſtes Pitti, am äußerſten Ende, iſt ein Monument, das mich gegen die in Santa-Croce und überhaupt gegen alle merkwürdig gleichgültig macht; es iſt einem Eſel geſetzt, der beim Bau des Palaſtes vorzugsweiſe viel Baumaterial herbeigeführt hat. Ein Basrelief verewigt

ſeine Geſtalt und eine lateiniſche Inſchrift ſeine Verdienſte. Das iſt ganz allerliebſt, ſolche demüthige Meriten müſſen auch anerkannt werden; doch wenn ich jetzt an die großen Männer in Santa-Croce denke, ſo fällt mir ſogleich der kleine Eſel im Palaſt Pitti ein. Es iſt kläglich, in welche Beſchränkung der Menſch ſich fügen muß! Um begeiſterte Lieder auszudrücken, in denen der höchſte Jubel, der tiefſte Schmerz und all die Geheimniſſe ertönen, die in der Seele ſchlummern und ſich regen, für ſeine heiligſten Inſpirationen hat der Dichter nichts als das arme, tauſendmal durch Lüge entweihte Wort. Um ihre ganze Liebe, das Aufgeben ihrer Selbſtändigkeit, das ſtets ſich erneuende Opfer ihres Weſens auszudrücken, hat das Weib nichts als die dürftige, tauſendmal gemißbrauchte Umarmung. Und um die glorreichſte Menſchenerſcheinung zu ehren, hat man nichts als eine Huldigung, die dem Eſel wie dem Genie zu Theil wird.

Die Monumente in Santa-Croce ſind weder geiſtnoch geſchmackvoll. Auf Michel Angelo's Sarkophag ſitzen in ganz unglaublichen Attitüden drei Geſtalten, die wahrſcheinlich Malerei, Sculptur und Architektur vorſtellen ſollen, aber eben ſo gut als drei Parcen, oder drei Grazien, oder drei Ungeheuer figuriren kön-

nen. Galilei hat ein ſchwerfälliges, buntmarmornes Gebäude mit ſeiner Büſte. Auf Macchiavell's Sarkophag hält eine ſehr kindiſch ausſehende Geſchichte ſein Medaillon. Über Alfieri's beugt ſich trauernd die Tragödie oder Italien — ich kann es nicht erkennen, wie mir das häufig mit Canova geht. Dante ſitzt oben auf ſeinem Sarkophag, zuſammengekauert, Elbogen auf dem Knie, und unten ſteht eine ſchmerzgebeugte Geſtalt und eine ſehr martialiſche mit einem Sterne über dem Haupte; ſie zeigt auf den Alten und ſpricht: „Ehrt den hohen Dichter!" Dieſe Worte ſind in Gold darauf geſetzt; ich denke mir, daß ſie dieſelben ſprechen ſoll. Die übrigen Monumente im Hauptgebäude der Kirche intereſſirten mich nicht, ſie ſind ohne Geſchmack gelehrten Leuten geſetzt, die mir gänzlich unbekannt. In einer Nebenkapelle ſteht das des Grafen Michel Oginski, deſſen Polonaiſen ihm einen europäiſchen Ruf bereitet haben; er hat ſich aber keineswegs nach Vollendung derſelben erſchoſſen, ſondern iſt hier vor einigen Jahren als Greis geſtorben. Ihm gegenüber befindet ſich das Denkmal der Gräfin Albany, weniger dadurch bekannt, daß ſie die Gemahlin des letzten Stuart, als daß ſie die Frau war, die Alfieri ſo unſäglich geliebt hat.

In dem nüchternen Saale der franzöſiſchen Schule

in der Uffiziengallerie fiel mir ein weibliches Portrait ungemein auf, theils weil es merkwürdig gut gemalt, theils weil die Perſon von einer Schönheit iſt, die ich liebe, und die ich die romantiſche nenne. Ich kann nicht genau definiren, worin ſie beſteht, ſie iſt die Eſſenz einer Perſönlichkeit voll Geiſt und Anmuth und liegt weniger in der Form als im Ausdruck. Dieſer feſſelte mich ſo, daß mich ihr gepudertes Haar und die ſteife Tracht des vorigen Jahrhunderts nicht ſtörten. Ich ſah nur zwei liebliche braune Augen unter ſchwarzen Augenbrauen in einem blumenzart colorirten Antlitze und einen bezaubernden Mund, der ganz wenig die Zähne ſehen läßt. Man kann nicht ſagen, daß er offen ſei; das klingt viel zu plump! aber er ſchließt nicht ganz, und dadurch kommt eine Nachläſſigkeit, eine ſorgloſe Unbefangenheit, ein graziöſer Muthwille in dies Geſicht, deſſen Augen doch beweiſen, daß es den Schmerz gekannt, d. h. die Augen ſelbſt ſind klar, aber in der Höhle über den breiten Liedern liegen dunkler Gram und tauſend Thränen. — Dieſem gegenüber hängt ein männliches Portrait von demſelben Meiſter, Fabre aus Montpellier. Welch ein Kopf! röthliches Haar, große, hellbaue, hochgewölbte Augen, ſchmale Lippen, die Färbung der Haut, welche untrennbar vom rothen

Haar und der Männerschönheit nicht vortheilhaft ist, kurz, Elemente zu einem stupiden Aussehen, aber der Ausdruck eines Moses, der mit unermeßlicher Trauer in das geliebte, unerreichbare Kanaan hinübersieht. Diese Melancholie hab' ich nie in zwei Menschenaugen gefunden! Die Stirn ist durchfurcht von mächtigen Leidenschaften, von eisernen Gedanken, der schmale, kühn geschwungene Mund fest geschlossen, der ganze Kopf von ungewöhnlicher Willenskraft, die Hand schlank und weiß, ungekrümmt von Gier, unverbraucht von Arbeit; ein Ring mit dem Dantekopfe schmückt die Linke.

Ohne zu wissen, wen die Portraits darstellten, hatte ich sie schon öfter mit Theilnahme betrachtet, bis ich zufällig von andern Beschauern die Namen hörte. Es ist Vittorio Alfieri und Aloysie Stolberg, Gräfin Albany, zur Zeit als dies Bild gemalt ist, nämlich 1794, bereits Wittwe von Karl Eduard Stuart, dem letzten Prätendenten. Er hatte in frühern Jahren ihr und sich selbst königliche Ehren geben lassen, doch die Engländer haben sie nur genannt: „Königin der Herzen". Für Alfieri ist sie eine solche gewesen. An sie knüpft sich das Erwachen und die Entwickelung seines Genius; sie gab seinem brausenden Herzen Befriedigung, seiner stürmischen Seele

Raſt; ſie ſtand liebend und erwärmend und tröſtend ihm zur Seite, im Mittelpunkte ſeines Lebens, ſeine Muſe, ſeine Geliebte. Das Leben ſeines Geiſtes ward durch ſie angeregt, darum lebte er auch für ſie, ihr wie einer Göttin wiederbringend, was er von ihr empfangen. Sie theilten fünfundzwanzig Jahre lang alle Sorgen, Mühen und Beſchwerden und alle Wonnen des Daſeins. Kommt mir eine Frau beneidenswerth vor, ſo iſt es dieſe! Sie war der Pulsſchlag in ſeiner Seele, nicht eine abſtracte, leichenkalte Idee, wie z. B. Laura für Petrarc war. Laura wohnt im Tintenfaß! wenn Petrarc die Feder eintaucht, ſchöpft er die Laura heraus und führt verwunderliche Geſpräche mit ihr. Er drappirt ſich in ſeine Liebe und Anbetung, er ruft ſie an, wie man Apoll und die neun Muſen anruft, in jedem Sonett, jeder Canzone wird zierlichſt, pflichtſchuldigſt ihrer erwähnt, und ſind die Verſe geſchrieben, ſo ſteigt ſie geduldig ins Tintenfaß zurück. Dadurch iſt ſie freilich eben ſo unſterblich geworden als ihr Dichter, und ſeit fünfhundert Jahren ſprechen die Leute von Petrarca's Liebe und von Laura's Triumph. Ich meines Theils wohne lieber im Herzen als im Tintenfaß — der Geſchmack iſt verſchieden! — und die Gräfin Albany ſcheint mir tauſendmal glücklicher geweſen zu ſein,

obgleich Alfieri in all ſeinen Schriften kaum ihren Namen mag genannt haben. Nur in ſeiner Lebensbeſchreibung erwähnt er comme de raison häufig ihrer und nennt ſie „la mia donna“, Bezeichnung, welche Herrin, Frau, Geliebte, Dame umfaßt. Ich weiß nicht, ob dies von ihm ſelbſt beſchriebene Leben in Deutſchland bekannt iſt. Wenn nicht, will ich es überſetzen. Alfieri's hoher Geiſt und hohes Herz müſſen überall willkommne Erſcheinungen ſein. Starr iſt er, das iſt wahr, ſchroff, wild, unzugänglich und ſeelenſtolz wie Einer! aber eine ſanftere Färbung würde ſeine eiſerne Willenskraft geſchwächt haben. Von den Fehlern unſrer Vorzüge machen wir uns am ſchwerſten los. Und dann war er ſo einſam in ſeiner Seele, zwiſchen ſeinen Genoſſen und in ſeiner Zeit — das macht ſchroff; und ſo zergrämt über Italiens Schickſal — das macht melancholiſch; und Alles aus ſich ſelbſt geworden, durch ungeheure Anſtrengung und Überwindung — das macht gleichgültig gegen die kleinen Marionettentänze der Welt. Er hat das Leben raſch verbraucht. Immenſe Reiſen, von Liſſabon bis Petersburg und von Neapel bis Upſala, und raſende Leidenſchaften füllen es, oder üſiren es, bis in ſein achtundzwanzigſtes Jahr. Dann kam ſeine Liebe für die Gräfin Albany, die ihm mehr

Wonn' und Weh bereitete als all ſeine frühern Neigungen, und zugleich eine ununterbrochene geiſtige, meiſt ſchöpferiſche Thätigkeit. So iſt es ziemlich natürlich, daß bei 54 Jahren die Spannkraft zuſammenbrach. Er ſtarb hier in Florenz, wo er ſeit 11 Jahren mit der Gräfin Albany etablirt war, am 8. October 1803. Sie hat ihn um 20 Jahre überlebt.

Meine Liebhaberei für Kirchen findet hier gar keine Nahrung, ſie ſind ſämmtlich unſchön und unvollendet. Sogar der immenſen Santa-Maria della Fiore fehlt die Façade, und unter der Kuppel iſt eine Partie unbekleidet von Marmor geblieben. Sonſt hat ſie ein ganzes marmornes Kleid an, wie auch der Campanile und das Battiſterio, welches letztere ein alter Tempel des Mars ſoll geweſen ſein. Dieſe drei Gebäude erinnern durch Zuſammenſtellung, Größe und Pracht an die ähnlichen in Piſa, ſtehen aber nach meinem Geſchmacke weit hinter denſelben zurück, weil ſie etwas Schwerfällig-Kaſtenhaftes haben. Es fehlt ihnen der Schmuck der Säulen. Der Campanile in Florenz iſt ein viereckiger Thurm, oben gerade ſo breit als unten, mit einer wahrhaften Marmormoſaik, mit Basreliefs und Statuen geſchmückt. Ich ſehe wol, wie prächtig das Einzelne an ihm iſt, dennoch macht mir das Ganze den Effect eines Fut-

terals. Der Campanile in Piſa hingegen, nach oben ſich zuſpitzend, mit den lichten, offnen Säulenhallen, wäre ein Wunder von Grazie ohne ſeine unſelige Senkung. Der Dom in Florenz mit ſeiner ungeheuern Mutterkuppel und ihrer kleinen Kuppelnfamilie iſt ein enormer Marmorberg und inwendig ganz ſchwerfällig und unſchön, Wände und Gewölbe mit weißem Kalk übertüncht und die Pfeiler von einem grünlichgrauen, theefarbenen Stein, der etwas ſehr Kaltes hat und ſich hart abſchneidet von dem widerlichen Kalk. Dies gemeine Material ſtößt mich ab; es iſt mir, als faſſe ich eine harte, grobknochige, haarige Hand an. Und ſo ſind hier alle Kirchen, und außer dem Dom die übrigen troſtlos kahl äußerlich, ohne Marmorbekleidung, von grobem Backſtein, dürftig wie im Hemd. Die Zeit, wo man ihnen herrliche Gewänder anzog, ging während des Baues vorüber, gerade wie bei den gothiſchen Kirchen; hier brach man in der Breite ab, dort in der Höhe.

Die Kirche Santiſſima-Annunziata wird durch einen intereſſanten Vorhof mit einem beſſern Kleide angethan. Andrea del Sarto hat Fresken hineingemalt, Scenen aus dem Leben des heil. Filippo Benizzi und vor Allem einen Zug der heiligen drei Könige, welcher ungemein anmuthig iſt. Die Ölgemälde

dieſes Meiſters haben etwas Steifes, Starres, ich weiß nicht, was für gerade Arme und Beine; aber ſeine Fresken, und beſonders dieſe drei Könige, welche ich auch der berühmteren Madonna del Sacco vorziehe, ſind ungleich weicher und zarter; oder läßt die mattere Färbung der Freske die Geſtalten nur weicher erſcheinen? Das verſtehe ich nicht zu beurtheilen. Andrea del Sarto malt ganz beſondre Augen, indem er die Höhle niedrig wölbt und dunkel färbt; das giebt ihnen etwas Stechendes; aber der junge lieblichſchöne König, der aus dem Bilde heraus den Beſchauer anſieht, hat einen ſo innigen, warmen Blick dadurch bekommen, daß ich mich ein paar Mal darauf ertappt habe, ihm wie einem lieben Menſchen zuzunicken. In dieſer Kirche iſt auch ein Wunderbild, welches immer von Kerzen, Lampen, Gold und Blumen funkelt. Der Maler, der es anfertigen ſollte, konnte durchaus nicht in ſeiner Seele das Urbild zum Madonnenkopfe finden und ſchlief tiefbetrübt bei ſeiner Arbeit ein. Erwachend, fand er die Madonna gemalt! ein Engel mußte ſich ſeiner erbarmt haben! Ich habe nie das Bild erkennen und die Kunſtfertigkeit des Engels kritiſch beängeln können. Aber es iſt auch nicht meine Weiſe, ſolche Engelerſcheinungen zu kritiſiren; dem armen, geängſtigten

Maler war die unbekannte Hand gewiß die eines Engels. — Ferner iſt eine prachtvolle Orgel in dieſer Kirche. Wenn nur nicht ſo erſchrecklich weltliche Muſik mit ihr gemacht würde! ihr feierlicher Klang iſt ſo beſchränkt in den lispelnden Fiorituren der Operntändelei, und ſoll donnern wie der Sturm, auf dem der Ewige dahinbrauſt. „Brülle zart, Löwe", ſpricht Zettel.

Aber die Gegend iſt lieblich und lockend zu Spaziergängen! Eine anmuthige Heiterkeit iſt über das ganze Land gebreitet; es glänzt von Wohlſtand. Doch giebt es viel Bettler und ſehr unbequeme, denn mit klimpernden Sparbüchſen laufen ſie oft ſtraßenweit mit. Zuweilen ſind ſie recht poſſierlich; ein gewiſſer alter Bettler ruft immer: „Una carità, per l'amor di Diavolo!" und ein Weib bettelt für ihren Sohn, der vom Teufel beſeſſen iſt, und der ganz friedlich an der Mauer lehnt und Armbewegungen macht, als ob er fliegen wolle. Im Ganzen ſcheint mir aber das Volk fleißig und arbeitſam; unzählige Seidenfabriken beſchäftigen es. Begegnet man Weibern, ſogar kleinen Mädchen, außerhalb der Stadt, ſo gehen ſie immer entweder mit der Spindel, oder häufiger Stroh flechtend zu den florentiner Hüten, die ebenfalls ein glänzender Handelszweig ſind. Von der Schönheit

der toscaniſchen Bäuerinnen, die ich habe preiſen hören, iſt mir aber nichts vorgekommen. Wüſtes ſchwarzes Haar und gelbe Geſichter! Die Genueſerinnen haben viel ſchönere Augen und ſehen nicht ſo fatiguirt aus — wahrſcheinlich weil ſie weniger arbeiten.

Die Menge der Villen, Campagnen und Dörfer rund um Florenz den Apennin hinan iſt überraſchend, wirklich wie beregnet ſieht das Land aus. Alle Häuſer ſind weiß oder mit hellen Farben bemalt; dadurch funkeln ſie förmlich im Sonnenlicht und ſpringen wie Blumen aus dem lila Duft hervor, der immer auf den Hügeln ſchwebt. Vom Kloſter Montoliveto, das ſich unterhalb Florenz am ſüdlichen Arnoufer erhebt, überſieht man die ganze Ebene und die Berge, welche ſie umſchließen. Belloſguardo iſt ein höherer Punkt, von dem man zugleich die Stadt gut überſieht. Aber am maleriſchſten präſentirt ſich dieſe vom Kloſter San-Miniato oberhalb Florenz, wohin man durch einen Cypreſſenhain bei dem Franziskanerkloſter vorbeigeht. Da liegt Florenz mit ſeinen weichen Kuppeln und geraden Thürmen, nicht ſteinern langweilig wie eine große Stadt, ſondern ſeltſam phantaſtiſch durch die originellen Formen ſeiner Gebäude, die mir ganz wie ſteingewordene Pinien und Cypreſſen vor-

kommen. Sogar San-Miniato, das friedliche Kloſter, trägt den unruhigen, fehdebereiten Charakter der Stadt; ein mächtiges, crenelirtes Gebäude neben der Kirche verkündet, daß es als Feſtung gedient, und wirklich hat Michel Angelo bei der Belagerung von 1529 neun Monate lang ſie behauptet. Ich meine, Michel Angelo muß beſſer Fortificationen gebaut als Bilder gemalt haben! Die Kirche iſt ein altes, hohes, ehrwürdiges Gebäude, aber ſehr verlaſſen, ohne Altäre, mit zerſtörten Fresken. Das Chriſtusbild iſt auch nicht mehr da, das zu folgender Legende Anlaß gegeben.

Ritter Gualberto ritt von Florenz nach San-Miniato. Auf dem einſamen Wege begegnete ihm ein arger Feind ſeiner Familie, der auch ſeinen Bruder erſchlagen und ihm viel Böſes zugefügt hatte. Jetzt zu Fuß und waffenlos, warf er ſich vor Gualberto nieder und bat um Gnade. Der Ritter gewährte ſie ihm; aber nachdenklich ritt er weiter und ſann, ob er auch recht gethan, ſeines Bruders Blut nicht zu rächen, und der Zweifel beklemmte ſein Herz. Geängſtigt kam er nach San-Miniato, warf ſich in der Kirche vor einem Kruzifix nieder und flehte zum Himmel um Erleuchtung; und das Chriſtusbild neigte mild und bejahend das Haupt gen Gualberto. Sein

Zweifel ſchwand; aber in tiefſter Seele gerührt durch die große Huld und Gnade des Heilands, that er das Ritterkleid ab, entſagte der Welt, ging in die Einſamkeit von Valombroſa, ſtiftete dort das Kloſter, das noch jetzt beſteht, und ward ein großer Heiliger.

Florenz hat noch einen Heiligen gehabt, Zenobio den Biſchof. Eine kleine weiße Säule ſteht auf dem Domplatze zum Gedächtniß eines ſeiner Wunder, das Ridolfo Ghirlandajo, Dominic's Sohn, durch ein herrliches Gemälde in den Uffizien auch für Profane unſterblich gemacht hat. San-Zenobio, von Volk und Geiſtlichen umgeben, erweckt das einzige Kind einer Mutter vom Tode. Die Glorie, welche Schmerz, Glaube und Zuverſicht über dies prächtig gemalte und gruppirte Gemälde breitet, iſt unbeſchreiblich.

So hat hier jeder Stein ſeine Erinnerung; und wenn die Kunſt ihn berührt und ihm ihre goldne Faſſung verliehen hat, ſo wird er zum Diamant.

Über die Schönheit eines Gartens läßt ſich eben ſo gut disputiren wie über jede andre; alſo auch über die des Gartens Boboli, der, zum Palaſt Pitti gehörend, an zwei Wochentagen dem Publicum geöffnet iſt. Hecken, Terraſſen, Statuen, Baſſins — was man einen franzöſiſchen Garten zu nennen pflegt; aber Hecken von Myrten und Lorbeer endlos ſich

durchſchneidend, hoch, duftend, ſchattig weitläufig wie ein Labyrinth, ſo daß alles Beängſtigende und Kleinliche ſchwindet, daraus beſteht dieſer Garten, der freilich mit einem engliſchen Parke nicht die geringſte Ähnlichkeit hat. Ich mag ihn gern, denn es iſt mir eine Freude, die fremdländiſchen Bäume ſorglos unter freiem Himmel zu ſehen, die ich ſonſt zu dieſer Jahreszeit nur in Glashäuſern geſehen. Mehr als die Myrten- und Lorbeerhaine intereſſiren mich aber Cypreſſen, Pinien, Cedern, dieſe vom Libanon in den Occident verſetzte melancholiſche Familie, auf deren dunkelm feſten unbewegten Gezweig noch die ganze träumeriſche Stille des Morgenlandes ruht. Wenn ich durch die langen, ſchweigenden Cypreſſenalleen gehe, denk' ich immer, ſie werden mich führen nach Balbeck oder Palmyra. Keineswegs! zu einer Inſel mit Roſen, Orangen und Fontainen! zu einem Pavillon mit fröhlicher Ausſicht! — Im Norden, unter Schnee und Eis, würden ſie einen geſpenſtiſchen Eindruck machen; hier ſtimmen ſie nur nachdenklich. In der großen Promenade der Caſcinen, welche täglich von Wagen, Reitern und Fußgängern wimmelt, ſind die Pinien von ganz beſondrer Schönheit dadurch, daß ſich ihr Stamm bis zum Beginn der Zweige in ein dickes Kleid von Schlingpflanzen ge-

hüllt hat und eine Säule bildet, und daß ſie dieſe mit ihrer weichen, ſonnenſchirmähnlichen Kuppe überwölben. Nichts iſt maleriſcher als dieſe ſanften Formen gegen den roſenrothen Abendhimmel. Dazu hat die Pinie eine ſchöne, ſaftgrüne Farbe, nicht ſo ſchwärzlich wie die Cypreſſe und die immergrüne Eiche. Das Laub rieſelt herab von Ahorn und Akazie, Kaſtanie und Katalpa — es iſt Ende October; allein die immergrünen Bäume haben hier die Oberhand, und die Sonne ſcheint ſo warm und funkelnd auf die reiche Erde herab, als wolle ſie es beweiſen, wie lieb ſie Italien hat.

In Rom.

Das iſt wahr, die alten deutſchen Kaiſer hatten herbe Mühſeligkeiten auf ihren Römerzügen zu erdulden, aber doch keine Fahrt mit dem Vetturin, die Glücklichen! — Doch erſt eine Frage. Wär' es nicht möglich, die italieniſchen Regierungen zu beſtimmen, daß ſie die Räuber, welche grade jetzt ſehr impertinent ſein ſollen, öffentlich und unbefangen in Schutz nähmen und auf der Grenze von den Reiſenden ein Gewiſſes erhöben, z. B. 2 Procent. Dadurch hätte man Ruhe, könnte unbeſorgt ſein Reiſegeld mit ſich führen, das man ſich jetzt von Stadt zu Stadt auszahlen läßt, und auch noch Vortheil, indem die Banquiers es nicht unter 3 Procent thun.

Schritt vor Schritt, Hügel auf Hügel ab, durch unendliche Öden, verfallne Städte, ſchmutzige Dörfer, über einen vulkaniſchen geängſtigten, ſchlechtbebauten Boden geht vier und einen halben Tag der

Weg über Siena nach Rom. Ich war in Verzweiflung über dieſe unerklärbare, tödtliche Langſamkeit, da unſer Wagen gar nicht ſchwer bepackt war und der Vetturin bei dem geringſten Maulwurfshügel, alſo wenigſtens drei Viertheile des Weges, zu ſeinen drei Pferden noch zwei andere ſpannte. Hier löſte ſich mir das Räthſel. Die Vetturine dürfen nur eine gewiſſe ſehr geringe Meilenzahl täglich fahren, um der Poſt nicht zu ſchaden.

Der ſchöne Dom von Siena war der Lohn für die erſte Tagereiſe. Er iſt nicht groß, aber von glücklichen Proportionen und vollendet, außen und inwendig mit Marmor, ſchwarz und weiß geſtreift, bekleidet. Rein gothiſch iſt er nicht, glaub' ich; in den Verzierungen ſind wol Willkürlichkeiten; gegen die ſchweren und doch ſo dürftigen florentiner Kirchen aber, in denen ich gar keine Ruhe finden konnte, gab er mir Heimatsgefühle. Seine Libreria iſt ſehr berühmt, theils wegen der Meßbücher mit Miniaturen, theils wegen der Fresken von Pinturicchio, die in großen Feldern die Wände bedecken, ſehr wohl erhalten ſind und das Leben des Papſtes Pius' II. (Äneas Sylvius Piccolomini, eines Sieneſen) darſtellen. Eins dieſer Gemälde iſt die Kanoniſation der heiligen Katharina von Siena, derjenigen, die

auf ſo viel lieblichen Bildern den Verlobungsring vom Chriſtuskinde empfängt, Kloſterfrau und eine Sieneſin war. Die heilige Katharina mit dem Rade war aus Alexandrien und litt das Martyrthum, und ein Jahrtauſend trennt die Namensſchweſtern. — Auf einem andern Gemälde vermählt der Papſt Kaiſer Friedrich III. mit Eleonore von Portugal. Der Kaiſer iſt in vollem Coſtüm, hat aber einen Stiefel und einen Pantoffel an. Warum nicht zwei Pantoffeln? ſein ganzes Leben war ein Gang in ſchleifenden, matten Pantoffeln. Dieſer eine choquirt mich. Wo einer iſt, hab' ich mir ſagen laſſen, da gebührt er der Frau. — Eine graziöſe Marmorkanzel von Nicolo Piſano erinnerte mich an das unvergeßliche Piſa und eine ähnliche von ihm im Battiſterio dort.

Von den jetzt folgenden drei und ein halb Tagen hab' ich gar keine Erinnerung; ſie ſind aus meinem Leben geſtrichen, geſtohlen; denn ſobald das Einerlei über mich einbricht, verfalle ich in Apathie, in eine Art von geiſtiger Starrſucht — ein recht erbärmlicher, ſchmachvoller Zuſtand! Hätte ich mich nicht freuen können, ſo lange in der Erwartung Roms zu ſein? oder hätte ich mich nicht vor Räubern fürchten können? oder dem Himmel demüthig danken für

dieſe Übung meiner übungbedürftigen Geduld? oder irgend etwas? — Aber nein! ich verſank in bodenloſe Schwermuth über die unendliche Monotonie des Lebens, das für uns in allen fünf Welttheilen oder zwiſchen unſern vier Wänden immer daſſelbe bleibt. Dazu erinnerten mich der graue Himmel, der Nordoſt, der ſcharf über den Apennin ſtrich, und die dürftige Vegetation ſo lebhaft an Norddeutſchland, daß ich mir ſelbſt ganz thöricht vorkam, ein paar hundert Meilen zu fahren, um das zu ſehen, was ich mit der größten Bequemlichkeit aus meinem Fenſter ſehen konnte. Mit einem Male ſang eine Lerche und ein ſchmaler Sonnenſtral fiel auf eine Pinie. Es war bei Viterbo, am 31. October. Das leichte Tiriliren und das blaſſe Licht fiel in meine Seele hinein wie eine Sternſchnuppe. Ich dachte:

Unter den Kränzen von Dornen, von Roſen
Furcht ſich die Stirn und ermattet die Hand;
Möge die Welle hier liſpeln, dort toſen,
Jegliches Schifflein erreichet das Land.

Biſt du der Freuden ſatt, oder der Thränen,
Endlich doch ſinket die Bürde herab;
Ob der Genuß dich beglückt, ob das Sehnen —
Einerlei iſt's, wenn du ſchlummerſt im Grab.

Haſt du die Erde voll Unruh durchſtrichen,
Meere durchſchiffet, erklommen die Höhn,
Oder du biſt nie der Heimat entwichen —
Hier wie dort haſt du nur Schatten geſehn.

Jauchze im Jubel und zürn' in der Klage,
Beides verhallt wie ein Harfenaccord;
Einer ruft Antwort, ein Andrer die Frage,
Ach, und die Wahrheit ſchwebt mittendurch fort.

Fern aus dem Himmel und nah auf der Erde
Ringſt du nach Grüßen von Frieden und Glück;
Sitzen ſie endlich bei dir an dem Heerde,
Bebſt du vor welken Geſtalten zurück.

Über den Pinien wie über den Eichen
Singet die Lerche ihr fröhliches Lied,
Während der Menſch unter Pinien und Eichen
Nimmer den Feſſeln des Schmerzes entflieht.

Oder ſollte es keine Lerche geweſen ſein, ſondern ein Käuzchen? — Um dieſe einſame Pinie gruppirten ſich Weinberge, und die ſehen hier ganz anders aus als in Deutſchland. Ich kenne nichts Langweiligeres als die deutſchen Weinberge, wo die Stöcke neben einander ſtehen, gerade, ſteif, wohlgeſchnürt wie Soldaten bei der Parade, und wo jeder Berg einem

Frauenkopfe gleicht, der ganz frisch aus den Händen des Coiffeurs auftaucht, ein Löckchen wie das andere gedreht, gleich kurz, gleich lang, gleich glatt; das macht mich gähnen. Die italienischen mit ihren rankenden und schwankenden, muthwillig kletternden, nachläßig herabhangenden Reben sind unfrisirte Köpfe voll natürlicher Anmuth und sehr malerisch.

Vierundzwanzig Stunden später erhob sich die Kuppel von St.-Peter wie ein Berg über den Leichenacker der Campagna. Ich sage Leichenacker, nicht weil so viele Millionen in Krieg und Sieg hier gefallen sind, nicht weil das Unbewohnte, Menschenleere der Gegend den schauerlichen Eindruck der Abgestorbenheit giebt, sondern weil wirklich die Campagna ganz genau wie ein immenser Leichenacker von Hünengräbern aussieht; Hügel reihet sich an Hügel, und die sind mit nichts bewachsen als mit Gras und niedrigem Gestrüppe. Im Frühling soll dies Gras prächtig, mannshoch, mit Blumen durchwebt sein und große Viehheerden sollen es durchirren, von Hirten bewacht, die melancholische Lieder singen; aber jetzt, abgemäht oder verdorrt, hatte der Erdboden die welke, bräunliche Farbe, die das letzte Stadium des Herbstes bezeichnet und bei uns dem Schnee vorhergeht. Und über diesen trüben, erdgewordenen

Wellen hob sich die Peterskuppel wie ein Pharus in die Wolken, und das ganze große, weitläufige Rom, mit seinen unzähligen Kirchen und Palästen, lag wie ein Kartenhaus daneben oder darunter; und ich wollte, ich hätte sie nie anders als in der Entfernung von zwei Meilen gesehen. Denn die Peterskirche ist wie ein großer Mann! Beide müssen aus der Ferne beurtheilt werden, sie des Raums, er der Zeit wegen, da verschwinden Beider Eitelkeiten, Schwächen und Flecken, und nur die Größe bleibt. Ich aber breitete wie ein echter Pilger, todtmüde, sehnsüchtig die Arme nach ihr aus.

Das Erste, was ich that, als ich Rom erreichte, war, daß ich vierzehn Tage krank war, ich, die nie krank bin (unberufen! muß ich aus alter abergläubischer Gewohnheit ganz rasch und beschämt hinterher sagen); denn der Sirocco wehte! Der Sirocco ist mein Vampyr, ein gespenstisches Ungeheuer, das mich langsam umbringt. In der afrikanischen Wüste heißt er Samum und soll auf der Stelle tödten, wenn man sich nicht mit dem Gesicht auf die Erde wirft. Ich weiß nicht, ob das Übertreibung ist, aber ich traue diesem Winde, ehe der Atlas und das mittelländische Meer seine ächt afrikanische Wuth abgekühlt haben, alles Bösartige zu. Genug, er wehte hier,

und wenn er mit ſeinem fieberheißen Krankenhauche ſo viel eiſenfarbige Wolken zuſammengetrieben hatte, daß ſie handgreiflich die Atmoſphäre erfüllten, ſo regnete es, wieder ganz kränklich-lau; dann ſchien die Sonne ein wenig, als wollte ſie all die Trübſeligkeit Lügen ſtrafen, und verſchwand plötzlich von Neuem vor dem Sirocco. Grade dieſer zwiſchen Herbſt und Winter ſchwankende Monat ſoll vorzüglich von ihm beherrſcht werden. Weſſen Nerven nicht geſtählt ſind gegen den Einfluß des Wetters, darf nie in dieſer Zeit herkommen, ſie werden fürchterlich deprimirt. Doch vertheidigte ich mich herzhaft dagegen und ging anfangs überall umher, weil ich immer fürchte, daß die Nerven mich tyranniſiren möchten, wenn ich ihnen nicht zuvorkomme; und ſo ſchleppte ich mich hin, bis eine Krankheit ausbrach. Darauf iſt es gut geworden und beſſer als zuvor. Eine Krankheit iſt nie zu fürchten; ſie hebt Leib oder Seele aus verroſteten Angeln; aber das Kränkeln ſehr, weil es eben dieſen Roſt anſetzt.

Und nun bin ich in Rom, dieſer merkwürdigen Stadt, wo das Todte lebt und das Lebende todt iſt. Zuweilen läßt man ſich Perſonen beſchreiben, für die man ſich intereſſirt, und die man gern kennen lernen möchte, haarklein, von Kopf zu Fuß, ihre Manieren,

ihre Gewohnheiten, und darnach arrangirt man ſich ein Bild. Dann ſieht man ſie, und, es iſt wahr! ſie haben ſolche Augen, ſie ſtehen ſo, ſie reden ſo; allein der unfaßbare, unbeſchreibliche Hauch des Lebens, den kein Wort wiedergeben kann, macht, daß die Beſchreibung uns gar nicht für den Gegenſtand zu paſſen ſcheint. Ich hatte mir von Menſchen, Bildern und Büchern ſo viel von Rom erzählen laſſen, daß ich tout bonnement glaubte, ich ſei ſo gut darin zu Hauſe als in Berlin oder Dresden. Ich hab' auch Alles ganz richtig gefunden, das Coliſeum, das Pantheon, die uralten Obelisken, die geſchwätzigen Fontainen, Alles! aber Alles ganz anders, ſchärfer, beſtimmter, Manches grandioſer, Vieles kleiner. Wer nicht geliebt hat, weiß nichts von Liebe, und hätte er tauſend Liebeslieder geleſen; wer nicht in Rom war, hat keine Vorſtellung von Rom.

Es iſt ein Perſepolis, ein Königsgrab, ein rieſenhaftes Monument für alle Kronen, welche von den bleichen Stirnen Derjenigen gefallen ſind, die ſeit den tiefſten, fabelhaft-dunkeln Jahrhunderten in allen Richtungen der Entfaltung menſchlichen Weſens hier geherrſcht haben. Wenn ich im Forum unter den Bäumen gehe, die neben der Via Sacra der alten Triumphatoren eine magere Promenade bilden, auf

welcher vorzüglich Kinder, Prieſter und Reiſende zu finden ſind; wenn die todten Blätter mit ihrem welken, papiernen Schalle von den Zweigen mir vor die Füße rieſeln, ſo denk' ich immer an all die Kronen, welche der Sturm oder der Hauch der Zeit alſo in den Staub geworfen hat. Und was für Kronen! Das Diadem des Königs, die Binde des Prieſters, der Kranz des Bürgers, der Lorbeer des Helden, der Dornenkranz des Märtyrers, die Aureole des Heiligen, die Tiare der Päpſte, die Kaiſerkrone und wieder ein Lorbeerzweig, aber ein anderer, der friedliche des Künſtlers, der mit Roſen und Neſſeln durchflochten ſein ſollte — Gott, welch ein Muſeum! und dazu das der Trophäen, welche dieſe Kronenträger errangen — darin iſt gut Geſchichte ſtudiren! — Und wohl dem, der es kann, der es mag! der Nachforſchungen darüber anſtellt, ob der Tempel des capitoliniſchen Jupiters links vom Capitol unter dem Palaſt Caffarelli, oder rechts vom Capitol unter der Kirche Ara Cöli geſtanden! Der hat doch ein kleines Amüſement, eine Zerſtreuung, was weiß ich! Aber ich ſetze mich im Forum auf irgend ein Getrümmer und hänge zwei traurigen Hauptgedanken nach: der eine iſt eine unermeßliche Sehnſucht nach dem alten Griechenland, denn das Schönſte, was Rom hat, ſind Überbleibſel und

Nachahmung helleniſcher Kunſt; und ein unermeßlicher Widerwille gegen dies mark- und thatloſe Jahrhundert, das nur gelehrt iſt und nur thätig, und ſich mit all ſeinem Witze und ſeiner Wiſſenſchaft neben der Vergangenheit ausnimmt wie ein Tertianer neben einem Heros. — Hier, däucht mir, könnt' ich Alles verſchmerzen, das Liebſte entbehren; ſo gleichgültig wird man gegen die Gegenwart, ſo ſchrumpft ſie ein vor dieſen Zeugen der Jahrtauſende, ſo dürftig erſcheint das eigene enge Leben, in welchem nichts groß iſt als der Durſt nach Größe, nach fremder oder eigener — einerlei! aber nach Größe. Es iſt ein melancholiſcher Ort, Rom. Und wie glorreich einſt, als all dieſe Tempel ſtanden und ihre Götter hatten! Wo waren aber die Häuſer, die Wohnungen der Menſchen? Die Kaiſer und Götter, ſeh' ich wol, ſind gut verſorgt. Ach wir, mit unſern hunderttauſend häuslichen Bedürftigkeiten, welche Jeden einſam in ſeine vier Wände ſchließen und ihn fremd und gleichgültig machen für das Leben der Welt, wir begreifen gar nicht dieſe rege, bewegte, mittheilſame Zeit, wo Keiner vereinzelt ſtand, wo Alles in lebendigſter Wechſelwirkung war und, wie die Berührung von Stein und Stahl, Flammen hervorrief, wo das Leben eines Mannes eine That und ſein Haus das Forum war! —

Wol braucht das Schickſal immer Flammen, um die verdorbene Atmoſphäre der Welt zu reinigen; aber mir kommt vor, als würden ſie jetzt aus der Reibung von faulem Holz hervorgerufen. — In der großen Zeit Roms — nur die Republik verſteh' ich darunter — war der Mann auf dem Forum zu finden, und das Weib brauchte kein großes Haus, es machte ſich nicht breit, es war beſchränkt glücklich und darum mit der Enge zufrieden. In der Kaiſerzeit deſertirten die Männer vom erſten Forum in die weichlichen Thermen und gaben den Weibern das Beiſpiel und das willkommene Recht der Üppigkeit, und dann, um die Nerven zu ſtärken und das Blut zu erfriſchen, begegneten ſich beide Geſchlechter bei den wuthzitternden Spielen der Amphitheater.

Trajan hat auch ein Forum gebaut, worauf die prächtige Säule mit ſeinen Siegeszügen prangt. Was das aber für einen andern Charakter hat! Es macht mir den Eindruck einer Parodie des alten. Was konnte denn hier verhandelt werden? Ein paar Rechtsfälle! Was konnte hier geſchehen? Man konnte ſprechen. Sogar die Ruinen dieſes Forums ſehen glatt, anſtändig und wohlerzogen aus, wie ſich das für gehorſame Unterthanen ſchickt. Sie müſſen eine doppelte Colonnade gebildet haben, denn vier Säu-

lenreihen stehen gleichmäßig einander gegenüber, alle ungefähr in der Mitte des Schaftes abgebrochen, einige drüber, die meisten darunter, und die trajanische Säule erhebt sich in ihrer ganzen Höhe hinter ihnen, statt der Statue des Kaisers die von St.-Peter tragend. Mir fallen dabei immer die Zöglinge der Propaganda ein, die paarweise vor ihrem Lehrer her und spazieren gehen. Es ist seelenlos, dies Forum. Hingegen das alte, das lebt und webt! Da donnerte Tiberius Gracchus, da überredete Cicero, da bezauberte Cäsar! Da rollten die Scipionischen Siegeswagen, da ging Jugurtha, der gefangene numidische Löwenkönig, und aus den Fesseln des Triumphzuges in die nahen mamertinischen Gefängnisse, zum Hungertode. Da ging die stolze Zenobia, gefangen, an goldenen Ketten, doch nicht in den Tod, sondern in eine heitre Villa, wo sie ihre ferne Heimat und den Verlust Palmyras verschmerzte. Es ist wunderbar, wie gering Frauen eine Krone achten! Dido tödtete sich wegen der Treulosigkeit des „frommen Äneas"; Lucrezia, um mit ihrem Blute ihre Schmach abzuwaschen; Arria, um ihrem Manne Muth zu geben; Porcia, um eine Welt zu verlassen, in der Brutus nicht mehr war; um den Verlust einer Krone hat sich nie eine Frau getödtet; aber was man verschmerzen

und entbehren kann, das braucht man nicht! wofür wir nicht bereit ſind unſer Leben zu laſſen, das gehört uns nicht.

Ja, die mamertiniſchen Gefängniſſe, welche ſchon Ancus Martius bauen ließ, mit ihrer Treppe der Gemonien, auf die man die Leichname der Hingerichteten warf, die ſchützten auf der einen Seite das Capitol, und auf der andern drohte der tarpejiſche Felſen. Strenge herrſchte gegen Feinde und Verräther. Aber als die Kaiſerpaläſte ſich in unbeſchreiblicher Herrlichkeit drüben auf dem Palatin erhoben und höhnend in das alte Forum hinunterſahen, als Antonin in daſſelbe einen Tempel der „göttlichen Fauſtina" errichten ließ, da hatte bereits in der unterſten Höhle jener Gefängniſſe der arme alte Fiſcher aus Paläſtina mit ſeiner göttlichen Sendung geſchmachtet und auf dem Janiculus den Kreuzestod, aus Demuth mit dem Kopfe nach unten, erlitten; da fingen die Katakomben an die Stadt der Welt zu unterminiren, und das Reich der Welt baſirte nur noch auf einem Vulkane.

O kommt ins Coliſeum, es iſt ganz nah, man geht vom Forum durch den Triumphbogen des Titus, deſſen Basreliefs die Zerſtörung Jeruſalems, den ſiebenarmigen Leuchter aus dem Tempel, die Vernich-

tung des alten Geſetzes zeigen; das konnte Rom noch überwinden, das neue nicht mehr. Die Bluttaufe, welche das Chriſtenthum dort im Coliſeum empfangen, hat es ſtark gemacht zur Beſiegung der Welt. Ja, damals hatte es die Welt überwunden und in den Maſſen gezeigt, welche Stärke der Einzelne durch die Gotteskraft empfängt, die Glaube heißt. O! für eine Idee zu ſterben iſt leicht, und in Martern zu ſterben iſt nicht ſchwer! aber gehöhnt, aber verachtet, aber mit Füßen getreten zu werden, und nicht einen Moment das Gefühl ſeiner Würde zu verlieren, nicht einen Moment zu zweifeln an der Hoheit ſeiner Natur und der Gerechtigkeit ſeiner Sache und in den Tod zu gehen wie ein feſter, ſiegesfreudiger Held, nicht wie ein zitternder Sklave oder ein trotziger Verbrecher, die ſich in einem Rauſche Standhaftigkeit getrunken haben, das iſt ſelten! ſo ſelten, daß man z. B. jetzt, wo man ſich aus Deſperation über ſeine innere Leere in eine unauslöſchliche Lachſucht wirft und alle Dinge lächerlich zu machen ſucht, die man nicht nachahmem kann oder mag, auch über dieſe alte Glorienzeit des Chriſtenthums gelacht hat. Thut nichts! Märtyrer behalten immer recht.

Aber das Coliſeum? — Alle Welt kennt es, Veſpaſian's immenſes Amphitheater, nicht wahr? ſo

viel Fuß lang, ſo viel Fuß breit — ich kann nur Jahrszahlen, keine Rechenzahlen behalten — mit den drei Säulenordnungen und ganz oben mit korinthiſchen Pilaſtern, um die äußere Mauer herum, die von Arcaden durchbrochen iſt. Drinnen iſt's lebendig und wie, daß kann Niemand wiſſen, der nicht in der Mitte auf den Stufen des Kruzifixes geſeſſen und mit eigenen Augen Alles geſehen hat. Die untern Arcaden bilden die Behälter für die thieriſchen und menſchlichen Kämpfer, zwei mächtige Eingangshallen ausgenommen. Da brüllt der Löwe, da fletſcht der Tiger die Zähne, da hofft der Gladiator, da betet der Chriſt. Darüber, in der erſten Balconreihe, etwas zurückſpringend, ſitzen der Kaiſer, die ſtolzen Senatoren, die zarten Veſtalen; auf der zweiten die Ritter, auf der dritten und vierten das Volk. All dieſe Balkons treten je höher nach oben deſto mehr zurück und geben dadurch dem innern Raume herrliche Freiheit und Weite. All die Köpfe übereinander wogen wie eine ſteigende Meerflut; dann, wenn die Kämpfe beginnen, werden ſie unbeweglich, athemloſe Spannung herrſcht, in hunderttauſend Augen hat ſich der Ausdruck des Lebens concentrirt, wildes, glühendes, wahnſinniges Verlangen nach Blut! Geduld! es fließt ja ſchon in Strömen! der Löwe wird gleich

Sieger und der Gladiator eine zerfleiſchte, formloſe Maſſe ſein. Freut euch, er iſt's! der Menſch ſchwimmt in Blut, ſeine Glieder zucken, ſeine Eingeweide rauchen, Knechte ſchleppen den erſtarrenden Leichnam hinweg; die Beſtie triumphirt. Brüllt ihr Beifall, und daß andre Kämpfer kommen!

„Welche ſittliche Entartung! Welche freche Verderbtheit, um an dem blutigen martervollen Tode eines Menſchen ſich zu weiden! Der Roheſte in unſrer Zeit würde ſich empört wegwenden! Barbaren, die Römer!" Ja wol! Ihr habt ganz recht: Barbaren; mitten in ihrem Luxus, in ihrer Verfeinerung, in ihrer Herrſchaft, in ihrer Genußſucht, in ihrer Kunſt — Barbaren! ungefähr ſo, wie man es heutzutag iſt, aber nicht ganz ſo arg. — „Welche Übertreibung, immer exagerirt bis zum Halsbrechen! wo denn, wie denn, heutzutage?" — In die Sixtiniſche Kapelle, ich bitte! Geſtern war der Jahrestag von Pius' VIII. Tode, und es wurde ihm eine Seelenmeſſe geleſen in Gegenwart des Papſtes und aller Cardinäle; während der dabei gebräuchlichen Ceremonien hub eine Vocalmuſik an. Alle Welt weiß, wer dieſe Sänger ſind. Sie ſangen! Ich kenne längſt, von der katholiſchen Kirche in Dresden her, dieſe Stimmen, welche mich wie die Glocken einer Harmonika mit eiſigem, ſchnei-

dendem Schauer durchrieſeln. Aber dort ſind zwei oder drei ſolcher Leute; ſie ſingen mit prächtiger Inſtrumentalbegleitung und in einem Chor von Knabenſtimmen, das bricht ihren Effect. Hier ſie, ſie allein — der Baß natürlich daneben, wie ein Troſt, wie eine Stütze. Wenn man ſich die Ader ſchlagen läßt, ſo giebt die Berührung der Lanzette zwar keinen eigentlichen Schmerz, aber eine peinliche, nervöſe Empfindung; dann, wenn das Blut fließt, wird es einem leicht und lieblich zu Sinn. Als der Geſang anhub mit ſchneidender, unirdiſcher Klarheit, griff eine Kralle mir in die Bruſt bis aufs Blut; es floß, und die Seele ward frei und verſank in die Töne. O dieſe Töne! dieſer Wechſelgeſang von Verzweiflung und Wonne, wie ſpricht er die Geheimniſſe jedes Menſchenherzens aus! Bald ſchweben die Töne aus den Chören des Himmels herab, bald gellen ſie empor aus den Qualen der Verdammten! Jetzt flehen ſie um einen glorreichen Platz im Paradieſe, jetzt ſchreien ſie nach der verſiegten Herrlichkeit der Erdenwelt! und dann, wenn ſie ſich beſinnen, welch eine unendliche Klage in dem zitternden Aufſchwung, welch ein tantaliſche Sehnſucht in dem langen, gehaltenen Tone, der wie ein Lichtſtral durch die Finſterniß dringt! Und welche Bilder zogen auf dieſen

Klängen vorüber! In ſolchem Ringen und Verlangen lag Franziscus, als er die Wundenmale empfing, und Thereſia, als der Engel ihr Herz durchbohrte, und Alle, Alle, die das Ewige ſuchen und vom Vergänglichen ſich umſchlungen fühlen, oder, wenn ſie es zerriſſen haben, zu jenem Frieden übergehen, von dem nicht zu ſagen iſt, ob er der Schwermuth der Entſagung oder der Schwermuth des höchſten Glückes entkeimt. Denn auch ſolche Töne erſchollen, aus dem Grabe oder über dem Grabe des Herzens, ſüßmelancholiſch wie der Tod oder wie die Seligkeit.

Ob die Muſik auf alle Zuhörer ſolchen Eindruck gemacht, kann ich freilich nicht wiſſen; doch wenn wieder Meſſe in der Sixtiniſchen Kapelle ſein wird, wird der Zulauf eben ſo groß und in der heiligen Woche unerträglich ſein. Man wird ſich drängen, ſchieben, ſtoßen, voll Ungeduld, voll Neugier und Erwartung, wie die Römer in ihrem großen Amphitheater, ſo wir in der engen Kapelle. Sie erniedrigten die Menſchen zu ihrem Vergnügen; wir thun daſſelbe. Wo iſt da der Fortſchritt der moraliſchen Veredlung? Sie tödteten die Menſchen, wir verachten ſie; mir däucht, wir ſtehen tiefer. Kann nicht eine Römerin bei jenen Spielen ihre Gedanken von Kampf und Sieg und Glorie gehabt haben, ſo gut

wie ich die meinen hatte während des Geſanges? Aber wir hüllen uns in die roſenrothe Raffinerie der Kunſt und wollen bei unſern ſublimen Genüſſen keine Gemeinſchaft haben mit der handgreiflichen Barbarei des Alterthums. O, wir ſind ſaubre, geſittete Leute, ſo fein, daß ich in das Coliſeum zurückfliehe.

Ich bringe auch wirklich die Hälfte meiner Tage darin zu. Bei Sonnenuntergang muß man es ſehen, wenn das röthliche Geſtein ganz blutroth übergoſſen iſt, und das Gebüſch in den zerfallenen Bogen und Gängen wie grüner Sammet mit goldenem Schimmer glänzt, und die langen Sonnenſtralen neben den mächtigen Schatten liegen, und die einzelnen Arcaden Rahmen um kleine Bilder ausmachen. Eins iſt ganz beſonders lieblich: drei Cypreſſen von Cölius ſtehen darin, weiter gar nichts, und der reine blaue Himmel bildet den Hintergrund. Ein kleines wunderſchönes Monumentchen! — Aber im Mondlicht muß man auch das Coliſeum beſuchen: dann erſcheint es vielleicht am rieſenhafteſten; dann hebt ſich die gewaltige Maſſe förmlich erdverfinſternd gegen den vaporöſen Himmel empor und ſtreitet wie ein böſer Dämon mit dem zarten Mondlichte; dann iſt Buſch- und Mauerwerk einfarbig, ſchwärzlich-grau; dann liegt, ich weiß nicht welche Deſolation wie ein zerriſſener,

profanirter Trauerſchleier über dieſer Stätte, und ſie kommt mir vor wie ein Sarg, um den man wüſte Orgien gehalten. Es war kalt neulich Abends, ſo kalt, daß ich mich fröſtelnd in meinen Mantel wickelte. Der Mond nahm zuweilen eine regenbogenfarbige Wolke wie einen Fächer vors Geſicht; dann wurde es beängſtigend dunkel. Ich fürchtete mich, ſo unbeſtimmt, vor Allem, denn Finſterniß und Kälte ſind die Heimat des Böſen. Und plötzlich tauchte der Mond auf mit hellem, beinah grellem Schein, der ohne Kraft und ohne Wärme iſt und mich immer berührt wie ein Leichenfinger. Der Mond iſt nur gut, wenn man Liebesgedanken hat, weil er die ganze Welt blaß überhaucht und blos das geliebte Auge verkärt; und gerade dies begehrt man. Aber zur Beleuchtung allgemeiner Gegenſtände iſt er mir zu mattherzig.

Einmal waren wir im Coliſeum, als ein Kapuziner darin predigte. Vierzehn Altäre mit den Leidensſtationen Chriſti ſind nämlich im innern Raume errichtet und ſtehen im Oval rings an der Mauer zwiſchen Bruchſtücken von Säulen, die von oben herabgefallen ſind und ihre koloſſalen Trümmer, zum Theil mit graziöſer Arbeit geſchmückt, im Staube liegend ausbreiten. Die vierzehn Altäre mit ihren blaſſen

Fresken sind ganz unscheinbar, man bemerkt sie nicht, oder man vergißt sie. Mich haben sie nie gestört. Auch das Kreuz in der Mitte nicht; aber dafür macht es auch nicht den Eindruck wie das Kreuz im Campo Santo zu Pisa, wo Alles zur Ehre und Verherrlichung desselben gebaut und gebildet und von Anfang an mit ihm in Harmonie war. Hier mag es wol bedeuten sollen, daß sich das Kreuz triumphirend da erhebt, wo man versucht hat es zu zerbrechen; allein dies nämliche Wort wird uns von stummen, gewaltigen Zeugen, von den Ruinen einer Welt, so eindringlich zugerufen, daß die kleine äußere Mahnung nichtsbedeutend ist. Unsichtbar muß das Kreuz über den Stätten und Tempeln der Götter schweben, und es ist an manchen Orten eben so lächerlich als abstoßend, zu sehen, wie der geistliche Hochmuth und die barbarische Frömmigkeit sich bemüht haben, gerade das Gegentheil zu bewerkstelligen. Da ist z. B. auf dem Forum, oder, wie es jetzt heißt, Campo Vaccino, der Tempel der Faustina gewesen; sechs korinthische Säulen tragen den Fries, worauf noch ihr und Antonin's Name deutlich zu lesen, und eine zierliche Arabeske mit Greifen läuft an den langen Seiten hin. Diese armen Säulen sind zum Peristyl einer kleinen plumpen odiösen Kirche gemacht, die

immer albern und ſchwerfällig ausſehen würde, doch jetzt wirklich wie eine Kuh in einem Tempel. Das berühmte Zeitalter der renaissance war keine Wiedergeburt, ſondern eine Mißgeburt des guten Geſchmacks.

Der Kapuziner predigte in der Todtenwoche, welche mit dem Tage Aller-Seelen beginnt, und zwar zum Beſten der armen im Fegfeuer ſchmachtenden Seelen. Es war ein junger Mann mit einem wunderſchönen Organe, der ganz langſam und tönend ſprach, drum konnt' ich ihn ſehr gut verſtehen. Er ſagte: „O ihr Barbaren! Wenn euer Bruder im Waſſer läge und euch anflehete, ihm die Hand zu ſeiner Rettung zu reichen, würdet ihr ſie ihm nicht augenblicklich und freudig geben? Warum gebt ihr denn nicht eine Kleinigkeit von eurer Habe zur Rettung der armen Seelen, die euch anbitten, anflehen und anſchreien. Gehört denn mehr Barmherzigkeit dazu, einen Obolus, als die Hand zu reichen? O ihr Leichtſinnigen und Barbaren! Zu euren Feſten und Freuden verſchwendet ihr übermüthig das Eure, und an die armen verſchmachtenden Seelen, deren Zuſtand ihr durch eine Kleinigkeit erleichtern könntet, denkt Keiner! Keiner!" — Es iſt unglaublich, aber wörtlich ſo hat er geredet! Höchſtens drei Dutzend Menſchen hatten ſich um ihn verſammelt, und ich be-

merkte nicht, daß ein Einziger durch dieſe Ermahnungen bewogen wurde, ſein Scherflein in die Sparbüchſe zu werfen, welche ein Vermummter von der grauen Brüderſchaft ſchüttelte. Wahrlich! ein Gladiatorenkampf würde unſrer Zeit nicht fremdartiger ſein als dieſe Predigt. In jener Woche hatten verſchiedene Kirchen Ausſtellungen für denſelben Zweck gemacht, z. B. Moſes, der aus dem Felſen das Waſſer ſchlägt und dergl. Dahin war ein ungeheures Gedränge, und da wir zufällig an einer ſolchen Kirche vorübergingen, traten wir neugierig hinein; doch eine uns unbekannte Heiligengeſchichte von ſchauerlichen Wachsfiguren erbaute uns nicht ſehr. Die Menge gaffte mit großer Theilnahme, und die Almoſen bewieſen ihre Zufriedenheit; der Klang der geſchüttelten Sparbüchſen war ſchwer. Für dieſen Ertrag werden allgemeine Seelenmeſſen geleſen.

Geſtern war ich im Coliſeum und ſaß wie gewöhnlich auf den Stufen des Kreuzes. Leute vom Volk gingen vorüber, und eine Frau ſagte zu zwei kleinen Kindern, ſie ſollten hingehen und das Kreuz küſſen. Da eine Art Böſchung ſich über den zwei Stufen erhebt und den Fuß des Kreuzes umgiebt, ſo war es ziemlich mühſam für die winzigen, vielleicht dreijährigen Geſchöpfe. Das kleine Mädchen beſonders ächzte

vor Anſtrengung, ehe es einen herzhaften Kuß applicíren konnte. Aber es war gar nett anzuſehen, wie ſie ſich Beide ſo redlich abmühten! Drei, vier Jahr — das mögen wol die beſten Glaubensjahre ſein; denn warum ging die Mutter nicht ſelbſt hin, das Kreuz zu küſſen? Hätte ſie es mit ihren Kindern gethan, ſo wär' es ein wunderſchöner Anblick geweſen. Allein ſie ging weiter, und die Kleinen, nachdem ſie mich mit ihren dunkeln, ſchlauen, ächt römiſchen Augen verlegen angeſtarrt, galoppirten ihr nach.

Aber kann ich mich denn gar nicht aus dem Coliſeum herausfinden? — O ja, ſogleich! denn der ſchwarze Mann kommt und verſcheucht mich. Der iſt buchſtäblich ma bête noire! Sobald ein Fremder im Coliſeum erſcheint, ringelt er ſich langſam heran, zieht ein Päckchen aus der Bruſttaſche, wickelt es los und bietet „antike Moſaik" zum Verkauf an. Dieſe Moſaik ſind einzelne bunte Steine, groß wie ein Nagelkopf. Daß Jemand ſo unverſchämt ſein kann, dergleichen verkaufen zu wollen, iſt hier begreiflich, wo die Unverſchämtheit der Habgier zu Hauſe! Wie aber Fremde ſtupid genug ſein können, ſolchen Plunder zu kaufen, begreift ſich ſchwer. Genug, dies Weſen in einem ſchwarzen geiſtlichen Anzuge ſchlich unermüdlich jedesmal herbei und wickelte ſein Papier los; ich er-

blickte es nicht immer gleich, ich habe dort andre Dinge zu ſehen; aber auf das Knittern des Papiers war ich eingeübt, und wenn das anhub, ſo ergriff ich die Flucht. Himmel! die bête noire hat mir Ärger gemacht! Wer Handel und Wandel treiben will, lege Magazine und Bazars an, ſo lang und breit wie ganz Rom; die kann man vermeiden! aber dies Nachſchleichen auf jeden Schritt, dieſe Lobeslitanei über Erbärmlichkeiten ſind unerhört läſtig für den Fremden.

Dieſe Klage wäre ein guter Übergang in das moderne Rom, aber ich will noch in dem alten bleiben. Es iſt meine Manier, den beſten Biſſen immer zuerſt zu eſſen, das ſchönſte Gemälde in einer Gallerie immer zuerſt zu beſehen; was mir mißfällt, kommt zuletzt oder gar nicht an die Reihe.

Es iſt ein großes Vergnügen, ohne Zweck umherzuſtreifen. Hat man beſondere Abſichten bei den Streifereien, Studien oder dergleichen — ade das Vergnügen! das Herz wird matt, das Auge kalt! In Florenz, glaub' ich, hatte ich vage Ideen von Studien; wenigſtens fühlte ich mich unbehaglich dürr, wie der Fiſch auf dem Trocknen. Hier hab' ich ſie gänzlich aufgegeben, denn es iſt mir wirklich zu gleichgültig, alle römiſchen Kirchen zu beſuchen und alle Inſchriften im Vatican zu leſen. Drum hab' ich hier viel mehr

Zeit zu Streifereien und herrliches Vergnügen. Aber wenn man mir das nachmachen will — Frauen mein' ich —, ſo muß man gerade dieſelbe Liebhaberei haben; denn durch Roms ſchlechtgepflaſterte, verwickelte, unendliche, faſt immer feuchte Straßen zu gehen, iſt an ſich kein Spaß. Und das thue ich doch! Ich nehme mein Kleid auf und gehe. Fahren iſt nur gut, wenn man zu beſtimmter Zeit einen Ort erreichen will, oder wenn die Wege langweilig ſind, z. B. vom ſpaniſchen Platz nach dem Vatican. Schlendert man nur ſo — Himmel! was hat man für Überraſchungen. Von den herrlichen Fontainen will ich ſchon gar nicht reden, die man auf jedem Platze zwiſchen Obelisken, Säulen und Statuen findet; auch nicht von der Menge der Paläſte, die alle mehr oder weniger geſchmückt ſind und auf einen flüchtigen Blick recht ſtattlich ausſehen; und von der Kirchenunzahl nun gar nicht, denn die ſind ſämmtlich nicht nach meinem Geſchmack; doch welche Überraſchung, wenn man plötzlich vor das Pantheon hintritt! Klein, rund, lieblich und vollkommen wie eine Roſe — aus welchem geſegneten Erdreiche iſt ſie gekeimt? Man hat dieſem holdſeligen Gebäude wenig zu Leide gethan, als ob man Reſpect gehabt vor ſeiner Schönheit, wie vor der einer Nonne. Die ſchönen Säulen der Vorhalle ſtehen auf ihrem Platze; der

Fronton iſt freilich leer, doch beſſer ſo als geſchmacklos decorirt; inwendig aus den Caſſetten der Kuppel hat man die Bronze herausgenommen und zu St.-Peters Hochaltar verbraucht; allein Form und Verhältniſſe ſind unangetaſtet geblieben, die Altäre in den Niſchen, die einſt den Göttern gewidmet waren, ſind es jetzt den Heiligen, und der ewige heilige Himmel blickt durch die Öffnung der Kuppel eben ſo ſegnend als vor 1800 Jahren in den geweihten Raum. Warum ſchließt man bei modernen Kirchen die Kuppel? Keine Freske, keine Sculptur macht den Effect, den der Himmel mit ſeinen fliehenden Wolken macht. Hier iſt Rafael begraben. Wie zur Huldigung dem Meiſter der Schönheit, wurde ihm das ſchönſte Grabmal gegönnt.

Was für ein großes, hohes, von Zeit, Rauch und Schmutz geſchwärztes Rundgebäude! Spuren von Säulen und architektoniſchem Zierrath ſind in den obern Regionen zu entdecken; unten haben ſich lärmende Handwerksſtätten, ſchmutzige Buden und ekelhafte Trattorien eingeniſtet, wie Würmer in einen großen Käſe. Es war das Theater des Marcellus, das Auguſtus dem geliebten und liebenswürdigen Neffen erbauen ließ. Marcellus ſtarb in blühender Jugend; Livia wußte ihrem Sohne Tiber Platz zu machen.

Nahe der ſchachernden Betriebſamkeit des Ghetto und dem ſtinkenden Gewühle des Fiſchmarktes ſtehen Säulen und Arcaden ſtolz und ſtill, als bekümmerten ſie ſich nicht um all die Gemeinheit. Es ſind die Überbleibſel von Porticus der Octavia, den gleichfalls Auguſtus bauen ließ und ihm den Namen ſeiner Schweſter gab. Sie war die oft und hart gekränkte Gemahlin des Marc Antonius, eine der wenigen Römerinnen jener Zeit, deren Name fleckenlos auf die Nachwelt gekommen; drum freute ich mich recht, ihre Säulen noch ſo hoch zu ſehen, wie ſie ſelbſt war.

Weiter hinunter am Tiber ſtehen 20 ſchlanke Säulen wie griechiſche Tänzerinnen im Rund beiſammen. Man hat ſie mit einem ſchlechten Ziegeldach bedeckt und die Zelle in ihrer Mitte der heiligen Jungfrau geweiht. Einſt war dies ein Tempel der Veſta — auch einer heiligen Jungfrau, die mit ihrem Olymp und dem ganzen ſie anbetenden Volke untergegangen iſt. Ob nach abermals 2000 Jahren ein künftiges Geſchlecht eine dritte heilige Jungfrau hier anbeten wird? — Ein Tempel der Fortuna, deſſen Säulen und Zelle noch gut erhalten ſind, liegt dem Veſtatempel nah; als Ruinen würden beide unvergleichlich ſein; jetzt, als Kirchen, ſehen ſie delabrirt aus. Gegenüber iſt

das ſogenannte Haus des Cola di Rienzi, ein kleines, unförmliches, aus antiken Trümmern zuſammengeſetztes Gebäude. Er liebte und verſtand das Alterthum, er hatte die Seele dazu. In minder verworfenen Zeiten würde er ſich den Gracchen an die Seite geſtellt haben; in der ſeinen — äffte er ihnen nach, ſowie dies Haus auch ein nachgeahmtes iſt. Er war ein Mann der Theorie, wie überhaupt die Modernen. Seit 500 Jahren iſt aus Revolutionen und Reformationen ſtets etwas ganz Andres geworden, als was man Anfangs bezweckte. Die Urheber derſelben verſtanden die Maſſen aufzuregen, nicht ihnen die Richtung zu geben, wie z. B. Moſes und Lykurg.

Mitten in der Stadt erhebt ſich eine grandioſe Säulenreihe, die einſt zum Tempel des Marc Aurel gehörte. Die Säulen ſind ſo hoch, daß man ein Haus von drei Etagen hineingebaut; ihr Fries läuft unter dem Dache hin. Dies iſt die Douane. Alle Reiſende ſollen gleich bei ihrer Ankunft vom Thor dahin fahren, um die Koffer viſitiren zu laſſen. Mit einem Piaſter kauften wir uns auf der Stelle von dieſer Unbequemlichkeit los; nur mußte unſer Wagen in das Gebäude am Thor hineinfahren und im Hofe deſſelben umwenden, als ob die Koffer hier von den

Unterbeamten durchſucht worden wären. Ich weiß nicht, welcher Aufſeher durch dieſe Farce getäuſcht werden ſollte.

Drei prachtvolle Säulen gehörten zu einem Marstempel im Forum des Auguſtus und ſtehen jetzt ganz gerade in einer Straße. Zwei zierliche, cannelirte, mit ſauberm Architrav und Basrelief am Fries, ſind wol zur Hälfte eingeſunken und ſtehen ſo vor einem kläglichen Steinhaufen von Haus oder Stall oder Keller— weiß Gott, was es iſt! Und über das, was es einſt war, iſt man auch nicht recht ſicher; die Alterthumsforſcher können tiefe Kenntniſſe in Rom an den Tag legen. Kürzlich hat man ein neues Monument bei der Porta Maggiore entdeckt, wo fleißig gegraben und Schutt weggeſchafft wird, damit es aus der Verſunkenheit und mittelalterlichen Umbauung hervortrete. Ich bin recht neugierig, wofür man es erklären wird. Ich finde, daß es die größte Ähnlichkeit mit einem koloſſalen Ofen hat, und da auf dem obern Basrelief Säcke gewogen und Brod gebacken wird, ſo muß wol das Bäckerhandwerk auf irgend eine Weiſe dabei intereſſirt ſein. Merkwürdig! ſeit 300 Jahren hat man Rom förmlich durchackert nach antiken Monumenten, und noch immer iſt die Fundgrube unerſchöpft!

Über einer Thür im Hintergrunde eines Hofes steht mit großen Buchstaben: „Mausoleo d'Augusto". Man steigt viel Stufen hinauf und sieht sich oben in einem großen Circus unter freiem Himmel sehr getäuscht um, denn dies ist nichts weiter als der Platz, wo Kunstreiter ihre Vorstellungen geben, und wo früher Stiergefechte statt fanden. Dann wird man mit einer Fackel in unterirdische Gewölbe geführt, wo der Aschenkrug des Augustus gefunden sein soll. Ich habe kein rechtes Vertrauen zu diesem Mausoleum, das man jetzt die Corea nennt.

Das sind, denk' ich, die bedeutendsten antiken Überreste mitten in dem modernen Rom, welches sich vom Capitol bis zur Porta del Popolo ausdehnt; sie sind alle umringt vom Gewirr und der Betriebsamkeit des Lebens und gleichen jugendlich-frischen, längst verschollenen Gedanken, die zuweilen in einem abgenutzten, üsirten Kopfe auftauchen. Die großen Monumente, das Coliseum, die Thermen des Diokletian, Caracalla und Titus, die Kaiserpaläste, mehre Tempel und Triumphbogen liegen zwar alle innerhalb der alten Ringmauer, welche Belisar nach der Invasion der Gothen wieder aufrichten ließ, aber dennoch in wahrhaften Wildnissen — theilweise —, zu denen man auf ungepflasterten Straßen mühselig gelangt. Z. B.

vom Lateran nach dem Anfiteatro Caſtrenſe war nach einigen Regentagen der Weg ſo ſchlecht, daß der Wagen umzuwerfen drohte, und nachdem wir doch endlich salvis et saufs angekommen, fanden wir im Amphitheater gar nichts als einen Wein- und Kohlgarten; die Ringmauer mag antik ſein. Mönche arbeiteten darin, die zur Baſilika della Croce gehören, denn hier haben die meiſten Kirchen ihre Klöſter, von denen ſie bedient werden; und ſie geſtanden achſelzuckend ein, dies ſei wenig, aber jenſeit der Kirche wären wunderſchöne Ruinen des Tempels von Venus und Cupido. Was ſo lieblichen Gottheiten zur Ehre gebaut iſt, verdient doch wol einen Blick — meinte ich; und ſo folgten wir dem Mönch durch einen Hof, den das liebe Federvieh des Kloſters geſellig mit Schweinen und Ziegen bewohnte, durch einen moraſtigen Krautgarten, vor ein zerfallenes, halbrundes Backſteingemäuer: das ſollte der Tempel ſein. Ich war nicht angenehm überraſcht. Darauf fuhren wir, immer auf denſelben ſchlechten Wegen, zum Tempel der Minerva Medica. Glücklicher Weiſe wurde ein großes Thor geöffnet, als wir Einlaß begehrten; ich ſah wieder einen Krautgarten, wieder einen Moraſt, wieder eine halbrunde zertrümmerte Mauer, auf der oben einiges Grün von Moos und Schlingpflan-

zen wucherte, und fuhr ohne auszusteigen befriedigt weiter. Für Architekten mag es sehr interessant sein, nach solchen Bruchstücken das ganze Gebäude sich zu construiren; da ich das aber nicht kann, so amüsirt mich die genaue Besichtigung auch nicht, und schön ist der ordinaire rothe Backstein keineswegs! Bewundernswerth, wie so schlechtes Material überhaupt so lange existiren kann! Steine, dünn wie Chocoladetafeln, durch Mörtel verbunden, dachlos, allem Wetter, allen Zerstörungen ausgesetzt, bestehen nach sechzehn oder siebzehn Jahrhunderten! Ursprünglich sind sie wol mit Travertin bekleidet gewesen, wie das Coliseum und das Grabmal der Cäcilia Metella, oder gar mit Marmor.

Von den Thermen, diesen Orten des raffinirtesten Luxus, wo man bei Ausgrabungen die herrlichsten Statuen, Mosaikfußboden, Säulen und Vasen gefunden, ist nichts zu sehen als dies ewige, enorme Mauerwerk. In denen des Titus ist eine Pulverfabrik; doch erkennt man noch einige Deckenmalereien al fresco; die des Caracalla umschließen eine höchst unelegante Vigne und allerlei Gartenwerk; die des Diokletian müssen von stupender Größe gewesen sein! Die Kirche Maria degli Angeli liegt auf dem Emplacement, im griechischen Kreuz mächtig groß von Michel Angelo erbaut, das dazu gehörende Kloster, eine Caserne, die

Villa Strozzi, ein großer Platz mit Bäumen bepflanzt, eine Osteria und noch Anderes. Die ovale Vorhalle der Kirche soll das Vestibül der Thermen gewesen sein. Im Klosterhof sind 100 antike Säulen gleichfalls ihnen entnommen. „Kann man sie sehen?“ fragten wir den Pförtner. „Si, si!“ sagte der bereitwillig, „ma non le donne.“ Es ist auf Reisen recht unbequem, kein Mann zu sein! Bisher hab' ich nie gefunden, daß die Männer es besser auf der Welt haben, oder, wenn sie es besser haben, daß sie doch gar nicht besser sind als die Frauen; also ist's doch wahrlich nicht der Mühe werth, sie zu beneiden. Aber auf Reisen, wenn's etwas zu sehen gilt, da sind sie wirklich beneidenswerth! Erstens wegen ihres großen Stehtalents. Ich will meilenweit gehen, Regen ertragen, Hunger und Durst, aber nicht gern zwei Stunden stehen; und wie schnell verstreichen zwei Stunden in Museen und Gallerien! An all solchen Orten sehen die Frauen auch immer ganz fatiguirt aus und setzen sich ohne Umstände auf Sarkophage und Stufen, oder wo sie ein Bänkchen erhaschen können, während die Männer stehen und stehen. Solche Körperkraft ist beneidenswerth. Zweitens haben die Männer an Orten Zutritt, die uns verschlossen sind. Das Kloster von San Marco zu Florenz besitzt die

lieblichſten Gemälde von Fieſole, der darin Mönch war, und man darf ſie ſehen, „ma non le donne". Die unterirdiſche Kirche von St.-Peter hier, die vielleicht intereſſanter iſt als die obere, darf man beſuchen, „ma non le donne". Bei den Meſſen in der Sixtiniſchen Kapelle dürfen die Männer in die innere Abtheilung, wo ſie, unmittelbar hinter den Cardinälen, Alles aus der erſten Hand ſehen. Wir ſitzen wie ſehr ſchädliche wilde Thiere in der äußern Abtheilung hinter einem fein carrirten Gitter, ſo daß wir die ganze Ceremonie hinter ſich kreuzenden Strichen wie ein Stickmuſter erblicken. Kurz auf Reiſen hat eine Frau allerlei Avanien zu erdulden.

Einen großen Theil der alten Kaiſerpaläſte nimmt die Villa Mils, Beſitzung eines Engländers, ein. Das Haus iſt nicht ſonderlich geſchmackvoll und der Garten ſehr einfach, aber lieblich durch die unglaubliche Roſenmaſſe, die ihn anfüllt. Roſen klettern in die Pinien hinein, Roſen überweben die hohen Mauern wie mit einer Tapete, Roſen bilden Bogengänge, durch welche man alte Trümmer erblickt oder die troſtloſe Öde der Campagne. Es iſt wirklich ſeltſam ſolch ein Umſturz der Dinge, daß dieſelbe Stätte, die einſt von der größten Weltherrlichkeit geſtrotzt hat, jetzt ihren höchſten Schmuck von der kleinen, unſcheinba-

ren immerblühenden Roſe empfängt! Am andern Ende des Gartens ſchaut man hinab in den alten Circus maximus, der am Fuß des Palatins ſo angelegt war, daß die Kaiſer von ihren Fenſtern den Spielen zuſehen konnten. Er iſt mit Küchengärten angefüllt.

Einen andern Theil der Kaiſerpaläſte nimmt eine weitläuftige Villa Farneſe ein. Wir hielten ſie für die Farneſina und fragten nach Rafael's Galatee und Pſyche. Ein Cuſtode führte uns über naſſe Grasplätze und verfallene Stiegen, durch Felder von ungeheuern Kohlköpfen nach einem Gartenhaus, zu dem man, wie zu einem Schiff, auf einem ſchwankenden Brett gelangt, und zeigte an der Decke einige ſchmutzige Farbenkleckſe, jedoch mit dem beſcheidenen Zuſatz: ſie wären nicht von Rafael. Davon waren wir auch vollkommen überzeugt! Was dieſe modernen Ruinen — nein, den ſchönen melancholiſchen Namen verdienen ſie nicht! — dieſe Verfallenheiten für einen widerwärtigen Eindruck machen, kann ich nicht beſchreiben! Bei den großen antiken Ruinen wundere ich mich nicht und betrübe mich nicht, daß ſie eben Ruinen ſind; ſie hatten ihre große Vergangenheit, das Gedächtniß eines Gottes oder eines Heros, eines Wohlthäters oder eines Zerſtörers des Menſchengeſchlechts knüpft ſich an ſie, ſie behaupten einen würdigen Raum in der Welt-

geſchichte, deren eine Epoche des erſten Kaiſers Namen wie ein Diadem an der Stirn trägt, und ihre Zeit iſt vorüber. Sie war glorreich; das genügt, um befriedigt unterzugehen, und dieſe Befriedigung haucht in die Seele des Beſchauenden Ruhe und Stille. Aber dieſe Gebäude des 16. und 17. Jahrhunderts mit ihren ungeheuern Prätentionen und ihrer prachtvollen Geſchmackloſigkeit, mit ihrem Mangel jenes Tactes, der den Pomp ſichtet, ſtatt ihn zu häufen, ſtehen miſerabel da, wie plötzlich gealterte Koketten, und Niemand hat Reſpect vor ihnen. Das iſt aber ein großes Unglück für den Menſchen wie für den Stein, ſolch ein unehrwürdiges Alter! Und warum ſind ſie überhaupt ſchon ſo gealtert? Drei Jahrhunderte ſind nichts für ein Kunſtwerk. Rafael's Galatee iſt jung und holdſelig heute wie damals, als Auguſtin Chigi, der reiche Banquier aus Siena, ſie malen ließ und in ſeiner Farneſina dem Papſt Leo X. glänzende Feſte gab. Aber eben dieſe oberflächliche Genußſucht, aus der ſie entſprangen, iſt ein allzu ſteriler Keim, um einer tüchtigen Pflanze Leben zu geben.

Und das ganze moderne Rom mit ſeinen Kirchen und Paläſten, Villen und Muſeen, Gemälden und Statuen iſt eine enorme Seifenblaſe, welche die Oſtentation aus ihren vollen Backen gepumpt hat;

iſt eben das Lebendige, was todt iſt, weil kein geiſtiger Hauch es durchweht. Das ging ſo zu.

Als Conſtantin Chriſt und Byzanz die Hauptſtadt des Römerreichs ward, floh mit den alten Göttern der alte Glanz von dem greiſen, in verzweiflungsvolle Üppigkeit und vergoldete Erniedrigung verſunkenen Rom. Sogar den occidentaliſchen Kaiſern wollte ſie nicht mehr als Reſidenz paſſen; ſie gingen nach Ravenna und dort unter in eigener Schwäche und im Kampf gegen die nordiſchen jugendſtarken Barbaren. Rom ſank zu einer Provinzſtadt herab, indeſſen aus den ſtillen Katakomben, aus den geheimnißvollen Grabſtätten der zahlloſen verfolgten und hingeopferten Chriſten allmälig eine Macht hervorging, vor welcher dereinſt, wie vor dem alten Kaiſerreich, die Erde zittern ſollte. Doch zu der Zeit hatte ſie weder weltliches noch geiſtiges Übergewicht; dieſes disputirte ihr der Patriarch von Byzanz, jenes Gothen und Longobarden. So gingen Jahrhunderte hin. Wie die junge Saat in Gewittern gedeiht, ſo gedieh das Papſtthum in Kämpfen und Stürmen. Der Patriarch von Byzanz erkannte den Vorrang der unmittelbaren Nachfolger Petri auf dem Biſchofſitz zu Rom an, und dieſe Biſchöfe mußten darauf bedacht ſein, ihre Heerde und deren Gebiet gegen die kriegeriſchen Ero-

berer Italiens zu schützen, denn die trostlosen morgenländischen Kaiser waren es nicht. Auf diese Weise faßten die Päpste festen Fuß. Karl der Große verlieh ihrer geistigen Macht eine Glorie. Der mächtigste Monarch der Christenheit, als solcher, Schirmherr der Kirche, der von Desiderius' und Wittekind's Stirnen die Kronen wirbeln ließ, kam demüthig nach Rom, um die der alten Cäsaren, gleichsam geheiligt durch die Berührung des Nachfolgers Petri, zu empfangen.

Und nun beginnt der ewig denkwürdige Kampf zwischen Pabst- und Kaiserthum, die sich gegenübertraten wie gigantische Athleten, Himmel und Erde bewegend, Jeder in seinem Lager umringt von den Seinen und beschützt, der Eine vom Krummstab und dem Schwert des Cherubs, der Andere von der Kriegerlanze und dem Schwert des Cherubs; Jener der Statthalter Christi auf Erden, Dieser der Gesalbte, der Geheiligte, der König von Gottes Gnaden. O, das war ein titanisches Ringen, in welchem die wunderbarsten Erscheinungen auftauchten, die ungeheuersten Kräfte sich entfalteten; dort das Mönchthum, hier das Ritterthum, beide sich vereinend und ganze Völker mit sich fortreißend in den Kreuzzügen, und andere Völker bekehrend und bezwingend, in den geistlichen Ritterorden. Es gab wilde Kämpfe, aber keine Zer-

fallenheit. Trennte ſich auch die Menſchheit in zwei Parteien, ſo hatte doch jede ihr Palladium, das ſie ſchützte, ſtärkte und adelte, dem Thun und Laſſen nicht die Rohheit, aber das klägliche Gepräge des Egoismus nahm und den Einzelnen vor kümmerlicher Vereinzelung bewahrte, indem Jeder ſeinen Orden, ſein Kloſter, ſeine Gilde, ſeine Stadt, ſeine Brüderſchaft hatte, deren Glied er war, für die er wirken konnte. Dies iſt das verachtete Mittelalter, auf deſſen Finſterniß unſer lichtvolles Jahrhundert vornehm-mitleidig herabſieht. Es erreichte ſeinen Culminationspunkt in der Mitte des 13. Jahrhunderts. Als Conradin's blondes Kinderhaupt in Neapel unter dem Mordbeil fiel und das Papſtthum äußerlich über dem Kaiſerthum triumphirte, als die beiden höchſten Gewalten einander nicht mehr das Gleichgewicht hielten, da verſank das Papſtthum in innern Zwieſpalt, deſſen Zeuge das ganze unſelige 14. Jahrhundert war. Der heilige Stuhl ward nach Avignon verlegt, nach dieſem Geſchenk der Königin Johanna von Neapel — vielleicht als Buße für ihre Sünden —, und die Gegenpäpſte ſchleuderten ihre Bannbullen hin und her, wirkungslos, wie ein kalter Blitzſtral. Rom fiel in die Gewalt der großen Familien. Colonnas und Orſinis riſſen es einander aus den Händen und wü-

theten mehr darin als Vandalen und Gothen. Das Coliseum ward in eine Festung verwandelt; das Grabmal der Cäcilia Metella trägt noch jetzt über dem zierlichen Fries die créneaux als Wahrzeichen, daß der wilde Krieg sich auf dieser Stätte des Friedens verschanzt. Cola di Rienzi tauchte in diesen trüben, schlammigen Fluten wie ein kühner unglücklicher Lootse auf, der von dem Wrack zerschmettert wird, das er durch den Strudel fuhren wollte. Die Concile zu Basel, zu Constanz machten dem Skandal der Gegenpäpstlerei ein Ende; Martin V. bestieg 1419 zu Rom den heiligen Stuhl. Nun setzten sich die Päpste bequem in dem Genuß und der Üppigkeit zurecht, dachten nur an ihr Vergnügen und die Bereicherung ihrer Familien; der schamlose Nepotismus erhub sein freches Haupt, die schmachvolle Epoche der Riario und Borgia begann. Plötzlich schlug der Blitz zu ihren Füßen ein; Luther donnerte.

Das moderne Rom beginnt. Das mittelalterliche hatte sich selbst und das antike verwüstet und zerstört; das neue stellte her und baucte auf. Kluge Päpste erkannten die Zeit, sahen, daß die Gewalt über die Seelen von Rom gewichen sei, aber daß Mittel zur Herrschaft über den Geist ihr nicht fehlten. Die Wissenschaft wurde gepflegt und beschützt; was von

Weisheit und Kenntniſſen in den Trümmern des eben untergegangenen morgenländiſchen Kaiſerreichs noch übrig war, gaſtfreundlich aufgenommen; der Kunſt gehuldigt wie nie zuvor. Der Stupidität der Kleriſei traten junge friſche Orden entgegen, Jeſuiten und Theatiner, als Lehrer der Jugend, als Prediger. Rom war des Herrſchens zu gewohnt, um es nicht auf dieſem Wege zu verſuchen. Konnte es nicht mehr überzeugen, ſo wollte es blenden und feſſeln. Jetzt wurden faſt ohne Ausnahme alle Kirchen reſtaurirt, ausgeſchmückt, neu gebaut. Andächtelei und Prunkſucht graſſirten als Kunſt verkappt; es iſt natürlich, daß ſolche Kunſt ſchauerliche Mißgriffe that. Die Façaden der Kirchen, namentlich des Lateran, gleichen der Façade eines Landhauſes. Die Seitenkapellen in den Kirchen, welche Cardinäle und reiche Familien anlegen ließen, ſind decorirt wie üppige Speiſeſäle und Schlafzimmer. Das herrlichſte Material zu dieſem Schmuck war vorhanden, wurde aus verſchütteten Tempeln und Paläſten gegraben, in ruinirten altchriſtlichen Kirchen geſäubert, endlich nachgeahmt. Welche Säulenſchätze von Verde, Giallo und Roſſo Antico, von Granit, von weißem Marmor, von orientaliſchem Alabaſter! Man ſtellte ſie auf, Vergoldungen, Gemälde, Sculpturen dazwiſchen, Glanz,

daß Einem die Augen übergehen, innere Einheit nirgends, unendliche kraft- und phantasieloſe innere Leere überall! Sie feiert im St.-Peter ihren Triumph, faſt möcht' ich ſagen ihre Verklärung. Dieſer Bau zeigt, wie weit die Kunſt es bringen kann ohne Begeiſterung. Seine Größe und wahrhaft grandioſen Proportionen ſchützen ihn vor dem Vorwurf der Überladung, obgleich er reich, bunt und funkelnd iſt wie der Schmuckkaſten einer Königin; denn er iſt ſo groß, daß Bernini's berühmte zu ihm führende, vierfache, bogenförmige Colonnade, daß der herrliche ägyptiſche Obelisk zwiſchen den zwei lieblichſten und einfachedelſten Fontainen, daß der ganze ungeheure Platz vor dem Auge zuſammenſchrumpfen, wenigſtens beim erſten Anblick, und daß Alles wie in die Knie geſunken ausſieht. Das verdient die unſelige Villenfaçade gewiß nicht, aber die felſenähnliche Größe erzwingt es. Drinnen iſt's eben ſo. Die Monumente der Päpſte, die Statuen der Heiligen, die Hautreliefs von ſchwebenden Engeln — Alles in rieſigen Proportionen —, die 96 antiken Säulen der Altäre, die Moſaikbilder — Copien berühmter Meiſter — über denſelben, die Moſaiken der Kuppeln, das Gold, der Marmor, nichts, gar nichts tritt hervor, jedes bleibt in ſeinen Schranken, der Raum iſt frei, der Gedanke durchfliegt ihn

ungehemmt. Nun kenne ich aber nichts Schöneres als ſolchen geſchmückten durch einen Gedanken geheiligten weiten Raum! Die unendliche Macht des Geiſtes giebt ihm etwas von der freien Ewigkeit! Das Leben iſt lieblich, die Erde iſt ſchön; doch im Schooß der Unendlichkeit ſchwimmen ſie wie Perlen im Meer! Das fühlte, das dachte ich immer in meinen alten, erſt jetzt recht geliebten, gothiſchen Domen. Hier aber, hier im St.-Peter, in der größten und berühmteſten Kirche der Chriſtenheit, in dieſem Weltwunder, über das alle Künſte und alle Schatzkammern ihre Spenden ausgeſtrömt haben, ſtand ich eiskalt und ſah mich um. Ich kam mir vor wie eine Art von König Midas, der vor Hunger umkam, weil unter ſeinen Händen Alles ſich in Gold verwandelte. Gott! ich liebe ja die Pracht wie irgend Jemand, ſobald ſie von einem hohen Zweck durchgeiſtet iſt; ſonſt iſt ſie mir als Teppich unter meinen Füßen gering genug. Sie wird hier durch einen äußern Zügel gleichſam in Ordnung gehalten, durch die Größe des Gebäudes, wie ein unruhiges Volk durch eiſerne Strenge; aber der Zügel kann nur ſeine Dienſte thun, nicht adeln. Dem Adel ſteht die Niedrigkeit gegenüber, und baute ſie ſich auf wie der babyloniſche Thurm, dennoch bliebe ſie niedrig!

Für die Seele iſt St.-Peter eben ſo klein, als er groß fürs Auge iſt. Und dann weht in ihm eine widerliche Servilität: er huldigt dem Lutherthum. Die Reformation war aufgetreten, ein Panier ſchwingend, worauf die Worte ſtanden: Licht über den Erdkreis! St.-Peter mit ſeinen hunderttauſend Fenſtern ſieht aus, als wolle er dies Licht ſo recht in Strömen von allen Seiten empfangen und den Seinen mittheilen; dieſe knechtiſche Falſchheit empört mich. Wollte das Papſtthum ein äußerliches Palladium für den Katholicismus errichten, ſo mußte es, mit alter ſtrenger Zuverſicht zu demſelben, im Sinne des feſten, unangetaſteten, unwandelbaren Dogmas ſein: kräftig, tiefſinnig, dunkel, nur durch den Glauben erleuchtet; eine chriſtliche Kirche, kein Gebäude zur Disputation für Luther, Erasmus, Calvin, Heinrich VIII., und wie ſie Alle heißen. Aber ach! weltliche Intereſſen zogen die Reformation groß, weltliche Intereſſen beherrſchten das Papſtthum! Alle Herrſcher wollten Fürſten ſein, die Alleinmacht in ſich vereinigen, ſich in der Willkür feſtſetzen, ſich in ihrer Gewalt zeigen, die geiſtigen Ketten ſprengen, um ihrerſeits die weltlichen deſto feſter zu ſchmieden. Die lutheriſchen Fürſten zogen Kirchen und Klöſter ein zum Vortheil der Schatzkammern, die ſie mit ihren Feſten und Kriegen

leerten; die Päpſte bauten Kirchen und Klöſter auf, damit die Herrlichkeit der Tiare ſich über die Welt verbreite. Zur Ehre Gottes geſchah nichts mehr.

Das iſt St.-Peter. Zu ſeinen Altären mögen wenig Pilger mehr kommen; zu denen der Kunſt wallfahrtet die Welt nach Rom. Mit Recht! Für die Schätze des Vaticans allein kann man ſehr gut vom Nordcap herpilgern, nicht Archäologen, nicht Künſtler, Jedermann! Es iſt freilich nicht Alles, vielleicht das Wenigſte griechiſche Sculptur; doch in der erſten Kaiſerzeit hielten ſich die Römer den göttlichen Vorbildern nah und verfielen nur, nachdem ſie die Kaiſerinnen mitſammt ihren Perücken als Anadyomenen und die Kaiſer mit ihren verwüſteten Geſichtern und verbrauchten Körpern als Heroen darſtellen mußten. Von den unendlichen Sälen und Räumen iſt gar nicht zu erzählen! Man wühlt förmlich in Marmor! Unabſehbar ſtehen die Statuen neben einander, über ihnen Büſten, über denen Basreliefs und Inſchriften. Eine lange Gallerie iſt mit Candelabern, Vaſen, Schalen und kleinen allerliebſten armlangen Bildwerken angefüllt. Ein großer Saal mit Thieren; in demſelben iſt eine Gruppe, zu der ich immer und immer zurückkam: ein Triton durchſchneidet mit einer Nymphe die Wellen. Kurz

vorher hatte ich im Palaſt Farneſe die berühmte Freske gleichen Gegenſtandes von Annibal Carracci geſehen; ſehr lebendig gemalt, wahr! aber wie brutal, wie ſchwerfällig! Wie packt der große rothbraune Triton mit ausgeſpreizten Fingern die Nymphe an. Indeſſen das iſt nur Annibal Carracci aus der verfallenen Kunſtzeit; aber Rafael zur Epoche ſeines Glanzes hat in der Farneſina gleichfalls eine Freske von Meergöttern, die berühmte Galatee, gemalt, mit all der Grazie und Holdſeligkeit der Form und des Ausdrucks und der Gruppirung, die ſeinem Pinſel zu Gebote ſtand. (Ich kann hier gleich einſchalten, daß ich dieſe Freske denen in den Stanzen bei Weitem vorziehe, weil letztere unverſtändliche Compoſitionen ſind; man weiß voraus, daß z. B. die Philoſophie durch die ſogenannte Schule von Athen repräſentirt iſt; aber iſt die Aufgabe gelöſt mit dieſer Verſammlung von redenden, leſenden und ſchreibenden Männern? Stört es nicht den Kunſtgenuß, die Bedeutung eines Gemäldes mühſam ergrübeln zu müſſen? Ein Bild muß, wie eine Revelation, plötzlich, hell und verſtändlich vor Aug' und Seele des Beſchauers treten. Die neueſten Maler ſchaden ihren Gemälden ungemein dadurch, daß ſie ſo häufig Scenen aus Novellen, gar aus kleinen Gedichten malen.

Erſtens ſind dieſe dem Beſchauer nicht immer gegenwärtig, er räth hin und her, er verwirft, er ängſtigt ſich ab — ſchlechte Vorbereitung zur Bewunderung. Zweitens, wenn das Gedicht wirklich ſchön und allbekannt iſt — ich will „Erlkönig“ annehmen —, ſo kann kein Maler auch nur von fern das Bild erreichen, welches der Dichter in die Phantaſie des Beſchauers geprägt hat. Die Wahrnehmung durch das Auge iſt für ihn nur eine Beſchränkung. Will er den Dichter in Bildern wiedergeben, ſo iſt gewiß die Weiſe am beſten, welche Retzſch gewählt hat: Umriſſe. Jedes Einzelnen Phantaſie führt ſie aus.)

Nun, die Galatee iſt durchaus verſtändlich; es iſt das heitere, ſüße, lebensfrohe Leben und Weben der Waſſerwelt. Aber jener alte Künſtler hat ſeiner Gruppe zu der wonnigen Daſeinsfreude die himmliſche Melancholie gegeben, untrennbar von der höhern Natur. Der Triton, von den Hüften aufwärts der ſchönſte Mann, abwärts mit Fiſchſchuppen bekleidet, die in einen delphinartigen Schweif übergehen, zertheilt ſtolz und ruhig mit ſeinen Pferdefüßen die Wellen, hebt mit der Linken ein Muſchelhorn empor und hält die geliebte Nereide mit ganz unglaublicher Anmuth im rechten Arm. Aber er ſieht ſie nicht an, ſondern triumphirend, dankend, ſehnſüchtig aufwärts.

Iſt dies nun die Wonne der Götter? fragt er. Die Nereide ſträubt ſich, doch nur vor der Entführung, denk' ich, nicht vor dem Entführer. Sie hat ſich in ſeinem Arm zurückgeworfen, hält ſich leicht mit der Linken an ſeinem vollen lockigen Haar und ſieht ſich um — nach Hülfe? Nach Rettung? Schwerlich; denn zwei kleine Liebesgötter haben graziös auf dem Fiſchſchweif Platz genommen, der Eine gebietet ihr Schweigen, der Andere winkt ihr Beruhigung zu; hier iſt die ganze Üppigkeit der Sinnenwelt; im Triton die ganze Hoheit einer durch die Sinnenwelt unbefriedigbaren Natur. Eine ſublimere Compoſition ſah ich nie. Ein kleines Mißverhältniß an der Hand mag wol der Reſtauration zuzuſchreiben ſein. O, die Griechen waren tiefſinnige Leute! Man ſollte meinen, wenn man es hier ſo kahl beſchrieben lieſt, die Verbindung der Menſchen- und Thiergeſtalt müſſe etwas Monſtröſes haben, weil man gleich an die gräßlichen Tritonen denkt, die faſt alle Fontainen des vorigen Jahrhunderts verunſtalten. Aber ſo jämmerlich iſt ja eben die Antike, nicht ſtudirt, ſondern nachgeäfft worden, daß man es nur mit der Form, nicht mit dem Geiſt zu thun hatte! Die Pferdefüße, der Fiſchſchweif ſind Symbole der übermenſchlichen Kraft und des Elements, welches ſie beherrſcht, zu-

gleich Andeutung der gewaltigen, tobenden Leidenſchaft, die da am heftigſten, wo ihre Macht unumſchränkt iſt. Auf einmal treten all dieſe gährenden Kräfte und Leidenſchaften in den Schatten, die edle Menſchengeſtalt, das heilige Menſchenantlitz erheben ſich über ſie wie ein Freier über die Knechte und gehen aus dieſer Verbindung nicht erniedrigt, ſondern geadelt hervor. Zugleich kommt durch das Bewußtſein, was Alles den Kräften zu Gebot ſteht, was Alles dem Willen unterworfen werden muß, was Alles beiden unerreichbar bleibt, eine erhabene Schwermuth in dem Ausdruck, nicht blos bei dieſem Triton, ſondern bei den ſchönſten Geſtalten des Alterthums, bei dem herrlichen Meleager und bei dem Jüngling, den Einige Antinous, Andere Mercur nennen, und der mir keins von beiden, ſondern ein Heros zu ſein ſcheint, und bei den prächtigen Amazonen. Betrachte ich all dieſe Statuen, ſo begreife ich gar nicht, wie man oft ſagen kann: „die heitern Griechen“ und „die frohe griechiſche Lebensauffaſſung“, und immer ſo, als wäre freudiger Genuß das Element griechiſchen Daſeins und griechiſcher Kunſt geweſen. Es iſt mir unmöglich, das zu finden. Im Gegentheil, die Geſtalten, in welchen üppige Sinnenfreude am hellſten lodert, Satyr und Faun, erhalten durch den

Zuſatz der Bockfüße und der zugeſpitzten Ohren eine klare Weiſung, daß ihre thieriſche unbändige Luſt ſich durchaus nicht für den Menſchen ſchicke. Gar die Götter, der triumphirende, ſiegesſchöne Apoll, der rebengekrönte liebesſchöne Bacchus haben auf der Stirn ein Zeichen, eine Ahnung — wie ſoll ich das Unſichtbare nennen? — daß ſie unter dem eiſernen Finger des Fatums ſtehen. Und giebt Jemand Zuverſicht zum Olymp, ſo iſt es doch gewiß dieſer Apoll. Wie er ſchreitet! als wär' ihm die Erde zu ſchlecht, um ſie mit ſeinem Fuß zu berühren. Wie er blickt! als wär' er gewohnt nur in die Sonne freundlich zu ſehen. Er wirft in den Staub nicht den Python allein, ſondern Alles, was ſich mit ihm meſſen wollte, wie die Sonne all die kleinen funkelnden, zitternden Sterne, die man auch Sonnen nennt; aber im Staube ihm huldigen zu dürfen iſt noch eine Ehre. Er ſteht allein in einem runden, von oben beleuchteten Gemach des Vaticans. Vier ſolcher Gemächer umſchließen einen innern Hof und ſind gleichſam die höchſten Ehrenſtellen in dieſem Marmorreich. Der Laokoon iſt im zweiten, der ſchöne Jüngling Mercur-Antinous, von dem ich vorhin geſprochen, im dritten; aber im vierten Canova's Perſeus und ſeine beiden Fauſtkämpfer. Ich ſagte in Florenz, die Productionen der

Maler ſähen ihren eigenen Geſichtern ähnlich; das ſind ich bei Canova recht beſtätigt. Seit ich dort unter den Künſtlerportraits das ſeine geſehen, erſtaune ich nicht mehr über die in Weichlichkeit ausartende Zartheit ſeines Meißels. Dieſen feinen edeln Zügen, dieſer milden, traurigen, kränklich-matten Phyſiognomie ſieht man wohl an, daß dahinter keine tiefe Energie, keine glühende Phantaſie wohnen können. Er iſt der Carlin Dolce der Sculptur, lieblich, graziös, ſüß bis zur Koketterie, anmuthig ausführend, charakterlos, unfähig Seele einzuhauchen und Phyſiognomie zu geben; daher kennt man auch alle Statuen von Canova, wenn man eine kennt. Bei Frauengeſtalten läßt man ſich dieſe Weichlichkeit noch gefallen; bei ſeiner Venus in Florenz und ſeinen Grazien in München hat ſie mich nicht verletzt, weil im Grunde von der Darſtellung dieſer vier Perſonen nichts weiter zu verlangen iſt, als daß ſie die möglichſt ſchönen Geſtalten haben und ſie auf die feinſtkokette Weiſe präſentiren. Wie weit ihm das gelungen iſt, müſſen Männer beurtheilen; Frauen ſind vielleicht nie gerecht gegen eine Venus, drum hab' ich auch kein Wort von der Mediceiſchen geſagt. Aber wenn Canova Heroen darſtellen will, ſo wird er beängſtigend; ſie gerathen ihm unter der Hand zu Wachsfiguren. Et-

was Lebloseres als den Theseus in Wien, den Mars in der Villa Sommariva und hier den Perseus kann man sich nicht vorstellen. Dazu hat dieser arme Perseus eine frappante Ähnlichkeit in Haltung, Stellung und Geberde mit dem Apoll; er wohnt auch in einem runden Cabinet: das Alles schadet ihm; unwillkürlich vergleicht man Beide, da ist denn der Eine feuriger Wein und der Andere kühle Limonade, oder, da sie sich ähnlich sind, Perseus ist wie der zweite Aufguß von Thee, Apoll der erste.

Ich muß etwas zurücknehmen, was ich in Florenz gesagt, nämlich, daß die Griechen in die Gruppe der Niobiden nicht den alten Mann gebracht hätten, der mich dort so ungemein störte; ich hab' ihn gleichfalls auf dem Basrelief eines Sarkophags im Vatican gefunden, beschäftigt einen Hingesunkenen aufzuheben. Dadurch ist ihm aber sogleich ein anderer Platz angewiesen als in der großen Gruppe, wo er auch die Pfeile zu fürchten scheint, als gehöre er mit zu den Verfolgten.

Basreliefs sind meine Liebhaberei. Nichts sieht einfacher aus, und welches Talent muß dazu gehören, um in das beschränkte Format eine lebendige, natürliche Gruppe zu passen! Das verstanden die Alten herrlich! Große Scenen sind auf den Sarkophagen

ohne Zwang, ohne Verwirrung dargeſtellt, z. B. ein Bacchuszug, der die ſchlafende Ariadne entdeckt, die Geſchichte von Admet und Alceſte, Liebesgötter, welche Diana zum ſchlummernden Endymion führen; häufig ſolche Vorſtellungen, als wollten ſie dem Schlaf im Tode ein ungeahntes Glück verheißen. Meleagerjagden und Amazonenſchlachten ſind auch ſehr beliebt. Im Capitol iſt von letztern eine ganz herrliche auf einem ſehr großen Sarkophag: Krieger, Weiber, Pferde, in der heftigſten Bewegung ganz ungezwungen. Eine ſchmale Bordüre läuft arabeskenartig am obern Rande hin, da ſind die Amazonen gefangen, trauernd, Alle ſitzend, mit zerſtreuten und zerbrochenen Waffen wie eine Blumenguirlande hingereiht. Der ſterbende Fechter und zwei große Amazonen, von denen die eine verwundet iſt, die andere den Bogen ſpannen will, ſind die Juwelen des Capitols. Den Fechter haben Abgüſſe und Copien überall bekannt gemacht, wie er dahinſinkt auf dem Schilde und der Tod über ihn kommt; es iſt unmöglich, edler, ruhiger zu ſterben. Warum copirt man aber nie dieſe Amazonen, in Form und Ausdruck die ſchönſten Geſtalten! Ich erinnere mich nicht, ſie irgendwo geſehen zu haben. An ihnen könnten die Künſtler warlich Studien machen! Das zeichnet die Alten ſo ſehr vor den Modernen aus, daß

ihre Statuen nicht blos von einer, sondern von allen Seiten betrachtet werden dürfen, ohne an Schönheit einzubüßen, ohne zusammengeknickte Knie und dürftig-kurze Beine zu zeigen. Schon die Römer scheiterten an den Beinen, kamen gleichsam athemlos bei ihnen an und fertigten sie dann kurz ab. Die Körperbildung des römischen Volks hatte nicht die griechische Schlankheit, war gedrungener und mag das Auge der Künstler verdorben haben. Der schönste Kopf und Oberleib sind ohne Effect, wenn die Beine nicht mit ihnen Schritt halten; die Figur wird immer wie in die Erde gesunken, wie am Boden klebend aussehen. Die Griechen hingegen wußten sie emporzureißen, der untern Gestalt dieselbe Freiheit und Frische als der obern und der ganzen Figur das Schwebende, Aufstrebende zu verleihen, welches der Menschenform so wohl ansteht, weil es der Menschenbestimmung so wohl entspricht. Sie ließen den Beinen ihr Recht; bei den Rossebändigern auf Monte Cavallo ist Energie bis im kleinen Zeh und nirgends, trotz der heftigen Bewegung, übertriebene Spannung und Krümmung. So auch bei diesen Amazonen. Es heißt, Michel Angelo habe das Studium der Antike eingeführt; ich wünschte, er selbst möchte besser davon profitirt haben. Was schon bei den Römern häßlich war, wird bei ihm ein Greuel;

die Kurzbeinigkeit wuchert. Sein berühmter Moſes in der Kirche St.-Peter in Vincoli ſitzt; daher mißfällt er mir weniger — obgleich er weit mehr Ähnlichkeit mit einem wilden Mann auf den Harzgulden als mit einem begeiſterten Moſes hat — als der eben ſo berühmte Chriſtus in der Kirche Maria ſopra Minerva. Der ſteht und hat mit der Rechten ein Kreuz umfaßt, indeß er mit der Linken darauf hinzeigt. Dieſe Pantomime giebt mir die Muthmaßung, daß es ein Johannes Baptiſta, kein Chriſtus ſein ſoll; jener kann verheißend auf das Kreuz weiſen, dieſer iſt ja Eins mit ihm. Nun, gleichviel! Ich wollte nur von der Geſtalt ſprechen, weil in ihr die gedrückte, ſchwerfällige Unbeholfenheit der kurzen Beine recht hervortritt und überdies eine Disharmonie der einzelnen Theile, die man bei einem Schüler bitter tadeln würde; bei ihm bewundert man ſie vermuthlich, wenigſtens weiß ich nicht, was man ſonſt ſo bewundern könnte. Der linke Arm dieſes Chriſtus iſt knochig und muskulös wie der eines Athleten, während die kleinen Beinchen fett und wohlgenährt wie bei einem dreijährigen Kinde ſind. Abſcheulich! Hundert Jahre ſpäter kam Bernini, gleichſam die Reaction von Michel Angelo; was dieſer zu viel an Muskeln und Knochen, hat jener zu viel an Fleiſch, es iſt wie Teig. Auf Michel An-

gelo's Liebhaberei, keine Figur zu bekleiden, weder die Nacht, noch den Christus, kam Bernini mit einer Überfülle der Gewandung; sein Meisterwerk, die heilige Theresie in Sta.-Maria della Vittoria, schwimmt in einem Meer von Kleidern, mit ganz unbegreiflichen Faltenwürfen. Endlich legte Bernini seine Gestalten auch auf das Prokrustesbette; Michel Angelo schrob sie zusammen, er dehnt sie aus, lang, dünn stelzenhaft. Zwei Engel auf der Engelsbrücke sind von ihm, und wahrhaft storchbeinig; die heilige Theresie nicht minder, welche überhaupt gänzlich verfehlt ist. Sie war eine starke, hohe Seele, die sich in voller Kraft der Jugend, des Geistes und der Schönheit von der Welt abwendete, nicht um zu büßen — sie war tadellos —, nicht weil sie der Welt überdrüssig und satt von ihren Freuden war, sondern weil sie ihr von Hause aus keine Befriedigung gab. Die wollte sie. Danach rang sie in Thränen, Gebeten und Ekstasen. Die ward ihr, als jede Schwankung aus ihrer Seele floh, als Liebe zum Ewigen und Freude an der Verherrlichung Gottes sie allein erfüllte, „als der Engel mit einem Pfeil ihr Herz durchbohrte". Da suchte sie Andern das zu geben, worin sie Befriedigung fand, Freistätten zu einem beschaulichen Leben. Sie stiftete zahllose Klöster und reformirte von

Grund aus die Barfüßer Carmeliter. Nur neun Dukaten waren anfänglich zu diesen großen Planen ihr Vermögen. Sie sagte lächelnd: „Thereſie und neun Dukaten iſt sehr wenig; aber Gott, Thereſie und neun Dukaten iſt genug". Und wirklich erfüllte ſie ganz Spanien mit ihrer Wirkſamkeit. Vielleicht bedauert man, daß ſie nicht all ihre Kräfte zu nützlichen Stiftungen verwendet, etwa Findelhäuſer und Fabriken eingerichtet habe; allein man muß bedenken, daß dieſe durch die große Civiliſation der letzten Jahrhunderte erſt in ihrer ganzen Nothwendigkeit und Nützlichkeit anerkannt worden ſind. Sie ſtarb am 4. October 1582. Ihren Familiennamen hab' ich vergeſſen; ſie war Spanierin aus einem adeligen Hauſe. Dieſe ernſte, feſte Frau hat Bernini in eine arkadiſche Schäferin verwandelt, die den Liebſten erwartet und ſich nonnenhaft vermummt hat, um ihn zu necken, und der Engel mit dem Pfeil ſieht auch ganz ſüß-ſchäferlich aus. An der Mittelmäßigkeit der meiſten Künſtler gewahrt man, welch ein ſeltene Gottesgabe die Kunſtvollendung iſt.

Winckelmann, Leſſing und Herder gaben der Kunſtanſchauung einen gewaltigen Umſchwung; aber Perrücken und Reifröcke waren ſo feſt an die Körper geſchmiedet, daß die Künſtler nicht von wohlfriſirten,

bauschigen Gestalten ließen, und daß die Revolution dazu gehörte, um die Usurpation dieser Parasiten zu beenden. Da kam Canova mit seinem feinen Geschmack und emancipirte in der Kunst die Menschengestalt. (Wie bin ich froh, dies beliebte Modewort recht à propos unter meiner Feder gefunden zu haben! Ich hoffe, es erwirbt meinem Büchlein die höchste vogue.) Mit ihm oder nach ihm bildeten die Franzosen sich aus und Rauch und Thorwaldsen. Von Rauch nenne ich nur das Monument der schlafenden Königin im Garten von Sanssouci; ich kenne kein schöneres, kein heiligeres als diese einsame, stille Gestalt, die, wie in einem Himmel, in ihrer eigenen seligen Schönheit ruht. Seine ewigen Portraitbüsten und ewigen Blücherstatuen schläfern seinen Genius ein, und das ist ihm nicht zu verdenken. Überhaupt scheint mir die gegenwärtige Mode, das Gedächtniß von Königen, Feldherren, Schriftstellern u. s. w. durch eine einzige Statue zu ehren, welche sie selbst darstellt, nicht günstig für die Kunst, weil die Mitwelt von ihr begehrt, daß sie den Menschen, wie er leibt und lebt, mit Frack, Hut und Stiefeln hinstelle. Welche Freude für den Künstler, ein Paar Stiefel zu machen! Ich finde aber, daß die Mitwelt sowol in diesem Anspruch als in ihrer Denk-

malmanie grandement Unrecht hat. Wenn man funfzig Jahre nach dem Tode eines ausgezeichneten Menſchen ihm ein Monument errichtete, ſo hätten Huldigung und Dankbarkeit nichts verſäumt und zugleich der Nachwelt keine Mittelmäßigkeit überliefert. Die Größe eines wahrhaft großen Menſchen iſt nach funfzig Jahren ſtralender als nach fünfen; ſie haben erwieſen, wie hoch er über der Maſſe war, und dieſer erhabene Standpunkt reiht ihn ſogleich den Heroen des Menſchengeſchlechts an, ſo wie alle Schneeberge der Schweiz nah beiſammen zu liegen ſcheinen, obwol viele Meilen ſie trennen. Solche freie, der ewigen Geſchichte und nicht einer vorüberrauſchenden Epoche angehörende Geſtalten ſind als Statuen eben ſo beengt durch die Kleider ihrer Zeit, als ſie es im Leben durch deren Um- und Zuſtände waren. Warum nicht die typiſche Tracht Marc Aurel's für den Feldherrn, den weiſen und gerechten König? Ich ſah im vorigen Winter in Rauch's Atelier ein kleines Modell zu einer Reiterſtatue Friedrich's II., und zwar in voller Uniform mit dem dreieckigen Hut, und hätte es gern vernichtet, weil mir ahnt, daß gerade dies und nicht das antike zur Ausführung kommen wird. Warum nicht für den Dichter die leichte, anmuthige griechiſche Kleidung? Dieſe matten Schlafrocksgeſtal-

ten erinnern peinlich an Studirzimmer und Schreibtiſch. Das hat nicht Schiller, nicht Byron verdient, und ſo ſind doch beide aus Thorwaldſen's Hand hervorgegangen; eben ſah ich ſie in ſeinem Atelier.

Da konnt' ich meine Vorliebe für Basreliefs befriedigen! Ich glaube, daß kein Bildhauer ſeit den Alten ſolche Meiſterſchaft in dieſem Fach erreicht hat, Der Ruhm des Alexanderzuges klingt wie der des königlichen Heros durch die Welt; aber er hat unzählige andere gemacht, welche zwar nicht an Großartigkeit, jedoch an Grazie und Phantaſie mit ihm wetteifern, z. B. die Geſchichte der Pſyche in einer Reihe einzelner ovaler Medaillons; Scenen aus Diana's und Endymion's verſchwiegener Liebe; andere zum Homer; vier ziemlich große, welche Amor als den Überwinder der Elemente zeigen; ein Handel mit Liebesgöttern — deliciös! Der Greis ſtreckt ſehnſüchtig die Arme nach dem Amor aus, der ihm entflattert, zwei junge Weiber ſchmeicheln und hätſcheln den ihren, ein ernſter Mann ſitzt nachdenklich und gebeugt da, indeſſen der Amor ihn triumphirend über die Schulter anſieht, ein kleines Mädchen drückt gelaſſen den Amor, welcher aus dem Korbe der Verkäuferin zu ihr ſtrebt, unter den Deckel zurück. Endlich zwei runde Basreliefs, die ich freilich nur andeuten kann,

indem ich die Nacht und den Tag nenne, denn in der Art, wie die Geſtalten ſchweben, liegt ihre zauberiſche Anmuth. Die Nacht trägt zwei Kinder im Arm, über die ſie ſich ſorgſam beugt, und eine Eule fliegt hinter ihr; auf die Schulter des Tages ſtützt ſich leicht der reizende Knabe Lucifer mit der Fackel. Seine Statuen machten wenig Effect auf mich, hier, wo mein Auge ſich an die griechiſchen Meiſterwerke gewöhnt hat, ſogar der Adonis, der mich vor wenigen Jahren in München entzückte.

Wie in Florenz die Statuen neben den Gemälden, ſo verſchwinden hier die Gemälde vor den Statuen, wenn auch nicht an Maſſe. Vatican und Capitol haben freilich nur kleine Bilderſammlungen, aber Kirchen und Privatgallerien liefern eine unendliche Menge von Gemälden. Die Cinquecenten herrſchen vor, die Schüler und Nachfolger Rafael's und Michel Angelo's, Männer von großer Eitelkeit, einigen Studien, mäßigem Talent und gar keinem Genie. Das ſind nicht meine Leute! Man wird das ungerecht und übertrieben finden; man wird ſagen: aber Dominichino, aber Guido Reni, aber Corregio! Ich antworte: ſie laborirten an der Krankheit ihres Zeitalters, an eitler Gefallſucht. Der Künſtler, der bei der Schöpfung eines Werkes nicht einſam iſt mit ſich

ſelbſt und ſeiner Idee wie auf einem Stern, wird nie ruhig und unbefangen arbeiten; Seitenblicke und Nebenabſichten ſtören ihn fürchterlich. Er darf nicht an das Nützen denken und nicht ans Gefallen; jenes iſt Sache der Wiſſenſchaft und des Handwerks, dieſes einer Kunſt, welche nur Sklaven üben dürfen, denn eine Odaliske muß allerdings darauf bedacht ſein, daß ihr Tanz dem Sultan, und ein Hofpoet, daß ſein Gedicht dem Fürſten gefalle. Künſtler müſſen bedenken, daß ſie Sterne ſind, die von der großen Gottesſonne ihr Licht empfangen — wie ich das in meinem Aſtralion geſagt habe —, nicht um ſelbſt damit zu paradiren, ſondern um das heilige Licht über die Nächte der Welt zu gießen. Aber um Girandolen in Tanzſälen, Wachslichter auf der Speiſetafel, Alabaſterlampen im Alkoven und Straßenlaternen zu ſein, dazu ſind die Sterne zu groß oder zu klein. Jene Maler ſtrebten nach der Ehre, Alabaſterlampen im Alkoven, wie manche moderne Schriftſteller danach ſtreben, Straßenlaternen zu werden.

Selten, ſelten, vielleicht ehe die Welt ihnen berauſchenden Weihrauch geſpendet, oder in einem Moment jenes kräftigen Selbſtbewußtſeins, das der Weihrauch nicht geben, wol aber umnebeln kann, traten jene Männer mit einer Leiſtung auf, welche ihren

übrigen Leiſtungen ſo ähnlich iſt wie eine ſchöne Handlung einem flachen Leben. Da malte Dominichino den heiligen Hieronymus, welcher ſterbend knieend das Abendmahl von einem Biſchof empfängt. Die magere, halbnackte, cadaveröſe Greiſengeſtalt iſt voll Wahrheit, ohne widerlich zu ſein, und das erlöſchende Auge ſtralt von tiefer Andacht. Da malte Guido Reni die Madalena della Radice einfach, traurig und ganz ſo ſchön, wie dieſe ſchönſte der Heiligen es ſein muß; und Correggio den heiligen Franciscus in der dresdener Gallerie, der, wenn auch nicht ganz unbefangen, doch das unbefangenſte Bild iſt, welches ich von dieſem Meiſter kenne. Er hat ſich, ich weiß nicht in welche ſeltſame, gewaltige Freudigkeit hineingearbeitet, die ſeine Geſtalten zu Caricaturen macht; ſie lächeln, ſie zappeln, ſie drehen, biegen und ſchmiegen ſich, als wollten ſie vor Freude aus der Haut fahren. Bei Tanz und Trunk von Teniers Kirchweihen iſt das an ſeinem Platz; doch Madonnen und Engel dürfen nicht dergleichen Schwenkungen machen. Im Vatican iſt ein Chriſtus, der auf Wolken thront und die Arme ausbreitet, gerade wie ein hübſcher munterer commis-voyageur, der zu ſeinen Gefährten ſagt: Kommt her, ich will euch guten Wein zu trinken geben. So etwas mögen diejenigen bewundern, welche

in rothen Backen und großen Augen die Schönheit finden. Ach Gott, die arme Schönheit muß sich schrecklich mißbrauchen lassen von den Künstlern und ist, weil alle sie mit vollen Händen ausgeben wollen, gemein geworden, wie eine Scheidemünze.

Zwischen der Unzahl dieser sogenannten Cinquecenten finde ich bei Guercino am wenigsten Affectation und am meisten Kraft, obzwar letztere oft in Gewaltsamkeit übergeht, besonders in den ganz schwarzen Schattenpartien, die wie Tinte über manche Bilder fließen. Die Sibylla Persica im Capitol hat nicht diesen Fehler. Weniger reizend als die holdselige Sibylla Samia in Florenz, ist sie auch weniger weichlich; sie hat sich entschlossen, den Schmerz der Gegenwart für den Trost der Zukunft anzunehmen. Die Sibyllen waren zu den Heiden gesendet wie die Propheten zu den Juden, um die Erscheinung Christi zu verkünden, von der sie die Ausrottung des Bösen hofften, welches die Welt überwucherte. Zu dieser Mission gehörten starke Seelen, die das Verderben der Zeit in seinem ganzen Umfange überblickten, ohne von ihm angesteckt zu werden, und den Schmerz darüber empfanden mit heiligem Zorn und erschütternder Klage, aber ohne Verzweiflung; sie badeten ihr Herz frisch in dem Gnadenstrome der Offenba-

rung. Ob die Geſchichte etwas von den Sibyllen weiß, geht mich nichts an; ich halte mich an die Legenden. Dominichino hat die Cumäiſche gemalt, die ſehr berühmt und durch zahlloſe Copien bekannt iſt. Sie gefällt mir nicht, ſie ſieht ganz bewildert aus; das ſchickt ſich nicht für eine Sibylle, und der Maler thut ihr Schaden, der gerade dieſen Moment feſthält, welcher in einer ſtarken Seele nur vorübergehend ſein kann. Ferner hat ſie eine rothe Naſenſpitze. Dies Unglück haben manche Frauen beim Weinen; wahrſcheinlich rührt daher die Gleichgültigkeit mancher Männer gegen Thränen.

In dieſer Epoche der höchſten techniſchen Kunſtvollendung, wo Pinſel und Farbe auf eine Weiſe behandelt wurden, die das Entzücken und die Verzweiflung der gegenwärtigen Malerei ausmachen muß, gelangte das Portrait zu ſeiner höchſten Blüte. Es iſt unbegreiflich, welch ein Leben die alten Meiſter ihren Portraits einzuhauchen wußten! Bei ihrem Anblick zweifelt man nicht, daß die dargeſtellten Perſonen einen Rücken hatten. Kann man aber dieſe Zuverſicht zu einem modernen Bildniß haben? Da iſt das Vordertheil eines Atlaskleides gemalt und darüber Bruſt und Geſicht, auch glatt wie Atlas; eine Rückenſeite hat dieſe Figur nicht, die graue Leinwand

iſt ihr Rücken. Sie ſieht aus wie ein Pilaſter; ein Portrait von Rafael und den Venetianern wie eine Säule.

Ich habe mir eine charmante kleine Gallerie von Portraits aus den verſchiedenen römiſchen Gallerien angelegt.

Palaſt Borgheſe: ein Mann im enganliegenden, ſteif-glatten, ſchwarzen Sammetrock, der einen weißen Ärmel hat; ſchwarzes Sammetbarett ſeitwärts auf röthlich-gelbes Haar gedrückt; breite blaſſe Stirn und breite Backenknochen; gebogene ſtarke Naſe; das Geſicht in einem ſpitzen Kinn auslaufend, welches durch einen kurzen, röthlich-gelben, in zwei Spitzen ſich theilenden Bart noch länglicher wird; katzenkopfartig, aber nicht gemein, nicht einmal häßlich. In dem farbloſen Geſichte liegen große bräunliche Augen, ſeltſam ſtill unter breiten Augenliedern, wie ſchlafende Löwen. Wenn die aufwachen, welche Beute werden ſie begehren? — Das iſt Cäſar Borgia. Der Maler wird Rafael genannt; doch Cäſar Borgia war todt, wenigſtens hatte er Italien verlaſſen, als Rafael im Stande war ſolch ein Gemälde zu malen. Dieſen Widerſpruch mögen die Kunſtkenner erforſchen! Der eine weiße Ärmel bei dem rabenſchwarzen Anzuge iſt von ſchauerlichem Effect! Der Mann ſieht

dadurch aus wie ein Gezeichneter, halb geſpenſtiſch, halb galeerenſklavig.

Palaſt Doria: Liebreizendes Frauenbild, königlich in hochrothen Sammet gehüllt, Kleid, Mantel, Hut — Alles von dieſem ſchweren, einfarbigen Stoff, worauf das zarte Antlitz, Schultern und Hände förmlich beſchützt liegen. Man freut ſich recht, dieſe ſchöne, ſanfte Frau im Schirm und Glanz des Purpurs zu wiſſen. Das geſcheitelte nußbraune Haar fließt lang und glatt über den Nacken, ohne ſich mit dem braunen Pelze des Mantels zu vermengen. Sie lächelt halb kühl und halb bezaubernd. Die Haltung, die feinen Züge ſind vornehm-ruhig. Johanna von Arragonien nennt man ſie und den Maler Leonardo da Vinci.

Palaſt Barberini: drei Frauenportraits, die verſchiedenartigſten an Form und Ausdruck, welche auf der Welt zu finden ſind, durch ein ſeltnes Glück neben einander, in einem kleinen Zimmer, gut beleuchtet. No. 1. Ein ganz junges, höchſtens ſechzehnjähriges Mädchen, mit ganz feinen kindlichen Zügen voll Schüchternheit und Wehmuth, und mit ſchönen Rehaugen, die rothgerändert von Thränen ſind und klagend anblicken, während der Kopf etwas gewendet iſt. Ein weißes Tuch umwickelt ihn; einzelne blonde

Haarſtreifen hängen nachläſſig daraus hervor. Ein andres weißes Tuch verhüllt den Nacken und Hals; nur das Antlitz iſt frei, wie bei einer Leiche. Guido Reni's kränkliches Colorit paßt für dies Schneeglöckchen, das vor der Zeit ſterben muß und zwar auf dem Schaffot, denn dies iſt die unglückſelige Beatrice Cenci. Keine Schuld liegt auf dieſen Zügen, nur herzbrechender Schmerz, doppelt rührend bei ihrer großen Jugend. Obwol öffentlich in Rom zu Anfang des 17. Jahrhunderts hingerichtet, ſchweben doch Schleier über ihrer Geſchichte, die wol nie ganz gelüftet werden können, weil mächtige Familien darin verwickelt und von Anfang an bemüht waren, die Wahrheit nicht auftauchen zu laſſen. Und ſo iſt denn dieſer arme liebe kleine Kopf mit dem Verbrechen des Vatermordes und der Schmach des Schaffots bezeichnet. Aber war der Mord ein Verbrechen? Iſt Nothwehr, wenn ſie auch zum Äußerſten greift, Sünde? Wenn Cenci ſeiner Tochter, wie ein Fremder, Empörendes zumuthete, weshalb ſollte ſie ihm nicht wie eine Fremde gegenübertreten? Ich denke, in unſrer Zeit würde ſie nicht hingerichtet werden. In dieſem Punkte will ich gern den Fortſchritt der Civiliſation anerkennen! Da ich, Gott Lob! nicht die Jurisprudenz ſtudirt habe, ſo kann ich nicht beurtheilen, ob

und was für Veränderungen die alten Geſetze erlitten; aber gewiß ſind die Richter in ihrer Anwendung menſchlicher worden. Sie müſſen ſich ſogar vor dem entgegengeſetzten Fehler hüten, denn man liebt jetzt die Paradoxen und das Vernünftige bis zur Caricatur heraufzuſchrauben. Frankreich iſt noch weiter gegangen; da iſt die allgemeine Ehrloſigkeit ſo hoch geſtiegen, daß die Jury nicht im Stande iſt, Handlungen der Niederträchtigkeit und gemeiner Felonie ſtrafbar zu finden. Und da iſt doch die Grenze! O, es braucht nicht immer eine gemeine, bösartige Seele zu ſein, welche aus Leidenſchaft ein Verbrechen begeht, und wenn der Richter das erkannt hat, ſo mag er wol zaudern, das Schuldig auszuſprechen; aber wie kann er das bei einer Ehrloſigkeit? Dagegen hat doch Jedermann von Natur ein guten, loyalen Haß — hoff' ich! — Gott, die zarte Beatrice Cenci hat einen Vatermord begangen, und ich rede von der Jurisprudenz! Les extrèmes se touchent.

No. 2. Nun, da iſt ein andres Bild als ſchneidender Contraſt zum erſten. Ein brünettes Weib, über die erſte Jugend längſt hinaus, vom Gürtel aufwärts entkleidet, mit ſchöner Bruſt und wunderſchönen Schultern; mit weißen Armen und dunkler gefärbten Händen, wie das bei einer arbeitſamen

Menſchenklaſſe der Fall; mit einem markirten Geſichte, das durch ſchwarzes, ſtarkes Haar und eine große Naſe faſt hart wird, und das funkelnde ſchwarze Augen erhellen, doch nicht verklären. Denn das Feuer in dieſem Auge hat nicht Liebe angezündet, nicht Sehnſucht, nicht Verlangen, nicht Wolluſt, nicht Üppigkeit, nein! Lüſternheit. Der ſtechende Blick, der aus dieſem brennenden, ſeitwärts gewendeten Auge fällt, macht wie der Funke, der aus dem Kamine ſpritzt, einen ſchwarzen Fleck da, wo er trifft. Der zwiefache Zauber der Liebe und der Kunſtvollendung hat dies Bild geſchaffen, denn es iſt die Fornarina von Rafael's Hand; ſein Name ſteht auf ihrem Armbande. Ich hatte ſchon in drei andern Gallerien Copien des Bildes von Giulio Romano geſehen und wollte nicht an die Richtigkeit des Ausdrucks glauben, indem Giulio Romano das Talent beſaß, einer von Rafael gezeichneten Madonna einen frechen Ausdruck zu geben; doch die Fornarina konnte ſelbſt von ihm nicht übertroffen werden. Es iſt mir ſehr auffallend, daß Rafael nie, nie irgend einem Weiberkopfe die geringſte Ähnlichkeit mit der Fornarina gegeben, obgleich er ſie bis zum Ende ſeines Lebens geliebt hat. Es muß doch ſehr lockend ſein, ein geliebtes Antlitz verherrlicht der Unſterblichkeit zu über-

liefern! Er hat ſich begnügt ihr Bildniß unverſchönt zu malen, und wenn er andre Geſtalten malte, ſo fand er ihre Züge nicht in ſeiner Seele. Welch ein Widerſpiel zu Petrarca! und Beide wie begreiflich, wenn man die Portraits der zwei Geliebten betrachtet, von denen die Eine im Gewähren, die Andre im Verſagen ſo weit, weit über die Grenze holdſeliger Weiblichkeit hinaus ſind, daß die Liebe zu jener nur eine Gewohnheit der Sinne und zu dieſer Gewohnheit einer nüchternen Phantaſie war. Übrigens iſt Laura's Bild von Bronzino nicht hier, ſondern in München.

No. 3. Die Cenci und die Fornarina wird man ſich ziemlich treu vorſtellen können; allein, was ich von dieſer Frau auch ſagen möge, wird immer nur ſein, als hätte ich einen Diamant beſchrieben. Ein Kopf, wo die Schönheit der Züge mit der Anmuth, und der Ausdruck hohen Ernſtes mit der ſüßeſten Weichheit verſchmilzt, iſt im Gemälde eben ſo ſelten und eben ſo bezaubernd als in der Welt. Der glückliche Titian hat ihn bei ſeiner Bella gefunden; oder hat er dieſen Typus der Schönheit für ſeine Bella gewünſcht und erfunden? Ich habe ſchon drei geliebte Frauen von ihm geſehen, die ſich alle ähnlich ſind: daſſelbe volle, zarte Antlitz, daſſelbe bräunlich-goldne ſchwere, lange Haar, daſſelbe farbenmatte und lebens-

kräftige Colorit! Wär' ich ein Mann, ich ginge nach Venedig, um Nachforschungen anzustellen, ob das Geschlecht der Belle di Tiziano ohne Nachkommenschaft geblieben. Diese zeichnet sich vor den andern durch einen tiefen Ernst aus, der ihre warme herrliche Schönheit hebt wie schwarzer Sammet eine Perlenschnur. Sie ist fast ganz en face, und das dicke Haar wellt sich zu beiden Seiten des Gesichts herab und auf den Nacken; der Kopf ruht darin wie in einer Glorie. Die ganze Person gleicht einer matten Goldarbeit, so vollkommen an Material, so zart in der Ausführung, so hoch an Werth. Sie trägt die pomphafte venetianische Tracht ihrer Zeit, das schwere dunkelrothe Stoffkleid, die langen bauschigen Ermel, die breite Goldkette vom Gürtel seitwärts herabhangend, an der rechten Hand einen Handschuh; den Busen bedeckt eine allerliebste kleine Chemisette von Battist, fein mit dunkelrother Wolle gestickt. Es bringt diesem wunderbaren Wesen keinen Makel bei, daß sie — dennoch ist es schwer zu sagen, weil schwer zu glauben! — daß sie — schielt! ihre goldbraunen Augen blicken nicht in gleicher Richtung.

Palast Sciarra: Wieder eine Bella di Tiziano, in der äußern Erscheinung jener ziemlich ähnlich, im Ausdrucke verschieden, lächelnder, üppiger. Sie hat

ihr langes Haar über die Schulter genommen und faßt es in der rechten Hand zuſammen, nachläſſig, doch mit ſtillen Liebesgedanken; aber die ſind in ihre Anmuth gehüllt, wie der Duft in die Roſe, ſind nicht in Brutalität ausgeartet, wie bei der Fornarina. Sie iſt ſchön, daher liebesgewohnt, jene unſchön, daher liebebegehrend. Das macht einen unermeßlichen Unterſchied, giebt der Einen die reizende Nachläſſigkeit, welche ſich nicht die Mühe nehmen mag, den kleinen Finger aufzuheben, und der Andern eine Spannung, worin ein ſonderbares Gemiſch von Angſt und Trivialität liegt. — Die dritte Bella will ich hier nur beiläufig anführen; ſie iſt im Palaſt der Iſola Bella und hat auch ihr Haar zuſammengefaßt, während Titian hinter ihr ſtehend ihr einen kleinen Spiegel vorhalten will. Im Palaſt Pitti führt ein Portrait denſelben Namen, ſtellt aber eine ſteife dümmliche Perſon vor, die gewiß nicht nach ſeinem Geſchmacke war.

Ferner iſt im Palaſt Sciarra ein unbekanntes Männerportrait von Rafael, genannt „der Violinſpieler". Ein junger Mann im grünen Rock mit Pelzkragen ſieht über die Schulter zum Bilde hinaus. Traurige braune Augen, fatiguirte Züge, glatt herabhängendes Haar geben ihm den Ausdruck eines Künſtlers und eine entfernte Ähnlichkeit mit Rafael ſelbſt.

Palaſt Corſini: Großes Gemälde von einem Manne in ſchwarzer ſpaniſcher Tracht, zierlich mit Weiß gepufft und mit Gold beſetzt; über der Halskrauſe ein kleiner glatter dunkelblonder Kopf mit einem bleichen Geſichte, worin der große, breitlippige, von einem ſtarren Lächeln etwas geöffnete Mund mehr hervortritt als das todte Auge. So hat Titian Philipp II. gemalt. Iſt dieſe ſtarre Unbeweglichkeit Maske, oder der Ausdruck einer Natur, welche nur von Außen den Impuls zu ihren Handlungen empfängt? Auf jeden Fall war dies ein Menſch von beſchränkten Fähigkeiten, und die ſind in keinem Widerſpruch mit Philipp's Charakter. Man muß ſich ſchwach fühlen, um grauſam zu ſein.

Der ſchönſte Murillo, den ich in Italien geſehen, iſt hier: ein unbekanntes Männerportrait von jener tiefen Schönheit, welche Murillo's Pinſel charakteriſirt und Männerſchönheit mit zwei Worten umfaßt: Kraft und Klarheit — jene ſich ausſprechend in den edeln feſten Zügen, der ſtolzgebogenen Naſe; dieſe in dem marmorfarbenen Colorit und dem ernſten, tiefbraunen Auge. Ein Kopf, wie man ihn bei einem Freunde wünſcht, ich ſage nicht, bei einem Geliebten; da werden extraordinäre Nüancirungen begehrt.

Das feine geiſtreiche Portrait des Cardinal Ca-

ſtiglione in jungen Jahren, von Rafael, würde ich nennen, wenn es möglich wäre, von Rafael'ſchen Portraits anders zu ſprechen als in der Weiſe, die Voltaire bei der Kritik von Racine's Tragödien anwendete: admirable! sublime!

Wie die deutſchen Bilder geſetzt und ehrenfeſt neben den italieniſchen ausſehen! Holbein und Vandyk, ich nehme den Flamländer als einen Transalpinen mit zu den Deutſchen, welche in England und den Niederlanden ſo viel mit Fremden zuſammenkamen und Fremde malten, haben doch etwas — wie ſoll ich ſagen? — Bürgermeiſterliches in ihren Portraits: ſie ſind ſehr lebendig, ſehr wahr, ſehr natürlich, ſehr ſprechend; aber bei Holbein muß ich immer denken, daß ſich die Würde eines Bürgermeiſters von Baſel als Non plus ultra von Männerwürde überhaupt in ſeine junge Seele gedrückt hat; und Vandyk malt ſeinen Rittern ſo prächtige Halskragen und Manſchetten von brüſſeler Spitzen, daß ſie ganz und gar wie ruhige, wohlhabende Handelsherren ausſehen, wenn ihnen auch der kriegeriſche Knebel- oder Zwickel-, oder wie die Bartſorte heißt, nicht fehlt. Ach, der Bart macht es ja nicht! das ſieht man heutzutag. Gott, was haben die Männer raiſonnirt über die Frauenmoden, über falſche Locken, Schnürleib und

Ballonermel, über zu kurze und zu lange Röcke, über zu wenig oder zu viel verbrauchten Stoff! wie Kaufleute berechneten ſie die Ellenzahl, wie Ärzte Vorzug und Nachtheil für die Geſundheit! Bücher ſind damit vollgeſchrieben! In Luſtſpielen und Romanen mußte eine ältliche Schöne zeigen, wie abgeſchmackt ſolche Moden ſind! Jetzt können die Frauen ſich rächen und ſagen: Etwas Abgeſchmackteres und Widerlicheres als die jetzigen Bärte iſt nie erdacht worden, dagegen ſind Reifrock und Perrücke anmuthig, denn ſie waren doch in Übereinſtimmung mit der übrigen bauſchigen Tracht. Aber nun gehen die Männer mit Bärten einher wie die alten Patriarchen, wie Plato oder da Vinci, und haben dazu an, ſtatt des großartigen Gewandes, ſtatt Turban oder Sammetbarett mit imponirender Feder, ein kleines, enges, dürftiges, elend-kurzes Röckchen, einen abſcheulichen Hut mit fingerbreitem Rande, ein Spazierſtöckchen, dünn wie eine Stricknadel, gelbe Handſchühchen, feſt um die Hand zugeknöpft, und ein Anſehen, als wäre ihre ganze Seele — oder das, was bei ihnen deren Stelle vertritt, ihre Eitelkeit — auf den Bart concentrirt, ihn zu pflegen, zu ſchmücken, zu präſentiren, die Beſchäftigung und die Wonne ihres Lebens, und ihr ganzes Sein nur ein Anhängſel

dieſes majeſtätiſchen Bartes. Auf Spaziergängen und in Muſeen ſehe ich zuweilen miraculöſe Bartexemplare, von denen ſich Vandyk's Patricier nichts träumen ließen. Einige gute Portraits von Vandyk und Holbein, der hier „Olbens" genannt wird, ſind im Palaſt Corſini; auch wird da das Zimmer gezeigt, wo die wunderliche Königin Chriſtine von Schweden geſtorben. Es war mir gerade ſo gleichgültig wie dieſe abenteuernde, bouffonhafte Frau ſelbſt.

Apropos der römiſchen Paläſte! Es wird zuweilen erzählt, ſie wären ſo ſchmutzig gehalten, daß man nicht ohne Ekel über ihre Veſtibüle und Treppen gehen könnte. Das iſt nicht wahr. Die Paläſte Corſini, Doria, Borgheſe ſind durchaus elegant gehalten; andere, wie der Palaſt Farneſe, ſind etwas verfallen, aber von widerlichem Schmutz keine Spur. Den kann man ihnen nicht vorwerfen, wol aber den meiſten die geſchmackloſe Überladung, welche den Bauſtyl der letzten Jahrhunderte bezeichnet. Der venetianiſche Palaſt, ein Gebäude aus früherer Zeit, ſieht dazwiſchen aus wie ein ernſthafter geharniſchter Ritter zwiſchen den Höflingen Ludwig's XIV. Der Palaſt Altieri iſt der einzige, der wie ein vornehmer Mann, edel und ruhig ausſieht. Andere Paläſte ſind unvollendet geblieben; irgend ein Cardinal oder Nepote begann

ihn nach ungeheuerem Maßſtab, und eh der Bau beendigt war, ſtarb er ſelbſt oder ſein Beſchützer, und die Erben hatten weder Luſt noch Geld, das koſtſpielige Unternehmen fortzuſetzen. Eine ganz widerwärtige Mode war die, Kirchen und andre Gebäude mit bunten, leichtſinnigen Façaden zu verſehen und ihnen übrigens ihre delabrirte Geſtalt zu laſſen. Das Capitol ſelbſt iſt ſo: nach dem vordern Platze hin ſauber zugeſtutzt und die Rückſeite, nach dem Forum Romanum, ganz vernachläſſigt, ein großes Mauerwerk, das unregelmäßig mit Fenſtern durchbrochen iſt. Die beiden Gebäude rechts und links, welche die Kunſtſammlungen enthalten, ſind gerade ſo: vorn Hallen, Säulen und Pilaſter; ein Schritt um die Ecke — confuſes, grobes Gemäuer! Das iſt nicht nach meinem Geſchmacke; ich liebe keine Purpurgardine vor einem unordentlichen Bette, und die Alten waren meiner Meinung und bauten aus einem Guß. Aber freilich — die Alten badeten ſich, die Modernen waſchen ſich; das hat Alles ſeinen Zuſammenhang. — Muß ich vielleicht zuweilen wie Sancho Panſa ſagen: „Gott verſteht mich“? —

Zwei kleine traurige Geschichten.

Das Blut fließt im Süden mit gewaltiger Strömung durch die Adern, wie der Waldbach durch ein enges, tiefes Bett brauſt. Drum iſt die Leidenſchaft heftig und ungezügelt, wenn nichts ihren Gang hemmt. Wirft das Schickſal ihr aber Klippen entgegen, die ſie mit ihren Wogen und Wellen nicht triumphirend überfluten kann, wird die Sehnſucht zu glühend, die Reue zu nagend, der Schmerz zu giftig, ſo wird das raſche Blut davon aufgehalten und zurückgedrängt wie von einem Damme, ſeine Flut ſteigt und ſteigt und das Herz geht darin unter, gleich einer blühenden Inſel in den vulkaniſchen Bebungen des Oceans.

1. Die Flucht.

Es war eine ſtille, heiße Mondnacht, ſo ſtill, daß ſogar das nie verſtummende Geſchwirr im Hafen verſtummte, ſo heiß, daß der erquickende nächtliche Meerwind ſich in verſengenden Scirocco verwandelte. Signora Antonina Biondi ſaß auf ihrer kleinen Terraſſe und ſah bald in den Mond, bald auf das Meer, ziemlich gedankenlos, wie das bei großer Ermattung der Fall iſt, und nichts ermattet mehr als der Druck ſolcher ſchweren bleiernen Luft, in welcher die Nerven ohne Elaſticität ſind, wie die Saiten einer Harfe, die lange im Regen geſtanden. Wenn Antonina Biondi aber auch nicht von dieſer allgemeinen Erſchöpfung angeſteckt geweſen wäre, ſie würde dennoch nicht gedacht haben, denn in ihr war Alles — Gefühl, heißes, überwältigendes, beſinnungsloſes Gefühl. Sie ſaß auf einer Marmorbank zwiſchen zwei Cypreſſen, im leichten weißen Gewande, das dunkle Haar nachläſſig von der Stirn geſtrichen, ſo ſchön, daß der Mann, dem ſie angehörte, ſich dieſer Göttin gegenüber unfehlbar zum Gott erhoben gefühlt hätte — nämlich wenn dieſer Mann ein Liebhaber geweſen wäre. Den hatte aber Antonina nicht, ſondern einen Gatten, den ſie innig liebte, und der ſich in ihrem Beſitze

ſehr glücklich fühlte, aber nicht wie ein Gott, ſondern wie ein verſtändiger Mann. Jetzt war Don Fortunato Biondi in Geſchäften nach Marſeille gereiſt und ſollte binnen acht Tagen nach Genua zurückkehren.

Antonina fuhr empor. Sie hatte in der Ferne ſeltſames Geräuſch gehört, einen dumpfen Schrei! — nicht doch! Alles blieb ſtill — nur ein flüchtiger Schritt wehte wie ein Lüftchen durch die ſchweigende Nacht, näher — näher! und in der Ferne hub großer Lärm an, viel Tritte, viel Stimmen. Die Wache! Straßenunfug! dachte ſie, erhob ſich und wollte ſich in das Zimmer begeben, das mit zwei großen geöffneten Fenſterthüren den Ausgang auf die Terraſſe hatte; es war ihr Schlafzimmer. Da erſtarrte ihr Blut vor Entſetzen, denn ein Mann war mit Lebensgefahr die ſteile hohe Mauer von der Gaſſe emporgeklettert, ſprang über die Brüſtung auf ihre Terraſſe, ſah ſich wild um und warf ſich ihr zu Füßen, eine Hand auf ſeine Lippen legend, mit der andern auf ihr Haus deutend. Bewußtlos vor Angſt nickte ſie bejahend; der Mann verſchwand in ihrem Gemache, ſie fiel auf die Bank zurück und nahm mit Grauſen wahr, daß die Wache ſich vor ihrem Hauſe aufſtellte.

Donnerſchläge an die Thür weckten die Diener; die Wache gab ſich zu erkennen, begehrte Einlaß: ein

Mörder habe ſich hier verſteckt. Die Weiber ſtürzten kreiſchend in das Gemach der Gebieterin, fanden ſie auf der Terraſſe und bemerkten nicht ihre Verſtörung. Der Anführer der Wache folgte den jammernden Frauen, bat die Signora der Störung wegen ſehr um Entſchuldigung, aber er müſſe ihr Haus durchſuchen, denn ein blutender Leichnam liege unten in der Gaſſe, und der Mörder ſei wie eine Katze dieſe Mauer hinaufgeklettert.

„Sie läuft aber an vielen Terraſſen hin", entgegnete Antonina gefaßt, „und ich habe auf der meinen Niemand geſehen. Indeſſen thun Sie Ihre Schuldigkeit."

Stand der Flüchtling während dieſer Durchſuchung Qualen aus, ſo litt Antonina nicht minder Todesangſt; denn, wenn er gefunden wurde, mußte ſie nicht als ſeine Mitſchuldige erſcheinen? und da ſie nicht wußte, wo ſich der Miſſethäter verborgen, ſo bebte ſie bei jeder geöffneten Thür. Aber man fand ihn nicht, obgleich man jeden Winkel, jeden Kamin, ſogar den Alkoven ihres Schlafgemachs durchſtöbert hatte. Die Wache zog ſich zurück und ſtellte ſich längs der verdächtigen Mauer auf. Die Dienſtboten waren beruhigt und ſuchten den unterbrochenen Schlaf einzubringen; nur Antonina's Angſt begann jetzt erſt recht,

denn ſie ſah ein, daß dieſer Mörder, dieſer Verbrecher, dies Ungeheuer ſich in ihrem Hauſe, weiß Gott, wie und wo! aufs geſchickteſte verborgen habe. Alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, welche dieſer Umſtand erzeugen konnte, zogen wie Fieberbilder an ihr vorüber. Sie mochte ſich nicht ſchlafen legen und zitterte doch, allein im Hauſe zu wachen. Endlich warf ſie ſich in ihrem Schlafzimmer vor dem Betpulte an ihrem Bette nieder und betete halblaut:

„Heilige Jungfrau, nimm den Unſeligen in deinen Schutz und verhüte, daß mein Mitleid kein Unheil über mich und Fortunato bringe.“

Bei dieſer ſanften Stimme und dieſen ſchüchternen Worten bewegten ſich leiſe die Vorhänge ihres Bettes, theilten ſich, ein blaſſes Geſicht blickte hervor, und das leiſe Wort:

„Signora, ich bin Ihr Schützling!“ beruhigte Antonina in demſelben Augenblicke, als ſie entſetzt aufſprang.

„Die Gefahr iſt vorüber“, ſagte ſie gefaßt und trat in die Mitte des Zimmers zurück, „ſtehen Sie auf und ſagen Sie mir, ob ich einen Verbrecher beſchütze.“

Eine ſchlanke Geſtalt wickelte ſich aus den Vorhängen, warf ſich zu Antonina's Füßen und küßte

den Saum ihres Kleides. Es war ein junger, sehr schöner Mann, mit den feurigen schwarzen Augen und der matt-bräunlichen Gesichtsfarbe, welche den südlichen Physiognomien einen Charakter von so tiefer Leidenschaft geben. Antonina fühlte sich beruhigt durch dies schöne Gesicht, mehr noch durch seine anständige Kleidung und sein Benehmen, als er, vom Boden sich erhebend, sprach:

„Ich ein Verbrecher? Signora, der Todte hat vor dreizehn Jahren meinen Vater getödtet, und ich bin ein Corse."

„Recht!" rief Antonina mit leuchtenden Augen. Das verstand sie. Sie war eine Corsin. Jetzt wollte sie ihn nicht blos schützen, sondern retten. Für den Augenblick machte die Wache Flucht unmöglich. Sie schloß ein Cabinet neben ihrem Schlafzimmer auf, worin sich nur einige Schränke mit Silbergeschirr befanden, schob einen großen Lehnstuhl hinein und wies ihn für die Nacht in dies Gefängniß.

„Hier sind Sie sicher, Signor", sagte sie, nachdem ihre Anstalten beendet waren; „ich allein habe den Schlüssel zu diesem Cabinet, und Niemand ist hier auf Ihrer Spur."

Der Mann küßte ihre Hände und ging in seine Haft. Sie verschloß die Thür und verwahrte den

Schlüſſel ſo ängſtlich, als ob man ihn ihr abfodern könnte. Dann warf ſie ſich angekleidet aufs Bett, um in der Morgendämmerung, wenn die Wachen übermüdet waren, vielleicht ihren Schützling aus dem Hauſe zu ſchaffen. Aber der unruhige, traumdurchwebte Schlummer, in den ſie zuerſt verfiel, ging über in einen tiefen, feſten Schlaf, und Antonina erwachte nicht eher, als bis die Sonne den langen Schatten der Cypreſſen auf die Marmordallen des Fußbodens legte. Sie rang die Hände über ihre Nachläſſigkeit. Ihre Kammerfrau fand ſie in fieberhafter Aufregung und wollte einen Arzt rufen laſſen; aber Antonina verbot es, ließ ſich ankleiden, begehrte Frühſtück, Thee, Wein, Chocolade — Alles, was ihr einfiel, und ſagte ungeduldig, als das Mädchen ſprachlos vor Erſtaunen ſie anſtarrte:

„Siehſt Du denn nicht, daß ich der Stärkung bedarf? Schlafen konnt' ich nicht nach dem Schrecke von dieſer Nacht, drum will ich eſſen."

Ihr Befehl ward erfüllt. Sie ſchloß ſorgſam die Thüren ihres Schlafzimmers zu, die des Cabinets auf, bat den Gefangenen, heraus zu kommen und zu frühſtücken, und ſetzte niedergeſchlagen hinzu:

„Signor, bis heute Nacht müſſen Sie ſchon hier bleiben."

Cinthio Peruzzi hatte aber nachgedacht, daß er nirgends in Genua ſicherer ſein könne, und bat daher demüthig und herzgewinnend:

„Signora, Sie ſind mein Schutzengel, der ſeine Flügel über mich breitet. Wenn Sie mir bis Freitag Abend dieſe Zuflucht gönnen wollen, ſo bin ich geborgen. Denn Freitag geht ein Schiff nach Zante ab, worauf ich ſchon meinen Platz genommen habe; dann gehe ich und kehre nimmer nach Genua zurück. Aber die Erinnerung an Ihre himmliſche Erſcheinung und Ihre himmliſche Barmherzigkeit wird mir heilig bleiben, und Ihnen bleibt die Erinnerung an eine gute That und ein dankbares Herz."

„Bleiben Sie, Signor", entgegnete Antonina freundlich; „drei Tage ſind zwar lang, doch die heilige Jungfrau wird uns ſchützen."

Cinthio warf ſich vor ihr nieder und drückte ihr ſeinen Dank in ſo glühenden Worten aus, daß ſie erröthend mit einer Einladung zum Frühſtück ihn unterbrach. Er war zwar gerührt von ihrer Güte, entzückt von ihrer Schönheit, aber noch nicht genug, um darüber Hunger und Durſt zu vergeſſen, und Antonina freute ſich wie ein Kind über ihren Schützling. Dazwiſchen ſprachen ſie viel von Corſica, und dies heimatliche Land machte Beide vertraut, als wären ſie alte Freunde.

„Heilige Jungfrau! rief Antonina plötzlich, „Sie müſſen in ihre Haft, Signor, denn es ſchlägt eilf Uhr, und ich darf die Meſſe nicht verſäumen.“

Er fügte ſich ihrem Wunſche und ließ ſich geduldig einſchließen, und ſie eilte zur Meſſe. Aber ſie war fürchterlich zerſtreut. Wenn die Leute ihn nur nicht entdecken! dachte ſie immerfort, ohne zu bedenken, daß ſie den Schlüſſel ſeines Kerkers in ihrer Hand hatte, und zwar ſo krampfhaft umſchloſſen, daß er ſie hinderte, die Perlen des Roſenkranzes durch die Finger gleiten zu laſſen.

Der abräumende Diener verwunderte ſich über den unbegreiflichen Appetit ſeiner Gebieterin, ohne jedoch im geringſten auf einen Helfershelfer zu ſchließen, und erſchrack nicht wenig, als ſie plötzlich wieder da war, entſchloſſen, ein Übelbefinden vorzuſchützen und ihr Haus nicht zu verlaſſen, ſo lange Cinthio ſich darin befand. Als ſie ihr Zimmer erreicht hatte, ſchöpfte ſie Athem. Aber die Thür öffnen wollte ſie nicht. Da war es ihr, als höre ſie ihn ſeufzen.

„Leiden Sie ſehr von der Hitze, Signor?“ fragte ſie theilnehmend.

„Außerordentlich“, entgegnete Cinthio.

Seine Thür öffnete ſich.

„Sie ſind ein Engel!“ rief er gerührt und be-

deckte ihre Hand mit Küſſen. Sie machte ſich los und ein Zeichen, das ihm gebot, ſeine Stimme zu mäßigen. Er ſetzte ſich auf eine Ottomane, und da ſie ſich nicht zu ihm ſetzen und überhaupt in ihren gewohnten Beſchäftigungen nichts ändern wollte, ſo nahm ſie ihre Harfe und ſang und ſpielte ſo lieblich, daß Cinthio mühſam ſein Entzücken zu leiſer Bewunderung herabſtimmte. Er war wie im Rauſche, wie im ſeligſten Traume. Das gegen die Sonne verfinſterte Zimmer konnte wol für einen Kerker gelten, allein dann war die ſchöne weiße Geſtalt mit der goldnen Harfe gewiß ein Engel! Er bedeckte das Geſicht mit beiden Händen und verſank in den Zauber der Muſik und der Schönheit. In ihrem Blicke, ihrem Tone war etwas Magiſches, das ſein Herz wie von unterirdiſcher Glut beben machte und eine Lavaflut der Wonne darüber hinſtrömte.

In den Pauſen der Muſik ſprachen ſie zuſammen, aber leiſe, aber flüſternd; das gab dem Geſpräche das Vertrauliche eines Geheimniſſes, das Schüchterne und Innige der Liebe. Cinthio hatte ſich nie ſo glücklich gefühlt; er ſegnete ſeine Flucht, ſeine Gefangenſchaft, vor Allem ſeine Kerkermeiſterin, und er wußte es ihr in tauſend Worten des Danks auszudrücken, die alle wie Liebesbitten und Liebesverſicherungen klangen.

Und wirklich — eine glühende Seele kann nicht danken, ohne zu lieben, und vielleicht ſollte es Niemand.

Auch Antonina fühlte ſich wunderbar froh und heiter — über ihre gute Handlung. Dann ſchaffte ſie für ihren Schützling, ſo viel ſie unbemerkt konnte, zum Mittagseſſen herbei, und die unruhige Angſt, womit ſie am Morgen Ähnliches gethan, war jetzt ſchon in gefaßte Sorgſamkeit übergegangen. Ihr Intereſſe für Cinthio war bereits zu groß, um ihr nicht im Nothfall die ſicherſte Haltung zu verleihen.

Als der Abend kam und kühlere Luft brachte, bat Cinthio, Antonina möge ihm einen Gang um die Terraſſe erlauben.

„Nicht um die Welt!“ rief ſie erſchrocken; „die Terraſſe iſt zwar nur von dieſem Zimmer zugänglich, aber wenn nicht meine Dienſtboten — andre Leute könnten aus den benachbarten Gärten Sie erblicken; das darf nicht ſein.“

„Sie ſind grauſam, Signora! Wenn Sie wüßten, wie das Zimmer mich beängſtigt! In vierundzwanzig Stunden war ich nicht in freier Luft — und Sie werden jetzt gehen und ſich im Mondlichte erquicken.“

„Nicht, wenn Sie es tröſtet, daß ich Ihren Kerker theile“, ſagte Antonina und verſchloß die Thüren

nach der Terraſſe. Cinthio war ganz beſchämt und bat ſie, ſich nicht in ihren Gewohnheiten ſtören zu laſſen, doch ſie erwiderte lächelnd: „Sie würden mich beneiden, das weiß ich, und damit könnte ich keine Freude genießen, um ſo mehr, da ich ſie lieber Ihnen als mir ſelbſt gönne.“

„Sind ſie ſo reich an Glück, daß Sie die Freuden leicht entbehren können?“ fragte Cinthio geſpannt.

„Ich bin wol glücklich“, entgegnete ſie ſanft, „denn mein Mann liebt mich von ganzem Herzen, und ein andres Glück hab' ich nie gewünſcht.“

Cinthio ſchwieg. Es war ihm zu Muthe, als habe Antonina ihm einen Dolch ins Herz geſtoßen. Er ſchloß unwillkürlich die Augen, ein heftiger Schmerz legte ſich um ſeinen Mund, und als er die Augen wieder aufthat, fielen zwei ſchwere Thränen von ſeinen Wimpern. Sprachlos ſtarrte Antonina ihn an.

„Bah!“ rief er heftig, „Sie ſehen wie nervenſchwach der Kerker mich macht“; und ohne ihre Antwort abzuwarten ging er raſch in ſein Kämmerlein und ſchob von innen den Riegel vor. Das kränkte Antonina. Bildet er ſich ein, daß ich ihn ſtören werde? dachte ſie. Sie that ſehr unbefangen, ſchloß wieder die Terraſſenthüren auf, ſchellte einem Bedien-

ten, ließ ihre Harfe hinaustragen, wie ſie oftmals pflegte, und griff einige Accorde. Aber ſie mochte nicht ſpielen, ſie ging auf der Terraſſe umher, ſah in den Mond, ſah auf das Meer, doch nicht ſo gelaſſen wie geſtern; unabläſſig dachte ſie an Cinthio's Thränen. Sie waren gerade auf ihr Herz gefallen und bohrten ſich darin ein wie zwei Perlen in die Muſchel. O Himmel, wenn es doch erſt Freitag und er fort wäre! ſeufzte ſie und kehrte in ihr Zimmer zurück.

Cinthio machte ſich unterdeſſen die grauſamſten Vorwürfe, theils über ſeine Heftigkeit, theils weil er Antonina ſo früh ohne Nothwendigkeit verlaſſen. Ich könnte ſie noch hören, noch ſehen! dachte er; doch wagte er nicht, ſeinen Verſteck zu verlaſſen, alle Thüren waren geöffnet, die Leute konnten zu ihrer Gebieterin kommen. Er lauſchte mit pochendem Herzen auf ihr Harfenſpiel, auf ihren Schritt; aber bald war Alles ſtill. O, nur um Vergebung will ich ſie bitten, meiner Rauhheit wegen, ſprach er zu ſich ſelbſt, ich kann ſonſt nicht Ruhe finden. Leiſe ſchob er den Riegel zurück, leiſe öffnete er die Thür und ſah wie in eine Zauberlaterne hinein. Das große hohe Zimmer war ganz finſter, nur der Alkoven ihm gerade gegenüber, mit purpurrothem Seidenſtoff bekleidet, glänzte wie ein matter Karfunkel im Schimmer einer Alabaſterlampe.

Die ſchweren Drapperien des Bettes, die ihn vor vierundzwanzig Stunden verhüllt hatten, waren aufgeſchlagen, und Antonina lag ſtill und unbeweglich wie ein Marmorbild da, aber wachend, denn ihre großen ſchwarzen Augen ſtralten ſeltſam durch das Helldunkel. Cinthio's erſte Bewegung war, zurückzutreten, die zweite, vorwärts zu gehen, und eh Antonina ſich erſchrecken konnte, kniete er an ihrem Lager. Sie meinte die Erde bebe unter ihr, allein ſtolz richtete ſie ſich auf und ſagte gelaſſen:

„Signor, Sie mißbrauchen ſeltſam die Gaſtfreundſchaft.“

„O Vergebung, Vergebung für Alles!“ rief Cinthio, wohl fühlend, daß er hier im Nachtheil ſei. „Ich bin unglückſelig, denn ich habe Sie gekränkt, und jetzt — werden Sie mir vielleicht noch mehr zürnen.“

„Ich war nicht gekränkt, nur erſtaunt; aber gehen Sie, gehen Sie! Morgen wollen wir davon reden“, flüſterte ſie beklommen.

„Nun denn — Ihre Hand zur Verſöhnung, zur guten Nacht“, bat Cinthio.

Antonina reichte ſie ihm zitternd, ungeduldig, und kaum hatten ſeine Lippen ſie berührt, ſo riß ſie ſich los und warf ſich heftig zurück, ihre Augen mit der

andern bedeckend. Dann, als Cinthio noch immer unbeweglich kniete, rief ſie:

„Aus Barmherzigkeit, verlaſſen Sie mich.“

Er ſtreifte mit ſeinen Lippen über ihren Arm, erhob ſich und ging langſam, zögernd, rückwärts, kein Auge von ihr wendend, in das Cabinet. Sie ſah ſich nicht nach ihm um, doch kaum hatte er die Thür zugemacht, ſo ſprang ſie auf, lief vogelſchnell durch das Zimmer und ſchloß hinter ihm zu; dann ſank ſie halbohnmächtig auf ihr Bett.

Cinthio warf ſich in ſeinen Lehnſtuhl und ſeufzte: „All ihr Heiligen! Iſt es nicht zu viel, daß ein und daſſelbe Weib zugleich Göttin und Engel iſt? O, ſie liebt mich! ſie muß mich lieben! Zante verdeggiante, fiora di Levante“, ſang er halblaut ein Liedchen, gleichſam als den nothwendigen Schluß dieſes Monologs.

Der nächſte Morgen fand Beide etwas befangen, Dank der nächtlichen Scene. Cinthio ſagte, gleichſam als Entſchuldigung:

„Die Haft macht mir fürchterliches Kopfweh! ich verliere faſt die Beſinnung.“

„Geduld!“ antwortete Antonina faſt traurig; „morgen ſind Sie frei.“

„Morgen ſchon?“ rief er mit Entſetzen.

„Sagten Sie nicht, Freitag Abend gehe Ihr Schiff?“

„Ja, ja! morgen Abend! Da hab' ich doch noch zwei ſelige Tage.“

„Der Haft!“ rief ſie neckend, und ihre Augen glänzten froh!

„Werd' ich Sie je wieder ſehen, Holdſelige?“ fragte er.

„Das weiß ich nicht, Signor! Doch laſſen Sie uns nicht davon reden! noch ſind Sie hier. Wenn die Gegenwart lieblich iſt, denk' ich nicht an die Zukunft.“

„Alſo freut Sie meine Gegenwart?“ fragte er und ſah ihr tief ins Auge.

„Sie amüſirt mich“, entgegnete ſie verlegen.

„Sie amüſirt Sie! ſchrie Cinthio auf und ſprang drei Schritte zurück; „meine Haft, meine Gefahr, meine Anbetung, meine Liebe amüſiren Sie? Eines Menſchen Leben und Glück, ſeine irdiſche und ewige Exiſtenz iſt ihnen Spielwerk? Solch ein himmliſches Antlitz, Augen, die an eine Engelſeele glauben laſſen, und ſolch ein kaltes, egoiſtiſches, auf unwürdige Spielerei bedachtes Herz! Leben Sie wohl, Signora! Es iſt leichter, Kerker und Bande zu ertragen, als die Schmach, Ihnen zum Amüſement gedient zu haben.“

Er wollte fortſtürmen. Antonina, die bis jetzt wie vernichtet von dieſer wahnſinnigen Heftigkeit geweſen war, eilte ihm zuvor, warf ſich vor der Thür auf die Knie und breitete die Arme aus, um den Weg ganz zu ſperren. Es lag ſo viel Schmerz und Demuth in dieſer ſtummen Handlung, daß ſein Zorn dahinſchmolz. Er hob ſie auf und fragte, während er ſie umfaßt hielt:

„Warum brauchten Sie das herbe tödtende Wort, Antonina?“

„Mir wollte kein andres einfallen“, ſprach ſie ſchüchtern.

„Und jetzt?“ fragte er und ſchloß ſie feſt an ſeine Bruſt.

„O jetzt — jetzt noch weniger“, ſagte ſie ängſtlich, machte ſich los und floh zu ihrer Harfe. Sie wollte ſingen, doch ihr Herz ſchlug zu heftig und ihre Stimme verſagte. Sie lehnte ſich wie zerbrochen an ihre Harfe, die ſie mit beiden Händen umſchlang, und kehrte ihr ſchönes, weiches, thränenüberſtrömtes Geſicht ſeitwärts zum Himmel. Sie glich Guercino's Sibylla Samia. Cinthio warf ſich vor ihr nieder und beſchwor ſie, ihm den Grund ihrer Thränen anzuvertrauen. Aber das wäre ſchwer, eigentlich unmöglich für Antonina geweſen, denn ſie hatte keinen

bestimmten Grund, ihr Herz war nur schwer. Cinthio's ganzes Wesen und Benehmen ängstigte sie, doch nicht genug, um ihr die Waffen der Gleichgültigkeit und des Ernstes zu geben, die ohnehin ihrer weichen fügsamen Natur widerstrebten. Und dann ging er ja auch morgen, und sie sah ihn nie wieder. Nie wieder! Die Thränen flossen heftiger. Cinthio war ganz außer sich. Zum ersten Male sieht kein Mann gleichgültig die Geliebte weinen; später wird es ihm herzlich einerlei. Cinthio küßte ihre Füße, den Saum ihres Kleides und rief:

„Was hab' ich gesagt und gethan, um Sie so zu betrüben?"

„O nichts!" entgegnete sie; „ich wollte nur, mein Mann wäre hier."

„Ach, die Sehnsucht nach Ihrem Gemahl erpreßt Ihnen diese trostlosen Thränen?" fragte Cinthio ungläubig und spöttisch. „Er wird ja wiederkehren!"

„Zu spät!" seufzte sie. „Wenn er hier wäre, würd' ich mit ihm die Verantwortung theilen, Sie unter unserm Dache zu beherbergen, und sicher sein, das Rechte gethan zu haben. Ohne ihn bin ich ungewiß und schwankend, und fürchte ihn und mich selbst und Alles."

Sie war rührend in ihrer Schwäche, in ihrer Trauer. Cinthio fragte:

„Und fürchten Sie auch mich?“

Lebhaft wollte ſie Ja! rufen, beſann ſich aber und ſagte zögernd: „Nein, Sie nicht, denn ich bin Ihnen keine Rechenſchaft ſchuldig.“

„O, was das betrifft“, rief er ſcherzend, „da irren Sie! Ich könnte wol Rechenſchaft von Ihnen verlangen, warum Sie ſo liebenswürdig ſind.“

„Das iſt mein Gebrauch“, antwortete ſie in demſelben Tone, beruhigt durch Cinthio's heiteres Benehmen, welches bald alle Wolken aus ihrer Seele und ihrem Blicke ſcheuchte. Die ſüße Lieblichkeit ihres Weſens gewann wieder die Oberhand, und ihre Grazie, Kindlichkeit und Sanftmuth feſſelten Cinthio wie durch eine magnetiſche Hand immer unbeſieglicher. Am Abend dieſes Tages ſagte er: „In vierundzwanzig Stunden geht mein Glück zu Ende.“

Sie legte zierlich einen Finger auf ſeine Lippen und ſah ihn mit ihren großen glänzenden Augen bittend an. Er küßte den kleinen Finger, nahm ihre Hand in die ſeine und ſagte:

„Warum darf ich nicht einmal klagen, Signora? Ich falle aus dem Paradieſe auf die harte Erde zurück — ſcheint Ihnen ſolch ein Sturz keiner Klage werth, oder meinen Sie, es ſchicke ſich für den Mann, ihn ſchweigend zu verſchmerzen?“

Antonina machte ſtumm eine bejahende Bewegung. Es lag eine ſo gewaltige Leidenſchaft in ſeinem Blick und Ton, daß ſie dumpf fürchtete, mit der Klage werde ein gefährliches Geſtändniß beginnen. Er ſchwieg, ſchlug die Arme unter und wickelte ſich wie in ſeine Gedanken ein. Mächtige Leidenſchaft, ſogar eine glückliche, macht ſchwermüthig; Leidenſchaft iſt der Drang, das Unendliche zu gewinnen, und heimlich ahnt die Seele, daß ihr, wie dem Ixion die Wolke, das Endliche untergeſchoben werden könne. Iſt aber gar noch Zweifel und Ungewißheit der Leidenſchaft beigemiſcht, ſo kommt eine verzweiflungsvolle Bitterkeit in das Weſen — und dieſe unmäßige Trauer bemächtigte ſich Cinthio's und legte tiefe Schatten auf ſein ſchönes, ausdrucksvolles Antlitz. Unbeweglich ſaß er da, ohne Antonina zu beachten, die, um ihn und ſich ſelbſt zu zerſtreuen, ihre Harfe nahm und eine heitere Weiſe begann, denn ſie dachte daran, wie zufrieden ſie vor zweimal vierundzwanzig Stunden geweſen war, ehe Cinthio ihr Haus betreten. Dann wurde ihr Spiel unruhig: ſeine Flucht, ihre Angſt, die Nachforſchung lag darin; dann kam ein Dankgebet, ein Freudejauchzen für ſeine Rettung. Doch nun wurde das Spiel unklar, von einem Accord in den andern überſpringend, heftig, bange und ging über in eine ſolche unermeß-

liche Schwermuth, daß Cinthio, wie umrauſcht von dieſen Strömen der Melancholie, beſinnungslos ſein Haupt zurückfallen ließ, die Augen ſchloß und gepreßt, aber heftig ſagte:

„Du haſt mich gut verſtanden, Antonina.“ Dann raffte er ſich auf, ſchloß ſie gewaltig in ſeine Arme und fragte: „Aber woher wiſſen Sie denn, Signora, daß ich Sie liebe? Ich hab' es Ihnen nicht geſtanden.“

Unausſprechlich beängſtigt ſchüttelte ſie den Kopf, als ob ſie andeuten wolle, daß ſie nichts wiſſe, oder nichts wiſſen möge. Doch ohne ſich ſtören zu laſſen fuhr Cinthio fort:

„Hat Ihr Herz es Ihnen anvertraut, Signora? Aber wie kann das Herz etwas errathen, das es nicht verſteht, noch theilt? Iſt Verſtändniß nicht Erwiderung, Signora?

„Sie verſtehen zu foltern“, flüſterte ſie.

„Hab' ich Recht, Signora?“ fragte er weiter.

„Wer giebt Ihnen das Recht zur Frage?“ rief ſie und machte ſich los.

„Sie ſelbſt, Signora! Sie nehmen mir die Seele aus dem Buſen und ſpielen ſie mir auf Ihrer Harfe vor; darf ich da nicht fragen, wer Ihnen mein Herz offenbart hat?“

„O Sie ſind grauſam! Hab' ich das um Sie verdient!" rief Antonina mit tiefem Schmerz.

„Engel! Holdſelige!" rief er, „klage mich nicht an! Ich will nur wiſſen, ob Du mich liebſt, und dann" —

„Und dann?" wiederholte ſie geſpannt, als er ſchwieg.

„Und dann gehen, ſelig gehen, mit Dir gehen, weil Du alsdann mir angehörſt!" rief Cinthio mit ſtralendem Entzücken.

Wie bin ich elend!" flüſterte ſie und ſank auf einen Seſſel.

„Warum?" fragte er zu ihren Füßen.

„Welch ein Verrath, meinen Mann zu verlaſſen!"

„Wen von uns Beiden lieben Sie mehr, ihn oder mich; das müſſen Sie doch wiſſen, Signora. Nun, den Sie am innigſten lieben, dem gehören Sie an, bei dem bleiben Sie. Iſt das nicht Ihr Gemahl, ſo ſind Sie falſcher, wenn Sie bei ihm bleiben, als wenn Sie ihn verlaſſen; iſt er es aber, ſo werden Sie gleichgültig von mir ſcheiden, und wir ſehen uns nimmer wieder."

„ Seid mir gnädig, all ihr Heiligen, und rettet mich!" betete Antonina.

„Was thue ich Dir denn für Leid?" fragte er

ſehr ſanft; „kannſt Du mir nicht ſagen: ich liebe dich nicht, Cinthio!“

Sie ſah ihn an mit einem einzigen Blicke und ſchlug die Augen nieder.

Er küßte raſch und zart die ſchönen, geſenkten Wimpern und jubelte: „Dank dieſem göttlichen Auge für das Wort der Gnade! Ich gehe ſelig“ —

„Wer hat Ihnen das verheißen?“ unterbrach ſie ihn.

„Der, der Ihnen mein Herz offenbart hat. Wir verſtehen uns nun.“

Sanft, demüthig, gelaſſen, wie Antonina ihn noch gar nicht geſehen, ging Cinthio in ſein Kämmerlein; er war unſäglich glücklich, und das Glück macht ſtill. Allein die Qualen, welche Antonina in dieſer Nacht litt, zerrütteten ihr ganzes Weſen. Sie betete, ſie weinte, ſie ging bis zu tödtlicher Ermüdung im Zimmer umher, und wenn ſie dann erſchöpft auf ihr Bett und der Schlaf auf ihr Auge ſank, ſo zeigte der Traum ihr Fortunato zürnend, drohend, und mit einem Angſtſchrei ſprang ſie auf und begann wieder umher zu irren. Sie hatte nichts gethan, was Fortunato nicht hätte verzeihen können, wenn ſie es ihm erzählte, und doch war ihr zu Muthe, als werde ſein klares hellbraunes Auge ganz unverzeihliche Dinge in ihrem

Herzen entdecken, und dieſe in kein Wort zu faſſende Furcht war eine unüberwindliche Scheidewand zwiſchen ihm und ihr. Was wird er von mir denken? Wird er mir glauben? Wie wird er mich behandeln? Kann er mich noch lieben, und kann ich ertragen, mit ihm zu leben, wenn er mich nicht liebt? So fragte ſie ſich unabläſſig und gerieth in ein ſolches Fieber von Bangigkeit, daß ihre Glieder krampfig zitterten und ihre Zähne aneinanderſchlugen. Zuweilen wollte ſie Cinthio rufen und ihn beſchwören, gleich mit ihr zu fliehen; zuweilen wollte ſie allein fort und in einem Kloſter Schutz ſuchen.

So brach der Tag an. „O welch ein wilder, ſtürmiſcher Tag wird das werden!“ jammerte Antonina. Doch Himmel und Sonne funkelten blau und goldig wie immer, und ſtralend, glückverheißend wie ſie, verließ Cinthio ſeinen Kerker. Er hatte geruht, er hatte geſchlafen, ihn hatten ſüße Träume umgaukelt; ſie ſchienen noch auf ſeiner Stirn und ſeinen Lippen zu lächeln. Todtenbleich, mit aufgelöſtem Haar und müden verweinten Augen, fiel Antonina in ſeine Arme, legte den Kopf auf ſeine Schulter und ſagte kaum hörbar, krampfhaft haſtig:

„Fort, Cinthio! fort, fort! O all ihr Heiligen, nur fort!“

Er ſah ſie beſorgt an. „Ruhe Dich aus, Engel!“ bat er.

„Morgen, Cinthio!“ flüſterte ſie, „oder in Zante, oder in der Erde; denn ſiehſt Du — dies Haus jagt mich fort, die Mauern erſticken mich, das Dach fällt ein.“

„Antonina, bedenke, daß wir hier gefeſſelt ſind, wenn Du erkrankſt.“

„O das wär' ein unermeßliches Unglück“, ſagte ſie. „Ich will nicht krank werden, ſchlafen will ich! Stör' mich nicht, Cinthio, gieb mir Deine Hand — ſie wird mich ſchirmen, nicht wahr? Niemand darf mir ein Leid thun, wenn Du da biſt, auch der Traum nicht.“

„Auch der Traum nicht“, ſprach er gerührt und zuverſichtlich.

Sie ſank auf ihr Lager und entſchlummerte friedlich. Er wachte neben ihr. Weil ſie ſo ſchwach war, liebte er ſie ſo ſtark. Einige Stunden der Ruhe kräftigten ſie, die fieberhafte Aufregung war gewichen, als ſie die Augen öffnete und Cinthio neben ihrem Lager ſitzen ſah.

„Signor?“ fragte ſie erröthend, und erhob ſich.

„Sie haben mir dieſen Platz angewieſen, Signora!“ antwortete er lächelnd.

Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, dann reichte ſie ſie ihm und bat:

„Cinthio, verachten Sie mich nur nie.“

„Antonina, nie das Wort auf Ihren Lippen!“ rief er heftig; der ſcharfgeſchnittene Bogen ſeines Mundes bebte, und ſein Auge blitzte.

„Muß ich denn immer zittern?“ fragte ſie beklommen, „mein Lebenlang zittern, und vor zwei Männern?“

„Niemals vor mir“, rief er beſänftigt, „und von dem Moment, wo Sie mir angehören, auch vor keinem Andern.“

Ein Poſthorn ertönte, Peitſchenknall, Pferdegetrappel; ein Wagen rollte raſch daher. „O all ihr Heiligen, das iſt Fortunato!“ rief Antonina mit ſtarrem Blick! „Cinthio, wenn Sie mich lieben — fort! er darf Sie nicht finden.“

Aber der Wagen fuhr vorüber, und mit einem tiefen Athemzuge ſank ſie in einen Lehnſtuhl und ſagte:

„O, ich muß fort! Dieſe Miſſethäterangſt iſt nicht zu ertragen! Aber, Cinthio, wenn Du mich dereinſt verließeſt, wie ich jetzt Fortunato verlaſſe, ſo wäre meine Strafe wol hart, doch nicht ungerecht.“

Sie erhob ſich wie Jemand, der in ſeinem Entſchluſſe ſicher und auf Alles gefaßt iſt.

„Aber liebſt Du mich denn gar nicht, da Du mir ſo wenig vertrauſt?“ fragte er ſchmerzlich.

„Fortunato liebt mich und vertraut mir, und ich — täuſche ihn dennoch“, antwortete ſie; „mir ſelbſt müßte ich vertrauen, wenn ich Zuverſicht zu Dir haben ſollte. Und doch, Cinthio, ſobald ich Dein herrliches, klares, entſchiedenes Antlitz ſehe, ſo dämmert die Überzeugung in mir auf, daß nicht Du mein Racheengel ſein wirſt. Aber von welcher Seite wird Gott ihn ſenden, Geliebter?“

Sie verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt; er küßte ihre Locken, ihre Stirn und hob ihren Kopf auf, um ihre Lippen zu küſſen. Aber ſie ſchauerte, drückte ihn mit beiden Händen fort und murmelte: „Nicht hier!“

Der Tag verging, bald zu langſam, bald zu geſchwind für Antonina's Wunſch. Als die Sonne hoch ſtand, fragte ſie:

„Cinthio, wird das Schiff nicht ohne Dich gehen? Nicht vielleicht ſchon fort ſein?“

„Es geht heut Abend um zehn Uhr, Herz“, antwortete er.

Und als die Uhr langſam acht ſchlug, ſagte ſie beängſtigt:

„Cinthio, wir haben uns gewiß um einen Tag

verſehen, und Dein Schiff geht morgen ab! Wo wären auch die drei Tage geblieben?"

„Die Liebe hat ſie aufgezehrt, Süße, wie die Sonne den Morgenthau, aber heut iſt der beſtimmte Tag, Freitag" —

„Freitag!" unterbrach ſie ihn faſt ſchreiend; „ah, ſiehſt Du, wenn es Freitag iſt, ſo können wir heut unmöglich fort! der Freitag bringt Unheil."

„Seltſamer Aberglaube! Freitag (venerdi) iſt der Tag der Venus und folglich den Liebenden günſtig. Aber es dunkelt bereits, Antonina, und wir brauchen wol eine halbe Stunde, bis uns ein Boot zum Schiff gebracht hat. Es wird Zeit, komm, mein Engel!"

„Gleich!" flüſterte ſie, glitt aus ſeinem Arm auf ihre Knie und küßte inbrünſtg den Fußboden ihres Zimmers, eilte dann zu ihrer Harfe, drückte ſie wie eine Freundin an ihren Buſen und warf ſich endlich vor dem Betpulte hin.

Mit ſteigender Unruhe bat Cinthio: „Die Zeit drängt, Antonina, worauf willſt Du warten? Du entmuthigſt Dich und folterſt mich."

Sie hörte ihn nicht. Ihr Schutzengel breitete ſeine Flügel über ihr Haupt, um ſie zu retten. Da hob Cinthio ſie auf. „Laß mich!" ſchrie ſie. „So bleib!" rief er und ſchleuderte ihre Hand fort. „Ein-

thio, nimm mich mit!“ rief ſie und umklammerte ſeinen Arm. — In einer halben Stunde erreichten ſie das Schiff.

Es iſt ſehr einſam in Rom um Santa-Maria Maggiore. Die Kirche liegt eben ſo fern von dem Theile der Stadt, wo Glanz, Reichthum und Genußſucht, als von dem, wo Betriebſamkeit und Erwerbgier hauſen! ſie liegt in einer von den vielen öden Stätten Roms, zwar innerhalb der Mauern, aber wüſt wie in der Thebaide. Es führen Straßen zu ihr, ein Brunnen plätſchert vertraulich unter einem Obelisk zu ihren Füßen, etwas, das einer Promenade gleicht, bezeichnet den Weg — nur Menſchen ſucht der Blick umſonſt, wenn er ſich nicht mit den Bettlern an den Kirchthüren und mit den ſchmutzigen ſpielenden Kindern am Brunnen begnügen mag.

Schwere eiſenfarbige Wolken bedeckten den Himmel, die Luft war dick und heiß wie der Athem eines Fieberkranken, der Scirocco fegte über den weiten Platz und trieb den Staub in grauen, erſtickenden Wirbeln auf. Es war Nachmittags, und die vernichtende Hitze des Auguſts hatte ſogar die Bettler von ihrem Wachtpoſten an den Thüren verſcheucht. Nur die halbnackten Kinder ſpielten am Brunnen — glückliche Geſchöpfe,

der Natur noch ſo nah verwandt, daß ſie ihnen weder Schreck einflößen noch Leid zufügen konnte.

Cinthio Peruzzi trat aus der Kirche — auf ſeinen Arm lehnte ſich eine Frau, die er mit zärtlicher Sorgfalt unterſtützte und anblickte; aber ſeine Lippen waren ſchärfer noch als ſonſt zuſammengepreßt und bebten zuweilen wie in nervöſer Aufregung, und tief, ganz tief hinten in ſeinem Auge lag ein großer unterdrückter Schmerz; vorn lag Trauer und Liebe.

Antonina Biondi war bis zur Unkenntlichkeit verändert. Sechs Wochen hatten zu dieſer Zerſtörung hingereicht, denn die Zeit bedeutet an ſich nichts und ſchlägt ihre Wellen träumeriſch wie das Meer. Aber ob der Menſch ſich auf dieſen Wellen fröhlich ſchaukelt, oder in Todesangſt mit ihnen ringt, das giebt ihr Gewicht.

„O Himmel!“ ſeufzte ſie, „ſo erdrückend heiß war es nie in Genua.“

Cinthio ſchwieg; ſeine Lippen zuckten nur. Sie ſtiegen die Treppe hinab. Auf der unterſten Stufe ſetzte Antonina ſich nieder. Cinthio bat:

„Komm nach Hauſe! Der Wind und Staub ſchaden Dir. Nimm Deine Kraft zuſammen.“

„Meine Kraft? Du weißt, ich habe keine.“ Sie legte ihren Kopf vornüber auf ihre Knie.

Cinthio ſetzte ſich zwei Stufen höher als Antonina, umfaßte ſie und legte ihren Kopf zärtlich auf ſeinen Schooß. „So wird Dir beſſer ſein", ſprach er, ſtrich ihr das Haar von der welken Stirn zurück, verhüllte ihre Bruſt mit dem weißen Schleier der Genueſerinnen, der von ihrem Haupte zurückgefallen war, und hatte die tauſend Aufmerkſamkeiten, welche die Hand der Liebe zu eben ſo viel Liebkoſungen macht.

„O Cinthio, Du biſt gut!" ſagte Antonina mit tiefer Rührung, und eine Thräne rollte langſam aus dem mattglänzenden Auge.

„Sage das nicht, Antonina! Sage nur, daß ich Dich liebe."

„Ich weiß wol", ſagte ſie faſt gleichgültig; „doch das hilft mir nichts, denn Gott hat uns verlaſſen."

Jener Schmerz, der bisher unterdrückt in Cinthio's Augen geglimmt, fuhr wie ein dunkler Blitz über ſein Geſicht, und er ſagte dumpf:

„Denn Du liebſt mich nicht. Sag' es nur, Antonina, ſprich es aus, was mir längſt klar geworden! O Unglückſelige, warum biſt Du mir gefolgt!"

„Warum? Ja das iſt ſchwer zu enträthſeln. Mitleid, Überraſchung, Freude an Dir und Deiner Liebe, auch Eitelkeit, Cinthio! vielleicht der Überdruß ſchwacher Seelen an einem ſtillen Glücke, endlich die Furcht,

daß Fortunato früh oder ſpät dieſen Überdruß entdecken möge, und die ſeltſame Lage, in welche ich Dir gegenüber gerathen war — das Alles, glaub' ich, hat mich beſtimmt! Oder fühlte mein Herz undeutlich, daß es, ungefeſſelt, Dir gehört haben würde? Ach, mein armer Cinthio! in langen, ſchlafloſen Nächten hab' ich mich müde geſonnen! Und ſiehſt Du, Cinthio, wenn wir glücklich geworden wären! wenn Du mich nach Zante hätteſt führen und dort ein neues Leben mit mir beginnen können! Aber der furchtbare Sturm, die ſchauervolle Gewitternacht, welche unſer Schiff bei Civita Vecchia ſcheitern ließ, Dich um Dein Vermögen brachte, meine Geſundheit untergrub — das war der Racheengel, welchen der Himmel uns nachſchickte. Ich bin zu ſchwach, um mit innern Qualen und äußern Sorgen zu ringen; ich habe bis jetzt keine Ahnung von Verzweiflung und Mangel gehabt — nun dringt Beides zugleich auf mich ein und tödtet mich."

„Du weißt, daß ich täglich Briefe aus Corſica erwarte und Mittel, um unſre Reiſe fortzuſetzen; iſt das Ziel erreicht, ſo glaube nur feſt, ich ſchütze Dich vor Mangel, und deine Geſundheit befeſtigt ſich in der Ruhe."

„Aber ich ſage Dir, die Seele iſt geängſtigt! Cinthio", fuhr ſie mit veränderter, ſchmeichelnder Stimme

fort, „mein lieber Cinthio, willſt Du etwas für mich thun, das mich ganz unſäglich beruhigen wird?“

Er ſah ſie erwartungsvoll an. „So bringe dieſen Brief auf die Poſt; Du ſiehſt, er iſt an Fortunato Biondi; ich hab' ihn über Nacht geſchrieben und ihn gebeten, mir ſeine Verzeihung zu gewähren, damit ich in Ruhe ſterben könne. In wenig Tagen bringt das Dampfboot dieſe Bitte nach Genua und mir die Erfüllung zurück.“

„Antonina“, ſprach Cinthio entſetzt, und der Brief, den ſie ihm reichte, bebte in ſeiner ſonſt ſo feſten Hand; „wenn Fortunato Biondi ſich rächte“ —

„Was kann er Dir thun, Cinthio?“

„O, mir!“ ſprach er mit einer wegwerfenden Kopfbewegung; „ich gebe mich gern ſeiner Rache preis! Aber er kann Dich zurückfodern, Dich holen, Dich von mir trennen, und welch Schickſal ſteht Dir dann bevor?“

„O Cinthio!“ rief ſie faſt freudig, „wenn er käme und mir meine Verzeihung brächte, ſo wollte ich hinterdrein Alles und Alles ertragen.“

Cinthio's Lippen zuckten fürchterlich; ein Gleichgültiger würde ſich entſetzt haben, Antonina bemerkte es nicht und fuhr fort:

„Zu ſeinen Füßen mit ihm und mir in Frieden

zu ſterben, iſt mein höchſter Wunſch, mein alleiniges Gebet. Glaubſt Du, Cinthio, daß die Heiligen es erhören werden?"

„Ich werde den Brief gleich beſorgen", ſagte er abbrechend; „laß mich Dich erſt nach Hauſe führen, mein Engel."

„Cinthio", ſagte ſie innig und erhob ſich mühſam, „ich hoffe, die Liebe einer andern Frau wird Dir überſchwenglich lohnen, was Du an mir thuſt. Iſt es Liebe, iſt es Erbarmen, ich weiß es nicht! Aber jedes Weib würde ſich dadurch beſeligt fühlen, nur" —

„Nur Du nicht!" unterbrach er finſter.

„Weil ich es nicht verdiene", entgegnete ſie. „Spare Deine Liebe, Dein edles ſchönes Herz für eine edle Frau."

„O nur keine Frauen mehr!" murmelte er noch finſterer, führte ſie in eine äußerſt demüthige Wohnung und eilte dann den Brief zu beſorgen. Als er wiederkam, lag ſie im heftigſten Delirium des Fiebers. Bisher hatte ſie durchaus ärztliche Hülfe verbeten, jetzt ſah Cinthio, daß ſie längſt vielleicht nothwendig geweſen wäre, und der herbeigerufene Arzt bekräftigte das, denn ein Nervenfieber brach mit der größten Gewalt aus. Es währte neun Tage. Cinthio's Kraft ſank mit ſeiner Hoffnung; Antonina war rettungslos.

In der zehnten Nacht, als der Arzt ihm gesagt hatte, daß sie sterben müßte, erwachte sie plötzlich aus ihrer besinnungslosen Lethargie und fragte mit klarer Stimme und durchbohrendem Blick:

„Cinthio, bei Deiner Ehre! hast Du den Brief auf die Post gebracht?"

„Bei meiner Ehre!" rief er und küßte ihre abgemagerte Hand.

„Wie viel Tage sind seitdem vergangen?"

„Drei, mein geliebter Engel."

„Lüge nicht, mein edler Cinthio! Sind es bei Deiner Ehre nur drei Tage?"

„Oder mehr, Engel! Du bist krank gewesen, da dehnt sich die Zeit oder schrumpft ein in Furcht oder Hoffnung" —

„Aber sage mir die Zahl der Tage."

„Neun, Antonina."

„Und kein Brief aus Genua, der doch spätstens am sechsten hätte hier sein können, Cinthio!" Ihre Züge veränderten sich schauerlich.

„Keiner!" sprach Cinthio mit dumpfer Trostlosigkeit, denn er sah, daß dies Wort ihr den Todesstoß geben mußte.

„Er hat mir nicht vergeben? So sei Gott mir gnädig! O Fortunato!" Ihr Auge wurde starr, der Körper

ſtreckte ſich — ſie war todt. Regungslos wie in Genua an ihrem Lager und unter den Purpurvorhängen ihres prächtigen Gemachs, ſaß Cinthio ſtundenlang neben dem ſchlichten Bett, auf welchem die geliebte ſtille Geſtalt den Schlaf ohne Traum ſchlief. Die Sonne ging auf und unter. Da trugen ſechs Männer von der grauen Brüderſchaft mit verhüllenden Kapuzen, den Pilgerhut auf der Schulter, einen ſchmalen Sarg aus dem Häuschen nach dem Gottesacker. Cinthio folgte ihnen.

Eine Viertelſtunde ſpäter fragte ein Fremder in demſelben Häuschen der Frau nach, die hier ſieben Wochen gewohnt. Ein Knabe führte ihn nach dem Gottesacker.

Todtengräber fanden am nächſten Morgen Cinthio's Leiche auf Antonina's Grab. Sein Herz war durchbohrt; doch kein Dolch, kein Meſſer in ſeiner Hand verrieth, daß er ſich das Leben genommen. Wahrſcheinlich ein Anderer! doch ſolche Ereigniſſe werden in Rom nicht beachtet.

Die Nutzanwendung der „Caſa Simonetta" war der Rath für die Männer, ſich nicht zu heftig zu verlieben; hier würd' ich gern für die Frauen eine machen, nämlich ſich nicht zu raſch zu verlieben, wenn ich nur wüßte, daß ſie es mir nicht übel nähmen; denn ich weiß, Frauen ſind keine Freundinnen von guten Rathſchlägen.

---

2. Mutter und Tochter.

Ich kannte in Rom einen Bildhauer, einen Deutſchen, den aber ein fünfundzwanzigjähriger Aufenthalt in Italien dem Vaterland entfremdet hatte. Er hatte keine Freude an Deutſchland, keine Theilnahme für Deutſchland, keine Sehnſucht nach Deutſchland. Wahr iſt's, daß kein verwandtſchaftliches und Familienintereſſe ihn mit Deutſchland verband. Früh verwaiſt, hatte er ſeine erſte Jugend in den Franzoſenkriegen üſirt, und als deren Erfolge nicht den Erwartungen entſprachen, die ſein brauſender Kopf gehegt, ging er nach Italien, bildete frühentwickelte Anlagen für die Sculptur aus, ſchwang den Meißel eben ſo tüchtig als den Säbel und ſummte gern bei ſeiner Arbeit Körner's „Du Schwert an meiner Linken". Enthuſiasmus brachte er nicht mit auf die neue Laufbahn, aber ein ſcharfes Auge, eine ſtarke Hand, einen eiſernen Willen. Er widmete ſich ganz dem Portraitiren, und Männerbüſten gelangen ihm außerordentlich. Niemand faßte treuer als er einen Charakter auf. Da aber auch Niemand ihn weniger in der äußern Erſcheinung idealiſirte, ſo waren die Frauen weniger mit ſeinen Leiſtungen zufrieden und warfen ihm eine gewiſſe Härte der Behandlung vor. Dagegen vertheidigte er

ſich auch weiter nicht. Er hatte ein brüskes Weſen, ein lautes polterndes Wort, eine Rauheit des Ausdrucks, die zuweilen an Rohheit ſtreifte, lauter Dinge, die mir im Allgemeinen, als Folgen ſchlechter Erziehung betrachtet, tödtlich unangenehm ſind, und die mich mit dem Einzelnen, der ſie als Schild vor ein verwundbares Herz nimmt, immer verſöhnt haben. Gerade dieſe Eigenſchaft Gerhard's, die äußere Härte bei der innern Weichheit, machte ihn mir lieb; vielleicht beſonders deshalb, weil mich ſeine ganze Erſcheinung auffallend an einen Freund erinnerte, einen alten lieben todten Freund, der General war, mit Orden bedeckt, Soldat von der Wiege an, Krieger mit Leib und Seele, und der am Gram geſtorben iſt, Gram über den Tod eines geliebten Sohnes, Gram über eine tiefe, unverdiente Kränkung. — Aber ich liebe die Menſchen, die im Stande ſind an etwas Anderem zu ſterben als an der Zeit! An dieſen Freund erinnerte mich Gerhard. Ich beſuchte zuweilen ſein Atelier und ſah ihm bei ſeiner Arbeit zu. Er war immer thätig, immer beſchäftigt; aber er ſprach doch recht gern nebenher, wenn die handwerkmäßige Ausarbeitung von dieſem Mantel oder jener Falte nur ſeine geübte Hand in Anſpruch nahm, die faſt mechaniſch auf dem Marmor hin und her glitt.

Am liebſten erzählte er von ſeiner Kriegerlaufbahn, und da ich die Menſchen nur dann gern höre, wenn ſie aus vollem Herzen ſprechen, ſo traf ſich das recht gut, und er langweilte mich nicht mit ſeinen Beſchreibungen der Schlacht von Jena, von Auſterlitz, von Vittoria, von Waterloo, die wirklich ein ſehr ſteriles Feld geworden ſind von all dem Ährenleſen der Beſchreiber. Überhaupt ſind jene Jahre, aus denen man für Deutſchland eine ſolche Glorie macht, denn wirklich der Ehre werth? Iſt es wirklich etwas ſo Heroiſches, ein eiſernes Joch abzuſchütteln, das man ſechs Jahr getragen; den übermüthigen Fuß fortzuſtoßen, den man ſechs Jahr auf dem Nacken gefühlt? Welche Erniedrigung muß in der Welt geweſen ſein, um den verzweifelten Aufſtand dringender Nothwehr, unterſtützt von Koſaken und Baſchkiren und von der Wuth der Elemente, zu einer großen, ewig ruhmwürdigen Zeit umzuſtempeln! Für Rußland iſt ſie es, denn Rußland erwarb ſich Lorbeerkränze, die es nicht auf Stigmate der Schmach zu legen brauchte. Ohne ſich zu fürchten, ohne ſich zu beugen, Schritt vor Schritt, Tag um Tag, gelaſſen, gleich jenem alten römiſchen Cunctator, ſcheinbar nur ſchlau und plötzlich groß, zog es den Feind in die Flammen vom heiligen Moskau. Ich denke, wem das Herz für Thermopylen- und Morgartenſchlachten,

für Hannibal- und Alexanderzüge ſchlägt, dem ſchlägt es auch für den Brand von Moskau. Möglich, daß deſſen Licht und Glut mir dasjenige dunkel und matt erſcheinen laſſen, und gleichſam nur als einen Reflex, was in Deutſchland geſchah. Genug, ich kann die Glorie der großen Zeit nur bedingungsweiſe annehmen. Damals aber, als ſie florirte, war ich eine ſo leidenſchaftliche Patriotin, wie man es nur ſein konnte, und die Siege „der Alliirten" — ſo ſagte man immer — erfüllten mich mit Jubel, weil Roſtock nach einem jeden herrlich illuminirt wurde. Gott, was ſind Kinder glücklich! Die Girandole der Peterskirche würde mich jetzt kaum ſo entzücken als die Illumination von Roſtock nach der leipziger Schlacht damals.

Das iſt eine allgemeine Anſicht über jene Epoche. Einzelne, die ſo recht mit Enthuſiasmus in ihr thätig waren, intereſſiren mich ſehr, weil es ſich bei ihnen nicht wie heutzutag blos um ein Princip handelt, welches ſtets die Menſchen kalt und ſtarr und eiſern, mit einem Worte fanatiſch macht; ſondern ſie griffen über alle Parteien hinaus, ohne ſich um ſie zu kümmern, ohne zu begehren, daß die Begeiſterung der Gegenwart ihnen ein Küchenfeuer für die Zukunft anzünden ſolle. Und ſo ungefähr war Gerhard geweſen. Ich ſage: ungefähr, weil ich nicht weiß, was dazumal in

ſeiner Seele vorgegangen. Wahrſcheinlich weiß er ſelbſt es nicht mehr genau. Man vergißt zuweilen die Motive der Handlungen und ſchiebt ihnen andere unter, wie man es gerade braucht, um ſich vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen, und zwar ganz de bonne foi. Könnte ich denn wirklich ſo einfältig, oder ſo leichtſinnig, oder ſo egoiſtiſch, oder dies und das geweſen ſein? Nimmermehr. So denkt man. Hannibal zog durch die Welt, um den Römern Feinde zu erwecken, Gerhard zog durch die Welt, um gegen die Franzoſen zu kämpfen, wie die Ritter der Tafelrunde gegen Rieſen und Zauberer.

Eines Tages war ich bei ihm, um eine eben vollendete Büſte zu beſehen. Er nahm ſie von einem kleinen Geſtell herunter, das an der Wand ſtand und immer mit einer grauen Leinwand wie mit einem Vorhang bedeckt war. Beſchäftigt, die Büſte in das rechte Licht zu ſtellen, bemerkte er nicht, daß er dieſen Vorhang herabgeriſſen und dadurch zwei Büſten enthüllt hatte, die ich nie bei ihm geſehen. Ich ſagte ſcherzend:

„Ah, da komm' ich hinter liebliche Geheimniſſe!“ und er fuhr herum.

Mit einem derben Fluch und einem langen Schritt ſtand er vor dem kleinen Geſtell, hob die Leinwand

vom Fußboden auf und wollte ſie an ihren Platz zurückhängen; allein dabei blieb ſein Auge an den Büſten haften, er vergaß ſeine Abſicht und ſagte halb zu ſich ſelbſt, halb zu mir mit herzbrechend traurigem Ton:

„Das iſt doch ein liebes Geſicht!“ .

Dies Wort gab mir die Erlaubniß näher zu treten. Ich that es. Gerhard blieb unbeweglich, und ich ſah ſtill die beiden Büſten an. Sie waren von Gyps, doch vollkommen ausgearbeitet, und ſtellten die nämliche Perſon vor, ein ganz junges Mädchen von der zarteſten, regelmäßigſten Schönheit, mit einem ſo gewinnenden Ausdruck von Unbefangenheit, Einfalt und Innigkeit, daß Gerhard's Wort: „ein liebes Geſicht“, wirklich bezeichnender war als das ebenſo paſſende: ein ſchönes Geſicht. Eine dieſer Büſten war in der bekannten Tracht der Weiber von Albano mit dem flachen Tuch auf dem Kopf und dem zierlich gefalteten um den Buſen; die andere trug einen nonnenhaften Schleier und über demſelben einen Blumenkranz. Genauer betrachtet, hatte dieſe einen ganz eigenen Ausdruck; der Grundzug von anmuthiger Kindlichkeit war geblieben, aber mit einem Ernſt und einer Klarheit gemiſcht, wie ſie ſelten in ſo jungen Jahren gefunden werden, weil ſie Frucht und Blüte

eines Leides ſind, welches ſo junge Jahre ſelten trifft. Es iſt, als wäre das Erdreich der Menſchenſeele noch nicht durchgearbeitet genug, um das Samenkorn zu empfangen, in dem die große, volle Blume des Schmerzes ſchon ganz fertig daliegt.

„Ja", ſagte Gerhard wie vorhin, „ſo war ſie, ganz ſo!" Dann ſchien er ſich plötzlich zu beſinnen, kehrte ſich kurz und haſtig um, machte einen Gang durch das Atelier und ſagte dann in ſeiner gewöhnlichen Manier:

„Sehen Sie ſich nur genau das Bild dieſes Engels an! Sie finden ſo leicht keinen ähnlichen auf der Welt, und bei mir werden ſie es auch nicht wiederſehen, denn ich habe für mich allein die Büſte gemacht und will ſie auch für mich allein in Marmor ausarbeiten, recht zu meiner Erholung, ſowie ich auch zu meiner Erholung nach einem langen Tagewerk mit Aſſunta zu plaudern pflegte."

Ein banales Lob der vortrefflichen, ihm ſelten glückenden zarten Behandlung, oder eine Bewunderung des holden Kopfes mochte ich nicht ausſprechen; denn es hätte gleichgültig gelautet, während in Gerhard's Worten ſein Herz vibrirte. Fragen konnt' ich nicht! Fragen ſind oft, als ob Jemand einem Freunde derb die Hand ſchüttelte; er hat es ſehr gut gemeint,

aber dem Freund iſt eben eine Ader geſchlagen, die Binde löſt ſich, das Blut fließt. Dies nicht zu verſchulden iſt immer meine Sorge und oft ſehr am unrechten Ort. Manche Perſonen wollen gefragt ſein, um ſich auszuſprechen; Andern erſcheint man theilnahmlos durch Schweigen. Ach, ſchweigend und redend iſt es leicht weh zu thun!

Als ich mich ſtumm von den Büſten abwendete und zu andern Arbeiten Gerhard's ging, fragte er heftig und mit erhöhter Stimme:

„Aber wiſſen Sie denn, wer Aſſunta war?"

„Sie haben es mir noch nicht geſagt", entgegnete ich.

Da erzählte er mir ihre Geſchichte und ihr kurzes, trauriges Schickſal.

Roſa war das ſchönſte Modell in Rom, das Ideal einer Pſyche oder Hebe, die Wonne der Künſtler, d. h. der Gegenſtand ihrer künſtleriſchen Wonne darüber, daß der liebe Gott ein ſo herrliches Geſchöpf geſchaffen, und daß ſie es ſtudiren durften, wie man in einem Folianten nachſchlägt oder eine Münzſammlung durchſucht, um ein Werk zu completiren. Damit ihre Nymphen und Göttinnen die ſchönſte Naſe, den ſchönſten Rücken, den ſchönſten kleinen Zeh bekommen möchten, ſchrien ſie nach Roſa und immer

nach Roſa, und für einen Piaſter täglich war ſie zu ihren Dienſten, und dies Alles zum Benefiz der Kunſt. O heiliger Gott; welche Entwürdigung deiner Menſchen brauchen deine Menſchen zu ihrer Aus- und Fortbildung! Kann denn Keiner ſich erheben, ohne ſeine Fußſohle auf die Stirn eines Andern zu ſtellen?

Dies iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur meine, nicht Gerhard's Bemerkung. Künſtler haben andere Augen, andere Seelen, andere Sinne als wir Übrigen, und Gerhard erzählte dieſen Theil der Geſchichte viel gelaſſener als ich.

Es iſt ein recht troſtreicher, herzſtärkender Gedanke, nicht wahr, daß die arme ſchöne Roſa, erniedrigt, käuflich, mißhandelt, tugendhaft blieb. Unter ſolchen Umſtänden ſcheint das banale Wort: tugendhaft, von großem Gewicht zu ſein. Ja, noch mehr! Nicht Roſa allein war es, das könnte Zufall, Ausnahme ſcheinen; nein, alle ihre Gefährtinnen ſind es. Mirakel! Ja wol, Mirakel, ausgeübt durch den allmächtigen Dämon — Gold. Wären ſie es nicht, ſo würde ihre Schönheit darunter leiden, die Jugendfriſche welken, die Zartheit der Form ſchwinden. Sie verblüht ſo ſchnell, eine Frau, wenn der Scirocco der Leidenſchaften über ihre Stirn weht! und vollends im Süden, wo die Lebenskraft ſo mächtig angeregt wird und ſich in ihrer

eigenen Heftigkeit ſo wild verzehrt. Es giebt privilegirte Frauen hie und da in der Welt, die durch eine hohe Leidenſchaft gleichſam in den Styx unvergänglicher Schönheit getaucht ſind; aber das ſind wunderſeltene Ausnahmen, oder eigentlich es ſind Auserwählte. Regel bleibt: Leidenſchaft zerſtört. So ſind denn jene armen Geſchöpfe, deren Schönheit ihnen friedlichen Erwerb verſpricht, für einen Piaſter täglich ſo tugendhaft, wie man es von einer wohlerzogenen Frau begehrt, und die Welt hat Recht, das Geld wegen ſeiner extraordinairen Wirkungen und Wohlthaten ſo anzubeten, wie ſie eben thut. Eine Doſis Tugend, eine Doſis Liebe, eine Doſis Kunſtgenuß, Alles wie man befiehlt für ein paar Piaſter, verſteht ſich zum Benefiz der Männer. O, man ſieht wohl, daß ſie die Geſetze gemacht und ſie handhaben! Mögen ſie auch immerhin! Iſt es ihnen eine Luſt, ſo verwandelt ſie ſich doch zuweilen in eine ſchwere Laſt, und auch ſie ſollen Laſt haben. Aber wenn ſie doch nur hinhören wollten auf den dumpfen Schrei, der leiſe vom Aufgang bis zum Niedergang klingt, ſo würden ſie ſich entſetzen über ihre Benefize, und darum vielleicht horchen ſie nicht auf. Vielleicht können ſie ihn wirklich nicht hören; er kommt nicht frei aus der Bruſt, zitternde Lippen, zuſammengedrückte Zähne

verſperren ihm den Weg; denn das Geſchwätz der Eitelkeit iſt nicht dieſer ſtille Angſtſchrei. Die Franzöſin, welche begehrte, der König ſolle ſich nennen Roi des français et des françaises, iſt Frau und hat ihn nicht verſtanden. Weil ſolche kleine Thorheiten zum Vorſchein kommen — die doch in unſerer Zeit wenig auffallen ſollten, da in ihr Alles Verſuch, Frage, Vorſchlag, und dieſes oft thöricht iſt, wie ſich das aus dem unruhigen Herumgreifen ergiebt —, ſo behandelt ein Theil der Männer dieſe Erſcheinung wie eine Kinderei, und ein Anderer macht es wie jene Franzöſin und ſchleppt die Frage ganz auf ein äußeres Gebiet, wohin ſie nicht gehört; denn ob der Name der Frau hier oder dort mitgenannt wird, ob ſie Deputirte mitwählt und Armengeſetze mitentwirft, das wird ihr Heil nicht fördern und nicht ſtören; nicht ihr Name, ihr Weſen muß anerkannt und vor Entwürdigung geſchützt werden. Andern Männern iſt dies dumpfe Gemurmel gerade ſo bedeutend wie das Gezwitſcher eines Spatzes; ſie ahnen keinen Sinn dahinter; ſie denken: Frauen mögen ſich gern intereſſant und wichtig machen, man darf ihnen ſchon den Spaß gönnen. Dies ſind die Beſten; ſie ſchaden weder durch Spott noch durch ungeſchickte Vertheidigung. Aber wo die ſind, die ein Ohr haben,

zu hören, eine Seele, um zu verſtehen, das weiß ich freilich nicht, und Solche thun doch Noth! Ah bah! was quäl' ich mich. Muß ich mein Brot erwerben, bin ich dürftig, bin ich vom niedrigen Volk? Mit nichten. Und die Armen, die Dürftigen, die Niedrigen, alſo gerade die, welche am meiſten Schutz begehren, finden ihn am wenigſten. Bei der Emancipation der Frauen ſind bis jetzt immer diejenigen berückſichtigt worden, welche durch Erziehung, Bildung, Stand, Vermögen oder was weiß ich für Umſtände zu einer eminenten innern Selbſtändigkeit gekommen ſind; dieſen begabten und bevorzugten Weſen will man auch die äußere Selbſtändigkeit gönnen und bereiten und andern ebenſo Begabten den Spielraum zur Entfaltung bieten. Aber gerade die ungewöhnlich Begabten brauchen dieſen Schutz am wenigſten; ſie werden ſich ſchon Platz machen, ſie werden ſchon die Stelle einnehmen, die ihnen zukommt. Die Kaper drängt ſich durch einen haarfeinen Spalt, um ihr Gezweig an der Mauer herabhangen zu laſſen. Die Tanne umklammert mit kahlen Wurzeln den nackten Fels und ſteht und gedeiht. Große Gaben haben primitive Friſche und Kraft, ich möchte ſagen Inſtinkt. Wie die Kaper, wie die Tanne kennen ſie ihr Erdreich. Ich weiß nicht, ob ſolche Weſen es beſſer als

andere auf der Welt haben, weiß nicht, ob ſie es beſſer brauchen; allein der Genius iſt, um es gut zu haben, nie auf die Welt geſchickt, das weiß ich! Und er ringt ſich durch, blutend, weinend, kämpfend, aber durch! Und wär' ihm der Platz noch ſo weit gemacht, er würde ihn eng finden, daher neuen Widerſtand treffen und neuen Kampf! Für dieſe Zwei oder Drei unter Tauſenden braucht Niemand zu ſorgen; wol aber für die Tauſende, welche keine Flügel haben, ſondern Hände und Füße, weder Erziehung, Vermögen noch Bildung, ſondern nur das Begehren, ihr Leben in beſchränkteſter Entfaltung durchzubringen. Und gerade an die denkt Keiner, ihrer nimmt ſich Niemand an; und Emancipation der Frauen ſollte doch vor allen Dingen heißen, daß Keine, Keine, aber auch nicht eine Einzige für einen Piaſter zu kaufen und zu verkaufen ſei, wie die arme Roſa es war.

Gottlob, daß mir Roſa wieder eingefallen iſt. Es iſt wahrhaft unerträglich, immer aus dem Einzelnen ins Allgemeine zu gerathen, und rührt bei mir daher, daß mir nichts, aber gar nichts vereinzelt vorkommt; kein Menſch, kein Stein, kein Zuſtand. Darum iſt es mir gar ſo unbehaglich, was die Menſchen jetzt thun: ſie ſtellen ſich hin wie lauter Einzelheiten, Einer ſoll ſein, was Alle ſind, nicht mehr, nicht we-

niger; das giebt dann eine Million von Nullen; aber die zählen nicht und bedeuten auch nichts. Wenn es nun zehn Nullen wären und sie erlaubten Einem, als Nenner sich vorzustellen, so könnte das gleich 90000000000 werden. Aber der Entwickelungsgang der Menschheit muß wol jetzt bestimmt sein in der Vereinzelung sich zu machen, denn selbst wo man Vereinigung sieht, giebt diese sich mehr als eine Mauer von Backsteinen, die durch Mörtel zusammenhängt, als wie eine Pflanze, welche durch die Nothwendigkeit des keimenden Samens in ihrer complicirten Einheit aus der Erde hervorgetrieben wird. Ich will ein recht unschuldiges, recht respectables Beispiel anführen. Die deutschen Naturforscher halten jährlich eine Versammlung von einigen Tagen, in der sie sich Erfahrungen, Fragen, Forschungen in ihrer Wissenschaft mittheilen. Sind da nicht Diners, Feste, Ehrenbezeugungen, herrliche Bewirthung von Seiten der Fürsten, Minister und Städte, rendez-vous mit Freunden und Verwandten der Mörtel, welcher die Mauer zusammenfügt? Wäre die alljährliche Versammlung z. B. auf der kleinen Insel Hiddensö, welche von ihren Einwohnern, aber von ihnen allein, „dat söte Länning" genannt wird, wie viel der Herren würden sich einstellen?

Aber kann ich denn gar nicht zu meiner kleinen Erzählung kommen? Wie ein Bonbon iſt ſie in Papier gewickelt. Jetzt kurz und knapp.

Roſa war alſo Modell, weil ſie es von Kindheit auf geweſen, und tugendhaft, weil ihr Stand das mit ſich brachte. Gewählt hatte ſie ihn nicht; ihr darin ergrauter Vater gab ihn ihr. Er war ein roher, gemeiner Menſch; Roſa fürchtete ihn, weil er ſie brutal behandelte, und welche Schmach die Arme auch erduldete, ohne es eben als ſolche zu betrachten, ſo ſchien ihr doch die, von ihrem Vater geſchlagen zu werden, ganz unerträglich, und mit unglaublicher Sanftmuth ertrug ſie ſeine Rohheit, gab ihm alles Geld, was ſie verdiente, und hielt ſich ſo fern wie möglich von allem Verkehr mit den Leuten, denen ihr Schickſal ſie nahe geſtellt. Gerhard kannte Vater und Tochter, und das Mädchen intereſſirte ihn, nicht bloß wegen ihrer ſeltenen Schönheit, ſondern auch wegen des ſtillen Ernſtes, der in ihrem Weſen lag und gleichſam ihrem Schickſal log. Doch Beider Beziehung zu einander blieb entfernt, jahrelang.

Gerhard hatte ſein Atelier in dem Hof eines Hauſes, deſſen drittes Stockwerk ihm eine kleine freundliche Wohnung bot. Sein großes Talent für das Portrait war bereits anerkannt worden, und deſſen Folge war

Berühmtheit, Beſchäftigung und Belohnung. Er war eines Morgen kaum aufgeſtanden, als ein leiſes Klopfen an ſeine Thür ihn überraſchte; denn er war gewohnt, alle Beſuche von Freunden und Fremden in ſeinem Atelier anzunehmen; man durfte verſichert ſein, ihn immer bei der Arbeit zu treffen. Als er die Thür öffnete, trat Roſa ein, ernſt wie gewöhnlich, allein ungewöhnlich ſchüchtern und befangen. Gerhard errieth, daß ſie als Bittende komme, daher ſagte er freundlich:

„Grüß Sie Gott, Roſetta! Ich ſeh' Ihnen an, Sie wollen mir die Freude machen, mich um etwas zu bitten."

„Ja!" ſagte ſie leiſ' und feſt; aber dann ſchwieg ſie.

„Nun was iſt es denn?" fragte er geſpannt, und als ſie noch ſchwieg, rief er ungeduldig: „Zum Errathen hab' ich weder Zeit noch Luſt! Wenn Sie etwas von mir wünſchen, müſſen Sie mir ſagen, was es iſt; und kann ich es erfüllen, ſo thue ich's; das wiſſen Sie! Sonſt wären Sie nicht zu mir gekommen! Alſo, was wünſchen Sie, Roſetta? ſetzte er wieder freundlich hinzu.

„Einen Eid!" ſagte ſie beſtimmt.

„Oho! rief er überraſcht und trat einen Schritt zurück.

„Einen Eid, nie und unter keiner Bedingung ei-

nem Menſchen zu verrathen, daß ich dieſen Morgen in Ihrem Zimmer geweſen bin und mit Ihnen geſprochen habe."

Dieſe Vorſicht ſchien ihm ſo merkwürdig, daß er lachend fragte: „Und dann?"

„Erſt den Eid", wiederholte ſie, „bei dem Grabe Ihrer Mutter, Signor."

„Bei dem Grabe meiner Mutter, unverbrüchliches Schweigen", ſprach er ernſt.

„Und nun", ſagte Roſa, und dunkle Röthe färbte ihre Wangen, und mit einem Ausdruck von ſtechendem Schmerz legte ſie eine Hand über ihre Augen, „nun ſein Sie ſo barmherzig, mir 50 Piaſter zu leihen."

„Wie gern!" antwortete er; „vorgeſtern hab' ich 200 bekommen."

„Es wäre möglich", ſagte ſie dumpf, ohne die Hand von den Augen zu nehmen, „daß Sie mir die 50 Piaſter ſchenken müßten, denn ich kann ſterben, und dann ſind ſie für Sie verloren."

Gerhard erſchrak, nicht über ihre Worte, doch über ihren Ton. „Sterben?" fragte er geſpannt; „aber wozu wollen Sie denn das Geld brauchen?" Er fixirte ſie, er ſuchte ſie zu verſtehen, ihre Abſicht zu ergründen. Sie hatte ſich geſammelt und ſtand ihm

wie eine Statue gegenüber. Das ſchien ihm unnatürlich. Er fragte:

„Können Sie mir nicht Ihr Vertrauen ſchenken?“

„Nein“, entgegnete ſie ruhig.

„Ein Freund vermag mehr als eine Handvoll Geld.“

„Nicht für mich!“ ſprach ſie immer ruhig; aber Gerhard wußte nicht, ob dieſe Ruhe Faſſung oder Verzweiflung ſei; ſie ängſtigte ihn. Er verſuchte ſie einzuſchüchtern und zu verwirren, um aus der peinlichen Theilnahme in die thätige, hülfreiche zu kommen, und rief heftig:

„Roſa! wer hat Ihnen weh gethan?“

„Sie!“ antwortete ſie, mit Thränen im Auge.

„Ich?“ fragte er ganz bewildert, und tolle Gedanken von einer Neigung Roſa's für ihn wirbelten durch ſeinen Kopf.

„Sie — durch Ihre Fragen“, entgegnete Roſa.

„O, Sie ſind ſchlau!“ rief er verdrießlich.

„Schlau!“ rief ſie außer ſich; „ſchlau! Fühlen Sie denn nicht, daß ich elend bin, um Ihnen, Ihnen, dem einzigen Menſchen auf der weiten Welt, zu dem ich Unglückſelige Vertrauen habe, nicht Red' und Antwort ſtehen zu können!“

Gerhard's Theilnahme wuchs mit ſeinem Erſtau-

nen. Das Mädchen ſchien ihm verändert, geadelt; er wußte die Umwandlung nicht ſogleich zu deuten, es fiel ihm nicht ſogleich ein, daß die Seele, die viel gelitten hat, hochgebildet iſt, und daß hinter ſolcher plötzlichen Umwandlung immer ein großer Schmerz oder ein großes Glück ſteht, was beides häufig ſynonym iſt. Er nahm Roſa's Hand und ſagte:

„Nur ein einziges Wort noch! Ich kann nichts für Sie thun, Sie ſagen es, ich glaube es; — aber Roſa, Einer könnte es!"

„Sie irren", antwortete ſie kalt.

„Sie lügen!" rief Gerhard; „der Eine — will nicht."

„Er kann nicht", ſagte ſie mit einem prächtigen Blick.

„Alſo doch — Einer!" ſprach Gerhard mehr zu ſich ſelbſt als zu ihr.

„Signor", bat Roſa mit ihrer erſten Schüchternheit, „werden Sie mir die 50 Piaſter auf unbeſtimmte Zeit geben?"

Gerhard nahm eine kleine Rolle mit Goldſtücken aus dem Schrank und reichte ſie ſchweigend dem Mädchen. Eh' er es verhindern konnte, hatte Roſa ſeine Hand geküßt und war zur Thür geeilt. Auf der Schwelle kehrte ſie ſich um, hob die Rechte zum

Himmel, legte einen Finger der Linken auf ihre Lippen und ſagte:

„Bei dem Grabe Ihrer Mutter, Signor.“ Dann eilte ſie fort. Er blieb den ganzen Tag in der unbehaglichſten Spannung, weil er in jedem Augenblick der Schlußſcene gewärtig war, ohne zu wiſſen, wer ſie aufführen würde. Am Abend ging er wie gewöhnlich in ein Café, wo ſich die Künſtler zu verſammeln pflegten, und kaum war er eingetreten, ſo ſtürzte ihm einer ſeiner Freunde entgegen, ergriff krampfhaft ſeinen Arm und rief:

„Gerhard, meine Danaë! meine Danaë! O Gerhard, was wird aus meiner Danaë?“

„Das weiß ich nicht“, entgegnete Gerhard ſehr verdrießlich, ſchüttelte die Hand ab, die ſeinen Arm umkrallte, und ſchrie nach Kaffee.

„Wie theilnahmlos Du für Deine Freunde biſt“, ſagte Jener geärgert; weil Du bei Deinen Büſten keine Modelle brauchſt, haſt Du gar keine Ahnung von dem Unglück eins zu verlieren! Ich ſehe nicht ein, was ich mit der Danaë anfangen ſoll ohne Roſa.“

„Iſt ſie todt!“ ſchrie Gerhard todtenbleich.

„Niemand weiß es! Verſchwunden iſt ſie. Heute morgen um zehn Uhr ſollte ſie zu mir kommen; ſie kam nicht. Nachdem ich zwei Stunden gewartet,

ſchickte ich zu ihr; ſie war nicht daheim, der alte Lelio auch nicht. Der Hauswirth ſagte meinem Burſchen, Roſa ſei ſchon vor ſechs Uhr ausgegangen, Lelio um acht. Mir ſtand der Verſtand ſtill über Roſa's Unpünktlichkeit. Jetzt, vor einer halben Stunde, gehe ich nach ihrer Wohnung, finde den Alten in Wuth, daß ſie nicht da iſt, und verſetze ihn in noch größere, als ich ihm ſage, daß ſie auch nicht bei mir geweſen. Genug, es kommt heraus — ſie iſt fort."

„Und mit wem? Oder allein? Aber wohin?" ſtammelte Gerhard ganz unzuſammenhängend.

„Freundchen! rief der Maler und ſchlug ihn plötzlich auf die Schulter, „Du ſiehſt mir aus, als wüßteſt Du etwas von der Kleinen! Ich beſchwöre Dich, laß ſie wieder zum Vorſchein kommen — mit der Zeit, verſteht ſich. Ich nehme einſtweilen andere Arbeit vor, und die Danaë bleibt liegen —; aber zum Teufel! wird ſie denn auch noch brauchbar ſein, wenn ſie wiederkommt? Nicht breit, nicht in Fett zerfloſſen, wie all dieſe römiſchen Weiber nach einem Wochenbett? O Gerhard, Du biſt" —

Aber Gerhard hörte nicht den angenehmen Scherz ſeines Freundes, ſondern nahm ſeinen Hut und ging ſchleunig zu Lelio, der ſich in einer wahrhaften Raſerei über das Verſchwinden ſeiner Tochter befand

und gar keine Anſtalt traf, um irgend eine Nachricht einzuziehen. Gerhard that es, tagelang, wochenlang, umſonſt! Roſa war und blieb verſchwunden und das Warum eben ſo räthſelhaft als im erſten Moment. Nicht die geringſte Spur eines Liebesverhältniſſes! Keine gewaltſame Entführung! Kein Motiv zum Selbſtmord! Nichts war zu entdecken. Die Zeit verging. Allmälig wurde Roſa vergeſſen, Gerhard ging ſeinen Beſchäftigungen nach, und in raſtloſer Thätigkeit ſchwinden ſo leicht flüchtige Erſcheinungen, und nicht blos ſolche, welche uns intereſſirt oder geblendet, ſondern gar uns beglückt haben. Zuweilen, wenn irgend ein Zufall an ſie erinnerte, dachte er, gleichſam zu ſeiner Beruhigung über ihr Geſchick: ſie wird todt ſein, das ſeltſame Mädchen, und ich freue mich, daß ich ihr den letzten Freundſchaftsdienſt erwieſen habe. Dem alten Lelio wich er gern aus, denn der ſprach nur mit Verwünſchungen von der undankbaren Tochter, oder mit rohem Mitleid über ihren Wahnſinn, eine ſo glänzende Laufbahn muthwillig zu verlaſſen. Endlich ſtarb er im Hoſpital.

Neun Jahre waren vergangen, als Gerhard eines Tages mit der Poſt einen Brief und eine Geldrolle empfing. Alles Andere dachte er eher, als daß dieſe Sendung von Roſa ſein könne; doch ſie war es. In

dem Briefe ſtanden drei Zeilen des herzlichſten Dankes für ſeine unvergeßliche Güte und für die Gnade des Himmels, welche ſie in den Stand ſetze, ihre Schuld abzutragen. Weiter nichts. Aus Albano hatte ſie datirt. Ihm ſank vor Erſtaunen das Blatt und die Hand herunter. Wie kam ſie nach Albano? War ſie immer dort geweſen? Unmöglich. Alle Dörfer im Gebirg hatte er ſelbſt nach ihr durchforſcht, und nun lebte ſie plötzlich im allernächſten und erfüllte ihre Verbindlichkeit mit Dank. Das rührte ihn. Es iſt keine gemeine Seele diejenige, welche nach einer Reihe von Jahren an einen geleiſteten Dienſt mit Rührung denkt. Er miethete ein Pferd und ritt nach Albano; dort wollte er in jedem Hauſe nach ihr fragen und nicht ruhen, bis er ſie entdeckt. Gleich vor der Thür des erſten Hauſes ſaß ein kleines ſchönes Mädchen in Bauerntracht auf einem umgeſtürzten Korb und aß Trauben. Es iſt unausſtehlich, Erwachſene, doch ſehr niedlich, Kinder eſſen zu ſehen; das kleine thieriſche Behagen ſteht ihnen ſo gut und färbt ihnen die rothen Bäckchen noch röther. Vor eſſenden Menſchen ſchlag' ich gern die Augen nieder. Mir däucht, ſo gut wie Jeder ſich in der Einſamkeit ankleidet, ſollte er auch in der Einſamkeit eſſen. Gerhard mag nicht ganz meiner Meinung ſein; zur Hälfte war er es; er

betrachtete das eſſende Kind mit Vergnügen und fragte nach einer Weile:

„Schmeckt es gut, mein Liebchen?“

„Ja!“ ſagte ſie, that einen langen Athemzug, wie um ſich zu erholen, und hub die Augen von ihren Trauben zu ihm auf, zwei große, friſche, klare Kinderaugen, deren tiefbraune Iris auf bläulichem Grunde lag.

„Wie heißt Du?“ fragte er, indem er ſich auf ähnliche Augen beſann.

„Aſſunta.“

„Wer iſt Dein Vater?“

„Der liebe Gott.“ Aſſunta ſagte das ganz gleichmüthig; der liebe Gott — der Vater — ſie dachte eben nichts dabei! Aber Gerhard dachte an die Mutter, und welch ein Schmerz durch deren Seele gegangen ſein mußte, als ſie dies Wort zu ihrem Kinde ſprach, und unwillkürlich ſagte er zu ſich ſelbſt halb laut:

„Das muß Roſa ſein.“

„Ja, Roſa heißt meine Mutter!“ rief Aſſunta, ſprang auf, in die Hausthür und die Stiege hinan. Er folgte ihr und ſtand in einem kleinen reinlichen Zimmer vor Roſa. Sie erkannte ihn auf der Stelle, verließ ihre Arbeit, reichte ihm eilig beide Hände und ſagte froh:

„Gott ſegne Sie! Das iſt recht ſchön von Ihnen!“

„Sind Sie immer hier in Albano geweſen?“ fragte Gerhard ganz ungeduldig.

„O nein“, entgegnete ſie, und Aſſunta, die neben ihr ſtand und ſich in ihre Schürze gewickelt hatte, ſagte auch: „O nein.“

Er ſah die Kleine an, dann die Mutter, und Roſa begegnete ſeinen Augen mit einem unendlich traurigen Blick, aber nicht beſchämt, nicht einmal verlegen. Sie bat ihn, ſich zu ſetzen, ſie bot ihm Wein, Brot und Obſt. Er ſetzte ſich, er nahm Wein; ſie fascinirte ihn durch ihre unerhörte Schönheit, durch ihre plötzliche Erſcheinung, durch ihr ganzes Weſen. Sie war ſtärker als er; das fühlte er auf einmal, wenn auch nicht deutlich; aber es verſtört die Seele, wenn ſie die Übermacht einer fremden ahnt. Roſa war nicht jung mehr, oder, wie die Franzoſen mild ſagen: elle était jeune encore, d. h. ſie war über 30 Jahre. Das wußte Gerhard, und eben darum ſchien ihm ihre Schönheit unerhört, um ſo mehr, da in ihrem Auge ein unauslöſchlicher Schmerz wachte. Er ſaß ganz befangen ihr gegenüber; ſie nicht. Er dachte flüchtig: es iſt ja eine ganz gemeine Perſon, ich will ſie dreiſt nach ihren Schickſalen fragen. Aber ſie ſah aus wie

eine ſehr ungemeine Perſon, trotz ihrer gewöhnlichen Tracht und Umgebung, trotz ihres früheren Berufs. Zuletzt fühlte er, daß Roſa ſich mit Recht über ſein zerſtreutes, ſchweigſames Weſen verwundern dürfe, darum ſagte er:

„Liebe Roſa, Sie ſehen, ich bin etwas aus dem Häuſel, wie man in meiner Heimat ſpricht; allein Sie müſſen mir das nicht übel nehmen. Sie ſind ſo ſeltſam verſchwunden, ſo ſeltſam wieder da — das macht mir Gedanken! Ich meine, das verwirrt mir die Gedanken, und ich möchte mich doch gern ungeſtört über Ihre Wiederkehr freuen. Daher wär' es mir lieb, wenn Sie mir ſagen möchten, wo und wie Sie dieſe neun Jahre hingebracht. Sollten Sie dieſen Wunſch für miſerable Neugier halten" —

„So würd' ich ſchweigen", unterbrach ſie ihn. „Ach Signor, ich bin Ihnen auf ewig verpflichtet, weil Sie mir damals Mitleid bewieſen, und wenn meine alltägliche Geſchichte Sie nicht langweilt, ſo kann ich ſie Ihnen wol jetzt erzählen."

„Eine alltägliche Geſchichte!" rief Gerhard ganz erſtaunt; er erwartete eine ſehr merkwürdige.

„So alltäglich, daß ſie Ihnen vielleicht nicht des Zuhörens werth erſcheinen wird, denn die Begebenheiten ſind nur gewöhnlich, und mein Leid, mein

Elend läßt ſich nicht ſo mit deutlichen Worten erzählen. Es beginnt zu früh, denn es beginnt mit der Zeit, in der Sie mich jahrelang gekannt haben, und Sie ſehen wol ein, davon kann ich nicht ſprechen, nicht blos aus unermeßlicher Beſchämung oder Verzweiflung, ſondern weil wirklich meine arme Seele dazumal in eine ſolche Dumpfheit und Stumpfheit gewickelt war, daß ich mich gar nicht auf mich ſelbſt beſinnen kann. Das war recht glücklich für mich! Hat Jemand einen gelähmten Körper, ſo fühlt er nicht Schmerzen an den erſtorbenen Gliedern; meine Seele war gelähmt, darum ertrug ſie die Mißhandlungen. Männer waren mir ein Gräuel, ich verabſcheute alle, meinen Vater mit inbegriffen! Vielleicht ihn am meiſten, weil ich mich tödtlich vor ihm fürchtete, weil er der Urheber meines elenden Berufs war, von dem er gierig Vortheil zog, und mich unwürdig behandelte, ſobald er glaubte, ich hätte irgendwie dieſen Vortheil vernachläſſigt oder einen Gewinn verabſäumt. Die übrigen haßte ich — bis auf Einen! Seinen Namen nenn' ich nicht, vielleicht weiß ich ihn auch nicht! Er war mir — Er! Gott, wie liebte ich ihn. Andere Frauen lieben auch, auch glühend, auch beglückt; aber ſie können nicht wiſſen, was es heißt, ſich auf einmal der Reihe menſchlicher Geſchöpfe einverleibt zu

fühlen. Nein, mehr! weit mehr! ſie können nicht wiſſen, was es heißt, von dem Geliebten, wie die Todten von der Hand Gottes, aus der Gruft voll Moder zwiſchen Engelſchaaren geſtellt zu werden. Sehen Sie, ich war wie ein herrenloſer Hund, der am Wege liegt und den Vorübergehenden in die Augen ſieht, ob Einer ihn vielleicht mitlaufen heißt; doch Keiner bemerkt ihn, oder Keiner weiß, daß er herrenlos iſt, bis zuletzt Jemand kommt, der ihm zufällig auch in die Augen ſieht und durch einen Wink ihn mitgehen heißt. Ich ging, wohin dieſe ſchönen Augen mich führten, erſt nur demüthig, dann freudig und immer freudiger, endlich ſelig, als ich glaubte gewahr zu werden, daß ich mehr ſei als ein Hund, ein Weib! ein Menſch — wie er. Ja, ja! ich ward glücklich genug, um eine ſo hohe Meinung von mir zu haben. O, wenn die Männer betrügen wollen, ſo mögen ſie doch die Weiber betrügen, die etwas ſind und haben in der Welt, und nicht ſolche, die ſie mit der Hand aus dem Staube aufnehmen, um ſie mit den Fuß in den Staub zurückzutreten. Aber es liegt wol ſo in der Männernatur, ihr Lieben iſt — weh thun; oder liegt es in der Liebe? Auch möglich! Gleichgültiges thut uns nicht weh. — Nun, fünf Monate hindurch war ich glückſelig. Niemand konnte es ahnen; ich

hatte mir ſeit vielen Jahren ein ernſtes, ſtilles Geſicht gemacht, und ich behielt es bei, weniger, um mein Herz zu verhüllen, als aus Gewohnheit, wie Leute, die immer ſchwere Laſten zu tragen pflegen, gebückt gehen, ſelbſt wenn auch keine auf ihren Schultern ruht. Aber Nachts, ſobald er kam, ſchüttelte ich die Bürden ab, die Larve, die Qual, die Unempfindlichkeit, und war — ich! Und er kam alle, alle Nacht; aber auch das konnte Niemand ahnen. Mein Fenſter ging auf eine große, weitläufige Terraſſe, die zu dem Garten eines Palaſtes gehörte, und viele Häuſer lagen um ſie herum. Von dieſer Terraſſe aus hatte ich ihn zuerſt geſehen, über dieſe Terraſſe kam er zu mir. Später iſt mir eingefallen, ob er vielleicht der Beſitzer jenes Palaſtes war; damals nicht. Er nannte mir ſeinen Namen, einen ganz dunkeln Namen, wie Tauſende ihn haben; aber da er mir log, ſo kann er auch wol den gelogen haben. O Signor, wüßt' ich nur, warum er ſo fürchterlich log! Handelte ich denn mit ihm? Sprach ich zu ihm: liebe mich, ſo will ich dich lieben, ſei mir treu, ſo will ich dir gehören, heirathe mich, ſo bin ich ganz dein? Bot ich ihm denn Etwas für Etwas? Sah er denn nicht, daß ich ihm Leib und Leben und Seligkeit gab aus freier unendlicher Liebe, und daß er

deshalb ſie nehmen durfte? O Signor! die Männer ſind ſchlecht. Ein Opfer des ganzen Weſens wollen ſie nicht annehmen, es beſchämt ſie, weil ſie keins bringen können. Sie wollen immer kaufen — mit Gold oder Verſprechungen —, um leichten Herzens den Kauf über kurz oder lang brechen und ſagen zu dürfen: Hiefür oder dafür hat ſie mich geliebt. So etwas muß er gedacht haben, denn alles das ſagte er zu mir, er liebe mich, er wolle mich aus meiner kläglichen Lage befreien, mich heirathen, mich nie verlaſſen. Es klang mir Alles wie ein Märchen, und nur das glaublich und verſtändlich, daß er mich liebe. Oft ſaß er in einem großen Lehnſtuhle in meinem Zimmerchen, und ich lag vor ihm auf den Knien und hatte ſeine Knie umſchlungen, ſah ihn an und horchte mit Andacht auf jene Märchen; und Heilige können dem Gruße der Engel nicht mit höherer Entzückung gelauſcht haben. Vermuthlich machte ihm das viel Spaß; ich weiß keine andere Erklärung. — Nach fünf Monaten kam er ſeltener, flüchtiger. Ich bedauerte es, aber anfangs grämte ich mich nicht, weil ich an die Geſchäfte glaubte, die er vorgab; das kam erſt, als ich mir ſeine Kälte und Gleichgültigkeit nicht mehr verbergen konnte, und da, o guter Gott! da mußte ich ihm etwas ſagen, das ihn vielleicht ein

paar Monate früher ſehr erfreut haben würde, während er jetzt zornig mit dem Fuße ſtampfte, mich finſter anblickte und ebenſo finſter rief:

„Das fehlt mir noch!“ Lachen Sie mich doch aus, Signor; dieſen Mann hatte ich geliebt, liebte ich noch jetzt ſo ſehr, daß ich die unendliche Kränkung verſchmerzte und aus dem Wort nur heraushörte, daß ihn noch andere Sorgen bedrückten. Ich weiß nicht, mit welchem Tone ich ihn gebeten habe, mir ſein Vertrauen zu ſchenken, genug, er blickte mich weniger unfreundlich an und ſagte:

„Du biſt ein verſtändiges Mädchen, es wird am beſten ſein, um ſo mehr, da wir doch nicht in der alten Weiſe fortfahren können zu leben“; und nun erzählte er mir ganz gelaſſen, er ſei verheirathet mit einer unſchönen, reichen Frau, deren Eiferſucht ihn martere, die ihn bei ſeiner ganzen Familie verklage und ihn dadurch am empfindlichſten für ſeine Kälte beſtrafe, daß ſie ihm hartnäckig die Dispoſition ihres Vermögens verweigere. Um ſie etwas zu beſänftigen, habe er ihr verſprochen, einige Monate in Florenz mit ihr zuzubringen, und ſie würden in einigen Tagen abreiſen. Er ſchloß mit den Worten:

„Jetzt hab' ich kein Geld, aber aus Florenz werd' ich Dir ſchicken, was Du brauchſt. Wie viel willſt Du haben?“

„O gar nichts", antworte ich ſtumpfſinnig. Er antwortete gleichgültig:

„Vielleicht irrſt Du auch, das wäre deſto beſſer! Adieu, Roſa!" Er winkte mit der Hand, ſprang auf das Fenſter und glitt an einem Orangenbaume hinab. Aus alter Gewohnheit war ich ihm bis zum Fenſter gefolgt, ſah ich ihm nach, bis er in der Dunkelheit verſchwand, horchte ich auf ſeinen Schritt, nachdem ich ihn nicht mehr ſehen konnte, ſchloß ich vorſichtig mein klirrendes Fenſter und ſetzte mich in den großen Lehnſtuhl, den er eben verlaſſen. So that ich immer, ſo that ich auch das Mal. Doch ſtatt des Wortes, das ich ſonſt immer auf meinen Lippen fand: Er iſt ein Engel! — ſagte ich unwillkürlich: Er iſt ein Elender! und erſchrak dann fürchterlich, weil ich nun wieder kein Weib, kein Menſch, nicht einmal ein Hund war, denn den Hund kann man nicht betrügen, der hat ſeinen Inſtinkt — und Er hatte mich betrogen, ſo zum Spaß, um ſich ein recht großes Vergnügen zu machen! ohne die Lüge wär' es nur mittelmäßig geweſen. Dann beſann ich mich, daß ich fort müſſe und wolle, fort von ihm, fort vom Vater, nicht für ein paar Tage oder Jahre — nein, für ewig! Nicht auf, nicht über der Erde mochte ich ihnen mehr begegnen! Ich wollte etwas Andres ſein als dieſe ver-

achtete, entwürdigte Rosa. Ich besann mich mehre Tage. Da hörte ich eines Morgens den Bruder meines Hauswirths, einen Lohnbedienten, sagen: eine fremde Dame suche eine italienische Kammerfrau, und er solle ganz rasch eine schaffen, weil die Herrschaft morgen schon nach Neapel wolle und die Dame durchaus eine Römerin wegen der schönen italienischen Aussprache begehre. Das erleuchtete mich. Ich flog in das Hotel, meldete mich bei der Dame, bot ihr auf drei Monate meine Dienste unter einem fremden Namen an und wurde angenommen. Am nächsten Morgen sollte ich mich um 7 Uhr zur Abreise einstellen. Eh' ich das that — kam ich zu Ihnen; denn ich war blutarm. Ich nahm nicht ein Stück von meinen Kleidern mit, aus Furcht, mein Vater könne mich beschuldigen, ihn beraubt zu haben, und ich brauchte doch Geld, wenn nicht für jetzt, so doch später. Weshalb zu Ihnen? Gott weiß es! Ich dachte alle Menschen nach, die ich kannte — Sie fielen mir zuerst und zuletzt ein. Sie waren barmherzig — am barmherzigsten dadurch, daß Sie mein Vertrauen rechtfertigten. Wissen Sie noch, wie Sie damals zu mir sprachen: „Einer will nichts für Sie thun, Rosa"; und ich antwortete: „Er kann nicht". Das war so wahr! Und wär' Er gekommen und hätte sein Herz, seine Hand

und alle Schätze des Erdbodens vor mir niedergelegt, dennoch hätte er nichts mehr für mich thun können. Er hatte mich muthwillig hintergangen, absichtlich belogen, frevelhaft mit mir geheuchelt; folglich konnte er nichts, nichts, gar nichts mehr für mich thun. Nicht wahr, Sie begreifen das? Und den Eid mußten Sie mir leisten, damit mein Verschwinden am besten durch meinen Tod gedeutet werden möge; und meine Anleihe bei Ihnen machte denselben unwahrscheinlich. Meinem Vater und seinen Nachforschungen mußte ich mich um jeden Preis entziehen! — Vierundzwanzig Stunden später war ich in Neapel, und der gnädige Gott hüllte mich gleichsam in seine Wolken. Mein Dienst war leicht, ich lernte ihn schnell, ich mußte meine Gebieterin an- und auskleiden und ihr die Dinge auf italienisch nennen, nach denen sie durch Zeichen fragte. Sie war reich, vornehm, jung und schön, aber ich glaube, sehr unglücklich — nicht weil ihr Gemahl sie außerordentlich roh behandelte, sondern weil sie einen Mann liebte, der ihre Liebe grausam erwiderte. Er vernachlässigte sie tagelang, kam nicht zu ihr, sprach, wenn er ihr begegnete, nur flüchtig mit ihr, sah sie oft nicht einmal an, ließ sie sich grämen und ängstigen, und dann plötzlich überraschte er sie, überschüttete sie mit Liebe, Freude und

Zärtlichkeit, versicherte ihr aufs innigste, sie sei die Wonne seiner Seele, und es beglücke ihn namenlos, daß er sie immer auf diesem Punkte der zitternden Sehnsucht erhalten könne, denn diese unstillbare Sehnsucht sei ein Beweis ihrer Liebe. Das tröstete sie — so lange er da war; ging er, so begann sie wieder an einem Gefühle zu zweifeln, das für eigensüchtigen Genuß das Geliebte auf die Folter legt. Und der Mann hatte kein andres Liebesverhältniß, wie ich glaubte; er war wirklich ehrlich, betrog meine arme Gebieterin nicht — doch weh zu thun ist Männerart. Da sah ich zum ersten Male, daß ich nicht deshalb unglücklich war, weil Dürftigkeit und Erniedrigung mich von Kindheit an umringt hatten, sondern weil es für Frauen fast unmöglich ist, nicht unglücklich zu sein, sobald sie ihr Glück von einem Manne abhängen lassen. Trost gab mir diese Wahrnehmung nicht, aber sie machte mich still; ich hörte auf, mein Schicksal als eine Ausnahme zu betrachten. Nach drei Monaten verließ ich meinen Dienst; ich wollte nicht, daß meine Gebieterin Übles von mir denken dürfe, und ging, ehe es mir unmöglich ward meinen Zustand zu verheimlichen. Sie entließ mich freundlich mit Lob und Geschenken, und ich begab mich nach Castellamare, wo Assunta geboren ist. Ich beschwöre Sie,

Signor, denken Sie nicht allzu gering von mir! Ich muß Ihnen gestehen, daß dies Ereigniß, anstatt wie eine Schmach oder ein Vorwurf, wie eine Ehre mir vorkam. Ich war gewürdigt, Mutter zu sein, einem Geschöpfe Gottes das Leben zu geben, zu erhalten, für andres Dasein als das meinige zu sorgen, zu hoffen, zu arbeiten. Ich hatte Assunta's Vater geliebt — die heilige Jungfrau weiß es! — ohne Nebenabsicht; aber freilich — auf die Wonne der Erwiderung rechnete ich, denn ohne sie ist die Liebe zwischen Mann und Weib Wahnsinn oder Thorheit. Doch bei dem Kinde rechnete ich auch darauf nicht, und liebte es dennoch eben so opferbereit, eben so begnügt, und dies Gefühl richtete mich vor meinen eigenen Augen auf: es gab mir die Zuversicht, daß keine Gemeinheit der Seele mich Ihm in die Arme geworfen — nur Liebe. Jetzt liebte ich mein Kind, und um des Kindes willen verzieh ich ihm — so weit es dem schwachen Menschen möglich ist, zu verzeihen; ich betete, Gott möge ihm seine Missethat nicht anrechnen."

Bei diesen Worten ergriff Gerhard Rosa's Hand, sah sie wild an und rief:

„O zum Teufel! Sie sind ein Engel, eine schneeweiße Heilige!"

„Ich!" sagte sie befremdet und legte langsam die

Hand über die Augen; kein Tadel hätte ſie ſo tief gedemüthigt als dies Lob. „Was hab' ich denn ſo Herrliches gethan?"

„Ich habe nicht geſagt: Sie thun wie ein Engel, ſondern: Sie ſind ein Engel, ein Engel, und abermals ein Engel! und nun erzählen Sie weiter."

„Inzwiſchen", fuhr Roſa fort, „war meine kleine Kaſſe ziemlich erſchöpft, und ich mußte über Mittel zu künftigem Erwerbe nachdenken. Ich war kräftig und ſehr geſund, ich hätte wol arbeiten können; aber ein kleines Kind begehrt ſo viel Pflege, eh' es laufen kann. Wieder kam mir unverhoffte Hülfe. Die Frau, bei der ich wohnte, ein gutes, theilnehmendes Weib, kam athemlos zu mir und ſagte: eine fremde Gräfin ſei in Caſtellamare niedergekommen, man verlange eine junge, geſunde Amme, und ob ich mich nicht melden wolle. Noch heute weiß ich nicht genau, weshalb dieſer Vorſchlag mir ſo unerhört weh that. Ich hatte ja bereits gedient ohne große Überwindung; allein dieſer Dienſt kam mir allzu drückend vor, allzu beſchämend. Und wußte ich denn, ob ich würde Aſſunta bei mir behalten dürfen? Schwerlich! Doch war ich feſt entſchloſſen, mich nicht von ihr zu trennen. Mit der Zuverſicht, man werde gerade das von mir verlangen, gab ich den Bitten und Vorſtellungen jener

Frau nach und ließ mich zu der Gräfin führen. Da war Alles in Aufruhr! Sie hatte drei Tage darauf beſtanden, ihren Sohn ſelbſt zu nähren; es ging nicht; dann hatte ſie ihn wieder drei Tage mit Ziegenmilch ernähren laſſen, das bekam ihm nicht. Der Graf ward böſe und beſtand auf eine Amme, die erſte beſte geſunde Perſon. Zwei hatten ſich bereits vorgeſtellt, aber der Gräfin ſo ſehr mißfallen, daß ſie auf keine Weiſe zu bewegen war, ihnen ihr Kind anzuvertrauen. Der Graf gerieth in den heftigſten Zorn und ſchwur, die dritte, wenn ſich noch eine fände, ſolle und müſſe angenommen werden. Da kam ich mit Aſſunta auf dem Arme. Der Graf war im Vorzimmer. Ohne mir ein Wort zu ſagen, faßte er mich bei der Hand, zog mich raſch zu der Gräfin, ſtellte mich vors Bett und ſagte: „Dieſe bleibt“.“

„„Nur unter der Bedingung, daß mein Kind bei mir bleiben und daß ich eben ſo ſehr für daſſelbe als für das Ihre ſorgen darf“, ſprach ich ſehr beſtimmt.“

„„O“, rief die Gräfin und faltete ihre ſchmalen, ſchwachen Hände, „dieſe Frau hat Gott mir geſchickt! ſie wird meinen Sohn lieb haben.““

„Dieſer Ausruf rührte mich tief; ich überwand meinen Schmerz; ich blieb — und wirklich nach kurzer Zeit nicht ungern. Beide Kinder gediehen, und

die Gräfin war das holdſeligſte Geſchöpf, das ich je gekannt, ganz jung, ganz ſchön, ganz gut. Der Graf vernachläſſigte ſie aufs äußerſte, obgleich er noch kein Jahr mit ihr vermählt war. Immer ſaß er am Spieltiſche oder war er in Liebeshändel verwickelt, die neben ſeiner lieblichen Frau eben ſo empörend als unbegreiflich waren. Aber das iſt nun einmal Männerart. Sie blieb immer himmliſch ſanft; ich war faſt immer mit den Kindern um ſie und liebte und bewunderte ſie ganz im Stillen. Zuweilen weinte ſie, dann ſchickte ſie mich aber fort, und wenn der Graf kam, war ſie wieder freundlich und führte ihn zu ſeinem Sohne. Im Herbſt gingen wir nach Neapel, und ſchnell verſtrich ein Jahr. Die Kinder waren entwöhnt, fingen an zu ſprechen, zu laufen; aber ich blieb, weil die Gräfin es wünſchte, und weil es mir und meinem Kinde gut ging. Das ſollte aber nicht dauern. Der Graf fing an mich auf eine Weiſe zu behandeln, die ich nicht ertragen konnte. Einmal ging ich mit den beiden Kindern und einer zweiten Wärterin auf der Villa Reale ſpazieren. Ich trug den prächtigen, auffallenden Anzug, den die Vornehmen in Neapel den Ammen ihrer Kinder geben, einen hochrothen Rock, mit Gold beſetzt, eine feine geſtickte weiße Mouſſelinſchürze, einen violetten Sammetſpenzer, reich mit Gold

gestickt, und goldne Nadeln im Haar. Der Graf begegnete uns mit einigen andern Herren. Er rief mich an und zeigte ihnen seinen Sohn. Die Herren bewunderten unverholen mich weit mehr als das Kind. Das machte ihn aufmerksam auf mich, und so sah ich mich genöthigt, sehr bald die Gräfin um meine Entlassung zu bitten. In der Hoffnung, sie möge die Unwürdigkeit ihres Gemahls noch nicht bemerkt haben, erzählte ich ihr ein Märchen von einer alten kranken Mutter, die mich heim berufe. Sie that mit Worten, als glaube sie den Vorwand, aber an einer sanften, verneinenden Kopfbewegung, an den Thränen, die sie nicht unterdrücken konnte, erkannt' ich wol, daß sie nicht blind gewesen. Ich küßte tausend Mal ihre lieben Hände, es wurde mir schwerer, mich von ihr zu trennen, als von ihrem Sohne, der mir doch wie an mein Herz gewachsen war. Sie umarmte mich weinend, dankte mir, beschenkte mich reichlich, und am Abend desselben Tages war ich mit meiner Assunta auf dem Wege tiefer in das Land hinab. Gern wär' ich in Castellamare oder Sorrent geblieben; dorthin drängen sich im Sommer die Fremden und bieten den Unbemittelten tausend Gelegenheiten zum Verdienst; aber, Signor, ich war sehr schön damals, ich fürchtete bemerkt zu werden, wo viele rei-

che, unbeschäftigte, verdorbene Leute sich umhertrieben, und ging bis Salerno. Da habe ich sieben Jahre gelebt von der Arbeit meiner Hände, unbemerkt, still und fleißig — nicht glücklich — o mein Gott, nein! mit meinen Erinnerungen ist man das nicht, eine so tief verwundete Seele heilt nicht ganz —, aber stark genug, um einzig auf das Gedeihen und das Wohl meines Kindes die Augen zu richten, und gesund genug, um nicht die Kraft des Willens der Schwäche des Körpers unterliegen zu sehen. Gesundheit ist das größte Glück des Armen. Endlich bin ich vor zwei Monaten hierher gekommen, weil ich in einer Zeitung die Auffoderung an mich, die vor neun Jahren Verschollene, fand, falls ich noch lebe, mich in Albano einzustellen, als einzige Erbin einer kürzlich dort verstorbenen Frau. Sie war die Schwester meines Vaters; die Auffoderung sagte mir, daß er nicht mehr am Leben sei. Ich zögerte nicht, legitimirte mich als rechtmäßige Erbin und sah mich plötzlich wohlhabend; denn für Jemand, der von täglichem Erwerbe lebt, ist das geringste Besitzthum ein Vermögen; und hier, Signor, will ich nun leben und sterben."

„Das ist brav!" rief Gerhard; „das freut mich, ich werde Sie oft besuchen, wir wollen gute Freunde sein." Er schüttelte ihr herzlich die Hand und war

vergnügt wie lange nicht. Nun ſprach er viel und unbefangen mit ihr, er tappte nicht mehr im Dunkel, confuſe Vermuthungen ſtörten ihn nicht mehr. Aus einer zufälligen Stockung des Geſprächs fuhr er plötzlich auf:

„Aber der Vater! zum Teufel, ſoll denn der Vater gar nichts für das Kind thun?“

„Signor“, antwortete Roſa mit ſtolzer Ruhe, „das Kind iſt mein, mit meinem Herzblute, mit meinen Thränen hab' ich's zu meinem alleinigen Eigenthume gekauft. Nicht ein Härchen von ihren ſchönen ſchwarzen Locken ſoll Ihm gehören, und wenn er eine Fürſtenkrone darauffetzen könnte. Beſſer kein Vater als der Vater. Übrigens — bei meiner Seligkeit! ich weiß nicht, wer er war, und hätte ich es gewußt, ich würd' es längſt vergeſſen haben.“

Gerhard fügte ſich ihrem Willen. Er ging; er kam. Dieſe Frau, dies Kind warfen ein erhöhtes Intereſſe in ſein Leben, das bisher immer nur ſtoßweiſe von einem Orkane des Gefühls durchbrauſt worden war. Sein Gehirn kannte tropiſche Entzückungen, welche ſich aber nie in der geſunden Region des Herzens akklimatiſirt hatten. Nicht als wäre ſein Herz in den Wellen der Phantaſie untergegangen! O nein! Es war nur zu heftig, zu raſch; es warf ſich wie die

Flut an die Klippe; und wenn es dann gewahr wurde, daß der Fels Fels blieb, ſo ſtrudelte es in ſich ſelbſt zurück und blieb im Innern warm und weich, während die äußern Strudel die Leute abſtießen und ihn wunderlich und excentriſch in ihren Augen machten. Gerade darum, wie ich ſchon ſagte, war ich ihm gut und war auch Roſa es ihm. Wie weit die Theilnahme gegangen, die er für Roſa empfunden, weiß ich nicht. Da er aber kurz darüber hinglitt, ſo vermuthe ich, daß ſie ſehr tief geweſen, und daß ihr plötzlicher Tod ihn um ein ſtilles Glück gebracht. Roſa ſtarb an einer Bruſtentzündung binnen drei Tagen und hatte nur die Zeit, Gerhard zu Aſſunta's Vormund zu machen. Wie ihre Seele im Leben, war ſie im Tode, ſtark und gefaßt. So geht es immer! In Qualen muß der Menſch leben und lebt er; und tritt endlich der Moment der Erholung ein, und ſtreckt er ſich hin, um auszuruhen, ſo ſtirbt er ſtatt deſſen. Was iſt nun beſſer: in Qualen leben, oder ſtill todt ſein?

Gerhard's Entſchluß war augenblicklich gefaßt. Er führte Aſſunta von dem Sterbebette ihrer Mutter in ſeine Wohnung nach Rom und beſchloß, ſich nie von dem Kinde zu trennen, ſo wie Roſa ſich nie von ihr getrennt hatte. Um das durchzuführen, veränderte er ſeine Lebensweiſe und Gewohnheiten. Er ließ ſeine

Junggesellenwirthschaft fahren, richtete sich häuslich ein, nahm eine zuverlässige Frau, welche die Küche und Assunta's Pflege besorgen mußte, schickte die Kleine zu den Ursulinerinnen in die Schule und hatte sie in ihren Freistunden immer um sich. Im Atelier, wenn er arbeitete oder seinen zahlreichen Schülern Unterricht gab, mußte sie sich ruhig bei ihren Spielwerken verhalten; in den Speise- und Abendstunden hingegen machte es ihm das größte Vergnügen mit ihr zu plaudern, sie in ihren Studienfortschritten zu examiniren und ihr selbst Zeichnenunterricht zu ertheilen. Seine Freunde und Bekannte glaubten nicht anders, als daß Assunta seine Tochter sei; da er es ruhig verneinte, ohne weitere Auskunft zu geben, so glaubten sie es um so mehr und fanden seine Zärtlichkeit für das Kind sehr begreiflich; denn Assunta, jetzt zehn Jahre alt, hatte von ihrer Mutter alle Güte und alle Grazie geerbt, und war dabei mittheilender, offner, traulicher als jene und dadurch angenehmer im täglichen Umgange; Rosa konnte nur große Sympathien wecken. Sie war früh der Härte begegnet und hatte sich in sich selbst zusammengewickelt, um deren Berührung so viel wie möglich zu vermeiden; dies war anfangs Instinkt, dann Bedürfniß, endlich Richtung des Charakters. Assunta kannte nur Liebe, daher war

ſie ohne Furcht und Scheu. Sie hing an Gerhard, wie ſie an ihrer Mutter gehangen, wenn nicht mit derſelben Zärtlichkeit, doch mit größerer Dankbarkeit, und ſie war zu ſehr Kind ihrer Mutter, um nicht aus dem Danke eine Liebe zu machen. In der erſten Zeit hatte ſie ſich mit einer Heftigkeit über den Tod ihrer Mutter gegrämt, welche bei Kindern ungewöhnlich iſt; ſie kennen wol einen kurzen, ſtarken Schmerz, ſelten tiefen Gram. Aber Aſſunta grämte ſich. Zuweilen war ſie ſcheinbar ganz aufmerkſam mit ihrer Puppe beſchäftigt, und wenn Gerhard ſie rief oder anſprach, ſo trocknete ſie haſtig die Augen, eh' ſie ſich zu ihm kehrte. Zuweilen beim Eſſen, oder ohne alle äußere Veranlaſſung, wurde ſie auf einmal ganz ſtill, und große Thränen rollten über ihre Wangen. Nachts, erzählte die Haushälterin an Gerhard, wache ſie bisweilen auf von Aſſunta's bitterlichem Weinen. Er ließ ſie weinen, er verdoppelte nur ſeine Zärtlichkeit und beſtand darauf, daß ſie hübſch fleißig in der Schule lerne; und dieſe geſunde Seelendiät that gute Wirkung bei der kleinen Herzenskranken. Sie vergaß nie ihre Mutter, allein ſie vergaß ihren Gram.

Die Jahre verſtrichen; Aſſunta war zu einem lieblichen Mädchen erwachſen. Kein Vater kann ſich mehr ſeines Kindes freuen als Gerhard ihrer. Der

volle Schatz ſeiner Liebe, den er nie ganz hatte anbringen können, gehörte ihr. Er war auf dem Wege geweſen, ſein Herz mit Roſa zu erfüllen, doch mehr noch als ihr äußeres Schickſal hielt ihr innerſtes Weſen ſie immer etwas fern von ihm; ſie brauchte ſo gar keinen Schutz, war ſo ganz ſtark und ſelbſtändig. Solche Frauen lieben die Männer nicht gern. Wenn ſie ſie aber einmal lieben, ſo lieben ſie nur ſolche mit hoher Leidenſchaft. Darum nehmen ſie ſich gern vor ihnen in Acht; hohe Leidenſchaft hat viel Unbequemes. So raiſonnire aber nur ich, nicht Gerhard; er um ſo weniger, da Roſa geſtorben war, ehe er die Wahrheit des letzten Wortes erproben konnte. Nun liebte er in Aſſunta nicht blos das Kind, ſondern auch die Mutter, und gar eine todte Mutter. Er fühlte ſich recht glücklich! Er war funfzig Jahre alt geworden; Sorgfalt und Aufmerkſamkeit thaten ihm wohl. Er arbeitete immer gern, doch nicht mehr ums Brot; er hatte ſich ein kleines ſichres Vermögen erworben, gerade genug, um ſein Alter und Aſſunta's Zukunft ſicher zu ſtellen. Daher war er zwar aus Gewohnheit und Bedürfniß der Thätigkeit ſtets beſchäftigt, allein er ließ ſich doch recht gern dann und wann von Aſſunta unterbrechen, ſei es, um einen Spaziergang auf Monte

Pincio oder Monte Celio zu machen, oder um einem kirchlichen Feste beizuwohnen, oder um die Ruinen des alten großen Rom zu besuchen. Das waren Assunta's Vergnügungen. Übrigens lebte sie so häuslich und eingezogen, wie die Römer ihre Töchter halten, und kam eigentlich nur zum Vorschein und zwischen viel Menschen an den drei großen römischen Volksfesten, Pfingsten, am Frohnleichnamstage und an den Octoberfesten in der Villa Borgheſe. Dann schüttet Rom seinen Reichthum an Weiberschönheit aus. Gewöhnlich bietet es nur eine erstaunenswerthe Fülle der Häßlichkeit dar.

Dennoch hatten gewisse Männeraugen alle Muße, Assunta zu sehen und zu bewundern; nämlich Gerhard's Schüler. Seit sie nicht mehr Kind war, hatte das Atelier freilich aufgehört ihr Spielplatz zu sein, aber Gerhard hatte auch seitdem seine Wohnung verändert und eine andere gewählt, in welcher die Zimmer unmittelbar an dem Atelier lagen. Er mochte nicht Assunta, die nicht mehr in die Schule ging, den ganzen Tag einsam oder bei der Haushälterin oben sitzen lassen. Sie sollte in seiner Nähe sein, er wollte wissen, was sie that und trieb, zuweilen sie sehen und ein Wörtchen mit ihr plaudern. Waren ihre häuslichen Beschäftigungen abgethan, so saß sie arbeitend

oder zeichnend in Gerhard's Zimmer, deſſen Thür faſt immer geöffnet nach dem Atelier blieb.

Gerhard intereſſirte ſich für ſeine Schüler, gab ihnen nicht blos den regelrechten Unterricht, ſondern freute ſich herzlich, ſobald dieſer oder jener ſich mit Bitte um ſpecielle Anleitung und Erklärung an ihn wendete, und ſchenkte gern dem Eifrigen und Wißbegierigen eine Abendſtunde. Dann pflegten ihn auch ſeine Freunde zu beſuchen, ſo daß ſich häufig ein kleiner froher Kreis um ihn verſammelte, in deſſen Mitte Aſſunta heiter und unbefangen wie die Tochter vom Hauſe ſtand. Seit ihrer Kindheit an den beſtändigen Umgang mit Männern gewöhnt, kannte ſie keine Blödigkeit ihnen gegenüber. Die Freunde ihres Vaters (ſie gab ihm den Namen, den ſeine Liebe ihm verdiente) durften ſie ganz ſo viel necken, wie es ältern Männern bei jungen Mädchen ſo großen Spaß macht; und die Schüler ihres Vaters betrachtete ſie ungefähr wie eine Schaar von Vettern, mit denen ein freundlich verwandtſchaftliches Verhältniß recht angenehm iſt. Der Eine ſpitzte ihren Bleiſtift zu, wenn ſie ſich die Finger eben nicht ſchwarz machen wollte; ein Andrer beſorgte ihr einen Blumenſamen, den ſie gerade wünſchte, und noch Einer ſchrieb ihr ein Lied ab, das ihr gefiel, und das ſie ſingen wollte;

und dann ſang ſie es am Morgen mit ihrer jungen, klingenden Stimme ſo friſch in das Atelier hinein, daß Gerhard ihr bisweilen zurief:

„Aſſunta, Du ſchmetterſt wie ein Kanarienvogel! uns gellen die Ohren.“

„Soll ich die Thüre zumachen, lieber Vater?“ fragte ſie, ohne ſich über die geringe Anerkennung ihres Talents zu kränken.

„Bleib doch ruhig ſitzen und zeichne einmal zehn Minuten hintereinander!“ rief er.

Aſſunta, die oft ſtundenlang ſehr aufmerkſam an ihrem Arbeitstiſche ſaß, zeichnete fort, lächelte und ſchwieg. Nach einer Weile trällerte Gerhard nicht ſehr melodiſch: „Du Schwert an meiner Linken“, unterbrach ſich dann und rief:

„Aſſunta, wie heißt die zweite Strophe Deines neuen Liedes? Ich vergeſſe ſie beſtändig! — Aber pian pianino, zerſprenge uns nicht das Trommelfell.“

Dann ſang ſie, und alle Hände arbeiteten noch einmal ſo emſig.

Doch ſeit Amaury Derval Gerhard's Schüler war, ſang Aſſunta nicht mehr ſo luſtig. Sie war nicht traurig dadurch geworden — o Gott, nein! — aber wußte ſie denn, ob die Lieder ihm gefielen? und zitterte ihre Stimme nicht vor Befangenheit bei dem Gedanken,

daß er ihr zuhöre? — Ob die übrigen jungen Leute zuhörten, kümmerte sie wenig; sie sang zu ihrem eigenen und Gerhard's Vergnügen, und fiel ihr einmal das größere Auditorium zufällig ein, so sprach sie zu sich selbst: Warum sollten ihnen meine herzigen Lieder mißfallen! und wenn — was schadet das meinen Liedern? Aber Amaury Derval! Hätte dem ein Lied mißfallen, so würde sie es schwerlich je wieder über ihre Lippen gebracht haben. Übrigens war, wie sich von selbst versteht, gerade Amaury Derval Derjenige, dem sie am wenigsten fürchten durfte zu mißfallen, mit und ohne ihre Lieder.

Seit er da war, war Assunta's Stimme leiser, ihre Bewegung schüchterner, ihr Gang ruhiger geworden. „Warum bist Du denn so still?" fragte Gerhard verwundert.

„Du hast mir oft gesagt, lieber Vater, ich plaudere zu viel und lache zu laut", antwortete Assunta erröthend; „und da ich nun sechszehn Jahre alt bin" —

„Mußt Du Dich wie ein alter Karthäuser benehmen, nicht wahr? Das verbitte ich mir aber, mein Schätzchen! Wenn man alt wird, hat man gern mit jungen Leuten zu thun, und wo steckte die Jugend, wenn nicht in Frohsinn und Munterkeit? Und wie

ſoll das zum Vorſchein kommen, wenn nicht durch ſchwatzen und lachen? Sei Du ſo luſtig Du willſt! fröhliche Leute haben überdies keine böſe Gedanken" —

„Ich habe wirklich keine böſe Gedanken!" unterbrach ihn Aſſunta tödtlich erſchrocken. Anders, neu und fremd, waren ſie allerdings ſeit einiger Zeit, die Gegenwart kam ihr wichtiger vor, die Zukunft bedeutender, obgleich vor derſelben ein undurchdringlicher Schleier hing; doch der zitterte bisweilen wie von unſichtbarer Hand bewegt, und dann ſchien er von Goldflor zu ſein. Jeder Tag hatte ſeine ganz beſondere Freude! die hieß Amaury Derval; die brach an, wenn er in das Atelier ihres Vaters trat. Sie ſaß in deſſen Zimmer an ihrem Arbeitstiſche und ſah kaum auf und durch die Thür ins Atelier; allein ſie wußte dennoch, ob Amaury da war oder nicht. Sie kannte ſeine Weiſe, die Thür raſch und weit zu öffnen, ſie kannte ſeinen langen, leichten Schritt. Und war er da, ſo horchte ſie auf ſeine Stimme, deren geringſte Inflexion ihr verſtändlich war. An ſeinem „Guten Morgen, Herr Gerhard!" hörte ſie, ob er froh war; und wenn er froh war, ſo kam das daher, daß er glaubte, endlich wieder einmal einen Abend bei Gerhard zubringen und mit Aſſunta plaudern zu dürfen. Das hörte ſie Alles heraus, und irrte ſich nicht, und

war so glücklich, daß gerade der gescheute, fleißige, liebenswürdige Amaury der tüchtigste Schüler ihres Vaters sein mußte!

Es schien ein wahres Seelenverständniß zwischen ihnen Beiden, sie sprachen sich selten, sie sahen sich nur und wußten so gut, wie Jedem zu Muthe war, als habe ihr Auge, gleich dem der Somnambülen, die Eigenschaft, das Unsichtbare zu sehen. Eine Zeit war dies Verständniß gestört, als ein Zögling Gerhard's, ein Deutscher, nach einer halbjährigen Abwesenheit aus der Heimat nach Rom zurückkehrte. Das war eine Freude für Gerhard! Merrem war sein Liebling, und nicht blos als Schüler, sondern als Mensch und Künstler; Familienrücksichten hatten ihn fortgerufen, es war ungewiß, ob sie ihn nicht in Deutschland fesseln würden — und jetzt kam er unverhofft zurück und wollte sich für die nächsten Jahre in Rom fixiren, nicht mehr als Schüler, sondern selbständig.

„Das ist ein Kopf!" sagte Gerhard fast täglich zu seinen Schülern; „aus dem wird etwas Großes werden! Wie der gearbeitet hat, das stellt Ihr Euch gar nicht vor! Wochenlang that er nichts" —

„Das kann ich auch, Herr Gerhard!" unterbrach ihn der Jüngste der Gesellschaft.

„Ich weiß es, mein Söhnchen", entgegnete Ger-

hard gelaſſen; „und dann kam er wieder von ſeinen Streifereien im Gebirg und in der Campagne, ganz blaß, ganz tiefſinnig, und arbeitete mit dem eiſernen, anhaltenden, ausdauernden Fleiße, wie nur das Genie arbeiten kann; und war er fertig mit ſeinem Gegenſtande, und wähnte ich, er müſſe ſich matt fühlen von der ungeheuern Anſtrengung, ſo war ſein Auge klar und ſeine Wange blühend geworden. Den Merrem hat der Genius zerarbeitet, bis er deſſen Meiſter geworden iſt."

Aſſunta freute ſich über Merrem's Wiederkehr, weil es ihren Vater ſo beglückte, und weil ſie ſelbſt ihm gut war — mehr als den Übrigen. Doch Amaury Derval gehörte nicht zu den Übrigen. Er glaubte es aber und wurde ganz finſter und ſchweigſam. Er lachte nicht mehr ſo hell und luſtig, daß Aſſunta immer heimlich mitlächeln mußte, wenn ſie ihn hörte. Er öffnete die Thür und ging ſo langſam, daß ſie ſich ſchon mehrmals über ſeinen Schritt getäuſcht hatte. Sie beſann ſich und brachte heraus, dieſe Verwandlung ſei eingetreten mit Merrem's Rückkunft, ſeinen häufigen Beſuchen und ihres Vaters Lobeserhebungen. Konnten dieſe nicht in der That etwas Kränkendes für Amaury haben, der ſich plötzlich — wenn nicht aus ihres Vaters Gunſt ver-

drängt, doch verdunkelt ſah? Aſſunta nahm Partei für Amaury gegen Merrem; aber daß es für Amaury geſchah, errieth Niemand als er allein.

Eines Morgens hatte Gerhard wieder Gelegenheit gefunden, von Merrem's Gaben und Fähigkeiten zu ſprechen, und Amaury bemerkte mit ſtillem Grimme, daß Aſſunta, wie um zuzuhören, in die Thür getreten war. Als er ſchwieg und Alle ſchwiegen, nahm ſie ganz ſanft das Wort:

„Lieber Vater, warum lobſt Du nur den Merrem ſo unerhört? Er iſt wirklich ein rechter deutſcher Bär!"

„Oho!" fuhr Gerhard auf; „was weißt denn Du von deutſchen Bären! Bin ich etwa einer? He?"

„Er hat mich vorgeſtern hier im langen Gange faſt über den Haufen gerannt und mich nicht einmal um Verzeihung gebeten."

„Nun, im langen Gange iſt's ohnehin ſtockfinſter! Kommt man gar von draußen herein, kann das wol paſſiren."

„Aber man entſchuldigt ſich doch!" behauptete Aſſunta ganz ſanft.

„Lieber Derval, geben Sie mir doch eins der dünnſten Stäbchen dort", wandte ſich Gerhard zu Amaury, deſſen Herz ſo heftig ſchlug, daß ihm die Hand zitterte, die das Stäbchen darbot.

Da Gerhard ihr nicht geantwortet hatte, ſo ſchwieg Aſſunta, blieb aber in der Thür ſtehen, lehnte ſich an den Pfoſten und ſtrickte ganz eifrig, ohne aufzublicken. Nach fünf Minuten ſah Gerhard auf und fragte lachend:

„Haſt Du noch mehr Klagen über Merrem zu führen, daß Du unbeweglich daſtehſt wie vor Gericht?“

„O, Klagen gar nicht!“ ſagte Aſſunta faſt ſtolz; für ihn ſelbſt iſt es am übelſten, wenn er ſchlechte Manieren hat, er mißfällt dadurch.“

Amaury heftete einen raſchen, feſten Blick voll Jubel und Dank auf ſie; ſie fühlte den Blick, denn ihre Wangen färbten ſich höher, wie unter einem Sonnenſtrale, aber ſie ſah unwandelbar auf ihr Strickzeug, indeſſen Gerhard ganz heftig und verdrießlich rief:

„Schlechte Manieren hin, ſchlechte Manieren her! Ich weiß nicht, ob ein kleines Mädchen wie Du im Stande iſt, die Manieren zu beurtheilen. Daß Du aber über ein Genie nicht urtheilen kannſt, ſiehſt Du, Schätzchen, das weiß ich, und daß die Herren hier es anerkennen und ihm nachſtreben mögen, das wünſche und hoffe ich.“

„Bei mir, Herr Gerhard, ſind Sie von beidem

überzeugt, nicht wahr?" fragte Amaury mit dem liebenswürdig traulichen Lächeln, das ſeinem ſchönen, lebhaften Geſichte ſo gut kleidete, und Gerhard nickte ihm freundlich zu, während Aſſunta aus der Thür verſchwand. Von dem Augenblicke an wich Amaury's Trübſinn und nannte Aſſunta Merrem nicht wieder einen deutſchen Bären. Einmal genügt. Amaury ſchloß ſich an Merrem herzlich an, theils um dadurch in Gerhard's Gunſt zu ſteigen, theils um den neuen Freund zu bewachen, der doch vielleicht durch den Vater der Tochter ſich zu nähern hoffte, theils weil Merrem's Umgang wirklich bildend für ihn war, theils endlich, weil er unter deſſen Ägide weit häufiger als ſonſt Gerhard beſuchen durfte. Er fühlte ſich recht glücklich, er ſah Aſſunta's Neigung wachſen und wachſen, ganz leiſe, ganz heimlich, wie ein Veilchen, das nur durch ſeinen Duft ſein Daſein dem Suchenden verräth; und er — er liebte ſie! Wie hätte er nicht ſollen? Sie war ſo ganz liebenswürdig und Alles, was man bei einer Frau vereinigt wünſcht, doch ſelten findet: ſchön und anſpruchslos, intelligent und ſeelenvoll, fröhlich und von tiefem Gefühl. Was hinderte ihn, ihre Zukunft an die ſeine zu knüpfen? Nichts. Seine Ältern waren reich, er der einzige Sohn; er durfte ihrer Zuſtimmung gewiß ſein. Aber

er war erſt einundzwanzig Jahr und noch ein unbedeutender Schüler; er wollte noch warten. Aſſunta's war er gewiß. Er hatte ihr nie eine Sylbe von ſeiner Liebe geſagt, dennoch hegte er die feſte Überzeugung, daß ſie jeden andern Antrag abweiſen, und daß der geheime Grund, den ſie vielleicht kaum ſich ſelbſt geſtehen werde, ſei: Ich warte auf Amaury Derval.

Sehr unbehaglich waren ihm die Briefe ſeiner Mutter, die ihm alle acht Tage, aber jetzt ununterbrochen von einer Couſine ſchrieb, deren Vater Baron und ſehr reich, und deren Erziehung eben vollendet war. Sie war aus ihrer pariſer Penſion, ein Wunder von Geiſt und Anmuth, nach Bordeaux, ſeiner und ihrer Vaterſtadt, gekommen. Im vierten Briefe bat ihn die Mutter, den heißen Sommer nicht in Rom zuzubringen, ſondern mit dem Dampfſchiffe nach Marſeille und von dort nach Bordeaux zu kommen. Er ſah wol, dies ſei wegen der Couſine, darum dankte er der Mutter und ſchützte die Nothwendigkeit emſiger Studien vor. In der Antwort bat ihn die Mutter unverhohlen, er möge kommen, um Paulinens Bekanntſchaft zu machen, und im ſechſten Briefe ſetzte ſie ihm weitläuftig die Vortheile und das Glück einer Ehe mit dieſer charmanten Perſon auseinander, und er müſſe kommen.

Amaury fand dies ſehr übel angebracht. Indeß entſchloß er ſich zur Reiſe nach Bordeaux, nicht ſowol um die Couſine kennen zu lernen, weit weniger noch um ſie zu heirathen, ſondern um ſeine Ältern von ſeiner Liebe für Aſſunta zu benachrichtigen, ihre Zuſtimmung zu erbitten, mit ihrem Segen nach Rom zu der Geliebten zurückzukehren und ihr auf einmal ſeine Liebe, die Freude der Ältern und eine ſelige Zukunft mit ſeiner Hand zu bieten.

So ging er Abends zu Gerhard, um Abſchied zu nehmen, denn er wollte ſo ſchnell wie möglich die Sache abthun. Es war in den erſten Tagen des Mai, die Sonne ging ſchon ſpät unter; drum war Gerhard noch im Atelier und zwar mit Aſſunta's Büſte in der Tracht von Albano beſchäftigt. Sie ſaß ihm dazu. Amaury hatte ſie nie ſo reizend geſehen! Das weiße Tuch und die dunkelrothen Bänder hinterwärts auf dem glänzend ſchwarzen Haar hätten den Maler mehr noch als den Bildhauer entzückt, indeſſen Letzterer an den feinen edeln Formen des Geſichts, des Halſes und der Schultern ſeiner Bewunderung und ſeiner Kunſt Spielraum geben durfte.

Amaury war ſo hingeriſſen von Aſſunta's überraſchendem Anblicke, daß [illegible] vergaß, weshalb er gekommen; aber ſie hatte ihn kaum ins Auge gefaßt,

ſo ſah ſie durch ſein Erſtaunen und Entzücken hindurch etwas Ungewöhnliches in ihm, denn die Plötzlichkeit ſeines Entſchluſſes lag ihm feſt und bleich um Mund und Wangen. Da man genug Übung hat, um die Handſchrift eines Freundes nach flüchtigem Hinblick auf zerknittertem Papiere zu erkennen, warum nicht die Seelenſchrift auf ſeinem Antlitze, wenn Gemüthsbewegungen daſſelbe überſtreifen?

Kurz nach Amaury's Eintritt ſchloß Gerhard die Sitzung und ging in ſein Cabinet, um die Hände zu waſchen; Aſſunta ging in ihres Vaters Zimmer und Amaury folgte ihr, ganz in ihre Schönheit verſunken. Da wendete ſich Aſſunta langſam zu ihm und fragte ganz, ganz leiſe, denn ſie fürchtete ſich vor der Antwort:

„Welche Nachricht bringen Sie uns, Signor?"

Amaury fuhr überraſcht und erſchrocken mit der Hand über die Stirn und ſagte raſch:

„Ich muß morgen zu meinen Ältern nach Bordeaux reiſen, und in drei, ſpäteſtens vier Wochen bin ich wieder hier. Bis dahin vergeſſen Sie mich nicht."

„Bis dahin?" ſagte ſie, ohne zu wiſſen, was ſie ſagte. Ihre Lippen zitterten, und ſie ſchwieg. Sie

mußte ſich ſetzen, ihre Füße trugen ſie nicht, ihre Arme hingen ſchlaff herab, ſie ſchien vom Blitz getroffen, gelähmt, beſinnungslos.

„Nein, nein, es iſt nicht wahr, ich gehe nicht, ich bleibe! Ich kann nicht, mag nicht gehen!“ rief Amaury halb leichtſinnig, halb mit prüfender Grauſamkeit.

„Sie gehen nicht!“ wiederholte Aſſunta; ein himmliſches, ſeliges Lächeln flog mit einem roſigen Freudenhauche über ihr unſchuldiges, an keine Verſtellung gewöhntes Geſicht; ſie faltete die Hände und ſah empor, nicht zu Amaury — zu Gott. Dann glitt ihr Blick auf ihn herab und mit tödtlichem Schreck rief ſie: „Es iſt nicht wahr! Sie gehen doch.“

„In drei Wochen bin ich wieder hier“, ſagte er; „ich muß fort, meine Mutter will es“ —

Doch Aſſunta hörte nichts mehr und entſchlüpfte in ihr Zimmer, während Gerhard eintrat. Amaury theilte ihm ſeine Reiſeabſicht mit, und Beide unterhielten ſich lange über die herrliche, zeiterſparende Erfindung der Dampfboote, bis Gerhard endlich fragte:

„Wo iſt denn Aſſunta geblieben? Warum hat ſie Sie allein gelaſſen?“

„Ich weiß nicht“, ſagte Amaury verlegen; „mir däucht, ſie klagte“ —

Gerhard ſtand ſchon in Aſſunta's Zimmerchen; es war ganz dunkel, ſie hatte kein Licht. Er fragte ängſtlich: was ihr fehle? ob ſie krank ſei? weshalb ſie nicht komme? Sie nahm den dargebotnen Vorwand und ſagte ſo ruhig wie möglich aus dem Lehnſtuhle heraus, in welchem ſie ſich auf die Knie geworfen:

„Die Sitzung war lang, lieber Vater, ich ruhte mich ein wenig aus, und dann wollt' ich mich auch umkleiden."

„Gut, gut!" ſagte Gerhard beruhigt; „komm nur hernach gleich herein! Amaury Derval will Abſchied nehmen. Er verreiſt morgen." Damit ging er.

Aſſunta rang ſchweigend die Hände, hauchte hinein und legte ſie dann auf die Augen, um die Thränenſpur zu vertilgen, kleidete ſich um und ſprach zu ſich ſelbſt: Ich muß mich zuſammennehmen und mir nichts merken laſſen! Was würde mein Vater von mir denken? Was müßte Er denken? Ach Gott, was hab' ich nicht ſchon im erſten Entſetzen gethan? Und weshalb? Sind denn drei Wochen — immer? Er kommt wieder, er hat es geſagt! Er wäre nicht der Amaury — den ich liebe, wollte ſie ſagen; allein das Wort der Liebe wie des Zweifels blieb ſelbſt in Gedanken unausgeſprochen in ihrer keuſchen

Seele. Sie kehrte zu ihrem Vater zurück, gefaßt und freundlich, nur leichenblaß, und ſprach theilnehmend mit Amaury von ſeiner Abreiſe und Wiederkehr. Da Niemand Gerhard zu beſuchen kam, ſo fand Amaury keine Gelegenheit, ein leiſes, inniges Wort mit Aſſunta zu wechſeln. Endlich ſtand er auf:

„Ich muß noch von Merrem Abſchied nehmen", ſprach er; „alſo, Herr Gerhard, leben Sie wohl und auf ein baldiges, frohes Wiederſehen!" Gerhard ſchüttelte ihm herzlich die Hand. Gegen Aſſunta verbeugte er ſich ſchweigend; gegen eine banale Phraſe ſträubte ſich Herz und Mund. Sie ſprach mechaniſch ihren gewohnten Scheidegruß, das liebliche, ſchmeichelnde, klingende „Felicissima notte."

Als die Thür ſich hinter ihm ſchloß, legte ſie die Hand an die Stirn, wie um ſich zu beſinnen. Gerhard bemerkte es und fragte, ob ſie Kopfweh habe.

„Nein", antwortete ſie; „aber etwas drückt mir die Stirn."

„Geh zu Bett", ſagte er; „verſchlafe das! Morgen will ich Dich früh wecken, und wir machen einen großen Spaziergang, eh' die Arbeit angeht. Das wird Dir gut thun! Was?"

„Mein guter, lieber, herzlieber Vater!" rief ſie, warf ſich in ſeine Arme, legte ſchmeichelnd ihre Stirn

an ſeine Lippen und ging dann in ihr Kämmerlein. Doch kein erquickender Schlaf ſchloß ihr Auge, obgleich ſie ſich todtmüde weinte. Kam ein augenblicklicher Schlummer über ſie, ſo fuhr ſie auf vor ihrem eigenen, wachend unterdrückten Angſtſchrei: Komm wieder! — und als Gerhard am nächſten Morgen an ihre Thür pochte, trat ſie ihm ſchon angekleidet entgegen und ſchreckte ihn durch ihr fatiguirtes Anſehen. Doch der Spaziergang that ihr wohl. Sonne und friſche Luft ſind Grüße der Hoffnung. Es iſt grauſam unmenſchlich, einen Gefangenen im Kerker von Luft und Sonne abzuſperren; worin ſoll er denn Troſt finden, wenn ſie fehlen? Jede Exiſtenz, die ſich nach der Zukunft ſehnt, braucht Sonne und friſche Luft. Ich ſah einmal einen Oleander im Hintergrunde eines Zimmers binnen acht Tagen mattweiß werden wie eine Kamelia. Hat die kleine Leiche mich doch gerührt! Oder eigentlich, daß es keine Leiche war, daß ſich die Blume nicht hinſterben ließ, nur ſich vergrämte und verfärbte, wie ſich das Haar der Menſchen bei großem Grame plötzlich verfärben ſoll — das rührte mich.

Aſſunta fand nicht blos momentane Erquickung in dem Spaziergange. Iſt das Herz nach einem großen Weh nur Einmal dem Troſte, der Beruhigung zu-

gänglich geweſen, ſo ſehnt es ſich immer häufiger nach dem Labſale und findet es allmälig ſtets unter der Hand. Aſſunta dachte: Es ſind ja nur drei Wochen, und er kommt wieder! Was grämʼ ich mich? Iſt es nicht himmliſch, daß ich mich ſo zu ſeiner Wiederkehr freuen kann?

Bald fing ſie an nach Tagen zu zählen. Heute noch ſechszehn Tage! ſagte ſie ſeufzend, wenn ſie am Morgen erwachte; und: Jetzt nur noch funfzehn! wenn ſie Abends im Bett die Augen ſchloß. Da machte Merrem ihr einſt einen fürchterlichen Schmerz, als er ſagte: Es ſei faſt unmöglich, daß Amaury in drei Wochen die Reiſe machen könne, indem ſeine Ältern gewiß nicht mit einem ſo ganz flüchtigen Beſuche zufrieden ſein würden, und er habe ihm in ſeinem Sinne Monatsfriſt gegeben. Aſſunta war ſchon bis zu dreizehn Tagen heraufgerückt. O Gott, ſeufzte ſie heimlich, das wäre von übermorgen an noch drei Wochen! Das glaubʼ ich nicht! — Und wirklich ſetzte ſie noch einige Tage ihre alte Rechnung fort. Doch als nach der Amaury's Rückkunft ganz nahe war, ward ſie plötzlich muthlos, wie man das häufig kurz vor der Erreichung eines glühend erſehnten Momentes wird, und ſprach zu ſich ſelbſt: Es iſt aber ganz unmöglich, in drei Wochen eine ſo weite Reiſe zu machen,

und Merrem hat vollkommen recht! — Und ſtatt zu zählen: noch ſechs Tage, zählte ſie: noch vierzehn, mit der leiſen, leiſen, nie vor ſich ſelbſt deutlich gemachten Hoffnung, es ſei nicht unmöglich, daß ſie mitten in ihrer Rechnung durch Amaury unterbrochen werden könne. Allein er unterbrach ſie nicht.

„Ob Amaury Derval zurückgekommen iſt? Geſtern vor drei Wochen reiſte er ab?“ fragte Gerhard im Atelier ſeine Schüler, und ein allgemeines Nein war die Antwort. Aſſunta wunderte ſich über die ſeltſame Frage ihres Vaters; wäre Amaury in Rom, ſo würd' er ja im Atelier ſein. Aber dieſe letzten Tage verſtrichen ihr in den Martern der Erwartung, wo man von nichts weiß, nicht von ſeinen Sinnen, nicht von ſeinen Wünſchen, wo man fühlt, wie das Blut kleine ſeltſame Sprünge in den Adern macht, ans Gehirn ſchlägt und an das Herz, wo man ſich auf einer Stupidität ertappt, wie z. B. einem Hunde nachzuſehen und zu denken: ob jener lange Mann im braunen Rocke wol der Herr des Hundes iſt? — wo der Geiſt zuweilen auf ſeine eigene Hand kleine deſperate Verſuche macht, ohne von Gedächtniß und Phantaſie unterſtützt zu werden, und laut lieſt oder ein Gedicht recitirt, bis man entſetzt ſagt: Ich werd' aber wahnſinnig. — Iſt Einer unter uns, der nie ſo gewartet

hat? — der wäre ſeltſam glücklich, in ſeiner Art, und würd' es wol nimmermehr begreifen, daß man, nicht blos auf einen Menſchen, ſondern auf ein Ereigniß — ach! ſogar auf einen winzigen Brief ſo warten kann. Ich begreif' es.

Das Pfingſtfeſt war in den erſten Tagen des Junius, ſonſt mit ſolcher Theilnahme von Aſſunta gefeiert und ihr jetzt ganz, ganz gleichgültig, denn am 6. Mai war Amaury gereiſt, am 6. Junius mußte er nach Merrem's Rechnung wiederkommen — und das war zwei Tage nach Pfingſten. Sie ging in die Kirche, ſie ging ſpazieren mit ihrem Vater, mit ſeinen Freunden, ſie ſprach auch etwas, ſie lachte viel, denn es waren luſtige Leute dabei, und ſie that, was ſie die Übrigen thun ſah; allein es wurde ihr ſchwer, eine zuſammenhängende Antwort zu geben. Ein heftiger Regen überraſchte die Geſellſchaft, ſie bemerkte es gar nicht. So vergingen noch achtundvierzig Stunden; dann, als ſie glaubte, jetzt müſſe Amaury nothwendig angekommen ſein, ſetzte ſie ſich nieder und ſchöpfte tief Athem. Gerhard hatte ſchon öfter beſorgt gefragt, ob ſie krank ſei; jetzt fragte er wieder, und wieder gab ſie ihre gewohnte Antwort:

„Nein! aber etwas drückt mich vor dem Kopf oder der Bruſt — ich weiß nicht recht."

Als Amaury am nächſten Morgen nicht im Atelier erſchien, brach ein heftiges Fieber bei Aſſunta aus, ſie mußte ſich zu Bett legen, der Arzt kam, eine Gehirnentzündung war in vollem Anzuge, und Aſſunta ſchien oder war im Delirium, denn ſie murmelte beſtändig die Hände ringend: „Warum nicht? warum nicht?“ — Gerhard war außer ſich und verfluchte tauſendmal die Promenade am Pfingſtmontage, der er die Krankheit zuſchrieb; auch der Arzt that es und verhieß Geneſung, wenn alle Mittel pünktlich gebraucht und die Kranke vor Gemüthsbewegung gehütet werde.

„Zum Teufel!“ ſagte Gerhard, „woher ſollen ihr Gemüthsbewegungen kommen? Bin ich ein Tiger? bin ich ein Bullenbeißer? ſchreck' ich ſie? thu' ich ihr etwas zu Leide? Ruhe, Pflege und Liebe hat ſie, Doctor, ſchaffen Sie nur die Geſundheit wieder.“

Der Arzt that, was er konnte. Die Gehirnentzündung ging vorüber, Aſſunta ſchien ſich zu erholen. Was ſie in dieſer Zeit litt, ob ſie litt, ob der Körper in ſeiner Hinfälligkeit nicht die Seele paralyſirte, ob ſie ſich gegenſeitig aufrieben — wer weiß das! — Nach einigen Wochen verließ ſie das Bett und ſaß wieder in ihres Vaters Zimmer neben dem Atelier, den ganzen Tag, aber ſie ſang nicht, ſie zeichnete nicht,

ſie lag in einem tiefen Lehnſtuhle, unbeweglich, unbeſchäftigt. Sprach man mit ihr, ſo antwortete ſie; unaufgefodert redete ſie nicht. Der Schmerz war immer in ihr wach: Amaury kam nicht wieder und ſchrieb nicht, und zwei Monate waren vergangen! er hatte ſie nie geliebt! weil ſie es gewünſcht, hatte ſie es geglaubt, hatte ſie jeden Blick, jede Miene, jedes Wort vielleicht falſch gedeutet und endlich ſogar — ihm ihre Liebe verrathen, und nun verachtete er ſie wol deshalb. — Das zerbrach ſie. — Ihre Mutter hatte einſt von dem Geliebten geſagt: „Er iſt ein Elender", und ſich in ihre eigene Liebeskraft wie in einen Panzer gehüllt. Aſſunta dachte nur: Ich bin ſeiner nicht werth! und für die Thorheit, es gewähnt zu haben, ſtraft mich Gott.

Eines Morgens trat Merrem ins Atelier und ſagte: „Endlich Nachricht von Amaury Derval! Er ſchreibt mir einen ziemlich confuſen Brief, aber zuletzt kommt es denn doch heraus, daß er der glückliche Bräutigam eines Mädchens iſt, das ihm ſeine Ältern beſtimmt haben, und daß er ſchwerlich nach Rom zurückkehren wird, welche letztere Verſicherung ziemlich überflüſſig iſt." Er lachte. Aſſunta, die bei Nennung des geliebten Namens gerade aufgeſtanden war, fiel zurück und rief:

„Ich ſterbe, Vater! Mein lieber Vater, ich ſterbe.“ Gerhard, Merrem, Alle ſtürzten herein. Sie lag im Lehnſtuhle und hielt die Hand am Kopf. Gerhard ſchrie:

„Was iſt geſchehen, mein Kind! Warum willſt Du ſterben?“

„Ein Blitzſtral, mein guter Vater! Ich muß ſterben!“ ſagte ſie mit ihrem himmliſchen Lächeln; und als er zum Arzt ſchicken wollte: „Laß das, lieber Vater! Bleibe bei mir, ich will Dir ſagen, warum er mir nicht helfen kann.“ Gerhard blieb bei ihr, Merrem eilte zum Arzt, die Übrigen zogen ſich zurück. Da erzählte Aſſunta ihrem Vater ihre Liebe, ihr Glück und ihr Leid und ſchloß: „Dies Vertrauen iſt das letzte Liebeszeichen, was Dein armes Kind Dir geben kann, darum geb' ich es Dir. Hab' ich gefehlt, ſo verzeih mir, mein guter Vater, und vergiß nicht Deine Aſſunta — wie Andre gethan haben.“

Dies Wort war ihr letztes und ihre einzige Klage. — „Ein Nervenſchlag hat ſie getödtet“, ſagte der Arzt. Gerhard war vernichtet. Mutter und Tochter, Beide todt! Beide ſo ſchön, ſo gut, und todt! — Von Aſſunta's Leiche im Schleier und Kranz machte er eine Büſte.

So erzählte er mir. Hätten Alle, die dies leſen

werden, ihm zugehört, ihn dabei angeſehen, ſie würden Alle gerührt wie ich ſein. Jetzt, kahl erzählt, macht es ſchwerlich Eindruck.

Ich ſagte ihm beim Abſchiede: „Lieber Gerhard, als Freunde ſind die Männer ſo vortrefflich! Warum werden ſie denn Ungeheuer, wenn es ihnen einfällt ſich mit Liebe abzugeben?“

„Es wird wol nicht ihr Fach ſein!“ ſagte er brüsk.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jenſeits der Berge.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweite, vermehrte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

Landes-
Bibliothek
Weimar

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Wieder in Rom 1

Die Meſſe des Papſt Marcellus 78

In Neapel 90

Neapolitaniſche Lieder 120

Sclavin und Königin 304

Ein Zwiſchenakt 355

In Venedig 391

Eine Gondelfahrt 434

Schluß 453

Die Longobardin 464

Am Comerſee 493

Nachwort 497

Jenseits der Berge.

Zweiter Theil.

Wieder in Rom.

Hier iſt eine Pauſe von einigen Monaten, welche durch meinen Aufenthalt in Neapel entſtanden iſt. Jetzt, im April, bin ich wieder in der ewigen Stadt. Ah wie grau iſt ſie neben dem goldnen Neapel! Doch verließ ich Neapel ganz leichtſinnig fröhlich; ich freute mich zu der heiligen Woche mit ihren traditionellen Gebräuchen, ihren Weltwunder-Feſten, ihrer impoſanten Muſik; zu letzterer ganz beſonders. Seltſam, daß mit einer Erfüllung immer eine Enttäuſchung verbunden iſt, immer! Zuweilen iſt ſie nicht gleich da; zuweilen zögert ſie gleichſam abſichtlich, um uns zu necken, wenn wir zu glauben anfangen, ſie werde diesmal ausbleiben; zuweilen ſieht ſie der Erfüllung ſchon über die Schulter, wenn wir eben dieſer die Hand geben; zuweilen — aber dann iſt ſie ſehr gnädig, und daher geſchieht es äußerſt ſelten — tritt ſie zwiſchen uns und

die Erfüllung. Ich wollte, ſie hätte mir bei dieſer Gelegenheit die Gnade erwieſen, dann wäre ich noch in Neapel.

Ich verließ es am 20. März. Es war ein trüber, regendrohender Tag, an welchem die Sonne von den Wolken beſiegt war. Dennoch machte das ſchöne Land zwiſchen Mola di Gaeta und Terracina trotz der ungünſtigen Beleuchtung durchaus den Eindruck ſüdlicher Natur und erinnerte mich etwas an Sicilien, wenn der Weg zwiſchen Meer und Gebirg fortlief, nur in kleinerem Maßſtab. Der Arm des Apennin iſt nicht ſchroff, hoch und zugeſpitzt wie die Bergfamilie des Ätna, die Orangengärten ſind kleiner und ſeltner, der Johannisbrotbaum auch; aber die Hecken von Aloe und duftenden Myrten, aber die Wieſen voll Tazetten, aber der Ölbaum in voller Kraft und Friſche, aber der bläuliche, wuchernde Kaktus — ſind ſämmtlich Kinder einer ſüdlichen Vegetation. Die kleinen Städte oder Flecken, die ſo elend und ſchmutzig ſind, daß ich ſie am liebſten Dörfer nennen möchte, klettern auch ganz ſicilianiſch bergauf bergab, mit ihren ſchmalen Gaſſen, an denen die Häuſer wie viereckige Schutthaufen liegen. Endlich gegen Abend, bei Itri, nahm die Sonne all ihre Kraft zuſammen, durchbrach die Wolken, glänzte mit einem langen glühenden Stral

die ſchöne Erde an und ging langſam, langſam unter. Es war wie der Abſchied von zwei Liebenden! Den ganzen Tag hatte er ſchwer auf ihnen gedrückt, aber im letzten Moment der Trennung ſinken ſie mit einem heißen Kuß einander in die Arme; der verklärt den Abſchied. Und wie ſchön war die Gegend! In den Thälern und Schluchten lag ſchon tiefer, dunkler Schatten, die Bergabhänge waren hell und buntgefleckt von Dörfern, Wieſen, Baumgruppen, junger Saat und Felstrümmern, welche letztern oft weite Strecken bedeckten; die kahlen Höhen der Berge glühten purpurfarben, und die ſchneeigen Spitzen noch höherer und fernerer Berge blitzten zuweilen wie Roſen oder wie Rubinen gleichſam aus dem Himmel heraus, wenn der Weg einen hohen Punkt erreichte. Hart am Wege weideten Kühe ernſthaft und bedächtig, und bewegten ſich langſam um die verſtreuten Felsblöcke herum, welche die Ziegen keck und geſchickt überkletterten. Einzelne Männer kehrten von der Arbeit heim, in groben Sandalen, den braunen Mantel vornehm nachläſſig, wie kein Elegant es ihnen nachahmt, über die Schulter geworfen, den ſpitzen Hut tief auf die ſchwarzen Augen gedrückt, auf ihren Zügen ſchon der ganze Ernſt eines Bergvolks, nicht mehr die grimaſſirende Beweglichkeit des neapolitaniſchen Lazzaronen. Ein junger Hirt faß

unbeweglich in diesem dunkeln Anzug wie eine Bronzestatue auf einem Felsblock, und seine Ziegen sprangen um ihn her; er sah sie nicht an, auch nicht die Gegend, nicht unsern Wagen, nichts! Er blickte gerade aus. Das war ein Bild von seltsamer Schwermuth; von jener ächten, die ganz unabhängig ist von Trauer und Bedauern, und die nur bei Menschen, dem primitiven Zustand nah, stattfinden kann, eben weil sie ganz unbestimmt ist, keine Gedanken hat, kein Ziel, kaum einen Wunsch. Darum sind die meisten Volkslieder melancholisch. Ich habe nur dann Sympathie mit der Schwermuth, wenn sie wirklich der Ton ist, auf den die Seele ursprünglich gestimmt ward, und keineswegs wenn sie mit Bedauern und Beklagen zusammenhängt. Darin faßt sie oftmals Fuß, wird sich ihrer bewußt und verliert ihre Unbefangenheit, indem sie sich aus dem, was natürliche Färbung war, ein ganz extraordinaires Colorit zu machen sucht. Das fiel jenem armen Hirten freilich nicht ein! Und so kamen wir nach Terracina, wo urplötzlich der italienische Süden aufhört. Wie aus einem Märchen in die platte Wirklichkeit fällt man in die pontinischen Sümpfe hinein. Sie werden hier paludi genannt und erstrecken sich ganz grün, ganz still, weit und seltsam todt bis Rom. Der Weg steigt zwar wieder bei Velletri, der

alten Volskerhauptstadt, Coriolan's Geburtsort, in das Albanergebirg, das eine recht schöne Bebauung hat; aber Maulbeeren sind keine Oliven und Orangen, und Marienblümchen keine Tazetten. Zur Linken behält man immer die Aussicht auf die Sümpfe, welche vom Meer begrenzt werden, und bei Albano fährt man wieder vom Berg hinab in sie hinein, oder eigentlich in die römische Campagne, die mit ihnen verschmilzt; fürs Auge giebt es wenigstens keine Grenze zwischen ihnen. Von dieser Seite präsentirt sich Rom ungleich majestätischer, als wenn man es, von Florenz kommend, zuerst erblickt; denn das moderne Rom hat sich nach Norden ausgebreitet, das alte, mit seinen Trümmern, liegt nach Süden. Die Aquäducte ziehen ihre reinen schönen Arcaden in langer Linie in die Berge hinein. Zuweilen sind sie eingestürzt, und nur einzelne Bogen stehen; die sehen dann aus wie Tempelhallen und unterbrechen malerisch die Einförmigkeit. Das Erdreich der Campagne ist niedrig gewellt; ab und an stehen auf diesen kleinen Hügeln hier ein antikes Grab, dort ein mittelalterlicher Wartthurm, dort ein Schutthaufen, weiß der Himmel, aus welcher Zeit, in dem sich ein Campagnole, um eine Heerde zu hüten, wie eine Eule eingenistet hat. Roms alte Ringmauer, wie Kaiser Aurelian sie zuletzt hat ziehen und wie Belisar sie nach

den Gothenkriegen hat herſtellen laſſen, breitet ſich hier um weite, leere Gefilde aus, in denen die Ruinen des Tempels der Minerva Medica, des Cupido und der Venus, und des Amphitheatrum Caſtrenſe, wo die Soldaten ihre Spiele hielten, zwiſchen Gärten liegen, und neben ihnen, zwar nicht zerſtört, aber eben ſo einſam, erheben ſich die alten Baſiliken von Santa-Croce und vom heiligen Johannes zum Lateran, und die Scala Santa, jene Treppe vom Hauſe des Pilatus, von welcher Chriſtus hinab und in den Tod ging. Giebt es einen Menſchen, den ich verachte, ſo iſt es dieſer Pilatus, dieſer Baſtardrömer, mit ſeiner feigen Seele und ſeinen zitternden Redensarten, durch welche man deutlich ſein Zähnklappern hindurch hört. Vielleicht hätte ich ihn nie ſo herzhaft verachtet, wenn ich nicht in Wien in der Gallerie Eſterhazy Rembrandt's unvergeßliches Bild geſehen, wo Pilatus, umringt von Schutz und Herrlichkeit der Welt, in Herzensangſt ſeine Hände wäſcht, während Chriſtus nackt, verlaſſen und gefangen mit göttlicher Ruhe vor ihm ſteht. Was Bilder mir ſchon für Wohlthaten erzeigt, für Verſtändniſſe gelöſt, für Erquickung bereitet haben, das kann ich ihnen nimmer weder vergeſſen, noch danken. Dies Bild ſtelle ich in meinem Sinn oben auf die Scala Santa, welche die Gläubigen nur auf ihren Knien

erklimmen. Ich weiß nicht, ob dies blos geſchieht, um ihre Verehrung für Chriſtus auszudrücken; das wäre ſchön! Aber ich bin in dieſem Punkt etwas ſcheu geworden und fürchte ſehr, daß irgend eine Indulgenz dieſen Act der Demuth bezahlt. Vom Lateran fährt man am Coliſeum fort, über das Forum Romanum, um das Capitol herum, und das iſt freilich eine intereſſantere Einfahrt in Rom, als die über die elegante Piazza del Popolo.

Rom war mit Fremden überfüllt wie ſeit Jahren nicht. In einem Zimmerlein, ſo groß wie meine Hand, war ich endlich mit Mühe untergebracht. Ganz gegen meine Gewohnheit ertrug ich dieſe Unbequemlichkeit, die mich ſonſt ſehr leicht deprimirt, wahrhaft ſtoiſch und ſagte mir, ich wolle St.-Peter und die Sixtiniſche Kapelle als mein Zimmer betrachten. So kam der Palmſonntag heran, mit dem erſten großen Feſt, der Palmenweihe. Sie iſt der erſte Act der ganzen Oſterkomödie. Gott weiß, ich dachte damals nicht, daß ich je einen ſolchen Ausdruck brauchen würde! Ich brachte zu dieſen Feſten mein volles, warmes, andachtbegehrendes Herz mit; ich hatte Ehrfurcht vor dieſer Stätte, wo das Chriſtenthum in Blut und Thränen groß gezogen iſt, vor dieſer Stätte, welche Jahrhunderte lang der Gnadenort geweſen iſt, zu dem der Glaube pil-

gerte, aus dem die Tröſtung quoll; ich hatte Reſpect auch vor der irdiſchen Majeſtät dieſer Theokratie, die bis zu dem Apoſtel hinaufreicht, der vor allen andern mein Apoſtel iſt. Denn eine Johannesſeele hab' ich nicht, ach nein! ich liege nicht immer am Herzen des Heilands; und wie Paulus, der es nie vergeſſen kann, daß er einſt Saulus geweſen, und von dem nie eine majeſtätiſche Traurigkeit weicht, bin ich auch nicht; hingegen mit dem raſchen, heftigen, warmblütigen Petrus, der nie an ſich zweifelt und ſich doch immer hinreißen läßt, mit dem hab' ich große Ähnlichkeit, und wenn ich Einzelheiten aus ſeinem Leben in den Evangelien leſe, ſo denk' ich immer, daß ſie mir begegnet ſind oder mir begegnen werden. O wie oft hab' ich gerufen: „Herr, hilf mir!" wenn ich verſucht hatte, auf den Wellen zu gehen, und in ihnen unterſank. O wie oft hab' ich geweint, wenn der Hahn krähend mich an meine Schwachherzigkeit erinnerte. Und wenn Chriſtus mich fragte: „Haſt Du mich lieb?" ſo müßte ich wie Petrus traurig ſagen: „Du weißt es, Herr!" und dürfte mich, auch wie er, nicht über die Zweifel beklagen. Und ſo war ſein Leben bis zu Ende, wenigſtens nach der Legende, die hier darüber exiſtirt. Er wollte vor der grauſamen Chriſtenverfolgung fliehen, die unter Nero in Rom ſtattfand, er fürchtete ſich vor

dem Märtyrthum und hatte ſchon die Mauern der Stadt hinter ſich. Da, auf der Via Appia — der alten, die nach Großgriechenland führte —, auf der Stelle, wo jetzt das Kirchlein Domine, quo vadis ſteht, oder Maria delle Piante, wie ſie eigentlich heißen ſoll, da erſchien ihm Chriſtus, und Petrus rief ihn mit jenen Worten an: „Herr, wohin gehſt Du?" Aber Chriſtus ermahnte ihn, ein ſtandhafter Zeuge der Wahrheit zu ſein, wie er ſelbſt es geweſen, und Petrus beſann ſich auf ſich ſelbſt und kehrte gefaßt nach Rom zurück, wo er denn auch im Jahre 66 den Tod erlitt. Die Erſcheinung Chriſti wird durch den Abdruck zweier Füße in den Stein beſtätigt, der im Original in St.-Sebaſtian ſein ſoll und in der Copie jenes Kirchlein ſchmückt. Allem, was Petrus betrifft, gehe ich mit dem lebhafteſten Intereſſe nach, und darum hat mir dieſe Legende ſehr gefallen, ſie iſt ganz in ſeinem Charakter. Ohne jene Erſcheinung hätte er es wie ein gemeiner Menſch gemacht; aber er hat ſie — er iſt nicht gemein. Die Gotteskraft, die in den Augenblicken, wo ſie dringend nöthig iſt, unſerer Schwäche zu Hülfe kommt, blitzt ſo überwindend auf ihn nieder, daß er, der reizbare, ſchwankende Menſch, feſt und ſtark wird und zuletzt gar ein großer Heiliger, der die Schlüſſel zum Himmelreich hält. Ich

meine, er wird mir einſt ein Plätzchen darin gönnen! Er muß ja wiſſen, wie mir zu Muthe iſt.

Nun ſollte ich einem Feſte beiwohnen, das in dem größten und prächtigſten Tempel der Chriſtenheit, Petrus zu Ehren errichtet, von ſeinem Nachfolger gefeiert ward. Die Kirche war nach italieniſcher Sitte mit Seidenſtoffen und allerlei pappenem Schnörkelwerk decorirt, weiße, gelbe und purpurrothe goldbeſetzte Vorhänge drappirten ſich um die Bogen, gerade wie um Alkoven; den großen Pfeilern zwiſchen den Bogen hatte man Schürzen von purpurfarbenem Damaſt mit Goldſtreifen vorgebunden und an dieſe große Bouquets von vergoldeten Wandleuchtern befeſtigt, um die mächtige Kränze von hellrothen Papierroſen hingen; gar den Säulen hatte man pantalons collants von dunkelrothem Damaſt angezogen. Es ſah recht ſeltſam aus, doch nicht häßlich, hier nicht. Ich mußt' auch unwillkürlich ſagen: Ein pompöſer Alkovenſtyl, der St.-Peter! — Auf dem Punkt, wo Lang- und Querſchiff ſich durchſchneiden, unter der weltberühmten Kuppel und über dem Grabe des Apoſtels, der in der unterirdiſchen Kirche ruht, erhebt ſich der Hochalter, an welchem nur bei großen Feſten von Papſt oder Cardinal Meſſe geleſen wird. Vier gewundene Bronzeſäulen halten ihm einen Baldachin, gleichfalls von

Bronze, über, welches Material man aus der Kuppel und vom Frontiſpiz des Pantheon zuſammengeſchmolzen hat. Dieſer Baldachin ſoll um zwei Fuß höher ſein als der immenſe Palaſt Farneſe. Vor dem Hochaltar umgiebt eine Baluſtrade, auf der 122 ewige Lampen brennen, eine Vertiefung, zu der eine Treppe in zwei Rampen führt; unten kniet die Marmorſtatue von Pius VI., ein ſchönes Werk von Canova, im andächtigen Gebet vor dem Grabe des Apoſtels, das aber dem Beſchauer unſichtbar iſt. An dieſer Baluſtrade knien immer viele Beter und in der heiligen Woche Pilger mit ihren Wachstuchmänteln und langen Stäben. Rechts und links vom Hochaltar waren ungeheure Tribünen für die Damen errichtet und mit rothen Teppichen behangen; hinter demſelben, im Chor, der Thron des Papſtes, und zu deſſen Seiten Logen für fürſtliche Perſonen und das diplomatiſche Corps. Die Schweizerleibwache in ihrer alterthümlichen Trabantentracht — gelb und ſchwarz geſtreift mit feuerrothen Puffen, die wehende rothe Feder am ſpitzen Hut, die Hellebarde in der Hand — bildete in der Mitte des Hauptſchiffes ein Spalier für die bevorſtehende Proceſſion und zog quer vor daſſelbe eine Linie, damit das Volk nicht zu den Tribünen und zum Hochaltar ſich dränge.

Als ich um neun Uhr Morgens kam, waren die

Tribünen bereits so gedrängt voll, daß ich keinen Sitzplatz mehr fand — ein hartes Schicksal, das noch mehre Nachzüglerinnen mit mir theilten. Um einen guten Platz zu haben, hätte ich es ungefähr wie die alten Römer machen müssen, welche oft schon die ganze Nacht, oder wenigstens vor Sonnenaufgang das Amphitheater oder den Circus belagerten. Dieselbe wüthende Schaulust war jetzt über die Fremden gekommen. Wie lange wir warteten, ehe die Procession kam, weiß ich nicht genau; sobald ich warte, wird mir die Zeit zur Ewigkeit. Endlich kam sie! Die ganze Geistlichkeit nach Rang und Würden, die weniger Vornehmen zuerst, dann die Bischöfe, die Äbte, die Erzbischöfe und Cardinäle, Alle mit ihrem Gefolge, Alle in prächtigen Gewändern; zuletzt der Papst, von zwölf rothgekleideten Männern auf einem rothen Tragsessel getragen. Sein altes, welkes, freundliches Gesicht mit seltsam ängstlichen Augenbrauen hielt sich unbeweglich über dem schweren roth und goldenen Kleide. War diese Stille Gleichgültigkeit oder innere Sammlung? Sie beängstigte mich. Bald dacht' ich an einen indischen Götzen, welches vermuthlich von den zwei ungeheuern weißen Federfächern herrührte, die an langen Stangen in der Höhe seines Hauptes gehalten wurden; bald fiel mir eine Beerdigung ein, die ich in Neapel

geſehen: ungefähr ebenſo, auf einer goldenen chaise-longue, auf weißen Atlaspolſtern, in voller Uniform, mit Pomp und klingendem Spiel, wurde eine vornehme Militairperſon zu Grabe getragen; die Sonne ſchien der Leiche hell in das Geſicht, aber die ſtillen Augen wurden nicht mehr von ihr geblendet; und gerade ſo ſtill ſah auch der Papſt aus. Man trug ihn zu ſeinem Thron; da vertheilte er die Palmzweige an die Geiſtlichkeit und einige andere fromme oder wichtige Perſonen, empfing dafür Hand- und Fußkuß wenigſtens eine Stunde lang und zog dann abermals mit der ganzen Proceſſion durch die Kirche und wieder zum Thron zurück. Diesmal hatten Alle ihre Palmen in den Händen, und es wurde geſungen — nämlich jener fürchterlich langweilige, ohr- und nervenzerreißende, brüllende, uniſone Geſang, den ich lieber mit Geplärr bezeichnen werde, und der leider eine viel größere Rolle ſpielt als der eigentliche Geſang. Aber die Proceſſionirenden bekümmerten ſich weder um Geſang noch Palmen, ſondern unterhielten ſich lebhaft mit einander, lachten, grüßten Bekannte; Einer muſterte gar mit ins Auge geklemmter Lorgnette die Tribünen. Es war eine Unheiligkeit, eine Schlaffheit, eine Leerheit in dem Ganzen, daß mir das Herz ſank! Sogar die Palmen ſahen unheilig aus! Palmen! dabei denkt Jeder

an ſchlanke grüne Zweige, welche die Engel in Händen haben, oder an die, welche das Volk freudig ſchwenkte, als Chriſtus in Jeruſalem einzog — und dies ſollte ja eine Erinnerung an jenen Moment ſein —; aber dieſe Palmen gleichen frappant ſaubergeflochtenen Strohwiſchen; ich hielt ſie auch tout bonnement dafür, allein man hat mir die Verſicherung gegeben, es ſeien dennoch Palmen. Die Familie Bresca hat das Monopol dieſer Palmenlieferung und iſt ſeltſam genug dazu gekommen. Als Papſt Sixtus V. durch Fontana den Obelisk auf dem Petersplatz aufrichten ließ, ward bei Todesſtrafe verboten, einen Laut von ſich zu geben, damit die Arbeiter nicht geſtört oder geſchreckt würden. Papſt Sixtus war ein ſtrenger Mann, der kein Gebot zum Spaß gab; ſo herrſchte denn Todtenſtille auf dem verſammelten neugierigen Volk. Plötzlich erhub ſich eine Stimme und ſchrie: „Waſſer! Waſſer!“ Ein Mann hatte bemerkt, daß die Stricke trocken und heiß wurden, welche den Obelisk in die Höhe zogen; er war der kühne Rufer, und Fontana ward durch ihn aufmerkſam auf die drohende Gefahr, der er ſogleich abhelfen ließ. Aber Wachen packen den Ungehorſamen und ſchleppen ihn fort. Papſt Sixtus, zum erſten und einzigen Mal, ließ nach von ſeiner Strenge, ſchenkte ihm nicht nur das Leben, ſondern erlaubte ihm ſogar,

ſich eine Gnade zu erbitten. Da bat jener Mann um die Palmenlieferung und erhielt ſie; er war ein Bresca. In der Bibliothek des Vaticans ſtellt eine Freske jene Scene bei der Obeliskaufrichtung dar. A propos von der Strenge des Papſtes Sixtus V. eine Anekdote, die mir ungemein gefallen hat. Er vertrug durchaus keinen Widerſpruch von ſeinen Cardinälen, und ſie wagten ihn auch nicht. Als er einen drückenden Impoſt auf Wein legen wollte, ſagte Cardinal Albano von Bergamo: „Ich billige Alles, was Ew. Heiligkeit gefällt; doch würde ich es noch mehr billigen, wenn ihr dieſe Auflage mißfiele". Solcher ganz directer und dabei ängſtlich ſcheu ausgedrückter Widerſpruch amüſirt mich immer außerordentlich. Ich habe einmal das Non plus ultra eines ſolchen erlebt, aber freilich nicht von einem Cardinal, ſondern nur von einem Lohnlakai in Salzburg. Ich wohnte einer großen kirchlichen Ceremonie bei, wo Franziskaner in ungewöhnlich prächtigen Meßgewändern fungirten. Eingedenk ihrer Kutte und ihres Stricks fragte ich meinen Lohnlakai, ob die Ordenstracht der Franziskaner nicht ſchwarz ſei. Er ſagte: „Ja wol, ſchwarz!" Und dann mit einer Verbeugung: „Gräfliche Gnaden — eigentlich — braun." Die Franziskanerkutte iſt nämlich braun.

Ach, jenes Pfingſtfeſt in Salzburg war ohne allen

Vergleich andächtiger und würdiger als das Oſterfeſt hier; vielleicht einzig und allein deshalb, weil es dort keine Fremden gab. Das Land- und Bergvolk kam ſechzehn, achtzehn Stunden weit dazu in die Stadt gepilgert; das waren die einzigen Fremden. Ich ſtand mitten zwiſchen ihnen, im Dom, in der Wallfahrtskirche Maria Plain. Da hab' ich prächtige Geſichter geſehen! Ich meine, prächtig durch den Ausdruck von Frömmigkeit, der auf ihnen lag. Einen Mann kann ich gar nicht vergeſſen, welcher an ſeine Bruſt ſchlug mit einem Blick zum Himmel, wie ihn der Zöllner gehabt haben muß, als er ſprach: „Gott ſei mir Sünder gnädig!" — Hier hab' ich nicht einen Hauch von Andacht wahrgenommen. Aber freilich, ich ſaß auf einer Tribüne zwiſchen geſchmückten neugierigen Frauen! Denn ich ſaß wirklich. Viele gingen, nachdem die Proceſſion die Runde gemacht; ich harrte auf das Stabat mater. Ich mußte den ganzen recitativiſchen Vortrag der Paſſionsgeſchichte nach dem Evangelium Matthäi anhören, den einzelne Stimmen ohne Muſikbegleitung in verzweiflungsvoller Eintönigkeit, dürftig verhallend in dem weiten Raume, hielten. Dann kam die Meſſe, und endlich, endlich hub das Stabat mater an, und der eine kleine Satz, der nur daraus geſungen wurde, reichte hin, um mich mit der vierſtündigen

Qual zu verſöhnen. Es war halb zwei Uhr, als ich zu meinem Wagen gelangte.

Auf zwei Ruhetage folgte am Mittwoch Allegri's Miſerere in der Sixtiniſchen Kapelle. Der Ruhm dieſer Muſik und dieſer impoſanten Ceremonie mit den dabei allmälig ausgelöſchten Lichtern hat ſich ſo feſtgeſetzt, daß ich ihn nicht antaſten werde, indem ich beſchreibe, wie ich Alles gefunden habe. Überhaupt iſt es ja nie meine Abſicht, irgend einen Ruhm muthwillig herabzuſetzen, oder aus Widerſpruchsgeiſt das zu tadeln, was die Mehrzahl bewundert. Ich ſehe mir die Dinge mit meinen eignen Augen an und erzähle dann Alles redlich wieder. Es ſind freilich nur ein Paar kleine unbedeutende Augen, aber ſie ſind unbeſtechlich, laſſen nicht den Prunk als Pracht, Ceremonie als Feier, Formeln als Würde gelten. Und wahr bin ich auch — vielleicht in den Einzelheiten nicht ganz exact, d. h. die Reihenfolge mag etwas anders geweſen ſein, oder dergl.; aber wahr bin ich, denn Alles ſehe und erlebe ich noch einmal, indem ich es niederſchreibe. Warum ſollte ich auch nicht wahr ſein? Ich bin ja unabhängig, habe keinen Protector zu ſchonen, keine Partei zu verfechten, keine Gunſt zu erſchmeicheln, keine Abſicht zu erreichen: ſolche Beweggründe ſind der unſichtbare Keim der Unwahrheit; ſie machen befangen. Meine

Vorurtheile mag ich freilich wol überall mit mir umhertragen, aber ſo, wie ich meine Augen oder mein Herz mit mir herumtrage: ſie gehören zu mir. Aber zur Sache!

Mittwoch um drei Uhr wurde ich Bernini's ſchöne Treppe zur Kapelle hinaufgeſchoben, gedrängt, geſtoßen — ich weiß ſelbſt nicht was! Die kleine Kapelle war überfüllt. Ein Herr wurde ohnmächtig. Wir hielten uns tapfer; wir ſaßen, zwar gepreßt wie franzöſiſche Früchte in Schachteln, indeſſen — wir ſaßen. Die Sixtiniſche Kapelle iſt ſo: ein Saal von 120 Fuß Länge — wenn die Zahl nur richtig iſt! — und kaum halb ſo breit, mit gewölbter Decke, unter der auf beiden Seiten ſechs Fenſter ſich befinden. Ein Drittheil des Saales iſt durch ein hohes, feingekreuztes, vergoldetes Gitterwerk von dem größeren Theil abgeſchnitten, und rechts mit Bänken für die Frauen, links für die Männer verſehen; an der ſchmalen Wand, in der Mitte zwiſchen dieſen Bänken, iſt die allgemeine Eingangsthür, und alle Cardinäle müſſen den ſehr engen Gang paſſiren, um durch das Gitter in den größeren Raum zu gelangen. Da laufen ihre Sitze an den Wänden umher, da ſteht auch der päpſtliche Thron und die Tribüne für die Muſik. Ein grüner Teppich bedeckt den Fußboden, ein hochrother Stoff die Sitze; ſtände nicht ein Altar

unter einem Baldachin an der ſchmalen Wand — alſo gerade der großen Eingangsthür gegenüber —, ſo könnte der Papſt recht gut in dieſem Saal Soiréen geben. Wer hat ſich je die Sixtiniſche Kapelle ſo vorgeſtellt?

Aber Michel Angelo's Propheten und Sibyllen? wird man fragen; aber ſein Weltgericht? — O, es iſt Alles da! jene zwiſchen den Fenſtern, dieſes über dem Altar, und die ganze Schöpfungsgeſchichte an der Decke. Nachdem er ſein Weltgericht enthüllt hatte, ſagte man, es ſchicke ſich mehr für ein Badezimmer als für eine Kapelle, und Papſt Paul IV. fand all die nackten Geſtalten dermaßen unanſtändig, daß er ihnen von Daniel da Volterra allerlei kleine Gewänderchen anmalen ließ. Dieſer bekam dafür den Spottnamen: il Bragghettone, und einige der Figuren ſehen aus, als wollten ſie in die Schwimmſchule gehen. Mir iſt nackt oder bekleidet gleichgültig, wenn es nur für den gewählten Moment paßt, und ich finde dies ganze Gemälde ſo ſchauerlich verfehlt, daß ein Hemdchen mehr oder weniger daran nichts gut machen und nichts verderben kann. Michel Angelo hat das Dies irae darſtellen wollen — ſpricht man —, da muß Angſt, Furcht, Entſetzen, Unruhe herrſchen. Gut! ſo zeige er denn die ganze Qual der Erde und, damit wir ſie begreifen, den ganzen Frieden des Himmels darüber, wie Ra-

fael es in der Transfiguration gethan. Michel Angelo hat Chriſtus als Weltrichter darſtellen wollen — ſpricht man —, da kann er weder lächeln noch ſegnen. Gut! ſo zürne er, wie ſich das für den Richter der Welt ſchickt, mit göttlicher Majeſtät, mit erhabener Trauer. Der geringſte Richter würde ſich fürchten, ſeine Würde zu verletzen, wenn er die Beklagten brutaliſirte; und wahrlich! wie dieſer Chriſtus, mit rohen Geberden, taumelnd wie ein Trunkener — ſo benimmt ſich keiner. Es iſt ein grauer Wirrwar, eine einförmige Confuſion, die weder Menſch noch Heiland, weder Engel noch Teufel, weder Selige noch Verdammte unterſcheiden läßt und in meiner Seele eine unendliche Gleichgültigkeit erzeugt. Wenn es im Himmel gerade ſo tumultuariſch zugeht wie auf der Erde, ſo iſt er nicht der Mühe der Auferſtehung werth. Man ſpricht: die Gruppirung ſei vortrefflich, die Zeichnung meiſterhaft — correct, muß man nicht vergeſſen hinzuzuſetzen; da Michel Angelo zwölf Jahre lang Anatomie ſtudirt hat, ſo will ich gern glauben, daß er den menſchlichen Körper in jeder Attitüde richtig zeichnen konnte, was freilich ein großes Verdienſt iſt! Nur iſt es ſehr übel, daß er für die Wahrheit kein Auge hatte; immer darauf bedacht, Schwierigkeiten zu überwinden, fehlt ſeinen Geſtalten alle Einfachheit. Sie ſind wie Schauſpieler, die ein-

ſtudirte Rollen wiedergeben, nicht wie Menſchen, denen in der That dies oder jenes begegnet. Er hat ſich nie zu der Simplicität der Natur erheben können. Ich ſehe recht gut, daß in der ungelenken Steifheit und der incorrecten Zeichnung der ältern Maler auch keine Natur iſt, dennoch finde ich z. B. in Orcagna's Weltgericht im Campo Santo zu Piſa mehr Würde, mehr Adel und Faſſung, folglich einen dem Gegenſtand mehr entſprechenden Charakter als in dieſem ſo hochgefeierten Bilde. Hinge man es in einer Malerakademie auf und ließe man die Zöglinge danach Studien machen, ſo wär' es vollkommen an ſeinem Platz und thäte gewiß gute Dienſte. Die Propheten ſind ihm am beſten gelungen, denn was die Sibyllen betrifft, ſo tritt bei ihnen ſein alter Fehler grauſig hervor: er hat kein Auge für die Wahrheit. Ich rede nicht davon, daß er ſie zu garſtigen Unholden gemacht, welche man allenfalls für Eumeniden oder Macbeth's Hexen halten könnte, wenn nicht ihre Namen untergeſchrieben ſtänden. Ich meine nur, Frauen bleiben Frauen, mögen ſie nun Sibyllen oder Corinnen oder Amazonen ſein, und ſobald man nicht die Abſicht hat, ſie lächerlich zu machen, muß man ſie ihrem geſchlechtlichen Charakter gemäß darſtellen. Welche hohe Grazie haben die Alten den Amazonen verliehen! In Kampf, Zorn,

Schmerz und Trauer das wilde, unbändige, ungerührte — nicht unrührbare Weib; aber immer Weib, in Haltung, Stellung, Bewegung, nie mit dem Mann zu verwechseln, nicht mit dem zarteſten Jüngling. Dieſe Sibyllen ſehen wie vermummte Männer aus, die ſich durch die langen Röcke entſetzlich genirt fühlen und ganz unbefangen ihre gewohnten Männerſtellungen beibehalten, z. B. übereinandergeſchlagene Beine. So ſitzt man nicht, und zwar nicht deshalb, weil dieſe Attitüde nicht wohlgelitten, ſondern weil ſie der Frau nicht natürlich und höchſtens eine ſchlechte Gewohnheit iſt. Man kreuzt die Füße, aber nicht die Knie; die Kleider würden dabei in Confuſion gerathen, und beim Aufſtehen könnte man ſich darin verwickeln. Solche Mißgriffe thut Michel Angelo faſt immer, Titian und Rafael nie: jener folgte der Natur, dieſer der Grazie, welche nichts iſt als eine ſchöne Natur. Doch muß ich ſagen — und ich thue es mit wahrer Freude —, daß Michel Angelo in der Schöpfungsgeſchichte an der Decke eine ſehr anmuthige Eva und einen ganz edlen und majeſtätiſchen Gott Vater geliefert hat. In welcher Stellung aber der Geiſt der Finſterniß vor dem Schöpfer entflieht, werde ich nicht wagen zu beſchreiben.

Außer dieſen Fresken befinden ſich noch andere

unter den Fenstern, biblische Geschichten von verschiedenen Malern, meistentheils ziemlich werthlos. Eine von ihnen ist meine Erquickung, wenn ich von Michel Angelo ganz unruhig und dumpf geworden bin: Perugino hat in ihr den Moment dargestellt, wo Petrus, vor Christus kniend, die Schlüssel empfängt. Anmuthige Gruppirung, natürliche Stellung, freie Behandlung, Harmonie ohne Einförmigkeit und über dem Allen ein frischer Hauch von Andacht geben dieser Freske, von der Niemand spricht, und die Niemand beachtet, eine liebliche Glorie.

Ich war mehrmals in der Sixtinischen Kapelle gewesen, um all die Bilder gründlich kennen zu lernen; doch so aufmerksam wie an jenem Mittwoch hab' ich sie selten betrachtet; denn es vergingen tödtlichlange Stunden, bis das Miserere anhub. Es wurde freilich gesungen, und zwar Lamentation von Allegri — so stand im Programm —; aber diesem psalmodirenden Getön, ohne Melodie, einförmig wie eine Wüste, kann ich keinen Geschmack abgewinnen. Nach jedem Verse wurde eine Altarkerze ausgelöscht; da es aber heller Tag war, der durch zwölf Fenster lustig in die Kapelle schien, da überdies sechs große Kerzen oben auf dem Gitterwerk brennend blieben, so machte dies Auslöschen der Lichter keinen andern Effect auf mich, als freudige

Ungeduld, dem erſehnten Moment allendlich näher zu kommen. Das Miſerere hub an. O guter Himmel! es hub an mit falſchem Einſatz, und die Leute detonirten dermaßen, daß die abſichtlichen Disharmonien des Componiſten in die unabſichtlichen der Sänger übergingen. Das Hauptverdienſt dieſer unnatürlichen Stimmen iſt ihre durchdringende Klarheit, ihre Glasreinheit möcht' ich ſagen, denn Metall haben ſie nicht. Sie ſind eine Art von Maſchine, alſo müſſen ſie auch wie Maſchinen ſingen: präcis, und ich finde es eine Schmach für die päpſtliche Kapelle, daß ſie ihren hohen Ruhm ſo gar nicht mehr rechtfertigt. Wozu hält ſie denn dieſe Leute, wenn ſie nicht mehr ſie zu bilden und zu gebrauchen verſteht? Zum Schluß ſammelten ſie ſich und kamen etwas mehr ins Gleichgewicht; da konnte man denn wunderſame Tonverſchlingungen und überraſchende Löſungen hören; aber ich war matt geworden durch die Hitze, das Gedränge, die Spannung und Enttäuſchung, mein Ohr hörte genau, aber meine Seele hörte nur ſo aus der Ferne zu. Sie wäre mit der Zeit wol näher gekommen, allein das Miſerere iſt kurz, und als nach dem Schluß ein Geräuſch gemacht wurde, wie von zuſammengeſchlagenen Stöcken, „pour exprimer le trouble horrible et la confusion de la nature à la mort du Rédempteur" — wie in

dem Programm ſteht —, ſo verließ ich traurig und ernüchtert um ſechs Uhr die Kapelle. O Erwartung und Erfüllung!

Der Donnerſtag hub an mit unerhörtem Tumult. Die Wagen rollten ſchon um ſieben Uhr. Das ſtille träumeriſche Rom war durchlärmt wie bei einem Angriff der Barbaren. O, wol Barbaren! Um halb neun Uhr fuhren wir denn auch nach St.-Peter, wo die Fußwaſchung der Apoſtel im rechten Flügel des Querſchiffes ſtattfinden ſollte, und ihre Speiſung ſpäter in einem Saal des Vaticans. Diesmal waren die Trabanten, welche um die Schranken ſtanden, mit Blechſchienen auf Bruſt und Armen angethan, damit ſie den gehörigen Widerſtand leiſten könnten, nicht ſowol gegen das Volk — das wurde gar nicht hrrangelaſſen —, aber gegen die ſturmlaufenden Damen. Es waren zwei Gerüſte aufgeſchlagen und mit Teppichen behängt, aber nur einige Fuß über dem Erdboden erhöht, ohne Bänke und nicht allmälig in die Höhe ſteigend, ſo daß nur Diejenigen etwas ſehen konnten, die nah an der Bruſtwehr ſtanden. Nur vermittelſt einer Einlaßkarte gelangte man auf einem ſchmalen Treppchen auf das Gerüſt, und der Zufall ſchenkte mir einen ziemlich guten Platz. Ich war aber dieſer Gunſt nicht würdig; mir fehlte die Kraft, um ihn zu be-

haupten. Ich glaube, ich hätte mich leichter in Neapel durch das Gewühl des Mercatello drängen können! Da geſchieht Einem doch abſichtlich kein Leid! Himmel! bald bohrte ein Elbogen meine Bruſt, bald legten ſich Arme auf meine Schultern! Es dauerte keine Viertelſtunde, ſo war ich von der Bruſtwehr an die Hinterwand zurückgewichen, erſt von Andern gedrängt, dann freiwillig. Meine Hände ſind nicht auf Handgemenge eingeübt. Und welche Impertinenzen die Damen einander ſagten! Ich habe wirklich nie eine ſolche Brutalität geahnt! Dann dachte ich an den Ort, wo wir uns befanden, an Denjenigen, zu deſſen Gedächtniß dieſe Feier ſtattfinden ſollte — und mich befiel eine unmäßige Traurigkeit. Die Zeit verging, die Ceremonie begann immer noch nicht; ohne geiſtige Aufregung kann ich das Stehen nicht ertragen; ich ſah ein, daß Gott mir nicht genug Körperkraft verliehen, um mir einen beſſern Platz zu erboxen; ich verließ das Gerüſt. Das Wort: „Je veux sortir", wirkte zauberhaft, um mir Platz zu machen. Die Frauenflut theilte ſich wie das rothe Meer vor Moſes; ich ging ungefährdet hindurch. — Gewöhnlich ſchiebt man auf die Engländerinnen alle möglichen und unmöglichen Impertinenzen; auf jenem Gerüſt hab' ich nicht ein einziges engliſches Wort gehört, nur Ruſſiſch und Franzöſiſch, und Tags zuvor

machten mir zwei Engländerinnen ſehr freundlich neben ſich Platz auf einer Bank.

Nun war ich zwiſchen vielen tauſend Menſchen mutterſeelenallein in der ungeheuern Kirche, denn mein Begleiter ſtand zwiſchen allen Männern, Gott weiß wo! und ahnte meine Flucht nicht. Ich konnte ihn eben ſo wenig finden, als allein die Kirche verlaſſen, und mußte Geduld haben bis zum Ende der Ceremonie. Leider waren ſämmtliche Altarbilder ſchwarz verſchleiert! Ich hätte mir mit ihrer Betrachtung die Zeit gut vertreiben können. Nun ſetzte ich mich neben einem Weihkeſſel hin, um die Eintretenden zu beobachten, nämlich das Volk; denn Alles, was ſich nicht dazu rechnete, war ſeit Stunden auf ſeinem Platz. Es kam auch ziemlich viel Landvolk, meiſtentheils ſchmutzige, zuweilen zerlumpte Leute, und während ſie mechaniſch die Finger mit Weihwaſſer benetzten und das Kreuz ſchlugen, flogen die Augen ſchon zu den Drapperien und Decorationen empor, und der Kopf drehte ſich rechts und links, während die Lippen Gebete murmelten. Nicht ein einziges ſtilles andächtiges Geſicht! Einige wenige Weiber nahmen ſich recht gut aus in ihrer Tracht: die feuerfarbene, engermelige, mit bunten Schleifen an den Achſeln befeſtigte Jacke war ganz neu, das weiße flache Tuch auf dem Kopf ganz friſch und das geſtickte

Muſſelinhalstuch recht kokett ſo zuſammengefaßt, daß der Nacken unbedeckt blieb und das Korallenhalsband dazu. Wenn aber die Farben verblichen und Tücher und Bänder welk ſind, ſo nimmt ſich dieſer Anzug doppelt traurig aus, eben weil er nicht ohne Koketterie iſt. Ein paar Männer fielen mir wol nur auf, weil ſie recht ſchön waren, nämlich länger, nicht ſo gedrungen als die übrigen. Römiſche Augen mag ich nicht, ſie ſind von einer beinah feindlichen Schlauheit und haben einen harten Blick; doch ihre Umkränzung iſt ſchön, und die ſchwarzen Wimpern und Brauen geben den Augen etwas Bedeutſames, Dunkles, obgleich ſie häufig nur grünlich oder bräunlich, nicht braun oder gar ſchwarz ſind. Übrigens will ich gern glauben, daß es Momente giebt, wo der harte Blick zerſchmilzt, und daß ſie dann bezaubern. Die Männertracht iſt nicht ausgezeichnet, dunkel und einfarbig; der Mantel und der ſpitze Hut ſind die Hauptſtücke. Die Ziegenhirten in ihrem Ziegenfellhabit ſehen ganz unförmlich aus. Beſſer machen ſich die Rinderhirten, welche, da ſie ihre Heerden zu Pferde und mit einer Lanze hüten, ihren übrigen Anzug dazu eingerichtet haben und ſtatt der Sandalen oder Schuhe lederne Kamaſchen tragen, die über das Knie heraufgehen und mit ſechs Schnallen knapp um das Bein befeſtigt werden; auch eine Art

von Eitelkeit, wie die Halstücher der Frauen! Aber blank, rein und gut gehalten ſind von 50 Tüchern und Kamaſchen nicht zwei. Das bemerkte ich Alles recht bequem auf meiner Station am Weihkeſſel, wo das Volk vorbeiſtrömte, vom Dandy aus der Campagne bis zum kläglichſten Bettler, hinein, heraus, ununterbrochen. Es fiel mir recht auf, daß Alle, höchſtens kleine Bettelkinder ausgenommen, eine Fußbekleidung hatten; mochte ſie noch ſo dürftig ſein — barfuß, wie in Neapel die allgemeine Volkstracht iſt, war Keiner. Übrigens kann man hieraus ſehen, wie anſteckend das Beiſpiel iſt: ich machte es wie Alle und warf mich aus der Betrachtung der Innerlichkeit auf die Äußerlichkeiten. Dann ſah ich auch die Apoſtel, denen die Füße ſollten gewaſchen werden: dreizehn — warum aber dreizehn? — geſpenſtiſche Geſtalten, weiß angethan, ſogar mit weißen Hüten und Schuhen, den Pierrots im Ballet ähnlicher als den Apoſteln. Zuletzt ſetzte ich mich auf eine Altarſtufe und dachte nach über das Wort Chriſti: „Meines Vatershaus iſt ein Bethaus, Ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht", und an Guercino's wundervolles Bild in Genua, wo der Heiland mit wahrhaft göttlichem Zorn die Entweiher aus dem Tempel treibt. Wenn er jetzt käme, dacht' ich, wie Viele würden dann in St.-Peter

bleiben dürfen? Und ach! dürfte ich wol bleiben? — Solche Gedanken ſind denn auch nicht ſehr luſtig!

Das pſalmodirende Getön benachrichtigte mich von dem Beginnen der Ceremonie. Ich ging nach dem Querſchiff zurück und ſuchte in die Nähe der Schranken zu kommen. Das war aber äußerſt ſchwierig, denn ein Theil der Neugierigen drängte ſich dahin, um wo möglich etwas zu ſehen, und die, welche geſehen hatten, wie der Papſt ſich bei der Fußwaſchung des erſten Apoſtels benommen, ſtürzten fort, um bei der Apoſtelſpeiſung einen guten Platz zu erhaſchen. Die Damen auf den Gerüſten ſind unter den Teppichen der Bruſtwehr durchgekrochen und haben ſich auf den Boden gleiten laſſen, um ſchneller zu den ſie begleitenden Herren zu gelangen, und all dieſe unſchickliche Haſt, während der Papſt functionirte! Ich ſtand an einem Pfeiler und ein Schweizer mit ſeiner Hellebarde vor mir; ich dachte, ich würde ſicher ſein hinter dieſem Koloß. Keineswegs! Es kam eine Welle von Menſchen gegen ihn gebrauſt, und er wich zurück. Ich ſagte demüthig: „Bitte, drücken Sie mich nicht todt, guter Mann.“ Er lächelte mildherzig wie die Kraft und nahm ſich ſehr meiner an, bis mein Begleiter zu mir gelangte.

Ich hatte eine Einlaßkarte in den Saal der Apo-

ſtelſpeiſung; aber hätte man mir dort eine Krone geſchenkt, ſo wär' ich nicht hingegangen! Es war ein Uhr und ich halb todt vor Erſchöpfung, welche durch keinen erhebenden oder erfreuenden Eindruck compenſirt ward. Aus dem wahnſinnigen Getümmel floh ich in die Einöden des alten Rom — erſt ins Coliſeum, dann nach dem Lateran und Sta.-Maria Maggiore. Letztere iſt meine Lieblingskirche, mild und ernſt, mit ſchönen Verhältniſſen: antike ioniſche Säulen tragen das horizontale Architrav, das mit alten Moſaiken auf Goldgrund bedeckt iſt; dadurch hat das Mittelſchiff etwas ungemein Ruhiges; man blickt ſo ungeſtört die ſchöne, lange friedliche Halle herab. Die Decke iſt flach, vergoldetes Schnitzwerk. So war die Form der Baſiliken, der Gerichtsſäle, bei den Alten; in Pompeji iſt die Baſilika ſehr wohl erhalten, da kann man es deutlich erkennen. Auf dem erhöhten Theil, wo die Richter ſaßen, hat man ſpäter, als man den Kirchen ſolche Form gab, oder als man Baſiliken in Kirchen verwandelte, den Chor eingerichtet. — Das erſte Gold, welches aus dem neuentdeckten Amerika nach Rom gekommen, iſt zur Vergoldung der Decke von Maria Maggiore gebraucht worden. Im Lateran ward Conſtantin getauft; doch von ſeiner damaligen Geſtalt iſt nichts mehr übrig als vielleicht die Porphyrſäulen um

das Taufbecken im Battiſterio. Die vielen Jahrhunderte, welche bei den meiſten römiſchen Kirchen andachtsvoll oder prunkend thätig geweſen ſind und ſie immer nach dem Zeitgeſchmack ausſtaffirt haben, geben ihnen etwas Unharmoniſches: ſie ſind überladen und doch nicht fertig — nicht rund, nicht aus einem Guß; ſo auch der Lateran. Seine Apoſtelſtatuen werden gelobt, doch nicht von mir.

An jenem Tage war in allen Kirchen ein heiliges Grab eingerichtet, nämlich ein Altar war mit zahlloſen Kerzen bedeckt und zwiſchen denſelben ſtand ein kleiner Sarkophag. Bei einigen waren Tableaux von Wachsfiguren damit verbunden; ich hütete mich, ſie zu beſuchen. Ich fühlte mich erdrückt von all dem Tand, all dem Geflimmer, all der Oberflächlichkeit, die ſich begnügt buchſtäblich nachzuahmen, Füße zu waſchen, wie Chriſtus gethan, kindiſches Gepolter zu machen, um die Donner der zitternden Welt zu verſinnlichen, die darin kein Symbol erkennt, ſondern Thatſächlichkeiten! Nie iſt mir der Buchſtabe leichenhafter und das Feſthalten an dem Wort ſinnloſer erſchienen. Hinter dem goldenen Schleier, der ſich demüthig an die Form ſchmiegt, ahne ich das Weſen; in ſeinem Durchglanz, in ſeinem Wiederſchein verſtehe ich es, nicht aber, wenn man es mir handgreiflich hermalt und dazu ſpricht:

So iſt es. Da ſehe ich immer nur die beſchränkte Form, und wie kann die Form an ſich etwas ſein? Sie ſtellt nur die Eſſenz vor.

Vielleicht zuckt man bedauerlich die Achſeln und fragt mich: Aber wie haſt du von einem Oſterfeſte in Rom etwas Anderes erwarten können als Ceremonien? Ich hab' es gethan, weil ich nicht den lutheriſchen Widerwillen gegen die katholiſche Kirche hege. Ich finde in dem Katholicismus weniger Widerſprüche als in dem Proteſtantismus: jener baſirt auf dem blinden Glauben und lehrt demgemäß; dieſer iſt aus der Forſchung entſprungen, darf alſo die Quelle, die ihm das Leben gegeben hat, nicht verſtopfen, und ach, die Forſchung kann eben ſowol zum Zweifel als zum Glauben führen; dennoch predigt die lutheriſche Kirche ſtreng gewiſſe Glaubensſätze; darin liegt keine innere Einheit. Mit aller Demuth muß ich ſagen: das mißfällt mir. Nun habe ich zwar nie ernſthaft daran gedacht katholiſch zu werden, ach nein! ich habe mich zu ſehr daran gewöhnt, auf meine eigne Hand zu denken; allein ich meinte doch, die Form könne mir mehr Befriedigung geben, weil ſie nicht einer Richtung des Weſens entſpricht, ſondern vielleicht gerade der Bedürftigkeit des Geſammtweſens zu Hülfe kommt und Verſtand, Herz und Phantaſie in gleicher Weiſe be-

rührt, anregt und beſchwichtigt. Das nenne ich Befriedigung. Aber, o weh! o weh! nicht eine Spur, nicht ein Hauch, nicht den geringſten Anklang von dem, was ich wähnte, hab' ich gefunden. Darum bin ich ſo übermäßig niedergeſchlagen. Nicht weil ich irrte — gewiß nicht! Ein ſo armſeliges kleines Geſchöpf wie ich kann ſich ſchon irren und ſeinen Irrthum eingeſtehen; aber weil ich ſehe, daß keine Form mehr Wahrheit iſt, mehr Befriedigung giebt als die andere, und weil es demnach der Menſch ſchwer auf der Welt hat.

Den ganzen Charfreitag verbrachte ich in der Sixtiniſchen Kapelle; von 9 bis 1 Uhr wegen Paleſtrina's Improperien, von 3 bis 6 Uhr wegen Allegri's Miſerere. Jedes dieſer Muſikſtücke dauert höchſtens eine halbe Stunde; was in den übrigen ſechs Stunden geſchah, habe ich total vergeſſen, nur nicht eine lateiniſche Predigt, welche ein Franziskaner in Gegenwart des Papſtes hielt, denn ſie klang wie ein mißtönendes Recitativ. Aus Paleſtrina's Improperien ſtürzte ein Meer von Traurigkeit über mich; es ſind die Klagen Jehovah's über die Abtrünnigkeit ſeines Volks. Sie wurden mittelmäßig geſungen; aber das Miſerere noch ſchlechter, noch falſcher, wie am Mittwoch. Ich bin dieſer Stimmen auch ganz überdrüſſig und wieder zu

meiner alten Abneigung zurückgekehrt. Im vorigen Herbſte entzückten ſie mich, das iſt wahr! vermuthlich war die Muſik der Meſſe ſehr lieblich und weniger ſchwierig auszuführen; oder, was mir noch wahrſcheinlicher iſt, meine Nerven waren nach der Krankheit ſehr reizbar, und jede Berührung wurde zur Rührung. Ich weiß aber nichts, was in die Nerven mehr hineinriſſe, als dieſe Stimmen. Sie ſind ganz unirdiſch und doch nicht göttlich; denn göttlich iſt nichts als die volle mächtige Seele, und ſie ſind ſeelenlos. So bleiben denn die Nerven das Gebiet, worin ſie Anklang finden, und da wüthen ſie drin umher.

Am Sonnabend wurde die Auferſtehung mit Glockengeläute und Freudenſchüſſen gefeiert. Das Schießen ſchien der Hauptſpaß zu ſein. Alte Männer wie kleine Buben knallten in den Straßen die Flinten los. Am Oſterſonntage fand die große Oſterproceſſion in St.-Peter ſtatt, nach welcher der Papſt ſelbſt am Hochaltar Meſſe lieſt und endlich vom Balcon über dem großen Portal der Kirche den Segen ſpricht auf „Stadt und Welt“. — Ich ging nicht hin. Die Proceſſionen langweilen mich; was frage ich nach Männern in goldgeſtickten Kleidern! und von der Segenstheilung, die ich allerdings gern geſehen haben würde, hielt mich die traurige Erfahrung von dem, was man

im Gedränge zu dulden hat, zurück. Ich blieb fein ruhig daheim und ließ mir hinterher erzählen, wie prächtig es geweſen ſei, und wie der Papſt, auf ſeinem Tragſeſſel ſtehend, auf dem Balcon mit vieler Grazie einige Griffe in die Luft gemacht und dann die Arme über das Volk gebreitet habe.

Abends war die Erleuchtung der Kirche. Das iſt unbeſchreiblich ſchön! Ich nenne es die Transfiguration vom St.-Peter. Wie eine himmliſche Conſtellation lag das mächtige Gebäude ſammt den Colonnaden ſtralend und verklärt da. Zarte Lampen mit Silberſchein bezeichneten die langen architektoniſchen Linien, z. B. die Rippen der Kuppel, das Capitäl der Säulen, das Architrav; feurige Pechkörbe die Punkte, welche beſonders hervorgehoben werden mußten: Anfang und Ende des Säulenſchaftes, das Frontiſpiz, das Kreuz oben auf der Kuppel. Wir ſahen die Beleuchtung zuerſt vom Monte Pincio und dann vom Petersplatze; die Meiſten machen es umgekehrt, ich begreife nicht warum! Dort ſieht man nur das Lichtmeer, hier die wundervolle Harmonie in demſelben. Genug, ich hatte dadurch den Vortheil, daß keine Furcht vor den tauſend Wagen und Pferden mir den Genuß verkümmerte. Unſer Wagen hielt ganz einſam und ganz ruhig auf dem ungeheuern Petersplatze, die Lichter flammten,

die Fontainen rauſchten, ſo ſtill Alles, ſo ſchön! Ich war wie bezaubert! Die ganze Nacht hätte ich da ſitzen können! Allmälig erloſchen einzelne Lampen. Da fuhren wir fort; ich mag nichts Erlöſchendes ſehen. Bis gegen Morgen haben die letzten gebrannt.

Den Beſchluß ſämmtlicher Feſte machte am Montag die ſogenannte Girandola, das Feuerwerk, welches auf der Engelsburg abgebrannt wird. Das war nun etwas ganz Anderes, doch in ſeiner Art eben ſo Schönes; keine himmliſche Conſtellation, ſondern ein Märchen vom Feuer. Bald war ein phantaſtiſches Schloß von lauter Diamanten aufgebaut; bald rieſelten goldne Cascatellen über einen rubinrothen Felſen; bald ſprangen ſilberne Fontainen, ſeltſam verſchlungen, in allen Richtungen auseinander; bald ſtieg eine koloſſale Ährengarbe empor, und blaue und rothe Schmetterlinge, Mohn- und Kornblumen flogen aus ihr heraus und um ſie her; bald blitzten Millionen Sterne, und zwiſchen ihnen durch ſchoſſen langgeſchweifte eilfertige Kometen. Das ſind Schwärmer, Raketen, Leuchtkugeln, hieß es neben mir. Das glaub' ich aber nicht. Es waren all die wunderhübſchen Sachen, die ich beſchrieben habe, doch nur zum kleinſten Theil, weil ich fürchte, man glaubt mir nicht.

Der Glanz dieſer beiden Feuerfeſte hat die Nüch-

ternheit der Charwoche absorbirt. Meine Seele hielt auf ihnen ihre frohe Auferstehung.

Jetzt streife ich wieder endlos in der ewigen Stadt umher. Wenn ich nur ihr Klima besser ertragen könnte! Es ist entweder gewitterhafte Schwüle, oder eiskalt, sobald der Nordwind über den Apennin kommt, der noch immer tief mit Schnee bedeckt ist. Das wechselt zwei, drei Mal des Tages; man weiß gar nicht, wie man sich kleiden soll! Ich habe immerfort arges Zahnweh von der dicken heißen, oder schneidend scharfen Luft. Die Vegetation will auch nicht heraus. Die Obstbäume blühen, die Gebüsche grünen, aber die Bäume sind starr und knospen nur. Auch sind so wenig Bäume um und in Rom, daß man sich nicht an dem lieblichen Schimmer erquicken kann, den der junge Frühling einer Schweizerlandschaft giebt. Auf dem Forum ist eine freundliche Allee schöner Ulmen. Auf Monte Pincio sind Alleen genug; doch diese langweilig prächtigste aller Promenaden fliehe ich; die Terrassen sind so breit und die Bäume so jung, daß man dem Winde und der Sonne gleich preisgegeben ist. Auf Monte Mario und in der Villa Borghese sind herrliche immergrüne Bäume, Haine von Pinien, Alleen von Cedern und Cypressen. Da hat die römische Natur aber auch ihr Äußerstes an verschwenderischem

Luxus gethan und Oaſen in die Wüſte geworfen. Überdas ſind dies Gärten, und man mag doch auch gern Bäume in der Freiheit ſehen — etwas ſehen, was nicht Anlage von Menſchenhand iſt. Da hat man denn die ganze ſchauerliche Campagne! Sie kommt mir vor wie ein von Gott und Menſchen verlaſſenes Land, denn der freie Schmuck der Wildniß erſetzt nicht die fehlende Cultur. Rom hat die Hand auf dieſen Erdſtrich gelegt, er gehört Rom an, trägt denſelben Charakter, macht denſelben Eindruck, iſt in unbegreiflicher Harmonie mit der ewigen Stadt. Dieſe formidable Gewalt über den Boden flößt mir bangen Reſpect vor ihr ein. Vom Monte Mario iſt eine berühmte Ausſicht auf Rom und die Campagne; allerdings ſieht man da die ganze Stadt mit ihren Kuppeln und Paläſten nah unter ſich; aber man ſieht auch, was für immenſe wüſte Stätten innerhalb der Ringmauer liegen, und das hat etwas Trauriges, wie ein zu weiter Gürtel um einen abgemagerten Leib; und dann ſchwimmt die Stadt in der endloſen Campagne förmlich wie ein Wrak auf dem Meere. Mir iſt die Ausſicht von San-Pietro in Montorio auf dem Janiculus weit lieber; auch lieber als die berühmte unter der Taſſoseiche im Kloſtergarten von San-Onofrio. Von Pietro in Montorio ſehe ich links das moderne, rechts das

alte Rom bis zum Grabe der Metella deutlich vor mir, und die Stadt verdeckt die meilenlange Campagne ſo, daß ſie im Schooß der Berge zu liegen ſcheint. Der roſenrothbäckige Bruder Pförtner in San-Onofrio hielt zwar ſeine Ausſicht für ſchöner, weil man zu Pietro in Montorio nicht den St.-Peter ſieht; Jeder hat ſeinen Geſchmack, mir gefällt der Blick auf das Coliſeum und die gewaltigen Ruinen des Tempels della Pace beſſer. Unter jener Eiche ſoll übrigens Taſſo nie geſeſſen haben, ſprechen die Gelehrten; denn todtkrank ſei er nach San-Onofrio gebracht und am eilften Tage daſelbſt geſtorben, ohne je die Zelle verlaſſen zu haben. Immerhin! ich freue mich über die Huldigung, welche dem Genie dadurch gebracht wird, daß man den Zauber der Natur durch den Zauber ſeines Namens zu erhöhen ſucht. Taſſo's demüthiges Grabmal befindet ſich in der Kirche; ſeine Todtenmaske im Kloſter. Ich ſah ſie nicht, weil es dabei heißt: „Ma non le donne!" und es grämt mich nicht; ſolche Abdrücke von Leichengeſichtern ſind dem lebendigen Antlitze ähnlich wie ein Geſpenſt dem Weſen. Eine Madonna von Leonardo, .al fresco, hätte ich ungleich lieber geſehen! il m'a jeté un sort — der alte wunderſame Magus! — Ich ſchlug dem Pförtner vor, mir eine Kutte zu borgen, ich wollte mich darin

bis zur Naſenſpitze vermummen, damit nicht die Clauſur durch eine Frauengeſtalt entweiht werde; aber er blieb ungerührt und ſagte, ich könne nur durch eine Bittſchrift, bei einem gewiſſen Cardinal, an einem gewiſſen Tage eingereicht, die Erlaubniß erhalten. Das iſt mir zu umſtändlich! bis ich die Erlaubniß erhalte, hab' ich vielleicht die Luſt verloren.

Indeſſen ſehe ich doch ein, daß hier die Ordnung eine ganz beſondere Erlaubniß erheiſcht; warum aber eine ſolche zur Erſteigung der Peterskuppel nöthig iſt, das begreif' ich nicht. In der ganzen Welt ſteigt man ungehindert auf die Thürme, und bei St.-Peter, zu dem eine Armee heraufmarſchiren könnte, bei St.-Peter, der ſo wenig wie der Montblanc durch eine Erſteigung leidet — wird man nur zugelaſſen, wenn man einem gewiſſen Monſignor ein Certificat von der Geſandtſchaft und dem Cuſtode den Erlaubnißſchein des Monſignore bringt. Petrus ſelbſt kann ja am Himmelsthore keine größern Umſtände machen! — Die preußiſche Geſandtſchaft ſtellt kein Certificat aus. Warum nicht? — Das weiß ich nicht. Genug, ſie hat es einer meiner Bekannten abgeſchlagen, und ich denke, ſie macht keine Ausnahmen. Mein Reiſegefährte erhielt ſogleich eins von der ruſſiſchen Geſandtſchaft; daher weiß ich, daß es nothwendig iſt.

Bei dieſer Expedition hat man Gelegenheit den Titanenbau in ſeinen Einzelheiten zu betrachten, dabei in Erſtaunen und allmälig in Bewunderung zu gerathen; nicht in die friſche, unmittelbare, bei der man unwillkürlich auf die Knie ſinkt, weil man keinen andern Ausdruck findet, um zu huldigen, ſondern in die überlegende des Verſtandes, die uns zuruft: Beuge das Knie vor dieſer Ordnung, dieſer Einſicht, dieſer Kraft, dieſer weiſen Berechnung. Der Blick von der innern Gallerie unter der Kuppel auf den Fußboden der Kirche herab iſt ſchaudererregend. Hingegen auf dem Dache des Schiffes geht man wie auf der Straße; da liegt ein langes niedriges Haus für die Arbeiter, welche immer dort beſchäftigt ſind; da ſprudelt eine Fontaine mit ſehr gutem Waſſer; da ſteigen die Seitenkuppeln empor wie kleine Kirchen; nur wenn man Stadt und Landſchaft tief unter ſich gewahrt, wird man an die Höhe erinnert, in der man ſchwebt. Die Kuppel erklimmt man auf ſehr ſchmalen, aber ganz hellen, ſichern und bedeckten Treppen; die Laterne auch; nur in die Kugel muß man auf einer ſenkrechten, eiſernen Leiter ſteigen. Ich that es; ich ſtand in der Kugel und ſah mich um; aber länger auch nicht. Es war eine unmäßige Hitze in dem kupfernen Gewölbe, ich kam wie aus einem Dampfbade unten an,

und es war doch kein heißer Tag! Das Kupfer iſt aber wie getränkt von den Sonnenſtralen. Bisweilen ſoll das Blei des Daches gar durch ſie geſchmolzen werden. Dies, verbunden mit der ätzenden Eigenſchaft des Scirocco, macht beſtändige Reparaturen nothwendig, und Alles ſieht da oben neu, friſch und wohlerhalten aus, als ſei es geſtern vollendet. Will man ſein Auge einmal in Rom durch den Anblick der Reinlichkeit erquicken, ſo ſteige man auf St.-Peter.

Iſt das Dach dieſes merkwürdigen Gebäudes eine Straße, ſo iſt das Innere ein Muſeum! Wahrlich, es iſt alles Mögliche, nur keine Kirche, kein Gotteshaus, ich meine, keine Stätte, wo die Gedanken ſich in Gebet verwandeln. Es enthält neunundzwanzig Kapellen; eine jede enthält entweder ein Gemälde oder ein Malemorbildwerk über dem Altare. Zwölf koloſſale Heiligenſtatuen von Marmor ſtehen in den acht Pfeilern des Mittelſchiffes und in den vier, welche die Kuppr-tragen. Die verſchiedenen Monumente der Päpſte mit ihren Bronze- und Marmorſtatuen hab' ich nie gezählt. Alles dies iſt in Proportionen ausgeführt, welche genau denen des Gebäudes ſelbſt entſprechen, ſo daß nichts zu groß noch zu klein ausſieht. Thorwaldſen's Monument von Pius VII. macht allein eine Ausnahme, es iſt viel zu klein. Sämmtliche Gemälde

ſind Moſaikbilder, in hoher Vollkommenheit, zum Theil nach den vortrefflichſten Originalen, copirt: Rafael's Transfiguration, Dominichino's Abendmahl des heiligen Hieronymus und ſein St.-Franziscus in Ekſtaſe vom Engel unterſtützt; Guido Reni's Erzengel Michael den Teufel beſiegend; Guercino's Grablegung der heiligen Petronille. Die übrigen ſind mir nicht ſo gegenwärtig. Den ſchönſten Effect hat der heil. Hieronymus auf mich gemacht, der dem Eingange des rechten Seitenſchiffes gerade gegenüber prangt; ſeine architektoniſche Scenerie ſchmilzt wunderbar mit der wirklichen Architektur zuſammen; man glaubt wirklich am Ende der Halle jene Handlung zu erblicken und in den Himmel hineinzuſchauen, wo die Engel den Heiligen anlächeln. Dem Eingange des linken Seitenſchiffes gegenüber befindet ſich die Transfiguration; figurenreicher und mit landſchaftlichem Hintergrunde, ſteht es dort dem Hieronymus nach. Ein Altar wird durch Michel Angelo's Pietà geſchmückt; ſo nennt man hier den todten Chriſtus mit den Seinen. Michel Angelo's Werk iſt eine Marmorgruppe: die Madonna hält den Leichnam auf dem Schooße. Nun muß ich ſagen, daß ich den Gedanken übernatürlich disgraziös finde, einer Frau einen Mann auf den Schooß zu ſetzen; das macht ſie zur Rieſin und ihn zum Zwerg. Der Mann kann

die Frau auf dem Schooße halten, die Frau das Kind; ſo macht es ſich von ſelbſt nach Kraft und Form des Geſchlechts. Doch, wie geſagt, von der Natürlichkeit hat Michel Angelo keinen Begriff, und der Chriſtusleichnam liegt lang und unbehaglich, wie das freilich nicht anders möglich iſt, quer über dem Schooße ſeiner Mutter in ihrem rechten Arme. Ihr linker Arm macht eine ſonderbare Bewegung: es iſt, als zucke ſie die Achſel, und ſie hält die Hand geöffnet, wie um eine Gabe zu empfangen. Dieſe Pantomime hat die Troſtloſigkeit nimmermehr, hat eine Mutter nimmermehr bei ihrem todten Kinde! Sie iſt zerſchmettert, das Herz iſt gebrochen, die Glieder mit ihm — die Hand muß herabhängen. Finde ich fortan nichts, wobei ich aus vollem Herzen rufen kann: Michel Angelo iſt ein großer Künſtler! — ſo ſage ich nie mehr ein Wort über ihn. Er gehört mit zu meinen italieniſchen Enttäuſchungen.

Eine wahrhaft gräßliche Statue iſt die von Petrus ſelbſt. Ob antik oder modern, mag der Himmel wiſſen! Nach Einigen iſt's ein Jupiter geweſen, dem man den Schlüſſel in die Hand gegeben. Auf jeden Fall war die Kunſt in ihrer Wiege, als ſie dieſer Bronzemaſſe eine menſchliche Figur zu geben ſuchte. Die Zehen des rechten Fußes, den Küſſen der Gläubigen

preisgegeben, ſind ganz verſchwunden. Die Mehrzahl begnügt ſich, einen ſimpeln Kuß zu appliciren; Einige legen auch noch die Stirn auf den Fuß. Ein alter Monſignor amüſirte mich! Er zog bedachtſam ſein groſſes, ſchweres, roth und weiß gewürfeltes baumwollnes Taſchentuch hervor, wiſchte den Fuß ſauber ab und küßte ihn darauf mit großer Devotion. Ich mußte lächeln; und wahrlich! die Vorſicht war dem armen Manne doch gar nicht zu verdenken! Aber ich ziehe daraus den Schluß: es iſt beſſer die Gegenſtände nicht zu küſſen, welche vorher des Abwiſchens bedürfen.

In den Monumenten der Päpſte herrſcht eine groſſe Monotonie: ein Sarkophag oder ein Gebäu, welches ein Grabgewölbe figurirt, auf demſelben die ſitzende Statue des Papſtes, rechts und links zwei allegoriſche Geſtalten, die ſeine Haupttugenden darſtellen, zuweilen Engel, um das Ganze abzurunden, oder Basreliefs, um es zu ſchmücken, das iſt der Typus. Die allegoriſchen Geſtalten ſind auch faſt immer dieſelben: der Glaube, die Stärke, die Wahrheit, die chriſtliche Liebe und andere mit ihren bekannten Symbolen. Wenn ſich doch die Bildhauer ein anderes Symbol für die chriſtliche Liebe ausdenken wollten als die ammenhafte Frau mit Kindern an Bruſt, Armen, Knien — überall.

Die Madonna mit einem Kinde iſt ganz himmliſch! wenn ſich aber die lieben Kleinen gar zu ſehr mehren, ſo wird die Sache ein wenig irdiſch — vollends in den Händen der Sculptur, welche es beſonders mit der Entwickelung der Form zu thun hat. Clemens' XIII. Monument hat zwei prächtige Löwen zu Füßen des Papſtes: der eine wacht, der andre ſchläft; das mag wol die nach außen und innen gerichtete Kraft andeuten ſollen. Allegorien, wenn es nicht die uralt hergebrachten ſind, kann Jeder auslegen, wie er es verſteht. Neben dem einen Löwen ſteht der Glaube, höchſt martialiſch, in der vierten Poſition, auf das Kreuz geſtützt wie auf eine Lanze, in einem Kleide, das zu lang für ein kurzes und zu kurz für ein langes iſt. Und dieſer gewaltſamen Frau gegenüber liegt auf der andern Seite einer von Canova's bekannten Jünglingsgenien! Das iſt ein Contraſt wie eine unaufgelöſte Diſſonanz.

Die Kanzel des Apoſtels von ſchlichtem Holze, verloren in einem Wuſt von Bronze, getragen von den Kirchenvätern St.-Auguſtin, St.-Ambroſius, St.-Athanaſius und St.-Chryſoſtomus, ſteht im Hintergrunde des Chors. Im Fenſter oben darüber iſt gelbes Glas und Goldbronze angebracht: das ſoll ihr

eine Art von Heiligenſchein geben, es hat aber mehr Ähnlichkeit mit der bengaliſchen Flamme des Ballets.

In der ſogenannten Chorkapelle iſt dreimal wöchentlich Vespergeſang. Da hört man von dem Sängerchore moderne italieniſche Kirchencompoſitionen. Sie ſind ſchwer von Opernmuſik zu unterſcheiden, und der Vortrag iſt ganz und gar wie auf der Bühne: Staccatos, plötzliche Sprünge aus der Höhe in die Tiefe mit einem gewiſſen Wegſchnellen des hohen Tons, rollende Fiorituren — beſonders ein Tenoriſt würde Furore machen in der Oper. Weshalb Italien für ein muſikaliſches Land gilt, hab' ich noch nicht ergründen können! Kirchenmuſik gehört zum katholiſchen Gottesdienſt, Opernmuſik gehört allen Städten, wo ſich große und reiche Geſellſchaft befindet; dadurch wird das Volk aber noch nicht muſikaliſch. Ich habe nirgends, nicht einmal in der Schweiz, ſo wenig Muſik und Geſang auf den Straßen gehört als in Italien, und Volkslieder nun vollends gar nicht! Sang einmal irgend Einer bei ſeiner Arbeit oder im Herumſchlendern, ſo war es eine Opernarie. Bis zum Weihnachtsfeſt machten die Piferari, die Hirten aus den Abruzzen, hier und in Neapel ihre monotone Dudelſackmuſik, die ſich dem Namen nach an die Madonnenbilder auf den Gaſſen, aber in Wirklichkeit an fremde Geldbeutel

richtet. Der Dudelſack iſt mir gar nicht unangenehm, er klingt wie fernes Glockenläuten, und eine Schalmei begleitet ihn, oder macht eigentlich die Melodie zu ſeinem Accompagnement. Ich vermiſſe ſehr die Piferari, denn jetzt hör' ich keine andre Muſik auf den Straßen als alle Abend ein Abendlied vor dem Muttergottesbilde an der Ecke der Propaganda, meiner Wohnung ſchräg gegenüber. Aber dies wilde, unmelodiſche Gebrüll beſtätigt mich in der Meinung, daß das Volk kein muſikaliſches Ohr hat, denn zu dieſer Andacht finden ſich ungefähr ein Dutzend Leute zuſammen, nicht immer dieſelben, wie mir ſcheint, doch die Disharmonien ſind immer gleich ohrzerreißend. Den Tamburin habe ich in Trastevere einige Mal ſchlagen hören; kleine Mädchen ſprangen nach ſeinem Tact in einer Art von Saltarelle herum. Man wird zugeben müſſen, daß Dudelſack und Tamburin zwei nicht ſehr ausgebildete muſikaliſche Inſtrumente ſind, ungefähr wie Polypen in der Reihe der Thiere.

Vom St.-Peter hab' ich ziemlich ausführlich geſprochen, weil Kirchen zu den Hauptbauwerken Roms gehören, und weil er der Typus Aller iſt; denn haben auch Maria Maggiore, das Pantheon, St.-Stephan in Rotonda ihre alte Form beibehalten, ſo erinnert

doch entweder ihre äußere oder innere Ausſchmückung ſtets an ihn. Manche kleine und prachtvolle Kirchen, z. B. Maria della Vittoria und Sta.-Agneſe auf der Piazza Navona, ſehen gar aus, als wären ſie Kapellen aus St.-Peter. Dennoch, trotz dieſer ermüdenden Gleichförmigkeit und dem geringen Genuß, den dieſer Bauſtyl mir bietet, verlaſſe ich ſelten eine Kirche, in der nicht wenigſtens ein ſchönes Gemälde mich erfreut hätte. Dominichino, Guercino, Guido Reni haben fleißig gearbeitet, und mitunter ſo ſchön, daß man ſich die Mittelmäßigkeit mancher ihrer Bilder gar nicht erklären kann, wenn man nicht ihr Leben kennt. Guido z. B. war ein wüthender Spieler; alles Geld, was er verdiente, wurde von ſeiner raſenden Leidenſchaft verſchlungen, ohne ihr zu genügen; daher malte er oft ſo oberflächlich und unwahr. Dominichino war ſein Lebenlang mißkannt, unterdrückt, verfolgt; das hat ihn vielleicht deprimirt, ihn verhindert, ſich ſtets kräftig zu zeigen mit Pinſel und Seele, oder ihn vermocht, hier und da Dasjenige nachzuahmen, was gerade in der Mode war. Von Guercino weiß ich nichts: er iſt ſich ſelbſt auch ſtets unverkennbar treu; ſeine Chriſtusgeſtalten beſonders ſind von einer tiefen, kräftigen Schönheit, die mir ungleich beſſer gefällt als die zarte, ſentimentale; dieſe trägt ſo leicht das Gepräge

der Schwäche! Es iſt ſeltſam — Gott Vater wird meiſtens vorgeſtellt wie ein alter, zorniger Herr, und Chriſtus wie ein ſanfter, ſchöner, gedrückter Mann; da nun mein Gott gar nicht furios und mein Chriſtus gar nicht gedrückt iſt, ſo bin ich faſt in beſtändiger Disputation mit den Gemälden. Die Kirchenbeleuchtung iſt ihnen leider ſehr unvortheilhaft! Selten finde ich ein Plätzchen, wo das Licht nicht mir oder ihnen in die Augen ſcheint. Darum ſage ich auch nicht, daß man mit dem guide in der Hand, oder gar mit einem Lohnlakai, die Kirchen der Reihe nach aufſuchen ſolle; kennt man aber Rom einigermaßen, und hat man Zeit zu unbeſtimmten Streifereien, ſo läßt man ſich gern von einem Altar zum andern, von einer Moſaik am Fußboden zu einer am Gewölbe, von einer antiken Säule zu einer Freske locken. Freilich, ehe man ſich damit abgeben kann, muß der erſte Heißhunger nach Rom geſtillt ſein! Anfangs wollt' ich nichts anſehen als das Coliſeum und das Pantheon, die Transfiguration und den belvederiſchen Apoll — alſo die Sculptur, die Malerei, die Architektur und die Ruine in ihrer Vollkommenheit, und meine Augen fühlten ſich förmlich beleidigt, daß von jeder dieſer Vollkommenheiten nur ein einziges Exemplar in der ewigen Stadt exiſtire. Aber dieſes Einzige

iſt ja genug, um zu zeigen, was der Genius leiſten könne, und um zu beweiſen, daß er ſelten zu ſolcher Höhe ſich emporſchwinge, und um eine Freiſtätte zwiſchen die Caricaturen der Mode und die Ausgeburten ungeordneter Beſtrebungen zu werfen, wohin man ſich flüchten und wo man in der Atmoſphäre der Schönheit ſo geſichert vor dem Anhauch der Mißgeſtalten ſein könne, wie Oreſt es vor den Eumeniden war im Hain der Göttin. Iſt das nicht genug? Ja, ja! Wenn nur der unbefriedigbare Immerdurſt nicht in der Seele wäre. Man hat mir aber geſagt, ich ſei excluſiv, und zwar excluſiv an meinen übertriebenen Forderungen haltend; darum hab' ich mich aus meinen Belveder- und Pantheonverſchanzungen herausbegeben und ſehe mich um im freien Felde. Entzücken hab' ich nicht dabei, jedoch Vergnügen und die Befriedigung, mir ſagen zu können, daß ich meine Augen nicht abſichtlich gegen das Schöne verſchloſſen habe. Und zuweilen bin ich denn doch auch herrlich belohnt! So kamen wir einmal in die Kirche San-Agoſtino; eine Marmor-Muttergottes von Sanſovino iſt dort in beſondrer Verehrung, und die Kirche iſt faſt austapezirt mit den verſchiedenen ihr dargebrachten Votivgaben. Die meiſten ſind Herzen von Silber oder Blech, dann Roſenkränze und Kreuze, dann

Gemälde, auf denen die Rettung ihres Schützlings aus großer Gefahr durch ihre Erſcheinung zufolge ſeines Gebets dargeſtellt iſt; dann verſchiedene Glieder des Körpers, Augen, Hände, Beine von Metall, durch ihre Fürſprache wunderbar geheilt; endlich Meſſer und Dolche von Mördern und Übelthätern, die ſich vor ihrem Tode bekehrt, oder die einen beſſern Lebensweg eingeſchlagen haben. So etwas intereſſirt mich: da iſt weder Entweihung noch Käuflichkeit; die ſchlichte Gabe iſt ein Symbol des Danks, wie der Beiſtand der Heiligen ein Symbol des immerwachen Schutzes Gottes. St.-Auguſtin, ein ſchönes, ernſtes Bild von Guercino, ſchmückt einen Altar. Plötzlich ward von einem Pfeiler des Mittelſchiffes ein Vorhang weggezogen und der Prophet Jeſaias, eine Freske Rafael's, enthüllt. Er ſitzt und hält eine aufgerollte Schrift gleichſam der Erde zugekehrt, und zwei Engel, die hinter ihm ſtehen, halten eine Guirlande über ſeinem Haupte. Dieſe Freske hat zwiſchen Rafael's und Michel Angelo's Anhängern endloſe Controverſen angeregt: ob ſie gemalt ſei, bevor oder nachdem Rafael die Propheten in der Sixtiniſchen Kapelle geſehen. Lanzi ſpricht: bevor; Vaſari ſpricht: nachdem. Welch ein unnützer Streit! Will der Eine ſagen, Rafael könne nicht erfinden? Das glaubt Niemand. Will

der Andere ſagen, Rafael habe nichts lernen dürfen? Damit iſt Niemand einverſtanden; weshalb ſollten Beſchränktheit und Mittelmäßigkeit allein lernen dürfen? Ich hoffe, das Genie iſt klug genug, um einzuſehen, wie viel es zu lernen habe. Nicht durch Unwiſſenheit wird es groß, ſondern indem es die ſchlichten Bäche des Wiſſens zuſammenlenkt, in ſich aufnimmt und ſie in ſilbernen, farbigen, funkelnden Stralen wie aus einer Fontaine zauberiſch zurückwirft. Das Waſſer erfinden kann auch das Genie nicht. Soll ich nun ſagen, was ich meine? Rafael hat die Sixtiniſche Kapelle geſehen und zu ſich ſelber geſagt: Die wilden, deſperaten Männer ſollen Propheten ſein? iſt denn Wildheit Kraft? und muß die Kraft der Schönheit entbehren? wir wollen doch ſehen! — So malte er den Jeſaias, einen mächtigen Greis, deſſen gewaltige Seele eines ſtarken Körpers bedurfte, um ihn nicht aufzureiben; und dem Antlitz gab er die ganze Glorie der Schönheit, welche ein Greiſenantlitz verträgt: Adel der Züge und den unirdiſchen Ausdruck von Seelenhoheit und Seelenkraft, der ſeinem Pinſel wie keinem andern zu Gebote ſtand. In dieſen Augen liegt eine Welttrauer, aber die Trauer des Propheten, eben ſo fern von Grimm als von Mattigkeit, denn er iſt weder erbittert noch entmuthigt. Die

Engel mit ihrer Guirlande machen das Bild ſeltſam viereckig und etwas ſchwer; vielleicht hat man deshalb gemeint, es ſei Michel Angelo nachgeahmt. Nun, bei den vier Sibyllen in dem Kirchlein Maria della Pace, wird Niemand das meinen! Zeichnung, Gruppirung, Ausdruck — Alles ächt Rafaeliſch.

O, dieſer Rafael! er iſt die Wonne meines Herzens! nicht blos darum, weil er der Erde, die ihn gaſtlich aufgenommen, ſo reiche Gaſtgeſchenke gelaſſen; ſondern weil er ein Begnadigter war, einer von den Wenigen, die Gott lieb hat, lieb in Milde und Gewährung, nicht in Ernſt und Verſagung, den er wie auf ſeiner Hand durch die Welt trug, damit ihm nichts Böſes zuſtoße, und den er endlich von der Welt nahm, ſcheinbar vor der Zeit, und darum gerade zu rechter Zeit! Als freudiger Sieger, mit wehender Fahne, mit glänzenden Waffen ſchied er vom Schlachtfelde des Lebens, fühlte nicht ſeine Jugend ſchwinden, ſeine Kraft ermatten, ſeinen Flug erlahmen, ſeine Waffen ſtumpf werden! — O heiliger Rafael, bitte für mich! — Im Lanzi ſind viele Malergeſchichten zu leſen. Gegen deren Schickſale ſind die der Dichter glückſelig. In wilden traurigen Leidenſchaften verzehren, durch Gift, Dolch und Gram beenden die Meiſten ihr Leben, nachdem immer Einer geſucht hat es

dem Andern zu verbittern und der Meiſter mit Neid den Ruhm ſeines Schülers ſah. Spagnoletto's Ende iſt recht phantaſtiſch. Er war einer von den neapolitaniſchen Malern, die durch ſchändliche Mittel Annibal Carracci, Guido und Dominichino mißgünſtig aus Neapel vertrieben, um keine Nebenbuhler ihres Ruhms zu haben. Er hatte eine Tochter, die er außerordentlich liebte; durch einen Mann kam Schmach über ſie. Das grämte ihn ſo, daß er zu Schiff ging und fort zog, fort, in die Welt oder ins Meer; man weiß nicht, wo er geblieben. Und zwiſchen all dieſen finſtern, zerrütteten, unſeligen Geſtalten ſteht Rafael bewundert und hochgeachtet, von den Zeitgenoſſen nach Verdienſt anerkannt, von den Großen geehrt, von den Freunden geliebt, von den Schülern angebetet, anmuthige Sitten und den liebenswürdigſten Charakter mit dem Glanze der höchſten Gaben verbindend — die Blüte der Menſchheit. Er ſtarb, ohne die Transfiguration ganz vollendet zu haben; Giulio Romano legte an einige der untern Geſtalten die letzte Hand. Einige nennen dies Bild das herrlichſte, was je gemalt ſei; Andern will es nicht ſo ganz gefallen, ſie finden es fremd; noch Andere tadeln dies und das, z. B. die Perſpective. Das mag Alles wahr ſein! Jeder bringt vor ein Gemälde ſeine Augen, ſeine Seele; Dieſer

wird gerührt, wo Der kalt bleibt. Betrachte ich die Transfiguration, ſo iſt mir's grade, als ob ich in der Bibel läſe: es iſt ebenſo allumfaſſend; es ſtellt mich ebenſo in die Qual der Erde hinein, indem es meinen Blick ſehnſuchtsvoll zur Freiheit des Himmels emporzieht; es zeigt mir ebenſo den Troſt, die Hülfe, das Licht von oben, deren ich bedarf, um das Geringſte zu leiſten; es erfüllt ebenſo meine Seele mit einer geheimnißvollen, unausſprechlichen, ſeligkeitverheißenden Viſion, die über all den trüben, verwirrten Zuſtänden des Lebens einbricht. Denn unten im Gemälde ſind alle Drangſale der Menſchheit: der bekümmerte, hülfeſuchende Vater, der beſeſſene Knabe, von entſetzlicher Krankheit geplagt, ein königlich zürnendes Weib, das den Apoſteln ihre Unmacht vorwirft, und neun Apoſtel voll Mitleid, Schmerz, Theilnahme, unfähig zu helfen, gut, aber ſchwach, wohlwollend, aber beſchränkt, genöthigt das zu ſagen, was Jeder von uns hundert Mal gehört und geſagt hat: ich kann dir nicht helfen, Gott allein kann es; genöthigt das zu empfinden, was Jeder von uns tauſend Mal empfunden hat: daß der Menſch mit ſeinem herbſten Leid einſam zwiſchen den Menſchen iſt. Zwei von ihnen zeigen, zur Geduld ermahnend, nach dem Thabor; aber ſie blicken nicht dahin, ſie ſind ganz in Anſpruch genommen durch

dieſen Vorfall, der ſich gerade ereignet, während Chriſtus mit Petrus, Johannes und Jakobus auf den Thabor gegangen iſt und dort vor den Augen der drei ſtaunenden Jünger mit Moſes und Elias verklärt wird. Der Beſchauer ſieht gleichſam durch eine Viſion dieſe Verklärung, welche die Jünger am Fuße des Berges ſammt dem Volke nicht wahrnehmen, und dieſe Doppelhandlung, dies getheilte Intereſſe wird zuweilen getadelt; ich bemerke das, damit man mir keine Parteilichkeit für Rafael vorwerfe. Aber welch ein Glanz im obern Theile des Gemäldes! und wie hat der Maler dennoch ſo wahr gefühlt, daß der Glanz nicht genüge zur Verklärung! Chriſtus ſchwebt! Er ſchwebt im weißen Gewande, lächelnd, ſelig, mit gehobenen Armen, ruhig über dem Thabor, und Moſes und Elias, ihn anbetend, weniger ſtralend, ſchweben ſeitwärts, jedoch tiefer als er. Petrus, Johannes und Jakobus liegen geblendet auf dem Thabor. — So iſt die Transfiguration. — Ich mag von keinem andern Bilde mehr reden.

Es wird mir auch ſchwer, mich immer mit der Kunſt und Geſchichte zu beſchäftigen; aber ich kann mich hier nicht, wie in Florenz und Neapel, in der Natur ausruhen. Sie iſt gar ſo arm! Ihre Vertheidiger ſagen, ſie ſei voll der ſchönſten Blumen. Ich

liebe ſehr die Blumen, aber als Beiwerk, wie ich gern Bonbon zum Deſſert eſſe. Vor einigen Tagen war ich ganz charmirt von dem Hain der Egeria: ein Hügelchen mit Steineichen bedeckt, mitten auf einer Wieſe. Das iſt doch gewiß recht wenig; doch für die Campagne iſt es außerordentlich viel. Dorthin ging der weiſe Numa und ſann der Geſetzgebung für ſein Volk nach. Die Liebe für daſſelbe war ſeine Egeria, und da in jeder Liebe etwas Himmliſches iſt, ſo nannte ſein Volk ihre Inſpirationen dankbar Rathſchläge der heiligen Nymphe, deren Quell am Fuße des Hügels in einer gemauerten Grotte leiſe rieſelt. Damals waren gute Zeiten für die Herrſcher: man wähnte ſich nicht erniedrigt durch Gehorſam! und damals waren gute Zeiten für das Volk: es ertrug keine Knechtſchaft! Eine Frau ward beleidigt — Roms Könige fielen. Ein Monument aus der Zeit exiſtirt noch: die Überbleibſel der cloaca maxima, des Abflußcanals, der einen Sumpf zwiſchen dem Palatin und dem Capitol in den Tiber leitete. Er iſt, wie die Tempel zu Päſtum, aus Steinblöcken ohne Cement errichtet. Die Grotte der Egeria darf ſich aber nicht dieſes hohen Alters rühmen.

Tivoli nun gar hat mir ungemein gefallen. Es iſt die erſte Landſchaft von Claude Lorrain, die ich in die

Wirklichkeit geſehen; eine vollkommne Idylle, nicht grandios, doch äußerſt lieblich. Ein Städtchen am Bergabhange in einem Olivenwalde, unter deſſen Bäumen Hirtenknaben liegen und Vieh weidet; der Teverone, der in einer großen und vielen kleinen Cascaden vom Berge herabſpringt, und über den im Thal eine altrömiſche Brücke geſchlagen iſt; der graziöſe Veſtatempel oben, Ruinen von Mäcen's Villa tiefer herab, und im Hintergrunde die bläulich dämmernde Campagne, über die ein ſchöner, tiefklarer Himmel ſich breitet. Das iſt Tivoli. Von der ſtolzen Wildheit ſchweizeriſcher Wäſſerfälle hat der Teverone keine Spur. Die große Cascade iſt in einen gemauerten Canal geleitet; Überſchwemmungen machten es nothwendig. Die Cascatellen ſind allerliebſt, gerade als hätte eine Hirtin ihre Eimer mit ſchäumender Milch umgeworfen.

Die Villa Eſte in, und die Villa Adriana bei Tivoli, dieſe aus dem 2. und jene aus dem 16. Jahrhundert, theilen ein Schickſal: ſie ſind verlaſſen; aber die Villa Adriana hat den großen Vorzug, eine Ruine zu ſein, während die Villa Eſte nur verfallen ausſieht. Ein Cardinal dieſes Namens hat ſie angelegt, mit einem Garten, der damals ſo bewundert ward, daß Taſſo, durch ihn begeiſtert, Armida's Gärten beſchrieb. Das iſt ein großes Glück für dieſen Garten! Dichter

beſchreiben in derſelben Art, wie der Diamant den Sonnenſtral zurückwirft. Übrigens, wenn man heutzutag Jemand fragte, ob er den Sommer lieber in Interlachen oder in Armida's Gärten zubringen möchte, ſo würd' er Interlachen wählen; der Deutſche und Engländer gewiß. Der Italiener hat vielleicht noch Freude an dem kindiſch-pomphaften Tand, wenigſtens habe ich bei der ganz neu erbauten Villa des Herrn Torlonia auch ganz neue Ruinen geſehen, Ruinetten — ich erlaube mir eine Verkleinerungsſylbe wie die Italiener —, mit Säulchen, lang und dünn wie mein Finger. Solch Bauwerk iſt überall kindiſch, vollends in Rom! Die Villa Eſte hat auch dergleichen aufzuweiſen, und ganz poſſierliche Waſſerkünſte dazu. Nur ihre rieſigen Cypreſſen ſind ſchön. In der Villa Adriana hat der Kaiſer Hadrian ähnliche Spielereien getrieben, aber im Style eines römiſchen Imperatoren. Von ſeinen Reiſen im Orient zurückgekehrt, ließ er hier Gebäude nach dem Muſter derjenigen erbauen, welche ihm beſonders gefallen hatten: Theater, Portiken, Bibliotheken, Thermen, Tempel, von allen findet man Spuren und Überreſte, welche jetzt die Natur in Schutz und Schirm genommen und mit ihrem unſchuldigen Schmuck überſtreut hat. Wo jetzt Vinca und Cyklamen den Boden emailliren, lag einſt der Moſaik-

fußboden, der Stolz des Vaticans, und in den Niſchen des Serapistempels ſtanden ſtatt der grünen Gebüſche ägyptiſche Bildwerke, welche jetzt ein paar Cabinete des Capitols füllen. Spuren von Stuckatur und Fresken ſind noch wahrnehmbar in unterirdiſchen Gewölben; doch was man nur hat wegſchaffen können, iſt in Muſeen untergebracht. Die bekannte niedliche Moſaik, welche vier Tauben auf dem Rande einer Schaale voll Waſſer darſtellt, ſtammt auch daher. Doch ſind all dieſe Moſaiken nicht mit den modernen zu vergleichen, ſind roher in den Umriſſen, weniger ausgeführt. In dem Moſaikſtudium des Vaticans, wo die Päpſte beſtändig Arbeiter halten, um die trefflichſten Gemälde zu copiren, iſt kürzlich der Jeſaias vollendet und ſehr gelungen; aber er hat auch vier Jahre lang zwei Arbeiter beſchäftigt. In der Sculptur ſind die Alten unerreicht; allein ihre Malereien und Moſaiken kann ich nicht als vollendete Kunſtwerke bewundern, eben ſo wenig wie Giotto's und ſeiner Zeitgenoſſen Leiſtungen. Da iſt die ſogenannte Aldobrandiniſche Hochzeit, eine kleine Freske, welche man ungemein admirirt und ſehr verſchieden explicirt. Ich befaſſe mich weder mit dem Einen noch dem Andern! Zwei verhüllte Frauen mit wilden Augen und ſteifen Gliedmaßen ſitzen auf einem Bette; andere ſind um

einen Altar beſchäftigt, und ein junger Mann ſitzt zwiſchen beiden Gruppen auf der Erde und ſieht recht luſtig und ungenirt aus. Ich wundere mich, daß er ſich ſo freut zu dieſer garſtigen Braut; denn er freut ſich, es iſt unverkennbar! — Ach, man möge es hier anfangen, wie man wolle, man geräth immer in den Bereich der Kunſt zurück! Ich liebe ſie wol ſehr, denn ſie iſt ein Troſt; aber die Natur lieb' ich mehr, ſie iſt ein Glück.

Hätte Rom nicht unmittelbar vor der Porta del Popolo die Villa Borgheſe, ſo würde man wirklich nichts vom Frühling ahnen. In dieſem ſchönen Garten, den der Beſitzer mit unſäglich dankwürdiger Liberalität dem Publicum, man kann nicht ſagen geöffnet, ſondern übergeben hat, fährt die elegante Welt zu gewiſſen Stunden täglich ſpazieren. Ich bin lieber früh da, wenn es ſtill iſt, ſtaublos und einſam. Dann iſt es hübſch in den langen Alleen von immergrünen Bäumen zu gehen, oder in dem Pinienwäldchen, oder in dem Hain nordiſcher Eichen, der verſtreut auf einer hügeligen Wieſe und eben jetzt, 26. April, mit dem erſten Grün geſchmückt iſt; oder an den plätſchernden Waſſern, in welche Thränenweiden ihre langen, biegſamen, grünen Zweige ſenken. Da iſt Schutz vor Sonne und Wind, wie man es gerade braucht; da

ſingen auch Vögel. In den untern Sälen des Hauſes hat der Prinz Borgheſe eine Sammlung antiker Sculpturen mit Pracht und Geſchmack aufſtellen laſſen; darunter befindet ſich ein junger Faun, ſchön zum verlieben! In den oberen werden moderne geordnet; man iſt gegenwärtig damit beſchäftigt. Sein Palaſt in der Stadt enthält eine treffliche Gemäldeſammlung. Alles wird dem Publicum ohne Umſtände und ohne Zudringlichkeit geöffnet. Im October ſollen in der Villa große Volksfeſte ſtattfinden, jetzt hab' ich niemals Volk dort angetroffen, auch wenig Spaziergänger, entweder Einſamkeit oder lange monotone Wagenzüge. In Italien liebt man ſpazieren zu fahren, wie in Spanien ſpazieren zu gehen. Hängt das vielleicht mit den ſchönen Füßen der Spanierinnen zuſammen? — Überhaupt ſieht man hier das Volk gar nicht ſo bei einander wie in Neapel, wo jede Straße, jeder Platz ein Volksſalon iſt. Auf der Piazza Navona iſt der Gemüſemarkt, und in der Strada di Ripetta der Hafen — wenn man für den Tiber von einem Hafen ſprechen kann —, alſo führt Gewerbe und Nothwendigkeit täglich Volk dort zuſammen; doch die meiſten Straßen ſind todtenſtill! Hier und da ſitzen ein paar Weiber vor der Thür, ſpielen ein paar Kinder, arbeitet ein Handwerker, aber ſpärlich, ausnahmsweiſe; man ſieht

wie gering die Bevölkerung der weitläuftigen Stadt iſt, und doch ſoll ſie alljährlich abnehmen. An Sonn- und Feſttagen habe ich ziemlich viel Leute in einen öffentlichen Garten am Fuß des Cölio ziehen ſehen; da ſpielen dann die Männer mit Wuth Morra. Eines Tages, während der Charwoche, war ich im Coliſeum; eine Schaar weißgekleideter Mädchen machte an den 14 Altären der Via crucis unter Geſang einen Umzug; eine Männerſchaar, der ein großes Kreuz vorgetragen wurde, proceſſionirte ihrerſeits unter Gebeten; geputzte Leute gingen im geſticulirenden Geſpräch durch das Coliſeum in jenen Garten und ſahen ſich nach nichts um; Andere unterbrachen das Geſpräch, ihrer Sünden eingedenk, und gingen das große Kreuz in der Mitte der Arena zu küſſen, wofür ſie Indulgenz auf 200 Tage bekommen, wie ein Anſchlagzettel am Kreuz beſagt; in den obern Hallen des Coliſeums ließen ſich Fremde herumführen, und ihre modernen Geſtalten blickten fremdartig zwiſchen den zerfallenen Arcaden herunter; und der Zahlenruf der Morraſpieler tönte aus dem Garten herüber, ein ſeltſamer Takt zu den Litaneien. Das iſt das bunteſte und beweglichſte Volksbild, welches ich in Rom geſehen; es iſt aber auch ganz charakteriſtiſch.

Das Volk hat einen finſtern Ausdruck; es blickt

die Fremden an, als wolle es ſie mit den Augen todtſtechen. Iſt es Neid? iſt es Verachtung? Beraubungen fallen häufig genug in der Stadt und Gegend vor. Seltſam iſt's, wenn unter dieſen hochmüthigen Augen der Mund ſich zum Betteln öffnet; man fühlt ſich geneigt, ihnen den verachtenden Blick zurückzugeben. Von den Weibern in Trastevere ſagte mir Jemand: „Elles sont sauvages comme des louves.“ Andere behaupten das Gegentheil. Die Trasteveriner nennen ſich ächte Abkömmlinge der alten Römer; wenn ihre Frauen den Namen Lucretiastöchter verdienten, ſo wäre dies wol recht merkwürdig für Evastöchter, indem eine einzige Lucretia ſchon wie ein Mirakel durch die Jahrtauſende wandelt. Ich meines Theils glaube nicht an jene sauvagerie, weil beſtändiger Verkehr mit Fremden wilde Sitten bändigt und ſchlichte verdirbt, und weil Rom ſtets mit Fremden überſchwemmt war und iſt; ſonſt waren es oftmals Feinde, jetzt ſind's Freunde, wenigſtens ſcheinbar. Mir kommt ein ſolcher Zuſammenfluß aller Nationen niemals wie ein großes Glück für ein Land oder eine Stadt vor, ſobald kein Handelsverkehr damit verbunden iſt. Ob dieſer hier ſtattfindet, ob Monopole und große Zölle nützliche Rivalität einführen, ſtatt ſie zu erdrücken, ob dieſe unermeßliche geiſtliche Miliz, welche immer bataillonsweiſe, wie in

Deutſchland die kriegeriſche, durch die Straßen zieht, eine Manna oder eine Heuſchreckenheerde für den Staat iſt, das mögen Eingeweihte beurtheilen, die das innere Federwerk einer Staatsmaſchine zugleich mit dem Gang der äußern Räder zu beherzigen verſtehen. Ich ſehe nur dieſe, und da ärgere ich mich denn tout bonnement, daß Herr Torlonia die Salz- und Tabacksregie hat, hier wie in Neapel. Salz iſt freilich für Südländer kein ſo nothwendiges Bedürfniß als für Nordländer, ſie ſind mäßiger, ſie haben andere Speiſen, zu Knoblauch und Maccaroni braucht's kein Salz wie zu Brot und Kartoffeln; aber Taback, ihr Troſt, ihr Genuß, ihr Entzücken, der ihnen das Vergnügen, nur unſchädlicher, gewährt, welches der Branntwein den Nordländern macht, auch für dieſen armen kleinen Spaß müſſen ſie dem Herrn Torlonia ihren Tribut zahlen. Wenn die Poſtillons ſehen, daß ſie kein Trinkgeld mehr erbitten können, ſo bitten ſie um eine Cigarre; kleine Buben, ellenhoch, flehen dringend um eine Cigarre und rauchen wie gravitätiſche Affen, ſobald ſie damit beglückt werden. Gewöhnlich aber raucht das Volk aus kleinen Rohrpfeifen mit einer wahrhaft orientaliſchen Behaglichkeit und Andacht; es ruht ſich ſo recht wundervoll dabei aus. Man ſpricht zwar, es ſei faul und arbeite wenig, bedürfe daher auch wenig des Ausru-

hens. Mag ſein, daß es nur für die Befriedigung der augenblicklichen Bedürftigkeit arbeitet, das Erworbene aus der Hand in den Mund gehen läßt und an keine Erſparung denkt! Weiß man denn aber auch, ob nicht mißverſtandene oder mißdeutete Lehren von den „Lilien auf dem Felde" und von dem „Einen, was Noth thut" dazu den Grund legen? Weiß man denn auch, ob nicht das Beiſpiel des geiſtlichen Lebens, der unzählbaren Bettelmönche, welche von Reich und Arm Unterſtützung erheiſchen, auf die Trägheit des Volkes einwirken? Die Zeiten ſind nicht mehr, wo die Mönche Wüſten urbar und aus Wäldern und Sümpfen Felder machten. Erziehung und Unterricht, Kranken- und Armenpflege iſt jetzt ihr Gebiet; bedenkt man aber, daß in Rom nur 140,000 Einwohner höchſtens und davon 30,000 geiſtlichen Standes ſind, ſo möchte man fragen: Iſt denn ganz Rom eine Kinderſtube oder ein Hospital? Freilich muß man erwägen, daß der ganze päpſtliche Hofhalt und die höchſten Ämter von Geiſtlichen beſetzt werden; dennoch bleiben genug übrig, um die Frage zu veranlaſſen: Was thun ſie? Wovon leben ſie? Warum exiſtiren ſie überhaupt? Hier iſt z. B. ein Orden, deſſen urſprüngliche Beſtimmung war, gefangene Chriſten aus den Händen der Barbaresken und Muhamedaner loszukaufen: ſehr zweckmäßig, ſo lange

Kreuzzüge und afrikaniſche Raubſtaaten beſtanden, aber ſehr unzweckmäßig jetzt, wo ihnen nichts übrig bleibt, als ihre Einkünfte ſelbſt zu verzehren. Die proteſtantiſchen Fürſten gaben den Völkern ein ſehr gefährliches Beiſpiel, als ſie ſich nicht nur erlaubten, die Klöſter ſämmtlich aufzuheben, ſondern auch die Güter einzuziehen; Völker ermangeln nie, ſei es über kurz oder lang, in Momenten der Gährung und Unzufriedenheit von ſolchem Beiſpiel zu vortheilen und die erduldeten Ungerechtigkeiten und Willkürlichkeiten auf ähnliche Weiſe an Andern zu üben. Dennoch muß ich geſtehen, das Beiſpiel des geiſtlichen Schlingpflanzenlebens muß nachtheilig auf ein Volk wirken, das ohnehin keine Thatkraft und Energie beſitzt. Rom war immer ungemein klug und geſchickt im Pariren der äußern Hiebe; die Hohenſtauffen- und die Reformationsſtürme brachten es ſtets zur Beſinnung über ſeine Mißgriffe, wenn es auch blutend aus der Fehde hervorging. Ob es aber je innerlich ſo vermorſcht war wie gegenwärtig, ob es Kraft hat, die alte welke Haut abzuſtreifen, ehe es darin abſtirbt, das erleben wir vielleicht bald; vielleicht auch nicht. In Neapel ſind die Häuſer ganze Straßen lang durch Balken geſtützt, welche quer von einer Mauer zur andern gehen und deren Einſturz verhüten. So ſtehen ſie gar manches Jahr und werden

manch anderes noch ſtehen, indeſſen das Volk ſeine Hanthierung unbekümmert auf den Straßen forttreibt und die Eigenthümer an keinen neuen Bau denken mögen, weil er ihnen Koſten und Unbequemlichkeit macht. Zuletzt, wenn die ſtützenden Balken auch morſch werden, müſſen die Häuſer dann doch einfallen. Mir däucht, ungefähr ſo ſieht es jetzt überall in der Welt, nicht allein in Rom aus, wo ſogar die Kunſt einen etwas gebrechlichen Charakter hat. Ich meine die moderne Kunſt. Wie immer trägt ſie das Gepräge der Zeit; da nun das Handwerk der große Gedanke unſers Jahrhunderts iſt, ſo werden auch die Künſte etwas handwerksmäßig betrieben. Eine ſo klägliche Kunſtausſtellung an Zahl und Inhalt wie die hieſige, hab' ich in meinem Leben nicht geſehen! Kleine Landſchaften, Hirtenknaben, Volksſcenen in einer Hütte oder Schenke, Anſichten von Rom, Copien en miniature von beliebten alten Gemälden füllten zwei Säle mit ihrer Nüchternheit, aus der zwei oder drei hiſtoriſche Compoſitionen in greller Wildheit herausſtachen. Wenn doch die Maler Titian recht ſtudiren wollten! Ich weiß gar nicht, wo in der Welt ſie die Carnation ſehen, die ſie in ihren Bildern wiedergeben. Blühende Geſtalten haben lila, blaſſe haben grünliche Fleiſchtöne, und beide werden mit ſchwarzen oder braunen Schatten

begabt; ſo ſehen doch keine Menſchen aus! In der Wirklichkeit iſt der Schatten farblos. Es mag ſchwierig ſein, ihn ſo zu machen, aber die Malerei iſt ja auch eine Kunſt! Man hat mir geſagt, es ſei eine Manie mancher Künſtler, nichts in die Ausſtellung zu geben; ich wünſche, daß es die beſſeren ſein mögen. An den Vortheil, den allen jungen Künſtlern der Aufenthalt in Rom bringen ſoll, glaub' ich keineswegs. Wer ohne eine gewiſſe Selbſtändigkeit und Reife herkommt, wird ein Copiſt. Wem eine mächtig regſame und gewaltige Imagination fehlt, wird ein Nachahmer. Die Augen ſehen hier ſo viel, daß der Geiſt nichts hinzuzudenken braucht und es meiſtentheils nicht einmal kann. Der alleſüberflügelnde Geiſt, das Genie, iſt ſo ſelten! Nur das müßte in Rom ſtudiren, weil ihm jede Anregung zur Inſpiration wird und es auf eine neue Stufe der Entwickelung hebt. Durch das Nachahmen ſind im Laufe der Jahrhunderte die Griechen — Byzantiner worden. Die Künſtler haben nun aber einmal einen Heißhunger nach Rom, der ihnen nicht zu verargen iſt; hat ihn doch alle Welt! Nur wünſchte ich ihnen, daß es auch wirklich ein Gnadenort für ſie würde, ſo wie ehedem eine Wallfahrt zum heiligen Grabe das Herz erquickte, ſtärkte und hob. Italien iſt ein heiliges Grab der Kunſt, und darum ſo in-

tereſſant, weil jede bedeutende Stadt gleichſam ein originelles, für ſich beſtehendes Monument dieſes heiligen Grabes iſt. Jede hat in der Kunſt ihren Zweig, ihre Epoche, ihre Schule, ihre großen Männer gehabt — Florenz: Giotto, den Grundſtein, Rom: Rafael, den Schlußſtein; wenn man ſolche Weſen an die Stätte knüpfen mag, wo ſie geboren wurden oder gelebt haben! Da ſie aber nie einſam daſtehen — wie kein bedeutender Berg einſam in der Ebene liegt, ſondern eine Hügelfamilie zu Füßen hat —, ſo ſind all die verſchiedenen Epochen durch Lehrer und Schüler, durch Werke und Studien, durch geübten und empfangenen Einfluß zu einem langen, zuſammenhängenden Zeitraum worden, der eine liebliche Kehrſeite zu Italiens wilden, zerriſſenen, trübſeligen Schickſalen bildet. Oft liegt es da wie Jakob, rathlos, müde, den Kopf auf einem Stein, und träumt, und während deſſen ſteigen auf goldner Leiter freiere, ſelige, ſchöne Geſtalten vom Himmel zu ihm herab. Und da wir wie Jakob in der Fremde ungefähr Alle ſind, ſo iſt es ſehr glücklich für uns, daß dieſe Himmelsleiter ſtehen geblieben.

Ich verlaſſe Rom früher, als ich beabſichtigte; das Klima widerſteht mir durchaus, rheumatiſche Zahnſchmerzen wollen mich nicht verlaſſen. Ich bin ſo wenig an körperliches Leid gewöhnt, daß mir immer ſcheint,

mir geſchehe großes Unrecht dadurch; denn mir iſt zu Muthe, als müſſe ich Jahrhunderte hindurch in ſtets gleichmäßiger, unverwüſtlicher Kräftigkeit leben, ſobald die Seele nur nichts dawider hat, ſich immerfort dies Leben gefallen zu laſſen. Das iſt freilich nicht zu vermuthen. Indeſſen, ſo lange ſie ſich gefallen läßt auszudauern, muß auch der Körper fein demüthig mit ihr Schritt halten und ſie nicht mit ſeinen Plagen beläſtigen. Da dies immer in Rom geſchieht, ſo muß die Luft doch wol Schuld daran ſein. Der April gilt hier für den angenehmſten Monat; er iſt zu Ende, ohne ſich im geringſten angenehm gezeigt zu haben. Die letzten Tage waren Sündfluten. Ich ſehe, daß auch in Italien das Klima ſehr durch das Wetter modificirt, d. h. verdorben wird, ſo wie Launen einen urſprünglich ſchönen Charakter entſtellen. Seit Menſchengedenken erinnert man ſich nicht eines ſo ſchlechten Frühlings. Drum reiſe ich und laſſe die Heiligſprechung im Stich, welche in drei oder vier Wochen ſtattfinden ſoll, und zu der im St.-Peter die glänzendſten Vorkehrungen gemacht werden. Man erbaut in der Kirche förmlich eine zweite Kirche mit ihren eigenen Säulen, Gemälden und Basreliefs. Wer dieſe künftigen Heiligen ſind, hab' ich noch nicht erfahren; eins iſt gar eine Heiligin, wie ich aus den Gemälden ge-

ſehen. Die Erinnerung an die Ceremonien der Charwoche nimmt mir alles Vertrauen zu der Würde der bevorſtehenden, und da ich zwar eine ſehr neubegierige Seele, doch gar keine neugierigen Augen habe, ſo kann mich eine ſolche Ausſicht nicht feſſeln.

Rom entläßt mich mit einem lieblichen Eindruck. Ich war geſtern in Frascati und der Tag ſo ſchön, mit ſo warmer leichter Luft, wie es ſich ſchickt für einen italieniſchen Frühlingstag. Daher — und auch weil ich mich befreit fühle ſobald ich aus der Campagne heraus bin — gefiel mir Frascati unſäglich; nicht das winzige Städtchen, ſondern die Villen, die es umgeben, und die auch ſeine eigentliche Schönheit ausmachen; denn die Ruinen des alten Tusculum, oberhalb Frascati — Überbleibſel von zwei winzigen Theatern, von den Stadtmauern, dem Aquäduct, dem Hauſe Cicero's — ſind äußerſt gering und nur belohnend durch die Ausſicht auf eine anmuthige Berggegend. Unter den reichen, tiefen Schatten und an den fröhlichen Fontainen der Villen Ruſinella, Aldobrandini und Conti muß es ſogar im hohen Sommer friſch und grün ſein. In Tivoli ſieht die Natur aus, als ſei ſie von Menſchenhand graziös arrangirt; Frascati hingegen, obzwar ganz aus Villen zuſammengeſetzt, hat einen gewiſſen freien Charakter, der mir in der menſchlichen wie in

der landſchaftlichen Natur am beſten zuſagt; man fühlt nur den Zauber ſeiner Schönheit, ohne an ſeine einzelnen Vorzüge und Verdienſte erinnert zu werden. Der Weg von Frascati nach Grotta Ferrata zu Dominichino's köſtlichen Fresken vom heiligen Nilus hat auch dieſe wohlthätige Freiheit, läuft durch die Landſchaft wie durch einen Park, unabgeſperrt durch die haushohen Mauern, von denen man nirgends ſonſt in Italien läßt, vielleicht aus einſiedleriſcher Gewohnheit, um vor fremdem Blick geſichert zu ſein, vielleicht, um das Eigenthum zu ſchützen. Spaziergänge und Fahrten werden dadurch triſt und langweilig. In der ganzen Schweiz giebt's — die Städte ausgenommen — keine andere Umzäunung als eine grüne Hecke, die einem ans Knie reicht; dem Auge wird gern Theil am Beſitz gegönnt. — Der geſtrige Tag war der ſchönſte und angenehmſte meines Aufenthaltes in der ewigen Stadt. Morgen, am 2. Mai, verlaſſe ich ſie. Werd' ich ſie je wiederſehen? Das weiß ich nicht! — Aber nirgends ihres Gleichen — das weiß ich.

Die Messe des Papst Marcellus.

Tauch' unter, Herz, in eignen Andachtsfluten,
Und bade dich in eigner Liebeskraft,
Und wärme dich an eignen Glaubensgluten,
Und ruhe aus an eigner Stärke Schaft.
Und lerne endlich! endlich! daß nur Schranken
Des Seins enthalten sind in jeder Form;
Daß alle unfrei sind mit dem Gedanken
Verglichen, der da giebt des Geistes Norm.

Daß sklavisch in der hergebrachten Weise,
Wie die Maschine und das Mühlrad gehn,
Und wie der Wagen rollt im alten Gleise,
Die Formen so mechanisch fortbestehn;
Und daß, gleich Wagen, Mühlrad und Maschine,
Sie ihre Dienste thun, wenn man nur nicht
Sie anrührt, weil ein Nagel, eine Schiene,
Ein Nichts, wenn's fehlt, die ganze Form zerbricht.

Du aber, Herz, begehrſt zu deiner Wonne
Die Form, entſprechend ihrem innern Kern:
Die Seel' als Liebe und das Licht als Sonne! —
Das wäre ſchön! O ja, ich glaub' es gern.
Doch wär' es nicht die Erde, die wir kennen,
Die alte, mittelmäßige, deren Grün
Beſtaubt iſt, deren Lichter trübe brennen,
Und deren Blumen welken, wenn ſie blühn.

Sie hat doch Licht, die alte gute Erde,
Hat Blumen auch, und ſomit Duft und Glanz!
Und jenes einigt ſie zu einem Heerde,
Und dieſe windet ſie zu einem Kranz.
Der Kranz erquickt uns, wenn wir von dem matten
Und fahlen Grün der Welt gelangweilt ſind;
Das Licht beſchützt uns, daß wir in die Schatten
Des Lebens nicht verſinken ſtarr und blind.

Denn Zionswächter ſtehen auf den Höhen,
Und Sternenkundige halten treulich Wach',
Conſtellationen, welche ſie erſpähen,
Verzeichnen ſie mit treuen Händen nach,
Und Botſchaft, die der Genius ihnen bringet,
Verſtändlich überſetzt in Klang und Wort
Und Farbe — wie er ihrer Bruſt entſpringet! —
Die pflanzen ſie getreu und liebend fort.

Was ſoll denn all das Jammern und das Klagen,
Wie dürftig dieſe Erde ſei, wie matt,
Wie nervlos ihre Freuden, ihre Plagen,
Und ihre Wonne und ihr Weh nur platt!
Wird all die Kläglichkeit nicht aufgewogen
Durch eine Gunſt, die ſchwach der Dank erkennt?
Gott hat dem Wetterſturm den Regenbogen —
Und ſeiner Welt den Genius gegönnt.

Neapel hatte trauernd ich verlaſſen,
Die heilige Woche lockte mich nach Rom.
Der Schmerz des Abſchieds wird doch wol erblaſſen
— So hofft' ich heimlich — in St.-Peters Dom;
Denn wenn ich auch St.-Peter nicht ſehr liebe,
Nicht ſchön ihn finde, ſondern nur verziert,
Wenn all ſein Prunk mich kalt macht oder trübe —
In dieſem Feſt wird er transfigurirt.

So wähnt' ich thöricht — recht nach meiner Weiſe! —
Was fand ich denn? Vergeſſen hab' ich's ſchier!
Gepränge in dem Ceremoniengleiſe,
Statt Würde — Prunk, ſtatt Andacht — Neubegier.
Mein Herz that weh von all den kalten Schlägen
Geraubter Illuſion; es war ganz ſchwer
Von unterdrückten Thränen; keinen Segen
Erquickend ſtiller Andacht hofft' ich mehr.

Ich war in einer Dürre, einer Wüſte,
Durch die kein Bächlein der Erlabung quoll;
Daß ich ſo hart für Illuſionen büßte,
Iſt für die Wirklichkeit zu hoher Zoll.
Da, um mich mit der Qual doch zu verſöhnen,
Die wie ein Gift zernichtend mich durchrann —
Da hub in ſüßen, feierlichen Tönen
Das Stabat mater Pergoleſe's an.

Und wie der Schmetterling, der ſcheu und frierend
In ſeiner Larve eingewickelt liegt,
Bis auf dem Sonnenſtral, der ihn berührend
Erweckt, er freudig zu der Sonne fliegt,
So ſchüttelte ich meiner Seele Schwingen
Vom Staube rein, den all der Wuſt von Welt
Ihr aufgeſtreut — denn dieſes Sphärenklingen
Hat ſie ins Gleichgewicht zurückgeſtellt.

Und andern Tags, als wieder viele Stunden
Vergangen waren in Ceremonien,
Aus denen jede Spur des Geiſts verſchwunden,
Der ihnen eh'dem Würde hat geliehn:
Die Improperien wurden da geſungen,
Jehovah's Zorn- und Klag'- und Trauerwort,
Wie es in Paleſtrina's Ohr erklungen; —
Es riß mich wieder von der Erde fort.

O ihr, ihr Alten, Ewigen und Frommen,
Wenn ihr nicht glänztet in die Welt hinein,
Wie würde dann der Horizont beklommen,
Die Atmoſphäre eng und drückend ſein!
O, ihr habt eure Sendung wohl verſtanden,
Euch war ſie Ernſt, kein buntgefärbter Dunſt,
Euch löſte ſie von niedrer Ehrſucht Banden,
Denn eure Loſung war: Gott! Liebe! Kunſt!

Im Coliſeum hab' ich oft geſeſſen
Und mir ein liebes Bildchen angeſehn:
Durch einen Bogen ſah ich die Cypreſſen
Ganz lind bewegt auf Monte Cölio wehn;
Am blauen Himmel zeichneten die Bäume
Wie ein memento mori ernſt ſich ab —
Ach! oft verſank ich dort in meine Träume
Und ſtill mit ihnen in das Zeitengrab.

Denn Rom — das iſt der Ort, wo mir das Sterben
Am leichtſten ſcheint! Da hat der Tod ſein Haus,
Sein Neſt! Da ſinnt und brütet er Verderben!
Da bildet er zur Meiſterſchaft ſich aus!
Da hat er unermüdlich alles Große
Zernichtet und in Schutt und Staub zerſetzt,
Die Trümmer dann bewahrt in ſeinem Schooße,
Daß fremder Stahl ſich nicht an ihnen wetzt.

Und wo die Größe nichts iſt als Ruine,
Da iſt das Leben keines Wunſches werth,
Da gleicht in ſeiner Öde es der Mine,
Die längſt von Gold und Silber iſt geleert.
Drum macht mich Rom ſo traurig! Meine Hände
Sind wie gelähmt, mir fehlt der Lebensmuth,
Mich langweilt, und ich wünſche doch — das Ende;
Der hat's am beſten, der am frühſten ruht!

Das denk' ich oftmals. Aber ſo zu ſterben,
So, auf dem Schlachtfeld, nicht in voller Schlacht,
Aus Trauer nur und Graus vor dem Verderben —
Dazu iſt meine Seele nicht gemacht.
Verbluten will ich mich am eignen Leben,
In meine eignen Kämpfe will ich gehn,
In meinen eignen Schlachten will ich beben —
O Gott! iſt das noch nicht genug geſchehn?

Gleichviel! — Ich muß zu meiner Schmach bekennen,
Daß Rom mich weder feſſelt noch entzückt.
Doch von dem Coliſeum mich zu trennen —
Das wird mir ſchwer! Es hat mich oft erquickt,
Und nie in Zukunft werde ich vergeſſen,
Wie es erglüht im abendrothen Schein,
Und wie vom Monte Cölio die Cypreſſen
In die Arcaden träumend ſchaun hinein. —

Auf Monte Cölio ſtand vor langen Jahren
Ein ſchlichtes Häuschen, eine Hütte faſt;
Die Armuth, Einſamkeit und Stille waren
Hier heimiſch — aber wie ein lieber Gaſt;
Sie drückten nicht die Menſchen, die hier weilten,
Den Mann gewiß nicht, und das Weib — vielleicht,
Wenn dann und wann die Sorgen ſie ereilten;
Doch Schmerz und Sorge ward von ihm verſcheucht.

In ſeinem Auge brannte jene Flamme,
Die, ſtarken, hohen Seelen beigemiſcht,
In keiner Noth, an keinem Kreuzesſtamme,
Auf keinem Scheiterhaufen je erliſcht.
Um ſeine Stirn erglänzte jene Würde,
Die der Behauptung glorreich widerſpricht,
Der Genius trage ſeine eigne Bürde,
Die oftmals ihn wie ſchwaches Rohr zerbricht.

Der ächte Genius weiß ſich durchzuringen!
Mit allen Bürden, die man auf ihn legt,
Fliegt er und fliegt, bis er auf ſeinen Schwingen
Sie jubelnd zu dem Gottesthrone trägt.
Und jenes Feuer lag auf ſeinen Wangen,
Das nicht dem Morgenroth der Jugend gleicht
Und ſchnell verliſcht, wenn Wolken es umfangen;
Nein! in der Prüfung iſt es nie erbleicht.

Und nicht das Antlitz, nicht das Auge logen,
Das inn're Weſen hielt dem Ausdruck Wort:
Nie hat es ſich der Menſchenfurcht gebogen,
Gab nie die heilige Freiheit ſchnöde fort.
Wer iſt der Mann, der auf der armen Schwelle
Umringt von Rebengärten friedlich ſitzt,
Als wär' ein Paradies jedwede Stelle,
Wo ihn und ſie der Himmel mild beſchützt?

Papſt Paul der Vierte trug St.-Peters Tiare,
Er war ein ſtrenger und beſchränkter Mann,
Er ſah nicht auf der Dinge Grund das Wahre,
Den Außenſeiten hing er eiſern an.
Weil mancher Vorfahr auf St.-Peters Stuhle
Der ird'ſchen Liebe opferte ſein Heil,
So ſchien die Liebe ihm dem Höllenpfuhle
Entſtammt, und eine jede war ihm Greul.

Ein Meiſter in der päpſtlichen Kapelle,
Der zwiſchen den Gefährten ſich erwies
Wie zwiſchen kleinen Lampen Kerzenhelle
Und Pier Luigi Paleſtrina hieß:
Der liebte mit der vollen Herzensflamme
Ein holdes Weib, das ſein Gefühl verſtand,
Und ohne Rückſicht, was daraus entſtamme,
Gab er ihr am Altare ſeine Hand.

Der Papſt ſprach zürnend: „Meine Diener müſſen
Dem Beiſpiel folgen, das ich aufgeſtellt:
Kein einziger darf von einem Weibe wiſſen
Und ſich beflecken mit der Luſt der Welt.
Wer ſich nicht überwinden kann, der gehe,
Entweihe nicht das fromme Prieſterreich!
Er hat die Wahl; mein Dienſt verbeut die Ehe
Und Liebe.“ — Paleſtrina ging ſogleich.

Er ging zur Hütte auf dem Cölio drüben
Gefaßt und ſtill; er zürnt dem Schickſal nicht,
Zwei holde Engel ſind ihm ja geblieben,
Die Liebe und die heil'ge Zuverſicht,
Daß hier wie dorten er zu Gottes Ehre
Das Seine könne thun; und mehr verlangt
Er nicht und trocknet tröſtend jede Zähre
Maria's ab, der vor der Zukunft bangt.

„Was weinſt Du?“ fragt er; „ſcheint die Gottesſonne
Nicht hell dem Cölio wie dem Vatican?
Iſt hier die Liebe minder eine Wonne?
Geht hier die Kunſt auf einer rauhern Bahn?
Wähnſt Du Dich von der Vorſehung vergeſſen,
Weil ſie Dich prüft? O Kind! ſie denkt ja Dein!
Sie will ja alle Deine Kräfte meſſen,
Geduld und Stärke — nicht die Lieb' allein!“

„Sie haben in das Elend Dich geſtoßen,
Luigi!“ rief Maria weinend aus;
„Um meinetwillen mußt Du mit der großen
Und bittern Armuth ringen! In Dein Haus
Bring' ich nur Leid und Weh“ — „Und ſüße Liebe,
Maria! Hat ſie Dir denn kein Gewicht?
Siehſt Du in Zukunft meine Stirne trübe —
Dann weine, Kind! Bis dahin weine nicht.“

Und wirklich weinte ſie nicht mehr, denn keine
Auch noch ſo leiſe Wolke legte je
Sich von Verdruß und Ungeduld auf ſeine
Verklärte Stirn; er wußte nichts vom Weh
Der Welt; er rang zwar wol mit innern Schmerzen,
Doch waren ſie allein von geiſtiger Art,
Wie ſie oft heimiſch ſind in jenen Herzen,
Wo ſtralend ſich der Genius offenbart.

Sie dürfen licht ſein goldnes Ziel erkennen,
Die Wege auch; allein es iſt ſo fern,
So tiefe Klüfte giebt's, die davon trennen —
Da ſprengten ſie denn manche Feſſel gern;
Da ſehen ſie denn Ketten in den Schranken
Die jedem Menſchengeiſte ſind geſteckt;
Da ringen ſie ſich ab mit dem Gedanken,
Der ſich nicht in die Form des Ausdrucks ſtreckt.

Da ſtürzen ſie ſich wie ein kühner Schwimmer
Vom Felſen in die dunkle Meeresflut,
Die Perle ſuchend, die mit mildem Schimmer
Tief auf dem Grunde für den Finder ruht;
Und werden ſie nun athemlos dort unten
Und müde von dem Wellenſchlage — was
Entdecken, bringen ſie? Oft einen bunten
Gefärbten Stein, und oft nur ſchlechtes Glas.

O das ſind Schmerzen! Doch es ahnt die Menge
Ihr Daſein nicht, ſie kämpft mit andern Müh'n,
Mit andern Waffen in dem Weltgedränge,
Das jene gern, wie ſcheue Rehe, fliehn.
Drum läßt die Menge ſie denn auch nicht gelten,
Die ſtillen Schmerzen, zuckt die Achſeln nur,
Zeigt Mitleid hier, verſuchet dort zu ſchelten,
Und nennt, was nicht alltäglich — Unnatur.

Drum halte man ſich friedlich von ihr ferne,
Ihr Mitleid tröſtet nicht, ihr Zorn droht nicht:
Ob's auf der Erde blitzt, gilt gleich dem Sterne;
Nicht dunkler oder heller wird ſein Licht.
Drum fühlte ſich auch Paleſtrina wenig
Durch ſeine Abgeſchiedenheit gedrückt;
Das Schickſal macht zum Sklaven oft den König,
Mit einer Krone hat es ihn beglückt.

Denn er trug edel, daß er ganz verlaſſen,
Verabſäumt war von Freunden wie vom Feind,
Daß Alle den Verſtoßenen ſcheinbar haſſen,
Auf den nicht mehr die Gunſt der Hoheit ſcheint.
Er war zu ſtolz, um Reue zu erheucheln
Ob eines Schritts, der ihm kein Fehltritt war,
Zu ſtrenge, um ſich Huld fein zu erſchmeicheln —
Kurz das, was Jeder ſein ſoll: frei und wahr.

Das iſt des Mannes Krone! Keine Gaben
Von Wiſſenſchaft, Verſtand und Witz und Geiſt,
Und wie ſie ferner heißen mögen, haben
Ihn ſo geehrt, als wenn er ſich erweiſt
In dieſer Glorie! Und die Heiligen reichen
Ihm gern die Hand, er iſt aus ihren Reihn,
Denn ſie auch machten ja die Lüg' erbleichen
Und mochten nicht ſich niedrer Knechtſchaft weihn.

Und ſtand Maria denn nicht allzu dunkel
Bei dieſem Mann, der ſo begnadigt iſt,
Daß ſeines Genius Diamantgefunkel
Sich mit dem Gold der Seelenhoheit mißt?
O nein! Maria trug auch ihre Krone,
Die einen ſilberhellen Schimmer giebt,
Und welche Engel von dem Gottesthrone
Dem Weibe ſenden, das in Demuth liebt.

Sie liebte ihn! Den Staub zu ſeinen Füßen
Bedeckte ſie mit ihrer weißen Hand,
Als müßten Lilien für den Liebſten ſprießen
Auf allen Wegen, wo er ging und ſtand.
Sie liebte ihn mit jener tiefen, zarten
Andacht der Seele, die man nur dem Mann,
In dem ſich Kraft und Milde ſeltſam paarten,
Nach Gottes Ebenbild erweiſen kann.

Es war ein warmer, lichtumwobner Abend,
Wo ſich die Sonne in Demantenſtaub
Bei ihrem Untergang zerſetzt, und labend
Durchweht ein Luftzug lind das Rebenlaub,
Das wie ein Knabe keck ſich aufwärts rankte
Und vor die Fenſter ein Gegitter wob,
Und wie im Tanze auf und nieder ſchwankte,
Wenn es im Wind ſich ſenkte oder hob.

Luigi ſtand auf ſeiner Hüttenſchwell:
Und blickte freudig in die Abendglut.
Maria kam. „Sieh nicht in jene Helle",
So ſprach ſie ſanft, „dem Auge iſt's nicht gut."
Er ſchlang den Arm um ihren Hals und legte
Die Wange auf ihr ſchwarzes Lockenhaar.
Es ward ganz ſtill! Kein Blatt, das ſich bewegte!
Still, wie in einer Kirche am Altar!

„Ich bin recht glücklich!“ brach er dann das Schweigen;
„Ich hab' ein liebes ernſtes Werk vollbracht,
Dem ich die Seele lange gab zu eigen,
Und das mich ſchlaflos ließ in mancher Nacht.
Nun iſt es fertig, obwol nicht vollkommen!
Ich that mein Beſtes! Wenn die Kraft gebrach,
So läßt mich das auch weiter nicht beklommen —
Ein Beſſ'rer macht's dereinſt auch beſſer nach.

Jetzt darf es Schritt mit allem Guten halten,
Was die Muſik bisher geleiſtet hat .... —“
„Und wer erkennt das!“ rief mit Zornesfalten
Auf ihrer Stirn Maria; „Keiner naht
Sich Dir, und Keiner ſcheint davon zu wiſſen,
Daß Paleſtrina noch in Rom verweilt!
Du biſt der Welt wie todt .... — —“ „Mich
kann ſie miſſen“ ....
„Wenn nur Dein Werk nicht gleiches Schickſal theilt!“ —

„O nimmermehr!“ verſetzt er unbefangen.
„Weißt Du das auch gewiß?“ rief ſie entzückt,
Und Freudenroth bedeckte ihre Wangen;
„Und wird es nicht von Zeit und Neid erſtickt?“ —
„Von Zeit und Neid gewiß nicht, ſüße Liebe!
Es wartet nur auf ſeine rechte Zeit!“ —
„Wann wird die kommen?“ ſprach Maria trübe. —
„Vielleicht, mein Herz, iſt ſie uns nicht mehr weit!“

Sie ſchwieg. Sie theilte zwar den feſten Glauben
An ſeinen Genius, doch ihr bangte ſehr,
Daß ihm die Welt die Glorie werde rauben,
Ihn überfluten mit dem bittern Meer
Der tödtenden Nichtachtung; denn ſie wußte
Nicht, daß der Genius unabhängig ſich
Von Lob und Tadel hält. Luigi mußte
Sie oftmals tröſten, wenn ſie Gram beſchlich.

Jetzt ſchwieg auch er; doch endlich rief er: „Sage!
Haſt Du wol je den tiefen Schmerz gedacht,
Die ungeheure, heilige, hohe Klage,
Die ewiglich im Herzen Gottes wacht,
Wenn, eingedenk der ungemeſſ'nen Gnaden,
Die er aus freier Huld den Menſchen ſchenkt,
Er ſieht, wie ſie nur Undank auf ſich laden,
Wie Niemand fromm an ſeinen Schöpfer denkt!

Wie Alle, Alle kalt von ihm ſich wenden,
In Sünde fallen, nach dem Irdiſchen ſpähn,
Sich Götzen bilden mit den eignen Händen,
Aus ſeinem Haus in deren Tempel gehn!
Wie er, der ſie von je und je geliebet
Und ſie aus reiner Güte zu ſich zieht,
Um ihren ſteten Abfall ſich betrübet,
Sie zu gewinnen ewig ſich bemüht!

Haſt Du das je gedacht, Maria! ſage!
Er ſah ſie an, ſein Auge ſtralte wie
Von höherm Licht; ſie lächelte der Frage
Und ſagte ſanft: „So Großes dacht' ich nie.“ —
„Warum denn nicht, Maria? Kleines denken
Macht unſre Seele eng und dumpf und klein;
Wir müſſen immer ſie auf Hohes lenken,
Dabei übt ſie ſich ſelbſt zur Hoheit ein.

Sieh! hätt' ich die Gedanken nicht gewaget,
So wäre ich nicht froh wie eben jetzt;
Denn Alles, was der Gottesſchmerz beklaget,
Hab' ich in meine Sprache überſetzt —
In die unirdiſche Sprache reiner Töne,
Wie ſie mein Ohr, mein Herz, mein Geiſt gehört,
Die uns erklingt als Gruß der ewigen Schöne,
Auf der die Seele wie auf Flügeln fährt.

So wird ſie denn an manch Gewiſſen ſchlagen
Und manches Herz zerſchmelzen, das nur kühl
Dem Höchſten ſchlug! wird meine Seele tragen
Durch ferne, lange Zeiten! — Welch Gefühl
Unirdiſchen Triumphs! denn Gottes Ehre
Sucht' ich allein, ich, Werkzeug ſeiner Hand,
Daß ſie auf Erden ſich wie droben mehre!
Denn dazu, glaub' ich, hat er mich geſandt.“

Maria rief: „Luigi, glaub' es immer!
Mit dieſem Glauben wirſt Du ſicher gehn
Und ungeblendet in den Sonnenſchimmer
Mit Deinem reinen frommen Auge ſehn.
O glaub' es ewig, Freund! Wenn Du's nicht glaubteſt,
Wenn Du Dir wöbeſt Deinen Ehrenſchein
Aus einem Stral, den Du dem Himmel raubteſt —
Du würd'ſt ein abgefallner Engel ſein. —"

Die Zeit verging; für ſie in Glück und Frieden;
Mit Kunſt und Liebe iſt's dem Menſchen leicht
Sich auszuleben, ohne zu ermüden,
Und wenn er Felſenalter auch erreicht.
Jedoch die Welt durchbrauſten wilde Stürme,
Sie lag in Weh'n der neuen Zeit erkrankt,
Dem Glauben fehlt's am alten Schutz und Schirme
St.-Peters; das katholiſche Dogma wankt.

Im Norden hat ein neu Geſetz getaget,
Das unabhängig ſich vom Papſt erklärt
Und weltlichen Gehorſam ihm verſaget,
Wie es auch geiſtig andre Satzung lehrt.
Die Forſchung, die Jahrhunderte geſchlafen,
Und der Verſtand, der auch gefeſſelt lag
An Glaubens- und Gewohnheitsbanden, trafen
Jetzt gutes Erdreich, als ſie wurden wach.

Die Hierarchie ward in dem Grund erſchüttert,
Wie bei Erdbeben oder Eruption
Des feuerſpei'nden Bergs die Erde zittert!
Die transmontaniſche Reformation
Ward ein Trompetenruf, der alle Streiter
Des Papſtthums zu der Muſterung berief,
Ob ihre Wehr und Waffen denn noch weiter
Zu brauchen wären, wenn die Schlacht ſie rief.

Da fand man ſie denn arg von Roſt zerfreſſen,
Und andre wiederum zu kurz gemacht,
Um ſie mit ſtarken Schwertern kühn zu meſſen;
Auf neues Rüſtzeug ward man nun bedacht.
Und auch die Streiter ſollten ihren Waffen
Und ihrer Sache mehr gewachſen ſein,
Anſtatt im Rauſch der Sinne zu erſchlaffen,
Sich einem ernſten, ſtrengen Leben weihn.

Der Papſt, die Prieſter ſollten nicht vergeſſen,
Daß leerer Prunk dem Heile bringt Gefahr,
Und daß der Sitz, wo Petrus einſt geſeſſen,
Ein ſchlichter Stuhl von kahlem Holze war.
Der Glanz des Daſeins, buhleriſche Künſte,
Entſprachen nicht der ernſten Heiligkeit,
Verlockten heimlich nur zum Götzendienſte;
Verbannt ſei Alles, was die Sinne freut!

So lebte ſtreng und dachte Paul der Vierte,
Er, der den Paleſtrina hart verſtieß,
Und jenen Saal, den Rafael verzierte
Mit den Apoſteln, überweißen ließ!
Das tridentiniſche Concil bewegte
Jetzt dieſe Frage: Ob im Haus des Herrn
Muſik ſich ſchicke? — denn es überlegte
Die Nebenſachen ganz beſonders gern.

Dawider wurde und dafür geſtritten,
Der Eine lobt, der Andre ſchmähet ſie,
Doch endlich ward zu dem Beſchluß geſchritten,
Daß, füge ſich dem frommen Texte die
Muſik, wie etwa ein Gewand dem Leibe,
Nur ſchmückend, nicht entſtellend, nicht Gebraus,
Wol aber Andacht weckend — nun ſo bleibe,
Wo nicht, ſo fliehe ſie das Gotteshaus.

Doch wem ſoll man die Ausführung vertrauen,
Und weſſen Kunſt flößt ſolche Achtung ein!
Um kalte, ſcharfe Richter zu erbauen,
Dazu muß man ein ſeltner Genius ſein!
Die Sache der Muſik war leicht verdorben,
Gerieth ſie nicht in treue, fromme Hand!
Zu ihrem Glücke war Papſt Paul geſtorben
Und Paleſtrina's Name ward genannt.

Und kaum genannt, ſo flog zum Cöliohügel
Vertrauend und beinah ſchon ſiegeskühn
Die Botſchaft hin. Sein Ruhm verlieh ihr Flügel
Und Zuverſicht; ſie baute feſt auf ihn:
Er ſoll Muſik zu einer Meſſe ſetzen
Und darin zeigen, daß der Töne Kraft
Nicht blos dem Ohr ein flüchtiges Ergötzen,
O nein! Erhebung für den Geiſt erſchafft.

„Das werd' ich!" rief er froh, „das muß gelingen!
Den Antrag nehm' ich gern und dankbar an,
Denn meine Kunſt will ich zu Ehren bringen,
So hoch ſie ſtellen, wie der Menſch es kann.
Der Glaube ſoll zu ſtarken, mächtigen Wogen
Bewegen ihre Harmonienflut,
Auf der, ein Stern über dem Regenbogen,
Alsdann die Melodie der Liebe ruht." —

„Luigi!" rief ſein Weib mit Freudenzähren,
„Der wahre Genius iſt der Herr der Welt,
Das ſeh' ich jetzt! denn man erweiſt ihm Ehren,
Die ſchwer ein andrer Sterblicher erhält!
Sie haben Dich vergeſſen und verſchmähet,
Wie man zu mancher Zeit auch Gott vergißt;
Und jetzt, da's noth thut, wirſt Du angefleh'et!
Wo iſt Triumph, der ſich mit dieſem mißt? —"

Doch weder triumphirend noch verzaget
Schrieb Paleſtrina vor ſich auf ein Blatt:
„Erleuchte meine Augen, Herr!“ und waget
Sich nun getroſt auf ſeinen ſchwierigen Pfad.
Bei zwei Verſuchen fühlt er Ungenügen,
Dem Texte dient der Ton nicht als Symbol,
Er muß ſich treuer, demuthvoller fügen,
Wo nicht, ſo bleibet fremd das Werk und hohl.

Er will die Würde ſeiner Kunſt erretten,
Ihr heilig Recht, mit in dem Engelchor
Zu ſtehen, das ſie in den ird'ſchen Ketten
Ohn' edlen Zweck und großes Ziel verlor.
Darum verliert er nicht den Muth! Der dritte
Verſuch gelingt; jetzt wird die Arbeit Luſt,
Denn ſtärker fühlt er ſich mit jedem Schritte,
Und leichter wird der Athem ſeiner Bruſt.

Und friſcher heben, regen ſich die Schwingen,
Er geht nicht mühſam mehr, er ſchwebt, er fliegt,
Die Qual des Wollens ſtirbt, und das Vollbringen
Iſt reine Seligkeit — er hat geſiegt! —
Er hat geſiegt! Der Kirche iſt geblieben
Die Kunſt, umweht vom neuen Morgenroth,
Und Paleſtrina hat dazu geſchrieben:
„Ohn' Lieb' und Glauben iſt ſie ewig todt.“

In Neapel.

Die Fahrt nach Neapel iſt angenehm, und das will viel ſagen in Italien, wo das Reiſen mir bis jetzt vorgekommen iſt, wie die Handelszüge der Alten durch die libyſchen Wüſten, die viele Tage wandern mußten, bis ſie zum Tempel des Jupiter Ammon, oder nach Theben, oder nach Meroë gelangten. Albano und Lariccia und Genzano liegen freundlich zwiſchen ſchönen Bäumen und Gärten an und auf den Bergen, und dann kommt die immenſe herrliche Wieſe der pontiniſchen Sümpfe, die man ſtundenlang blitzſchnell durchfährt, rechts das Meer, links ſchöngefärbte Berge, wo ſich die Waſſer ſammeln, welche dieſe üppige Ebene durchſchleichen und verderben. In Amerika, hab' ich geleſen, giebt es eine große, lehmfarbene Schlange, die baut ſich ſelbſt zu einem Brunnen auf und täuſcht und lockt auf dieſe Weiſe durſtiges Gethier. Die pon-

tiniſchen Sümpfe kommen mir vor wie eine Rieſenſchlange von herrlichſtem Smaragdgrün, die wol täuſchen und locken könnte, wenn nicht die Menſchen etwas mehr als die Thiere von der Erfahrung vortheilten; außer den Poſthäuſern giebt es keine Stätten für Menſchen in dieſer Ebene, und nur in gewiſſer Höhe an den Bergen liegen Dörfer oder Städtchen. Dem Vieh ſcheint die mal aria nicht zu ſchaden, große Schaaf- und Rinderheerden weideten behaglich im Graſe; aber freilich iſt der Sommer die böſe Zeit! Terracina, die letzte Stadt des Kirchenſtaates und eine uralte Volskerſtadt, liegt wunderſchön am Meer und klettert zugleich an einem heißen, weißen Felſen empor, den eine ſüdlich-fremde Vegetation bedeckt. Jetzt hilft ihr all die Schönheit nichts mehr, ſie iſt der mal aria anheim gefallen; ſonſt hatten hier die Römer herrliche Gärten und Landhäuſer umher, und Theoderich, der Oſtgothenkönig, baute ſich hier ein prächtiges Schloß. In Terracina ſtarb ein zu ſeiner Zeit hochberühmter Mann — und ſeine Zeit dauerte lange —, der heilige Thomas von Aquino. Er war ein Sohn des Grafen von Aquino, 1226 auf deſſen Schloß Rocca Secca geboren, im Kloſter Monte Caſſino erzogen und mit einem ſo entſchiedenen Kloſterberuf, daß er in Neapel das Kleid der Dominikaner

uahm, und weder durch die heißen Thränen ſeiner Mutter, noch durch Vorſtellungen, Bitten und Drohungen ſeiner übrigen Familie zu bewegen war, den Orden zu verlaſſen. Er ſtudirte in Köln, in Paris, dann lehrte und ſchrieb er, und ſein Beiname „Doctor angelicus" zeigt, wie hoch er geſtellt wurde. Bei 48 Jahren, auf einer Reiſe begriffen, ſtarb er in Terracina.

Es war unſere Abſicht, dort die Nacht zuzubringen; da aber andere Wagen weiter fuhren und man uns ſagte, die römiſche Wegeunſicherheit habe hier aufgehört, ſo war ich herzlich froh, weiterfahren zu können, denn die Nachtlager in kleinen Städten ſind mir zuwider. Es war eine liebliche Nacht, Vollmond, ganz laue Luft. Zuweilen ſchlief ich, oder wollte einſchlafen; es kam aber nicht recht dazu, denn in der Schlafvorhalle fiel mir immer ein, wie ſchön die Welt um mich her, und was da in andern Tagen allerlei Seltſames geſchehen ſei. Hier ſtarb Scipio in der Verbannung zu Linternum; ob ihn ſeine Verbannung geſchmerzt haben mag? Ich denke, nicht! Wie groß mußten ſeine Verdienſte um Rom ſein, daß man ihm, dem Goldreinen, mißtrauen konnte! daß iſt eine Genugthuung. — Hier floh Marius in den Sumpf von Minturnä und blieb dennoch ſo ehrfurchtgebietend,

daß die Mörderhand vor ſeinem Blick und Wort erlahmte. Ich begreife das; es geht mir dieſen altrepublikaniſchen Römern gegenüber gerade wie dem Sklaven. Sehe ich, wie ſie in Blut baden, wie ſie mit Feuer und Schwert ſpielen, ſo heb' ich vergeltungsdurſtig die Hand wider ſie auf; und dann thun ſie plötzlich etwas ganz Einfaches oder ganz Wunderbares, wie nur ſtarke Seelen es können, und ich blicke ſie ſtaunend, ehrfurchtsvoll an, wie der Sklave den greiſen Helden. Dies Wort des Marius iſt einzig in der Geſchichte, oder ſollte ſich etwas ihm ähnlich finden, was mir unbekannt geblieben, ſo iſt's ihm nachgeahmt: er hat es erfunden. Sulla, der ſein Leben lang dem Marius gegenüber geſtanden und kein Mittel geſcheut hatte, um zur Dictatur zu gelangen — was that er, nachdem er ſie errungen? Er legte ſie nieder und ſchrieb friedlich die Geſchichte ſeiner Zeit. Sie waren ganz unberechenbar, die alten Römer, wie das große Kraft und ebenfalls große Schwäche immer iſt. — Hier bot Cicero ſein Haupt den Mördern dar, die der wilde Marc Antonius ihm nachgeſchickt; es war eine andere Zeit, ganz, ganz anders, obgleich nur ein halbes Jahrhundert zwiſchen Marius und Cicero liegt. Es galt nicht mehr kräftig zu leben, ſondern mit Würde zu ſterben. Stärkere Seelen als Cicero

haben es bewieſen, Brutus, Cato; die Gelenke waren ihnen gleichſam gebrochen, ſie konnten nicht ſtehen, ſie wollten nicht fallen, ſie legten ſich nieder. — Hier wurde eine Stadt um der Schönheit einer Frau willen faſt ganz zerſtört; das war aber im Jahre 1534, als Fondi von einer türkiſchen Flotte genommen ward, welche die wunderſchöne Julia Gonzaga, Gräfin von Fondi, fangen ſollte. Sie war herrlich an Körper und Geiſt, die Perle ihrer Zeit. Als ihr Gemahl, den ſie ſehr liebte, früh ſtarb, nahm ſie als Deviſe einen Kranz von Amaranthen — Blumen der Erinnerung, weil ſie unverwelklich ſind — mit den Worten: „Non moritura". Man hat mir geſagt, dies ſei weder lateiniſch, noch italieniſch, und ganz unverſtändlich. Julia Gonzaga hat es verſtanden; ſie blieb dem Gedächtniß ihres Gemahls treu.

Und zwiſchen den geſchichtlichen Gemälden hingen auch landſchaftliche vor meinen Augen, wenn ich ſie aufſchlug: das große Meer mit ſeinen ſtarken, ruhigen, verſilberten Wellen; der große Himmel, woran der Mond langſam herabrollte; Felſen, ſchroff wie Klippen, und Höhlen darin, zuweilen auch Lichter; vielleicht Steinbrüche, vielleicht Menſchenwohnungen. Der Kaktus, wie ein vielgliedriges, ſpukhaftes Gewürm, umſchlang das Geſtein; die Aloe ſchoß ihre

ſpitzigen Blätter wie koloſſale Pfeile empor; zuweilen zeichnete eine Palme ihren ſchlanken Stamm, ihr zartes Gezweig, von der Nachtluft geſchaukelt, am mondhellen Fels ab. Endlich verging die Nacht, der Tag brach an, die Erde wurde überirdiſch ſchön, ſie ruhte in der Morgenröthe wie in einem roſenrothen Schleier, und der Morgenſtern hielt ihn ihr über dem Haupt wie ein Diamant zuſammen. Der Tag zerriß ihn hart und frech. Er kam mir recht brutal vor, der Tag, obgleich er ſonſt mein lieber Freund iſt; der ſchönen, ſtillen Erde gegenüber betrug er ſich brüsk wie ein Ehemann.

Jetzt iſt es in Capua — unſern vom alten — ſchwer zu begreifen, wie das karthagiſche Heer dort hat im Wohlleben untergehen können. Es iſt eine Feſtung und die Gegend nicht mehr ſchön. Averſa, die letzte Poſt vor Neapel, intereſſirte mich als ſolche, und weil dort Andreas von Ungarn, Gemahl der Königin Johanna I., im Jahre 1345 erwürgt wurde — wie Einige behaupten auf ihr Anſtiften; Andere, unter ihnen Giannone, der ausgezeichnetſte neapolitaniſche Geſchichtſchreiber, ſprechen ſie ganz frei. Wie dem nun ſei — Johanna, ſchön, klug und liebenswürdig, Königin bei 16 Jahren, viermal vermählt, kläglich ermordet, ſcheint die Maria Stuart Italiens geweſen

zu ſein. Alle Vorzüge und alle Schwächen des Weibes waren, wie bedornte Roſen, in Fülle über ſie ausgeſchüttet, was Diejenigen ſehr bedauern werden, welche der Welt und ſich Roſen ohne Dornen wünſchen. Sie iſt nicht zu verwechſeln mit Johanna II., die, ohne Anmuth und Schönheit, im folgenden Jahrhundert Neapels Meſſalina und die letzte Königin aus dem Hauſe Anjou-Arragon war. Dieſe Krone, von Karl von Anjou aus Blut emporgehoben, ging unter in Schmach. So ſchickt ſich das!

Was mir am allermeiſten in Italien auffällt, iſt die ungeheure Verſchiedenheit ſeiner Hauptſtädte. Ich verſtehe mich nicht auf Federzeichnungen, ich muß es nach meiner Weiſe beſchreiben! — Florenz iſt ein liebenswürdiger, geiſtreicher Mann, mit tief-ernſten Augen und einem freundlichen Lächeln, der die angenehmſte Converſation von der Welt macht und dabei einen gediegenen, zutrauenweckenden Charakter hat. Rom iſt ein Greis, der mit Montaigne ſagt: „Mon monde a failli, je suis tout du passé!“ Die Hände zittern; ſie können nicht mehr recht feſt halten. Die Füße wanken; ſie können nicht mehr recht feſt ſtehen. Der Kopf ſogar weiß in der Gegenwart nicht mehr recht ſich zu finden; aber in der Vergangenheit iſt er zu Hauſe, und was er von der erzählt,

klingt wie Oſſian's und Homer's Geſänge doppelt wunderbar, weil blinde Augen über dem beredten Munde ſtehen. Neapel iſt ein brauſender, fröhlicher, phantaſtiſcher Jüngling, der ſich Einem ohne Umſtände in die Arme wirft, der, lebendurchglüht, ſchönheitumkränzt, jubelnd den Thyrſusſtab ſchwingt, der fortreißt, ohne zu fragen, ohne zu wollen, dem man liebend und traurig ſeine Seligkeit eines Tages gönnt, weil man keine Zuverſicht zu ihm und zu ſeiner Zukunft hat, denn der phantaſtiſche Zug, der durch ſein ganzes Weſen geht, verheißt ihm nichts Gutes.

Ein Auge iſt wie tauſend Augen, etwas größer oder kleiner, heller oder dunkler, das macht keinen Unterſchied. Der Ausdruck macht ihn; aber die Menſchen bemühen ſich, keinen individuellen Ausdruck zu haben, wie ſich das gehört für eine Zeit der allgemeinen Geiſtesfraternität, welche alle Unterſchiede der Völker, der Stände, der Nationen vernichtet, die Menſchheit auf einen gemeinſamen Punkt der Civiliſation und Bildung ſtellt und ſie von dortaus marſchiren läßt zur unfehlbaren Eroberung der Glückſeligkeit, wie ein wohldisciplinirtes Heer, auf einer Linie, Augen rechts! Und dies „Augen rechts!“ macht eben, daß ſie ſich Alle gleichen, daß die Menſchen den Ausdruck anmuthiger Heuchelei wie eine Kokarde an-

nehmen, welche bedeutet: „Ich gehöre zu Euch, daher werdet Ihr wol wiſſen, daß ich in der Stille meine eigenen Zwecke verfolge.“ — Jeder hat le secret de la comédie, und ſoll doch thun, als habe er es nicht; das macht die Menſchen übernatürlich langweilig, ihre Handlungen katzenſchrittlich und ihre Augen zu Fiſchaugen. Wie freut man ſich in der Menge ſelten, ſelten, einmal ein Auge aufblitzen zu ſehen, das mit den übrigen nicht Brüderſchaft gemacht, ſondern ſich eigene Wege geſucht hat, wie eine Sternſchnuppe! Ich ſage nicht, daß man es bei Menſchen findet; was mich auf dieſe Abſchweifung gebracht, iſt der Veſuv, dies phantaſtiſche, glühende Auge Neapels. Ohne ihn wäre die Gegend immer wunderſchön, aber doch zu vergleichen mit Genua und andern ſüdlichen Küſten; jetzt iſt ſie unvergleichlich. Hier das Meer, rauſchend, wogend, mit felſigen Inſeln beſtreut, und unmittelbar an der Küſte der Vulkan, gährend, rauchend, immer bereit, ſeine Lavaflut der Wellenflut entgegenzuſtrömen. Ich harre mit brennender Ungeduld auf eine Eruption. Ein paar Mal, Abends, glühte ihm ſchon die höchſte Spitze, und die Flamme ſchoß wie eine Schlangenzunge heraus, aber um ſogleich wieder zu verſchwinden; die Maſſe wird noch nicht genug durchgekocht ſein. Bei Sonnenuntergang ſieht

erprächtig aus! Die Sonne ſinkt hinter dem Poſilipp, der die eine Küſte des Golfs bildet, der Veſuv mit ſeiner anhängenden Bergreihe bildet die andere; das Abendroth läßt Himmel und Meer in tauſend Farben ſchillern und färbt die Rauchmaſſen, welche dick emporquellen, zu großen goldnen Wolken um, die ſich langſam und majeſtätiſch vom Scheitel des Vulkans ablöſen und wie herrliche Seifenblaſen durch die Luft ſchweben. Allmälig entfärbt ſich Alles; — ich hatte gehört, es gäbe keine Dämmerung in Italien, und die Nacht folge unmittelbar auf den Tag; das iſt nicht wahr. Gerade in der Zeit, die auf den Sonnenuntergang folgt, ſieht man hier, wie an den ſchweizer Schneebergen, die zauberhafteſten Farbenſpiele. Ich weiß nicht, welche Sympathie zwiſchen Licht und Gebirg, und Licht und Meer ſtattfindet; allein ich weiß, daß das Licht wie das Herz des Verſtändniſſes, des Echos gleichſam, bedarf, um ſich in ſeiner vollen Herrlichkeit zu zeigen. Es macht hier Effecte wie niemals in einer flachen, waſſerloſen Gegend; und ein heißes Herz macht auch keinen, wenn es an einen fremden, kühlen Buſen ſchlägt.

Heftig irrt ſich der, welcher denkt, von Neapel müßten die lieblichſten Dinge zu erzählen ſein. Sie ſind da zu ſehen — allerdings! aber ich kenne nichts Langweiligeres, als Naturſcenen zu beſchreiben. Das erheiſcht ein ganz eigenes Talent; Walter Scott hat es zuweilen verſtanden, und in den „Briefen eines Verſtorbenen" herrſcht es häufig vor. Ich wollte, beide Verfaſſer hätten nur Landſchaften geliefert, dann würd' ich ſie mehr goutiren. Die Manie des Einen, aus der Geſchichte eine Garderobe, und des Andern, aus ſeinem Buch eine Schule der Impertinenz zu machen, kann nicht anders als langweilen. Dagegen ſpricht die vogue Beider, wird man ſagen. Keineswegs! Auguſt Lafontaine hatte unerhörte vogue zu ſeiner Zeit. — Ich ſehe wol, daß mir der feine, landſchaftliche Pinſel fehlt. Ich mag gern mit drei Strichen zeichnen und der fremden Phantaſie die Ausmalung überlaſſen, damit wir beide, ich und ſie, uns amüſiren. Beſchreibungen werden leicht unverſtändlich und gleichen dem chineſiſchen casse-tête, ſind einzelne glatte Holzblättchen, die mit vieler Mühe zu einer gewiſſen Figur zuſammengelegt werden müſſen; trifft man die nicht, ſo bleibt eine große Confuſion. Überhaupt neigt ſich die Proſa viel mehr zur Confuſion als die Poeſie, welche durch Vers und Reim lieblich

an höhere Geſetze gebunden und doch durch keine beengenden Schranken gefeſſelt iſt, wie auch das Geſtirn nicht beengt iſt in ſeiner Sphäre, ſondern geregelt. Im Proſagebiete hingegen geht es zu wie auf der Erde, giebt es Erdbeben, Schnee, Stürme, Krieg, Revolutionen; und weil man das alles ſelbſt mit durchmacht, wird man zuweilen ganz beängſtigt von dem Wirrſal, ſchnappt nach Luft und denkt: Aber welche fluchwürdige Unordnung! — Am Ende wird denn doch etwas daraus, das wie Ordnung ausſieht. Aber ein Lied ſchreib ich lieber! das iſt klar und verſtändlich für Jedermann, wie ein Seufzer, ein Kuß, ein Händedruck, eine Thräne, ein Lächeln es iſt; und für mich iſt es gleich jenem Engel, der den Muhamed in einer Sekunde durch alle ſieben Himmel riß.

Glück des Dichters.

Zieht ihm nicht die enge Grenze,
Die das Alltagſein umflicht,
Bietet ihm die kahlen Kränze
Eurer mäßigen Freuden nicht.

Reichet nur nicht eure Becher,
Scherben, halbgefüllt und matt,
Ihm, dem luſtberauſchten Zecher,
Der die Götterſchaale hat.

Eure Krücken, unverhohlen,
Bieten ihm nicht Stützen dar,
Der an Schultern und an Sohlen
Trägt ein luftig Flügelpaar.

Was weiß er von euren Schranken,
Die dem Mittelmaß ihr zieht,
Da mit Seele und Gedanken
Er durch alle Himmel flieht!

Was weiß er von eurem Glücke,
Das ihr mühſam euch erbaut,
Da mit einem einzigen Blicke
Er der Götter Wonne ſchaut!

Was weiß er von eurem müden
Streben nach der Luſt der Welt,
Da die Frucht der Hesperiden
In die offne Hand ihm fällt!

Was weiß er von Jahr und Stunde,
Die ihr zu berechnen pflegt,
Da ſein Herz in der Sekunde
Voll, wie für Äonen ſchlägt!

Was weiß er von jener Schwere,
Die Beruf und Stand ermißt,
Da in ſeiner Atmoſphäre
Alles Licht und Flamme iſt!

Möge flüchtig er verſchweben
In dem Äther, ſangesmüd';
Lebend — dichtet er ſein Leben,
Todt — wird ſelber er zum Lied.

Freilich, die Eindrücke und Bilder einer Reiſe in Verſe zu bringen, würde weder ich noch irgend Jemand verſuchen — hoff' ich. Der unvergleichliche Genius hat es gethan, der es erfunden hat; aber „Childe Harold" hat außer all ſeinen ſtrahlenden Vorzügen noch den einen, der gar nicht hoch genug zu ſtellen iſt, daß man ihn nicht nachmachen kann.

Man hatte mir geſagt, Bücher nach Italien mitzunehmen ſei läſtig, mache oft große Verdrießlichkeiten, weil viele in dem Index wären. Jetzt bin ich überzeugt, daß man für einige Piaſter die ganze Bibliothek des Index bei ſich haben dürfte; aber damals, fürchtend, man könne mir meinen Byron confiſciren, ließ ich ihn in der Schweiz und bedaure es jetzt tauſendmal. Seit anderthalb Jahren auf immerwährenden Reiſen hatte er mich begleitet, ein einziges großes Buch, ſo ſchwer und unbequem zu handhaben wie möglich; allein ich liebte es. Müde, hatte ich meine Stirn darauf gelegt; nachdenkend, den Arm darauf geſtützt; traurig, die Hände darüber gefaltet: das äu-

ßere Buch that mir eben ſo wohl als der Inhalt. Den Byron, und nur ihn, kann ich in allen Stimmungen leſen; ich finde bei ihm immer einen Ton, der zu dem in mir klingenden die Terz macht. Er iſt mein beſter Freund, der mir nie gefehlt, nie mich betrübt hat und wie ein Gott in mein junges Leben getreten iſt. Wie müßte man den Geliebten lieben, der uns ſprechen lehrte! Das ungefähr hat Byron mir gethan. Ich war ſechszehn Jahr alt, ich wollte Engliſch lernen, ich bekam auch einen Meiſter und zugleich Byron's Gedichte; ſie wurden mein Meiſter. An ihnen lernte ich die fremde Sprache, durch ſie trat ich in die fremde, unendliche Welt der Poeſie, und ihr Dichter wurde der König meiner Seele. Sie war ganz dumpf, die arme kleine Seele, ſie wußte nichts, ſie wollte nichts, ſie war noch nicht einmal ſtark genug zum Wünſchen; ſie ſank nur ganz ſtill vor dieſem Genius auf die Knie und bat leiſe: Sprich! ſprich! daß ich dich höre, o nur höre. Seltſam! kein vaterländiſcher Dichter hat je ähnlichen Eindruck auf mich gemacht, wol aber Homer — doch weit früher, als ich gar ein erbärmliches Kind noch war, das nichts kannte als den Robinſon. Man ſagt ſo oft: Dies und das verſtehen die Kinder nicht! Ich glaube da

irrt man häufig und raubt ihnen manche Freude! Sie verſtehen recht gut, und ihre feinen empfänglichen Sinne behalten lange, oft ein Leben hindurch, den Glanz, womit ein leuchtendes Bild ſie angeſtralt.

Es war eines Winters, als meine Mutter ſehr zurückgezogen auf dem Lande lebte, wo einige Freundinnen ihr Geſellſchaft leiſteten. Vielleicht war es in der Zeit des großen Krieges; Männer waren gar nicht zu ſehen, es kam auch kein Beſuch — was für Kinder ſo wichtig! — kurz, es war ganz einſam, und die Damen machten viel Lectüre mit einander, beſonders Abends nach dem Thee. Dann trollten wir Kinder ab, ſeelenfroh; denn ich war vielleicht acht Jahr alt, meine Geſchwiſter jünger, dann iſt es hart, ſtillſitzen zu müſſen. Durch welch ein Mirakel ich zugegen blieb, als der Homer geleſen wurde, das weiß ich nicht mehr, allein ich blieb alle Abend und hörte die Ilias und Odyſſee vorleſen von Anfang bis zu Ende, mit geſpannter Aufmerkſamkeit, mit herzklopfender Theilnahme, mit einem Intereſſe, das den alten Homer gefreut haben müßte, und unauslöſchliche Bilder gruben ſich tief in meine Seele, beſonders drei: Nauſikaa's Waſchfeſt und Ballſpiel, Odyſſeus von ſeinem Hunde erkannt, und Hektor dreimal um Trojas Mauern geſchleift. Dies beſonders ſchwebte immer vor meinen

Blicken und erfüllte mich mit wildem Zorn gegen Achilles. Hektor's Tod hätte ich verſchmerzt, obgleich er mein Liebling war, aber dieſe Demüthigung zerſpaltete mein Herzchen. Wenn der Schnee uns hinderte in den Garten zu gehen, ſpielten wir Ball in den obern hohen, öden Sälen des Schloſſes, oder auf den Treppen. Ich ſpielte am liebſten für mich allein und ſann dabei auf Rache gegen Achill. Hernach kam der Sommer und ließ mich meine Wintercampagne nach Troja vergeſſen; ſpäter mußte ich dies und das lernen — es iſt zwar nicht viel geworden, damals beſchäftigte es mich indeſſen genug, und der Homer ging unter in meinen ſauern arithmetiſchen und geographiſchen und grammatikaliſchen Studien. Als ich ein wenig zur Beſinnung kam, las ich Schiller und Körner, aber Letzteren, wie mir jetzt ſcheint, nur weil alle Welt ihn las, ohne Entzücken, ohne die ſchwärmeriſche Freude, die ich an Schiller hatte. Gott, der hat mir Thränen erpreßt! und wenn ich recht geweint, war ich recht ſelig. Aber ſowie Byron in meine Hand fiel; war Schiller's Reich zu Ende; ich glaube, ich war meiner Thränen ſatt, oder fing an zu ahnen, daß ich ſie ſparen müſſe. Byron liebte ich nicht mit Schwärmerei, ſondern mit tiefer Leidenſchaft; er machte mich ſtark, nie hat er mich zu Thränen gerührt, oder wenn

einmal eine in mein Auge trat oder tritt, ſo ſieht ſie mehr einem Feuerfunken als einem Waſſertropfen ähnlich. Byron war die ſtarke Hand, nach der ich meine ſchwache ausſtreckte. Später, als die Poeſie Wellen in mir ſchlug, aber nur — wie ſoll ich ſagen? — ins Blaue hinein, kurzathmig, ohne ans Ufer zu gelangen: da las ich ſeine Gedichte gleichſam aus meiner Seele heraus, und es war, als würde Öl auf die Wellen gegoſſen; ſie legten ſich. Theſſaliſche Zauberinnen ſangen den Mond vom Himmel: das iſt nicht ſchwerer, als Frieden in eine Menſchenbruſt zu ſingen. Aber jetzt! wie viel Dank bin ich ihm ſchuldig, abgeſehen davon, daß ich ihn ſo tief bewundern muß! Wenn ich müde bin, ich meine, dumpf in der Seele, aber das Bedürfniß der Arbeit fühle und nicht leſen mag, weil das nicht genug zerſtreut, und nicht ſchreiben kann, weil ich über die ſchaffende Phantaſie keine Macht habe: ſo verſuche ich etwas von ihm zu überſetzen, und immer übt er ſeine alte Gewalt. Wie lieb er mir ſein muß, ſehe ich ſelbſt mit Erſtaunen daraus, daß ich ihm meine Seele dermaßen zur Sklavin mache, um ihn zu überſetzen, um ſeine Gedanken in meine Worte zu kleiden; ſolche Unterwerfung kann nur die Liebe einflößen, wenigſtens mir. Jetzt hab' ich ihn nicht und muß mich auf meine eigene Hand zerſtreuen.

Daher werden Lieder an die Reihe kommen, aber ſelbſtgemachte.

Wüßt' ich nur, ob meine Lieder
Klingend an die Seelen ſchlagen,
Helle Töne, die da wieder
Nach verwandten Tönen fragen.

Wüßt' ich nur, ob meine Schwingen
Kräftig ſind, die Luft zu theilen,
Nicht allein zum Aufwärtsbringen,
Nein! um ſchwebend drin zu weilen.

Wüßt' ich nur, ob auch mein Herze
Gleichet jenem Wunderſteine,
Der da ſtralt wie eine Kerze,
Wenn durchglüht vom Sonnenſcheine.

Wüßt' ich nur, ob all die Gluten,
Denen ich in mir begegnet,
In die fremden Buſen fluten:
Frühlingsluft, die Blüten regnet.

Wüßt' ich nur, ob ſich mein Leben
Leiſe ziehet in die Ferne,
Wie bei Nacht Geſänge ſchweben? —
Was man nicht weiß, glaubt man gerne!

Neapolitanische Lieder.

1. Sturmnacht.

Drohend kommt der Sturm geflogen
Und durchwühlt die hohle See,
Ängstlich bäumen sich die Wogen
An der Chiaja in die Höh'.

Wüstes Dunkel macht die Erde
Sammt den Fluten chaosgleich,
Und des Himmels goldne Heerde
Schwindet in dem Wolkenreich.

Wenn es Einer noch nicht wüßte,
Ganz verzeihlich fragte der:
Ist denn dies Neapels Küste,
Dieses das Tyrrhenermeer?

Warte nur bis morgen frühe,
Bis das ſtarke Sonnenlicht
Sturmes Macht bezwingt, und ſiehe! —
Morgen früh, da fragſt du nicht.

Denn da breiten ſich die Wellen
Lächelnd aus mit hellem Grün,
Und die Fiſcherkähne ſchnellen
Über ſie behend dahin.

Capris wilder Felſen ſteiget
Draus empor wie ein Sapphir,
Und die reiche Küſte zeiget
Einer Flora Luſtrevier.

Des Vulkanes Wolkenkrone
Iſt vom Frühroth angehaucht,
Während er auf blumigem Throne
Ernſthaft wie ein Sultan raucht.

Um das Meer hat ſich voll Freude
Glänzend bunt die Stadt gelegt,
Wie ein funkelndes Geſchmeide,
Das die Nereïde trägt.

All die Wunder liegen hinter
Dieſer Sturmnacht, die ſie kalt,
Wie den Lenz ein nordiſcher Winter,
Tief verhüllt mit Allgewalt.

Doch mich macht der Sturm nicht beben,
Wenn er mit dem Morgen fällt;
Wie die Schmerzen leicht entſchweben
Von der innern Liebeswelt.

---

2. Morgentraum.

Steigt die goldne Mythe nieder
Aus dem lichten Himmelszelt,
Kehrt die Zeit der Fabel wieder
Und die bunte Götterwelt?

Schweben liebliche Geſtalten
Feengleich um Land und See,
Segnend ſie mit ſüßem Walten?
Fabelhaft iſt, was ich ſeh'. —

Jedes Element erglühet,
Wie von innerm Licht durchbebt,
Waſſer, Erd' und Himmel ſprühet
Feuer aus, das in ihm lebt.

Aus dem ſeltenen Gemiſche
Springen Wunderbilder vor,
Reihn in Anmuth, Glanz und Friſche
Sich zu einem Schönheitschor.

Durch den Äther ſchwebt Aurore,
Während Tithon nach ihr blickt
Und die Stirne jeder Hore
Sich mit andern Blumen ſchmückt.

Süßes, träumeriſches Klingen
Wallt und wehet durch das Land,
Weil Sirenen lockend ſingen,
Wo Odyſſeus einſt ſie fand.

Schmeichleriſche Wogen ſchaukeln
In der Muſchel Galatee,
Frohe Amorinen gaukeln
Um den Liebling aus der Höh'.

Glühend hält die Nereïde
Feſt umſchlungen der Triton,
Und es wird zum Liebesliede
Seines Muſchelhornes Ton.

Ein Delphin durchzieht die Wellen,
Trägt Arion an den Strand,
Der um ſeine ſilberhellen
Saiten einen Lorbeer wand.

Wie ein Himmelsfreuden-Spiegel
Glänzt ſein wunderſchönes Aug',
Seine Locken wehn wie Flügel
Und er ſpricht mit ſüßem Hauch:

„Halte doch die heilige Leier
Feſt an deine Bruſt gedrückt!
Hat denn andre Daſeinsfeier
So wie ſie dich je entzückt?

Glaube nur nicht mit der Menge,
Die ſich jetzo Dichter nennt,
Daß die Welt euch iſt zu enge,
Deren Schönheit ihr nicht kennt.

Daß es ſchwer iſt fortzugehen,
In euch wahrend tiefe Glut,
Da die Menſchen nicht verſtehen,
Was ihr leiſtet, wollt und thut.

Dürftige und matte Klagen! —
Wer den Gott im Buſen trägt,
Weiß es froh und wird nicht fragen,
Ob ein Andrer danach frägt.

Und vor dem Bewußtſein fliehen
Alle Nebel ſchwer und bang!
Singe du auf deinen Knien
Einen goldnen Wonneſang.

Denn wenn Schmerzen dich umweben,
Haſt, Glückſelige, du den Tauſch! —
Gilt der Schmerz von einem Leben
Einen Tag von Dichterrauſch?“

3. Du und ich.

Du biſt der ewige Himmel,
Ich bin die heftige See,
Aus deinem Antlitz ſtralet
Mir Wonne oder Weh.

Wenn Wolken dich umziehen,
So bin ich dumpf und todt,
Und wenn du freundlich lächelſt,
Stral' ich von Sonnenroth.

Wirfſt du im Sternenſcheine
Mir ſtille Schwermuth zu,
Hüll' ich in deine Träume
Mich ein zur nächtlichen Ruh'.

Wenn friſcher Hauch des Lebens
Durch deinen Äther zieht,
So rauſchen dir alle Wellen
Ein frohes Jubellied.

Schickſt du den Gruß der Liebe,
Den Mond, hinüber zu mir,
So ſinkt mein ganzes Weſen
An Bruſt und Seele dir.

4. Ernſte Dudelſackmelodie der Pifferari.

Heilige Jungfrau, reich an Gnaden,
Schütze dieſes Haus vor Schaden,
Laß die Engel Wache halten,
Fried' und Freude darin walten,
Laß den Stern darüber ſtehen,
Alles Unheil wird vergehen,
Laß drin fromme Lieder ſingen,
Wie von uns ſie dir erklingen,
Um das Böſe zu bezwingen,
Denn du biſt ſo reich an Gnaden.

Heilige Jungfrau, Gnadenreiche,
Damit deine Huld nicht weiche
Von des Hauſes Dach und Schwelle
Und es falle in die Hölle,
Laß die Menſchen deine Milde
Üben unter deinem Bilde,
Durch die kleinſte aller Gaben,
Die von deiner Hand ſie haben,
Laß ſie arme Hirten laben,
Heilige Jungfrau, Gnadenreiche.

5. Luſtige Dudelſackmelodie.

Ha! in Neapels hellglänzenden Straßen
Geht es ja luſtig her über die Maßen,
Donnern die Pferde und rollen die Wagen,
Brauchen ſich Leut' nicht mit Arbeit zu plagen,
Schauen und gaffen und hören und ſchrein;
Möchte wol auch ſolch ein Faulenzer ſein! —
Aber Signora, nur einen Carlin!

Kommt denn und ſehet, wie luſtig wir ſpringen,
Kommt denn und höret den Dudelſack klingen!
Saht ihr ſo oft was zu eurem Vergnügen,
Könnt ihr aus Mitleid euch wol einmal fügen;
Tanzen wir auch nicht gewandt und nicht ſchön,
Iſt es doch munter und luſtig zu ſehn. —
Aber Signora, nur einen Carlin!

Alſo zu blaſen und tanzen indeſſen,
Während wir noch keinen Biſſen gegeſſen,
Iſt doch wol luſtig, ihr vornehmen Leute?
Sahet ihr etwas dergleichen ſchon heute?
War denn ſchon Einer von euch ſo vergnügt,
Daß er im Tanze vor Hunger ſich biegt? —
Aber Signora, nur einen Carlin!

6. Mondlicht auf dem Meere.

So viel tauſend Jahre
Straſt du ſanft und mild,
Wie auf dem Altare
Ein Madonnenbild,
Und viel tauſend Nächte
Haſt du ſo verwacht,
Haſt den dunkeln Fluten
Deinen Glanz gebracht.

Ihrem finſtern Scheitel
Gabſt du Silberſchaum,
Wie der Schnee ſich leget
Auf den Tannenbaum,
Und ſo lange blickteſt
Hold du in ihr Aug',
Bis die Zorneswortе
Wurden Liebeshauch.

In den wilden Locken
Haſt du ſanft geſpielt,
Wie ein zarter Finger
Heiße Stirnen kühlt.
Kam dann deine Stunde,
Gingſt du heim zu ruhn,
Spracheſt, wie zum Liebſten:
„Schlaf bis morgen nun.“

Aber ach, bis morgen
Iſt der Sturm erwacht,
Hat den raſchen Wellen
Alte Qual gebracht.
Wieder hebet nächtlich
Deine Treue an! —
Ach, was du den Wellen,
Haſt du mir gethan.

7. Der Fiſcher von Capri.

„Komm! die ſtarken Wellen dreiten
Sehnſuchtsvoll den Arm nach Dir.
Komm, o Süße! leiſe gleiten
Über ihre Schultern wir.

Komm! die raſchen Wellen hadern
Über dieſe lange Friſt,
Und das Blut in meinen Adern
Brauſt, weil Du ſo zögernd biſt.“

Und ſie kommt! Der Fiſcher hebet
Raſch ſie auf, trägt ſie zum Kahn,
Und als der vom Ufer ſchwebet,
Blickt er ſie mit Wonne an.

„Dank Dir, Dank, Du liebe Holde,
Fürchte nicht Gefahr noch Graus,
Mit dem ersten Sonnengolde
Bist Du heim in Deinem Haus.

In der stillen blauen Grotte
Sind wir sicher jede Nacht;
Scheint sie doch von einem Gotte
Für verborgnes Glück gemacht!“

Liebend, Herz an Herzen ruhten
Selig Beide wie noch nie,
Auf den linden, weichen Fluten
Glitten in die Grotte sie.

Furcht und Sorge blieben ferne,
Stunden hatten kein Gewicht,
Einsam wie auf einem Sterne
Dachten an Gefahr sie nicht.

Nur des Donners Zornesstimme,
Nur der wilden Welle Schaum
Wecken sie mit drohendem Grimme
Plötzlich aus dem Liebestraum.

Fort nun, fort! Doch hohe Wogen,
Wassermauern dräun umher;
Wo der Kahn hereingezogen
Giebt es keinen Ausgang mehr.

Und die blaue Zaubergrotte
Wird zum Kerker jetzt gemacht
Wie von einem Rachegotte
Für die Wonne einer Nacht.

Denn drei Tage und drei Nächte
Tobt des Wetters Raſerei;
Was der Kühnſte wagen möchte,
Wird gewagt und macht nicht frei.

Welche Folter ſie gelitten,
Welche Marter ſie zerbrach,
Welche Pein ihr Herz zerſchnitten,
Stammeln nicht die Worte nach.

Dann, nach dreien langen Tagen
Lächelte das blaue Meer,
Und es ward ein Kahn getragen
Aus der Grotte — aber leer.

8. Neujahrstag 1839.

Wie der erſte Tag des Jahres,
Spricht des Volkes alte Sage —
Wie der erſte Tag des Jahres
Sind im Jahre alle Tage.

Und wie hat mein Jahr begonnen?
Darf ich hoffen, muß ich bangen?
Wird mir goldnes Glück geſponnen?
Iſt Genuß da? Iſt's Verlangen?

Der Veſuv iſt bewegt!
Wie ſo lang und ſchwer
Strom von Rauch übers Meer
Tief ſich legt.

Und der Lavafluß glüht,
Der als Schlange ſich leiſ'
Aus dem Krater ganz weiß
Bergab zieht.

Fort! in den Wagen, fort!
Nach Reſina! Das iſt der Ort!
Zu dem Kapuziner hinauf!
Peitſch die Pferde zum ſchnellſten Lauf!

Endlich öffneſt du das dunkle,
Schaurigſchöne Flammenaug',
Wie mit hohem Zorngefunkle
In der Schlacht nach Kriegerbrauch.
Endlich zeigſt du deine Stärke,
Deine Herrlichkeit, Veſuv,
Und zu Zeugen deiner Werke
Lockſt du uns mit ſtarkem Ruf.

In Reſina welch Gedränge,
Wagen, Fremde, Volk in Menge,
Führer, die den Dienſt anbieten,
Und ſich zanken und ſich ſchlagen,
Um die Fremden zu behüten
Vor den Pferden, Eſeln, Wagen;
Welch Gewirr und welch Gebrülle,
Donner iſt dagegen Stille.

Endlich dieſem Knäu'l entkommen,
Wird geſtiegen und geklommen.
Um zum Ziele zu gelangen
Kenn' ich weder Furcht, noch Bangen;
Nicht des Weges rauhe Steile
Hemmet unſre Sturmes-Eile;
Über Aſch' und Steine fliegen
Wir hinauf die Lavaſtiegen.

Aber wehe! immer wilder
Tobt und brauſet der Orkan!
In der Tiefe ſchien er milder,
Hier wächſt er zum Rieſen an.
Donnernd fährt er aus der Höhe,
Pfeifend ſchwirrt er durch den Baum,
Wirbelt dann in unſrer Nähe
Staub wie Regen durch den Raum.
Kämpfend wie ein toller Streiter
Hemmt er uns auf jedem Schritt;
Ach, ich kann und kann nicht weiter,

Sinke um bei jedem Tritt.
Nach zwei Stunden ſolcher Mühen,
Solcher athemloſen Eil',
Mußte ich von dannen ziehen,
Denn es fehlte Kraft und Weil'.
Nicht mehr fröhlich, nicht mehr munter,
Vor der Kälte ſchlecht beſchützt,
Ging ich müde nun hergunter
Auf den treuſten Arm geſtützt.
Sah die Sonne prächtig ſinken
In das roſenrothe Meer,
Abendgold und Sterne blinken
Und dann endlich — Nacht umher.

Fernes gewaltiges Ziel
Doch zu erreichen im Spiel,
Kämpfe und Qual nicht zu ſcheun,
Bis mit allmächtigem Dräun
Höhere Macht es verbeut,
That und verſuchte ich heut.

Iſt es nicht wirklich zum lachen
Endlich ein Lied draus zu machen? —

V. Das Gothengrab.

Um die Stirne der Cäſaren
Schlang noch Rom das Purpurband,
Aber Kron' und Szepter waren
Nur zum Schein in ihrer Hand.

Friedlich füttert ſeine Hühner
Der Monarch vom Occident,
Während keiner ſeiner Diener
Den Barbaren vor ihm nennt.

Den gewaltigen, den ſtarken,
Der mit ſeinen Schaaren ſich
Stürmiſch naht Italiens Marken,
Den Barbaren Alarich.

Endlich zittert doch der Kaiſer!
Armer Jüngling, bange nicht!
Alarich will Lorbeerreiſer,
Die ihm Romas Sturz verſpricht.

Bleib' Du in Ravennas Mauer,
Zieh' Du Deine Hühner groß!
Durch Italien weht ein Schauer,
Wie wenn fällt das Todesloos.

Auf den Flügeln ihrer Siege,
Überwindend, jung und kühn,
Nahn der Gothen friſche Züge
Und die ſchwachen Römer fliehn.

Roma ſieht vor ihren Thoren,
Was nicht ſahn ſechshundert Jahr,
Einen Feind, und iſt verloren,
Denn es ſieget der Barbar.

Denn er ſiegt im ſtolzen Muthe,
Unaufhaltſam iſt ſein Lauf,
Und im jungen Heldenblute
Friſcht er Romas Purpur auf.

Weiter dringet er zum Meere,
Drüben lieget Afrika!
Als ob eine Hemiſphäre
Nicht genug des Ruhmes ſah.

Doch gezählt ſind ſeine Schritte
Und der Tod hat ihn entrafft;
In des ſtarken Lebens Mitte
Springt wie Stahl entzwei die Kraft.

Tieferſchüttert ſtehn die Gothen,
Trauernd, mit geſenktem Haupt,
Um den heißgeliebten Todten,
Der der Zukunft ſie beraubt.

Denn ſie kommen, denn ſie ſchwinden,
Sind nicht heimiſch in dem Land,
Und er ſoll ein Grab doch finden
Hier, wo ſeinen Tod er fand.

Und die Römer, die da flohen
Zitternd vor der Lanze ſein,
Soll'n nicht üben ihren rohen,
Feigen Rachdurſt am Gebein.

Ha! gefunden iſt die Stätte,
Sklaven graben Tag und Nacht;
Einem Fluß wird neu das Bette,
Drin der Leiche Grab gemacht.

Dann mit ſeinen Waffen, Roſſen,
Mit dem köſtlichſten der Hab',
Senken ihn die Schlachtgenoſſen
In das dunkle Waſſergrab.

Jene Sklaven müſſen bluten,
Daß Verrath nicht nahe ſich!
Und in des Buſento Fluten
Schläft der große Alarich.

10. Pilgerlied.

Nicht unruhvoll mußt Du mich ſchelten,
Nicht Neugier nennen, was mich treibt,
Nicht Thorheit, die durch alle Welten
Nur ſchweift und nirgends heimiſch bleibt.

Sieh! raſtlos ſind des Herzens Schläge
Und raſtlos iſt die Seele wach,
Der Geiſt ſucht raſtlos neue Wege,
Mein Äußres zieht dem Innern nach.

Man nennet Pilgerfahrt das Leben;
Ich bin die ächte Pilgerin;
Ich kenne nur das eine Streben
Zum ewigen Gnadenorte hin.

Der iſt in keinen Punkt zu zwingen,
Der glänzt wie Gold, bald hier bald dort.
Wo aus des Urbilds Quelle dringen
Der Schönheit Bilder, ... dahin fort! —

Und ſo an meinem Pilgerſtabe
Durchwandre ich die reiche Welt;
Nichts reizet mich von ihrer Habe,
Nicht brauch' ich ſie als Erntefeld.

Doch Schutz hab' ich vor dem Ermatten:
Dein Herz iſt meiner Seele Haus,
Und ſtill in Deiner Liebe Schatten
Ruh' ich vom ſchwülen Wandern aus.

Am ersten Januar 1839 machte der Vesuv ein Präludium, rauchte gewaltig und warf einen Lavastrom aus. Ich wollte zur Eremitage, die auf dem Vesuv selbst liegt, aber der Lava und somit der Gefahr unerreichbar ist. Das wollten auch viele andere Leute, so daß in Resina, am Fuß des Vesuvs, ein unerhörtes Gedränge war. Man konnte kaum den Wagen verlassen, so dicht umdrängten ihn Führer, Kinder, Bettler, Neugierige, mit Fragen, Bitten, Vorschlägen, Verheißungen, Geschrei und Gezänk. Jeder Führer wollte vor den anderen den Vorzug gewinnen; Jeder suchte sich so angenehm wie möglich zu machen; und dies Alles mit napolitanischem Gebrüll und napolitanischen Pantomimen, d. h. mit der extravagantesten Heftigkeit. Sie breiteten die Arme aus; sie winkten mit den Augen, mit den Händen; sie machten kleine freundschaftliche Zeichen, als wäre man gut mit ihnen bekannt; der Eine klatschte auf den Hals

eines Pferdes, um durch dieſe lobende Geberde zu empfehlen; der Andere hob den geſenkten Kopf ſeines Eſels empor, um mir zu dieſer milden Phyſiognomie Vertrauen einzuflößen. Aber ich habe am meiſten Vertrauen zu meinen Füßen, und wünſchte nur ſehnlichſt auf ihnen zu ſtehen und das tumultuariſche Reſina hinter mir zu haben. Endlich kam es denn doch ſo weit; der erwählte Führer machte uns ſtoßend und ſchlagend Platz, ſah ſich zuweilen nach mir um und ſagte: „Courage, madame, allons boire.“ Dieſer Vorſchlag klingt etwas befremdlich, wenn man nicht weiß, daß das napolitaniſche patois ganz eigene Buchſtabenverwechſelungen hat; ſtatt o braucht es u, ſtatt v braucht es b, ſpricht tumba und bapore, ſtatt tomba und vapore; und ſo ſprach der Führer denn auch die einzige ihm bekannte franzöſiſche Phraſe mit napolitaniſchem Accent aus, und ſagte ſtatt allons voir! ganz gutmüthig: allons boire.

Aber das Gehen hatte ſeine Schwierigkeiten. Ich bin des Bergſteigens gewohnt, bin im ſtrömenden Regen und in der Juliusmittagshitze auf Berge geſtiegen ohne unerträgliche Ermüdung. Doch dieſer Sturm, der ſich uns, als wir allmälig auf Höhen kamen, wie eine bewegliche Mauer entgegenſtellte, die man bei jedem Schritt vor ſich her ſchieben mußte, dieſer Sturm,

worin wir gingen wie in den tobenden, gewaltigen Wellen eines nichtnassen Wassers — überwältigte mich. Und je mehr er zunahm, desto mehr nahm der Rauch über dem Krater und über dem Lavafluß ab; es wurde dunkel, es wurde kalt, wir kehrten um, und in Neapel angelangt, als es bereits ganz finster war, zeigte sich der Vesuv nicht anders als seit vierzehn Tagen: ab und an flogen ein paar dunkelrothe Feuerfunken aus ihm auf. — Nun muß ich gestehen, daß der Vesuv hier mein Liebster ist! was er thut, was er treibt, was er verspricht, wie er am Morgen aussieht, wie am Abend, ob er ruhig ist, ob aufgeregt: das interessirt mich unsäglich. Da er mich immer in einer gewissen Spannung erhält, die keine Langeweile aufkommen läßt, da er immer neu und anders ist und doch nie ganz so wie ich ahne, daß er sein könnte, da er mir immer den gehörigen Respekt vor seiner Kraft und seinem Zorn einflößt: so wird mir Niemand, hoff ich, vorwerfen, ich hätte mein Interesse leichtsinnig oder an einen Unwürdigen verschwendet. Ich sage ja meine Gründe. Die muß man immer haben und sagen; immer sprechen: „ich liebe hierum und darum". Dann entgegenen Andere: „Hierum und darum? seltsam! unbegreiflich das! dieserhalb und deshalb sollte man lieben! indessen" ..... — Doch sie lassen es

gelten; Gründe, ſo abſurd ſie ſind, imponiren. Die Menſchen ſind geborne Rationaliſten. Wer da liebt ohn' einen beſtimmten Grund, iſt unvernünftig. Wer mag dafür paſſiren? ich warlich nicht. Drum nannte ich gleich die hervorragenden Eigenſchaften meines Veſuvs, und ſchmeichle mir allgemeines Lob für meinen guten und richtigen Geſchmack einzuernten: die Frauen werden mich loben, weil ich von ihm begehre, daß er mich nie langweile; die Männer, weil ich mich freue vor ihm Reſpect haben zu können.

Am zweiten Januar ward der Rauch immer ſtärker und ſtärker, hüllte Veſuv und Somma in eine undurchdringliche Wolke, und die Detonationen im Innern des Berges wurden heftiger. Bei Tage ſieht man das Feuer nicht. Ich war mißtrauiſch geworden und wollte nicht wieder nach Reſina eine vielleicht abermals verunglückende Expedition machen, und bin auch jetzt ſehr zufrieden darüber; denn am Fuße des Berges konnte man freilich deutlicher die Lava fließen und die Steine fliegen ſehen, aber man ſah nur den Veſuv, nicht das ganze Bild, welches ich auf dem Parapet der Sta. Lucia ſitzen hatte, und welches ſchöner war, als die bloße Eruption. Dieſe kann nicht zu den großen gerechnet werden, glich nicht der von 1794, wo Torre del Greco in Lavaſtrömen unterging,

nicht der von 1822, wo man acht Tage hindurch in Neapel Asche einathmete und keine Sonne sah. Sie war nicht verheerend und verwüstend, obgleich sie Schaden genug gethan hat, denn die ganze Ebene zwischen Neapel und Pompeji ist ein immergrüner Küchengarten, dessen Ertrag die Landbewohner nährt; er ist von Torre del Greco bis Castelamare total mit Asche bedeckt und muß umgearbeitet werden. Zum Glück geht dies zu allen Jahreszeiten in diesem gesegneten Lande. — Was bei dieser Eruption so magisch schön war, war der tiefe, stille Friede in der Natur, dem wilden Toben des Vulkans gegenüber. Ich saß den ganzen Abend, von sieben bis ein Uhr, mit kleinen Unterbrechungen, auf dem Parapet der Sta. Lucia — so heißt die Straße, die das Meer vor sich hat, aus welchem der Vesuv aufzutauchen scheint. Es war eine ganz laue, weiche Nacht; der Himmel war ganz himmelblau, eine Farbe, welche man in nördlichen Gegenden nicht kennt, da ist er immer schwärzlich oder graulich bei Nacht, und grünlich oder hart blau bei Tage, jenes scharfe Blau, das der Nordostwind bringt, nachdem er alle Wolken fortgetobt hat. Dies war ein durchaus reines Hellblau, der Vollmond stand silbern darin, und die Sterne glitzerten mit ihrem seltsamen, feenhaften Licht wie Edelsteine. Das

Meer war ruhig, aber ruhig daß man hätte auf ſeiner Fläche wie auf dem Eiſe gehen mögen. Gar keine Wellen, gar kein Rauſchen! nur eine ſanfte, faſt unſichtbare Bewegung, ſo wie der Herzſchlag den Buſen heben und ſinken macht, und auch ein ſanfter faſt unhörbarer Ton, wie der Athemzug dieſes Buſens. Und in dieſen friedlichen Himmel hinein flog mit den Detonationen einer Kanonade die Feuergarbe, welche auf ihrem Kulminationspunkt auseinanderſtob, und in einzelnen Funken und Flammen theils zurückfiel, theils in Rauch verwirbelte. Und über die glänzenden zitternden Sterne, und über das reine Blau, legte ſich die eine, mächtige, ſchwere, langſam aus dem Krater aufſteigende Wolke, die ſich erſt wie eine Säule, feurig gefärbt erhob, dann umbrach und mit Wellenform und Bewegung weiterzog. Und über das Meer, vom Ufer von Portici bis vor meine Füße, legte ſich der Widerſchein jener Feuergarbe, wie ein dunkelrother Lavaſtrom. Der Himmel, die Sterne, das Meer — ſie mußten die fremde Gewalt dulden, die ſo wild über ſie einbrach. Aber der Mond nahm ſich ihrer an! gegen das grelle, unterirdiſche Feuer ließ er ſein mildes, unirdiſches ſtralen. Der Himmel wurde nicht blutroth, er blieb blau; die Wolke, welche unterwärts einen breiten, feuerfarbenen Saum hatte, wurde ober-

wärts ſilbern von ihm beſäumt, und neben den Glutſtreif im Meere legte er ſeinen eigenen Glanzſtreif, und überrieſelte die Wellen, daß ſie unter ihm zitterten, wie unter einem Liebesblick. Ein merkwürdiges, prächtiges, unvergeßliches Schauſpiel! aber Etwas that doch weh darin! Da lag der Vulkan in Qualen, in Convulſionen, und die übrige Natur nahm gar keine Notiz davon; ſo liegt oft ein Menſchenherz in den Ausbrüchen der Verzweiflung, und die anderen Menſchen gehen ihrer Wege, kümmern ſich nicht um ſeine Torturen oder machen ſie ihm noch fühlbarer durch ihr Glück und ihre Heiterkeit. Nun, das empfindet der Veſuv freilich nicht! — Und dann kam er mir wieder vor wie das ganze napolitaniſche Volk, oder richtiger wie die niederen Klaſſen dieſes Volkes, in denen ein ſolcher Vorrath von Brennſtoff und Gährung aufgehäuft liegen muß, daß convulſiviſche Eruptionen Niemand befremden können, daß ſie vielleicht beſtändig drohen, heimlich grollen, und doch nicht eher beachtet werden, als bis ſie Zerſtörung und Verderben bringen. Nirgends hab' ich wie hier den ſchauerlichen Kontraſt des üppigſten Reichthums und des erbärmlichſten Elends geſehen! aber ein Elend, wo die Menſchen vor Hunger ſterben — iſt ein gefährlicher Brennſtoff. Knochen, die ich für meinen Hund nicht

kaufen würde, die aus weiß Gott was für Küchen erhandelt ſind, die bilden die mittelbare Nahrung eines Verkäufers, und die unmittelbare eines Käufers. Mehrmals hab' ich dem ekelhaften Handel zugeſehen, der übrigens mit einer gewiſſen Zierlichkeit getrieben wird, denn dieſe Knochen liegen ſortirt und geordnet — nach welchen Rubriken weiß ich nicht — in großen flachen Körben, ungefähr wie man Blumenſträuße zum Verkauf bietet. Auf den Prellſteinen des Theaters von San Carlo ſtehen täglich zwei dieſer Körbe, und die beiden Handelsherren mit ihren Kunden daneben. Da wird um die Waare gefeilſcht und gezankt, da wird ſie betaſtet und berochen, da wird das ſchwere, große, öde Kupfergeld dafür bezahlt und eingeſtrichen, da ziehen Käufer und Verkäufer ab, für heute und vielleicht für morgen wenn nicht vor dem Hunger — doch vor dem Hungertode geſchützt; und dann kommt der Abend und führt in glänzenden Wagen die glänzendſte Welt von Europa in das glänzendſte Schauſpielhaus von Europa — an dieſer Stätte vorüber. Ach, die Kontraſte — ſo zauberiſch in der Natur, ſo anziehend in den Characteren der Individuen, ſind in der materiellen Exiſtenz eines Volkes herzzerreißend. Ich kam mit dem feſten Vorſatz her Neapel heiter zu finden, mich an der lieblichen Natur, dem fröhli-

chen Volkscharacter, dem milden Klima zu laben und nicht, wie in Rom, über den Trümmern der Vergangenheit in nichtsnutzige Melancholie zu versinken. Zuerst ging das auch herrlich. Noch jetzt denk' ich zuweilen auf der Villa reale: „Wie lustig ist das Leben". Aber! aber! ich bin gewesen da hinten, tief in der Stadt, nach dem Mercato zu, wo Conradin hingerichtet wurde und wo Masaniellos Aufstand begann, und da ist es warlich bei dem besten Willen nicht möglich lustig zu bleiben. O, wir wollen eine kleine Promenade machen, durch ganz Neapel, von Westen nach Osten, nämlich von der Grotte des Posilipp bis zur Magdalenenbrücke auf der Straße nach Portici; da kann man die Stadt in ihrer ganzen Breite kennen lernen.

Die Grotte des Posilipp ist das westlichste Thor von Neapel, ein langes, langes, dunkles, durch Laternen spärlich beleuchtetes Felsenthor, welches nach Puzzoli führt, und durch den Berg des Posilipp gesprengt ist. Er ist mit Gärten und Campagnen überhängt wie mit einem bunten reichen Teppich. Wenn man in die Grotte einfährt, so meint man, es gehe in den Tartarus. Das Rollen der Wagen, das Stampfen der Pferde hallt schauerlich wieder von den nahen finstern Felswänden; dazu der eintönige, durch-

dringende Ruf, womit ſich die Kutſcher warnen, das betäubende Geſchrei der Eſeltreiber, das ununterbrochene Summen, das immer über Bienen- und Menſchenſchwärmen ſchwebt, der enge Raum, nur für zwei Wagen breit genug, die blitzſchnell an einander vorbeifahren, und zwiſchen welche die Fußgänger ſich quetſchen, dies Gewühl von Menſchen und Thieren und Alles in der Finſterniß — denn von einer Laterne bis zur andern iſt's dunkel — iſt unbehaglich wie jeder Lärm zur Nachtzeit. Endlich kehrt man in die Oberwelt zu Licht und Luft zurück; das Gewölbe hat aufgehört, man fährt nur noch zwiſchen Felſenmauern, und auf der zur Rechten bemerkt man, wenn man es ſchon kennt, das Grab Virgils, ein kleines viereckiges gemauertes Häuschen, wie die antiken Gräber ſind. Es liegt in einem ganz gewöhnlichen, unordentlichen Garten, zwiſchen Küchenkräutern, Geſtrüpp und Bäumen; der Lorbeerbaum, den Petrarca daneben pflanzte, iſt längſt geſtorben, und der Aſchenkrug, den man hier entdeckte und den Petrarca ins Caſtel Novo ſchaffte, iſt längſt verloren gegangen; die kleine leere traurige Stätte hat nichts als ihren Namen, doch die Welt pilgert zu ihr. Die Felſen haben ſich geſenkt; wir ſind in einer Straße oder, wenn zwei Häuſerreihen zu einer Straße erforderlich, auf einem quay, denn

hier ſind nur linker Hand Häuſer, zur Rechten iſt das Meer, und zwiſchen beiden liegt eine prächtige Promenade, die durch eine Mauer vor dem Andrang der Wellen, und durch ein Gitter vor dem ebenſo ununterbrochenen Zudrang der Wagen geſchützt iſt. Die Promenade heißt die Villa reale, die Häuſerreihe die Chiaja; beide laufen auf dem Platz Vittoria aus. Hier iſt der Tummelplatz des eleganten Neapels, und beſonders der Fremden; hier liegen die Gaſthöfe, hier drängen ſich die Hotels garnis, hier mögen nicht zehn Häuſer ſein, welche nicht vermiethet werden. Dies iſt das Reich der Fremden, ſie erobern es mit Gold, ſie erhalten dafür die liebliche Ausſicht, die Sonnenſeite, die friſche reine Meerluft, die herrliche Promenade, mit einem Wort alle Vorzüge des Landlebens in einer Stadt von faſt viermalhunderttauſend Einwohnern. Hier iſt das Volk nicht angeſiedelt, hier zieht es nur vorüber und tiefer in die Stadt hinein mit ſeinen beladenen Eſeln und befrachteten Karren, wenn es vom Lande aus der Umgegend von Puzzoli kommt; hier ſchaffen die Fiſcher nur ihre Netze außerhalb der Mauer der Villa reale an den Strand, leeren ſie, und tragen die Fiſche auf ihre Stapel- und Handelsplätze; hier liegen nur einzelne Lazzaroni in der Sonne, mit der braunen oder feuerrothen phrygiſchen Mütze, ſelig,

wenn ſie rauchen können. Und eben weil ſie hier ſo ganz vereinzelt nur auftauchen, ſo erſchrecken ſie nicht. Man denkt: „Die Paar armen Menſchen, die nicht einmal betteln, und mit einem Stück Waſſermelone, einer Elle Maccaroni und einem Glas Eiswaſſer zufrieden, mit einer kleinen Tabackspfeife glücklich ſind — was können uns die beneiden? und wenn ſie es thäten, wie leicht könnten wir ſie abfinden!“ — Vielleicht denkt auch Keiner von den Tauſenden, die täglich auf der Villa reale ſpazieren gehen, an die Lazzaroni, denn es ſind elegante Leute, vornehme Leute, reiche Leute, neugierige Leute, und die pflegen einen andern Kreis von Gedanken zu haben.

Es iſt charmant bei ſchönem Wetter im luſtigen Sonnenſchein auf der Villa reale zwiſchen drei und fünf Uhr zu promeniren. Die eine Hälfte derſelben iſt eine immenſe vierfache Allee, in welcher Marmorcopien berühmter Statuen ſtehen, der Apoll, der ſterbende Fechter, der Raub der Sabinerin, der Faun mit dem Bachuskind, viele Andere, ohne im Geringſten zu überladen. Dann kommt ein großer runder freier Platz vor einem Kaffeehaus, wo an einigen Wochentagen Regimentsmuſik ſpielt; und dann eine Art von engliſchem Garten, in welchem zwei kleine Marmortempel die Büſten Virgils und Taſſos überbauen.

Dieſe Partie iſt jetzt — Ende Januar — wunderhübſch, denn die Geſträuche ſind immerfort grün geblieben und treiben jetzt aus den dunkeln alten Blättern die hellen neuen, und friſche Knospen hervor. Der Raſen iſt auch ganz friſch und die Roſen duften köſtlich. Aber es iſt ein kalter Winter, es friert Nachts; die Palme hat gelitten. Vor dem Virgilstempel ſteht eine ſchöne, einſame Palme; ſie hat zitternd ihr feines Laubgezweig zuſammengefaltet; ich wünſchte ſie und ich wäre in ihrer Heimat! da muß es warm und ſonnig ſein! ich, die Palme und die Windſpiele wir frieren hier noch.

Man ſieht hübſche Dinge auf der Villa reale. Erſtlich eine Menge Kinder, allerliebſte, friſche, muntre, geputzte Kinder, weit mehr Mädchen als Knaben — müſſen die Knaben etwa immer ſtudieren, oder werden ſie in Inſtituten erzogen, oder werden weniger geboren? — Dieſe allerliebſten Kinder ſind im Grunde höchſt unbequem, denn ſie laufen und fallen einem vor die Füße und treiben ihre Tonnenbänder immer in das größte Gewühl hinein. Aber für die Kinder iſt die Beſchäftigung und Bewegung beſſer, als wenn ſie ſteif und langſam neben ihren Müttern und Gouvernanten ſpazierten und darauf bedacht wären, ihren Putz oder ihr Perſönchen gelten zu machen. In

Deutſchland hab' ich nie und nirgends Kinder der höhern Stände auf öffentlichen Promenaden den Tonnenband treiben oder über den Strick ſpringen ſehen. Wünſcht man etwa, daß die Kinder, ſo wie ſie aus der Wiege kommen, ſich als geſittete, wohlerzogene Leute geriren? Ach, dazu iſt ja noch Zeit genug.

Dann die Menge der eleganten Frauentoiletten. Man ſieht in Neapel ſo viel zerriſſene, ſchmutzige Lumpen, gar einen ſo gänzlichen Mangel der Kleidung, daß das verwöhnte Auge ſich mit einem gewiſſen Behagen auf ſchönen Stoffen, Pelzwerk und Schawls ausruht. Und unwillkürlich ſucht es bei der Elegance die Schönheit, unter dem Atlashut ein liebliches Antlitz. Mein Auge thut es. Außer bei den Bäuerinnen des Berner Oberlandes, die von wunderbarer Schönheit ſind, hab' ich nirgends gefunden, daß die Weiber des Volks ſchöner wären, als die vornehmen Frauen. Und dieſe könnten noch ganz anders ſchön ſein, wenn ſie nicht von Hauſe aus ſo verzärtelt würden, wenn ſie ihre Füße brauchten, ihren Körper trügen, ſtatt ihn zu ſchleppen; tanzen können ſie, gehen nicht; ſie bilden ſich ein, die Gewohnheit des Gehens ſei ſchmachvoll; ſie meinen, das derbe Volk dürfe Anſtrengung ertragen, nicht die Vornehmen, deren Vorrecht Unthätigkeit und Bequemlichkeit iſt; um nur

nicht mit den thätigen gemeinen Leuten verwechselt zu werden, geberden sie sich, als sei die geringste Bewegung eine unerhörte Fatigue. Sie schleppen sich langsam fort, sie stellen die Füße ganz zaghaft auf die harte Erde, sie grüßen mit den Augen, denn mit dem Kopf zu nicken ist viel zu beschwerlich; allein diese Manie, Zartheit und Gebrechlichkeit zur Schau zu tragen, ist nicht vortheilhaft; sie üben sich so lange darauf ein, bis sie wirklich ganz gebrechlich geworden sind, und Gebrechlichkeit ist der Wurm der Schönheit, macht ihre Blüte welk vor der Zeit. Das weiß ich sehr gut, also bin ich nicht blind für vornehme Frauenschönheit eingenommen, aber dennoch überzeugt, daß sie die der niedern Klassen bei Weitem überwiegt, sogar an Zahl, denn Mangel und schwere Arbeit zerstört sie eben so sehr, vielleicht gründlicher, als Verzärtelung. Übrigens ist all mein Spähen nach schönen Gesichtern vergeblich gewesen. Die Schönheit flieht von der Welt — vielleicht um die Männer zu strafen, welche jetzt ganz andere Interessen haben, als ihr zu huldigen. Das Schönste bei all jenen Frauen auf der Villa reale ist ihr Anzug.

Dies sind die Kinder und Frauen. Die Männer? ja was soll ich von den Männern sagen? — sie tragen sorgsam ihre Bärte zur Schau.

Und während es auf der Promenade wogt und wallt von bunten Farben und Geſtalten, wogt und wallt ruhig und einförmig das Meer daneben, und Equipagen und Reiter drängen ſich auf der Chiaja, denn dieſe und die Mergellina, eine Straße, die ſich zwiſchen dem Poſilipp und dem Meer fortzieht, iſt zur täglichen Spazierfahrt eben ſo beliebt, wie der Corſo in Rom und Mailand; und über der Chiaja hebt ſich der Vomero bis zum feſten Schloß St. Elmo empor, ganz bedeckt mit Villen und Gärten, die ſich feenhaft aufbauen, wie ungeheure Terraſſen. Wenn man ſich an den ernſten Florentiner und den pompöſen römiſchen Bauſtyl gewöhnt hat, ſo erſcheinen die napolitaniſchen Gebäude, wenigſtens in dieſem Stadttheil, wie Kartenhäuſer, hell, ſauber, luftig, mit langen Fenſterthüren und Balkons, weiß, blaßroth oder gelb angeſtrichen. Das iſt aber gerade was Fremde verlangen: die möglichſte, reinlichſte Elegance. Kein Handwerker, kein Magazin, keine Reſtauration, nicht einmal eine Modehandlung iſt hier etablirt — nichts was an Betriebſamkeit oder Bedürftigkeit erinnern könnte. Die Leute, die hier leben, ſind, wie Götter, nicht bedürfnißlos, ſondern unabhängig von der Bedürftigkeit; denn ob das, was ſie brauchen vom Toledo kommt oder aus China und Mexico, gilt ihnen gleich: es kommt.

Der quay Chiatamone hat noch dieſelben Vorzüge, und die unmittelbare Ausſicht auf das Meer dazu; die Wellen ſchlagen an die Mauer, welche den Parapet der Straße bildet. Hier giebt es Momente der Einſamkeit und Stille, die wirklich unglaublich ſcheinen, wenn man bedenkt, daß eine Viertelſtunde weiter Bienenſchwärme von Menſchen ſich tummeln. Doch iſt es ſo. Ich wohne 47 Platz Vittoria, wo er ſchmal zuläuft und an Chiatamone ſtößt; rechts liegt die Villa reale. Des Wagengeraſſels iſt kein Ende. Ich trete auf den Balkon und überſehe beide Küſten, die den herrlichen Golf in ihre Arme locken; linker Hand kann ich bis Sorrent hinab ſehen, wenn der Abendſonnenſtral darauf fällt, und beide Küſten ſind überſäet mit Menſchenwohnungen, die ſich an einander ſchlingen wie Kettenglieder, denn man kommt aus Neapel nach Portici, dann nach Reſina, dann nach Torre del Greco, dann nach Torre dell' Annunziata, ohne recht zu wiſſen wo die eine Stadt aufhört und die andre beginnt. Aber es iſt heute ein Sturm- und Regentag und Sonntag dazu. Das Landvolk iſt am Morgen von Puzzoli kommend hier vorbei gezogen und auf die Märkte, von dort verläuft es ſich weiter, ſieht dem Policinel zu, oder geht in eins der Volkstheater, die Tag und Nacht ſpielen, oder in die Kir-

chen; am Abend wird es wol wiederum vorbeikommen, jetzt hat es nichts hier zu thun. Bei ſchlechtem Wetter ſpazieren zu fahren iſt kein Vergnügen; im geſchloſſenen Wagen ſieht man nichts, wird man nicht geſehen, man iſt hier an den zurückgeſchlagenen Wagen gewöhnt, und zu ihm gehört Sonnenſchein, kein Regengewölk: alſo fährt heute die ſchöne Welt nicht ſpazieren, alſo iſt es hier heute ſehr ſtill, und es mögen wol fünf oder zehn Minuten, wol gar eine Viertelſtunde vergehen, ohne daß ein Wagen vorbeifährt. Meine Balkonthür iſt geſchloſſen, und vom Schreibtiſch, der ſeitwärts an derſelben ſteht, ſehe ich nichts als das Meer, nicht den quay, nicht die Küſten, nur das große, mächtige, flaſchengrüne Meer, aus welchem am Horizont der wildgezackte Felſen von Capri wie eine immenſe Kriſtalliſation emporſchießt, und Schaaren zahlloſer Möwen, die von der hohen See kommend und in der Strandnähe Schutz ſuchend, Vorboten ſtürmiſcher Tage ſind. Die Wellen brauſen, der Wind geht hohl. Ich könnte mich wähnen auf einer Klippe im Ozean — nirgends Spur von Menſchenwohnung, von Menſchenhand; nur Himmel, Fels und Meer.

Ich bitte ſehr um Verzeihung, daß wir uns in meinem Zimmer ſo lange aufgehalten haben; aber verdient

die unbegreifliche Aussicht nicht den Blick? — An den quay Chiatamone schließt sich der der Sta. Lucia. Hier wohnen die Fremden nicht mehr so gern, obgleich sie die Aussicht auf den Vesuv haben; denn die Sta. Lucia ist ein Fischmarkt mit Lärm, Gedränge, Schmutz und schlechtem Geruch. Hier sitzt schon die ganze Familie des Verkäufers um den Tisch herum, auf welchem er seine Frutti di mare ausbreitet und sie — wie soll ich sagen? — brüllend, kreischend, donnernd, feilbietet; diese Leute schreien so, daß ihnen die Augen aus dem Kopf quellen und die Halsadern schwellen. Ihre Weiber sitzen neben ihnen, oder auch gesellig mit andern im Kreise, gewöhnlich an der Spindel spinnend, zuweilen nähend, und die Kinder liegen Dutzendweise dabei, kleine und große, halbnackt, ganz nackt, wie Schweinchen sich übereinander wälzend, oder, wenn sie schon etwas geschickter sind, mit Wuth das napolitanische Volksspiel spielend, eine Art von einfachem Billard: man muß mit seiner Kugel eine andre Kugel fortrollen. Diese Kinder haben aber keine Kugeln, spielen in deren Ermangelung mit Steinchen, zuweilen mit Orangen, und werfen sich die an die Köpfe, wenn sie sich verzanken. Sorgsame Familienväter benutzen die Pausen in ihrem Geschäfte und besorgen die Toilette der lieben Kinder: sie kämmen sie,

gewöhnlich mit den Fingern, aber recht aufmerksam; und die Mütter nähren ihre Säuglinge, die sie in Körben mit sich herumtragen — dies Alles unter freiem Himmel, zwischen Hunderten von Menschen, vor tausend Augen, gestoßen, gedrängt, umschrieen, bedroht von Pferde- und Eselhufen und Wagenrädern, und so unbefangen, so ungenirt, als wären sie im bequemsten Zimmer. Dies ist unglaublich amüsant zu sehen! es ist wirklich nur amüsant, denn hier ist kein Elend, diese Leute haben ihr Gewerbe, ihren Handel, sie wissen wie und wovon sie leben können, kein Wohlhabender hält hier seine Mahlzeit ohne Fisch, wie im Norden nicht ohne Fleisch. Aber man meint vielleicht, es sei indezent; wenn Jemand das meint, der nie ein Ballet gesehen, so verzeihe ich die Frage — sonst nicht.

Hier hört Neapel, die Fremdenstadt, auf. Von der Sta. Lucia führt eine ziemlich steile Straße nach dem königlichen Schloß hinauf. Es nimmt eine Seite eines großen Platzes ein, und ist trotz seiner drei Säulenordnungen ein unschönes, lang ausgeflossenes Gebäude. Rechts und links liegen Palais von königlichen Prinzen, gegenüber die Kirche von S. Franzisco de Paula, eine Rotunde, zu der halbmondförmige Kolonnaden führen. Es ist ein Unglück, wenn die Leute

nicht erfinden können! die Rotunde ist wahrscheinlich dem Pantheon zu Rom, und die Kolonnade den Säulenhallen vor S. Peter nachgeahmt; allein Proportionen und Zusammenstellung sind auf eine trostlose Weise mißglückt. Der ganze ungeheuere Platz, auf dem auch noch zwei Bronce-Reiterstatuen von Carl III und Ferdinand I stehen, hat etwas Wüstes, Überlebtes; dazu ist das Schloß dermaßen von Garden umgeben, daß es wie eine Kaserne oder eine Hauptwache aussieht. Solche Wohnung schickt sich nicht für einen König. In seiner Residenz müssen Garden um ihn sein um ihn zu ehren, nicht um ihn zu schützen. Neapel, die Königsstadt ist kleinlich.

An das Schloß seitwärts stößt San Carlo, das größte Theater in Europa mit sechs Logenreihen, aber mit einer sehr unbedeutenden Façade. Auf dessen Prellsteinen findet der famöse Knochenhandel statt. Hinter ihnen stehen die Tische von drei oder vier öffentlichen Schreibern, denn da das Volk die edle Schreibkunst nicht inne hat und doch zuweilen irgend eine briefliche Nachricht geben muß, so wendet es sich an einen dieser Schreiber, sagt ihm ungefähr den Inhalt des Briefes, und der stylisirt ihn und bringt ihn zu Papier. Gern würd' ich einen solchen Brief lesen! es scheint auch kein großes Geheimniß aus diesen Cor-

reſpondenzen gemacht zu werden, denn oft ſitzen mehre Perſonen wartend um den Tiſch des Schreibers bis die Reihe an ſie kommt, und hören zu, was ihre Vormänner dem Schreiber auftragen. Ich verſuchte gleichfalls zuzuhören, doch das patois iſt mir unverſtändlich, und dann zerſtreut mich das unerhört lebhafte Mienen- und Geberdenſpiel dermaßen, daß ich mich weit mehr mit dem Zuſehen als Zuhören beſchäftige. Von der Wildheit eines napolitaniſchen Auges macht man ſich keine Vorſtellung. Und dazu brauchen die Leute keineswegs in Zorn zu ſein; ſie ſprechen nur mit einander, ſie erzählen ſich dies und das; Einer ſieht ſich um oder ſchlägt die Augen auf, und es iſt als führe ein Blitz da heraus. Am auffallendſten iſt es bei Kindern. In ihren kleinen Geſichtern, wo kein Zug ausgebildet und feſt iſt, liegt die Leidenſchaft ſchon ganz fertig da, wie ein reißendes Thier, welches ſeine Beute erwartet. Dieſe Glut des Ausdruckes giebt jungen Männerköpfen zuweilen eine hohe Schönheit; aber iſt es die Arbeit, oder das Klima, oder ein Zug von Schlaffheit, der dies Volk charakteriſirt und ihm nur Blut giebt, kein Mark — genug die Schönheit iſt früh verwüſtet, ſie degradirt ſich nicht blos, ſie karikirt ſich; den verſchrumpften Geſichtern bleibt die Beweglichkeit der Muskeln, und ſie werden fratzenhaft.

Zu der Schönheit der Weiber des Volks hab' ich, wie ich vorhin ſagte, kein Vertrauen, daher forſche ich nicht nach ihr, und ich glaube, es würde den determinirteſten Anhängern derſelben ſchwer fallen ſie hier zu entdecken.

An das San Carlo Theater ſchließt ſich das Caſtel Novo, die alte Reſidenz der Könige, eine complette Feſtung mit Graben und Mauern, Thürmen und Thoren, und vor ihr liegt der große Platz Largo del Caſtello. Da hat das Volk ſeine Unterhaltung, ſeine zwei Lieblingstheater, San Carlino und Fenice, welche täglich zwei Vorſtellungen geben; und außerdem eine Menge Policinels, denen nie ein dichter Kreis von Zuſchauern fehlt. „Aber wo iſt denn das Elend?" wird man am Ende ganz ungeduldig fragen; „auf der Sta. Lucia treibt das Volk Handel und Wandel, auf dem Largo del Caſtello amüſirt es ſich vom Morgen bis zum Abend" .... — Und im Toledo, ſetz' ich hinzu, der ganz nah und die ungeheure Straße iſt, welche die Stadt von Süden nach Norden durchſchneidet, im Toledo, der großen Pulsader Neapels, iſt das allergrößte, das eigentliche Volksleben, und ohne alles Elend. Da liegen Paläſte alter und reicher Familien, aber umgeben von Magazinen, Handlungen, Waarenniederlagen aller Art, die ſich dicht und feſt zuſammen-

drängen, wie die Beeren einer Weintraube. Da haben die Acquajolen oder Waſſerverkäufer ihre kleinen buntbemalten Buden aufgeſchlagen, worin ſie Waſſer mit Zitronenſaft — im Sommer durch Eis gekühlt — verkaufen. Da fährt neben dem Wagen, der Wappen und Livree hat, der Fiacker, der Gemüſekarren mit zwei Eſeln beſpannt, die kleine, buntbemalte zweirädrige Caleſſine, die ein Pferd zieht, während acht bis zehn Perſonen unbegreiflicher Weiſe auf ihr Platz finden, denn das ganze Dingelchen ſieht aus, als hätte es nicht Raum für zwei. Doch die Leute ſitzen einander auf dem Schooß, auf den Füßen, drei Perſonen ſtehen hinten auf dem Lakaienbrett, der Kutſcher ſchwebt irgendwo über der Gabel, und durch wüthendes Geſchrei und eben ſolche Peitſchenhiebe wird das Pferd zur äußerſten Rapidität angetrieben. Oft ſtürzt es übermüdet auf den breiten, glatten Lavaquadern nieder, womit die Straßen gepflaſtert ſind, und all Augenblick ſieht man ein todtes Pferd wegſchaffen; ſo lange es aber Athem in den Lungen hat, muß es laufen wie ein engliſcher Renner, und iſt dabei mit Glocken und Federbüſchen zierlich aufgeputzt. Im Toledo iſt friſches, wechſelſeitiges, großartiges, reiches Leben, ſehr verſchieden von dem einſeitigen, aber eleganten auf der Chiaja. Dafür kann man hier mit

ſeidnen Schuhen gehen, während dort das Gehen für eine Unmöglichkeit gehalten wird, ſo groß und beſchwerlich iſt das Gewühl. Im Toledo und in einigen in ihm auslaufenden Straßen, z. B. Sta. Brigida, wo der Fruchtmarkt — liefern ſich Überfluß und Bedürftigkeit, Reichthum und Armuth keine Schlacht auf Leben und Tod, ſondern ſie haben einen Vertrag mit einander geſchloſſen. Doch nun weiter! Der rieſige Palaſt der Miniſterien, deſſen eine Façade im Toledo, die andre auf dem Largo del Caſtello liegt, und der in ſeiner ganzen Länge von einer Halle durchſchnitten iſt, die zugleich als Durchgang und als Bazar dient, führt uns wieder auf jenen Platz zurück, am Theater Fondo vorbei, nach dem Hafen.

Hier iſt es ſchon ganz anders; der tröſtende, ordnende Gegenſatz fehlt. Schwere Arbeit, wilde Geſtalten, Matroſenvolk, das in allerlei Zungen ſpricht, Bagnosklaven! — die Brutalität herrſcht vor. Dazu das Getöſe der Hafenarbeiten und das Gewühl von Menſchen, Wagen und ſchwerbeladenen Karren, wodurch man gezwungen wird Schritt vor Schritt zu fahren und oft ſtillzuhalten — beklemmen, wie eine immerdrohende wenn auch ferne Gefahr. Die Garküchen, die Werkſtätten treten aus den Häuſern heraus. Im Freien wird geſchlachtet, gekocht und ge-

geſſen; im Freien werden Kleidungsſtücke gefertigt und angezogen. Dazwiſchen locken ungeheure, gräßlich bemalte Aushängeſchilde den Müſſigen oder Neugierigen zu irgend einem Schauſpiel in irgend eine dunkele Höhle hinein, denn hier, wo man noch einen Gran verdienen kann, muß man auch Gelegenheit finden ihn auf die angenehmſte Weiſe auszugeben, und das iſt nicht für Speiſe oder Trank oder Putz, ſondern für Schauſpiel welcher Art es ſei. Dieſe Wuth zum Sehen iſt wirklich fabelhaft! um die Ankunft oder Abfahrt des gewöhnlichſten Reiſewagens, rollt ſich ein dichter Menſchenknäul; wie viel mehr um ein ſolches reizendes Schild! — Endlich läuft der Hafen in der Strada nova aus, die ihrerſeits am Meer ſich hinzieht bis zur Magdalenenbrücke; da iſt Neapel zu Ende, und die Landhäuſer und Gärten von Portici beginnen.

In der Strada nova wohnt das Volk, was im Hafen arbeitet; und weil die Männer dort, oder mit Fiſchfang beſchäftigt ſind, ſo ſind hier Weiber und Kinder vorherrſchend. Die ganze Straße kommt mir wie eine Fabrik von Fiſchernetzen vor; bei jeder Thür ſitzen die Bewohnerinnen des Hauſes und knüpfen mit raſtloſer Geſchwindigkeit Netze. Man wirft dem Volk Faulheit vor: ich glaube gern, daß es zu Arbei-

ten in Fabriken kaum zu bewegen ſein würde, weil all ſeine Gewohnheiten auf freie Luft berechnet ſind und ſeine Exiſtenz mit derſelben verwebt iſt. Und dann — ob man verſucht hat tüchtige Fabriken anzulegen und die Leute durch den Erwerb allmälig in ſie hinein zu zähmen: das iſt auch noch die Frage. Es ſind zahlloſe Müſſiggänger, das iſt wahr! aber Hafenarbeiter und Fiſcher können nicht Alle ſein, und die arbeiten doch eiſern. Abends um eilf, zwölf Uhr ſeh' ich noch die Laternen der Fiſcherkähne weit im Meere blinken, und den ganzen Hafen entlang iſt eine ſolche Thätigkeit, daß mit immer zu Muth iſt, als würde nächſtens Einer in den Wagen hineinrufen: „Heda! Ihr im Wagen, Ihr Trägen, Ihr Müſſiggen! Heraus mit Euch! arbeitet!“ — Auf der Strada nova ſieht man mit Beklommenheit, wie wenig all die Arbeit im Stande iſt aus dem Elend aufzureißen, denn hier iſt das Elend, mit ſeinen gräßlichen Lumpen, mit ſeiner verhungerten Geſtalt, mit ſeinem verthierten Antlitz! hier iſt das Elend, und nicht für Einen, nicht für Zehn — nein! für Tauſende. Die Strada nova und die Chiaja ſind die Pole von Neapel, im Toledo neutraliſiren ſie ſich einigermaßen, und mag Neapel, die Hafenſtadt, wilde erſchreckende Bilder darbieten, ſo ſind ſie im Innern

der Stadt, um den Mercato und den Dom von San Gennaro herum, Entſetzen erregend.

Bis jetzt waren wir am Meer; da iſt Luft, da iſt Sonne, da weht friſcher Wind, da hat man Raum. Denn nicht die geringſte Laſt des Elendes ſcheint mir der Mangel an Raum zu ſein, dieſe Enge, dieſe Gemeinſchaft, wo die fremde Qual ſich auf meine Schultern legt, wo der fremde Mund mir — ach, nicht mein Brot, ſondern meinen Athemzug wegſchnappt, wo der fremde Fuß ſich auf den meinen ſtellt, wo die fremde Geſtalt mich aus der Sonne in den Schatten drängt! Ach, Raum! wenn man nichts hat, muß ein freier Athemzug viel ſein. Und in der innern Stadt iſt kein Raum; da giebt es Straßen ſchmal und dunkel wie in Felſen geſprengt, wo die Häuſer ſo hoch und ſo baufällig ſind, daß Balken quer und hoch über die Straße von einem zum andern gehend, ſie ſtützen. Ich fürchte immer, daß die Erſchütterung des Wagens ſie zum Einſturz bringt. Hieher dringt kein Sonnenſtral, kein reiner Luftzug; hier iſt das Pflaſter immer feucht und ſchlüpferig; hier brodelt der beſtändige, ſtinkende Qualm, den koloſſale Unreinlichkeit aushaucht, und hier wimmelt es von Menſchen. Gegen dieſe Überfüllung iſt der Toledo leer; gegen dieſen wahnſinnigen Lärm iſt der Hafen ſtill. Fahrt

man in eine Straße hinein, ſo ſcheint ſie mit Köpfen gepflaſtert. Der Wagen durchſchneidet langſam die Menge, wie ein kleiner Kahn hohe Wellen, und hinter ihm rinnt ſie ſogleich wie Waſſer zuſammen. Und all dieſe viel tauſend Menſchen ringen mit der dringendſten Bedürftigkeit, und nicht etwa gegen Reichthum und Überfluß, nein! gegen einander; Elend, Mangel, Dürftigkeit, Armuth gegen einander; hungrige Wölfe, die keine Beute finden, gegen einander. Hier ſind Garküchen, Werkſtätten, Fiſch- und Obſtbuden — o ja! aber die Fiſche ſind halb verfault, aber das Obſt iſt unreif, aber ein Blick in ſolche Küche beleidigt alle Sinne, aber die Werkſtätten der Schuſter, der Hornarbeiter verderben eben ſo ſehr die Luft, als die Küchen, und es iſt wirklich nur Gewohnheit der Arbeiter, daß ſie vor den Thüren ſitzen, denn draußen wie drinnen mangeln Luft und Licht. O das Elend abrutirt! Dieſe Menſchenrace trägt auf ihrem Antlitz wenig Menſchliches mehr! hie und da Verzweifelung, Angſt, Verworfenheit, Begier; im Ganzen vorherrſchend: Stupidität. Etwas ſo Todtes, Schlaffes, bei der äußerlich zuckenden, krampfhaften Beweglichkeit, iſt ganz unmenſchlich. Sie kommen mir vor wie galvaniſirte Leichen. Und ſo folgt eine Generation auf die andere; ſo werden ſie geboren, ſo

ſterben ſie; nichts ändert ſich in ihrem Zuſtand. Ihr ganzes Leben bietet ihnen vielleicht nicht einen Tag ohne Angſt vor dem Hungertode. Dennoch ſoll ſich aus dem ganzen Lande Alles, was verdienen und erwerben will, nach Neapel drängen. Die Reſidenz mit den vielen Fremden iſt für das unbedachtſame Volk, wie ein trügeriſches Luftbild in der Wüſte, das der Karavane Waſſer und Schatten verheißt. Sie ſtreben danach und verſchmachten indeſſen. Beſonders im Sommer, wenn die Fremden fehlen, ſoll das Elend ohne Grenzen ſein. In Rom iſt das Volk auch arm, hat noch weniger Hülfsmittel wie hier; denn am Ende, Handel und Schifffahrt beſtehen hier doch, wenn ſie auch nicht blühen; aber in Rom ſind faſt alle Klöſter Anſtalten der Barmherzigkeit für Arme, Kranke, Bedürftige aller Art, und die Wohlthätigkeit der großen reichen Familien iſt ohne Grenzen; da kann die Hülfe doch einigermaßen durchdringen! Und wenn dieſe Hülfe auch nicht rechter Art iſt, indem ſie nur beſchwichtigt, nicht hebt, nicht einmal die Mittel zur Hebung andeutet: ſo ſchützt ſie doch vor der letzten Noth. Doch hier trägt der allgemeine Zuſtand einen Charakter der Verwahrloſung, der vielleicht das Schmerzlichſte in der Bedürftigkeit iſt. Hier liegt die Welt des Genuſſes, dort die der Entbehrung — beide mit

den hervorſtechendſten Zügen und mit den grellſten Farben. Sucht denn keine Barmherzigkeit, keine Vernunft, keine Berechnung, kein ganz gewöhnlicher Menſchenverſtand, dieſe ungeheure Kluft ein wenig ſchwinden zu machen? Oder verſucht man es, und ſind die Maſſen zu ſpröde, zu ſtumpf? Eins wie das Andere wäre gleich traurig. Und wenn man dieſen Zuſtand vor Augen hat, o! wenn man ihn nur weiß, wie ſoll man da fröhlich bleiben? da ſich zufrieden ſtellen, weil die Sonne lieblich ſcheint?

Nichts muß leichter ſein, als hier einen Aufſtand zu erregen. Ein einziger kühner, leidenſchaftlicher Menſch reißt den ganzen Mercato, den ganzen Hafen hinter ſich her. Dieſe Leute können ja nichts verlieren, als ihr elendes Leben, und in einem Moment der Aufregung halten ſie es der Mühe werth das Leben einzuſetzen, um zu einem beſſern Zuſtand zu gelangen. Aber dieſen Aufſtand in eine Revolution zu verwandeln, das muß ſchwer ſein! Die ganze Geſchichte Neapels zeigt das Volk in einer Markloſigkeit, die wirklich ekelhaft iſt. Hat das vielfach gemiſchte Blut des Urvolkes mit den Griechen, Römern, Gothen, Longobarden, Sarazenen, Normannen, die hier ſämmtlich der Reihe nach eindrangen und ſich niederließen, dieſe troſtloſe Wirkung gehabt? oder entnervte der

immerwährende Wechsel der Herrscherfamilien das Volk, indem er dasselbe in beständigen inneren Spaltungen, in Unruhe und Schwankung erhielt, und zugleich fremde, widerstrebende Elemente ihm einzuimpfen suchte? — Genug, wie ein Ball fliegt es durch die Jahrhunderte, der bald mit Händen geworfen, bald mit Füßen geschleudert wird, und der nie widerstrebt. Höchstens rollt er einmal aus der Hand und bleibt so lange auf der Erde liegen, als der Spieler Zeit braucht, um sich nach ihm zu bücken.

Ich glaube, die geistige Unthätigkeit macht diesem Volk die körperliche Agitation zum Bedürfniß. Irgendwo will das Leben doch heraus; irgendwie will es sich doch äußern: so fährt es denn in die Arme und Beine. Auf dem Toledo glaubt man gern, daß dies Volk das glücklichste unter der Sonne ist, so sorglos ist sein Ausdruck, so frei und munter sind seine Bewegungen. Es pfeift und singt, es schwatzt und gestikulirt den ganzen Tag. Dieser galoppirt wie toll auf seinem Esel, jener rast in seiner Caleſſine; hier spielt einer höchst geschickt Ball mit drei Orangen zu gleicher Zeit, dort macht ein anderer Künste mit seinem Stock, gewandt wie ein Jongleur — und zwar zu seiner eigenen oder seiner Kameraden Unterhaltung, nicht für Geld. Sie kommen mir wie Affen vor,

wild, ausgelaſſen, gewandt, nach nichts fragend, leichtſinnig bis zur Hirnloſigkeit, ſchauluſtig, ungenirt. Dazu der Anzug! bis zum Knie nackte Beine iſt Volkstracht, und Luft und Sonne haben dieſe Beine ziegelbräunlich gefärbt; die übrigen Theile des Anzugs ſind äußerſt ſimpel, und nur die rothe Mütze ſpringt wieder hervor, denn bei ihren raſchen Kopfdrehungen macht der Zipfel der Mütze die rapideſten Schwenkungen. Bei ſehr kaltem Wetter, oder wenn es regnet, werfen ſie einen dunkelbraunen Capot um, der aber auch nur bis an die Knie reicht, ziehen über den Kopf die ſpitze Kapuze, welche, wie an einer Mönchskutte daran befeſtigt iſt, und unter der die Augen dunkel und haſtig hervorblitzen, und ſehen, ſo eingewickelt, förmlich wie Orangutangs aus. Man hat eine Menge napolitaniſcher Volkstrachten und Volksſcenen, Lazzaroni in verſchiedenen Stellungen, Garküchen, Acquajolen, Caleſſinen; all dieſe Bilder ſind frappant ähnlich, nur fehlt ihnen etwas Characteriſtiſches, welches außerhalb des Bereichs eines Malers liegt: der unendliche, gründliche Schmutz. Den abgerechnet muß ein Malerauge hier ſchwelgen; es ſieht ſo wunderhübſche Gruppen! Ein Eſel trägt zwei ungeheure Gemüskörbe, einen rechts, den andern links, und einen thurmhohen Sattel, auf dem eine Frau mit einem

rothen Tuch um den Kopf, wie auf einem Thron ſitzt, ſo hoch, daß ihre Füße auf dem Nacken des Eſels liegen. Zuweilen hat ſie ein Kind auf dem Schooß; zuweilen treibt ein Mann den Eſel, und ein Paar Kinder nehmen den Sattel ein; zuweilen ſind lange grüne Zweige in die Körbe geſteckt und bilden eine Art von Laube um den Reiter. Die Stirn des Eſels iſt häufig mit dunkelrothen Quaſten, wol gar mit einem Federbüſchchen geziert. Nicht ſo maleriſch, aber ſehr poſſierlich ſieht es aus, wenn ein Geiſtlicher in Schuh und Strümpfen unter dem Regenſchirm auf einem Eſel reitet. Die Mönche gehen zu Fuß. Man ſieht ſie viel, beſonders viel Bettelmönche in ihren hidöſen braunen Kutten, barfüßig in zerriſſenen Sandalen, mit einem Strick um den Leib. In Rom hatte ich mich faſt mit dieſen Bettelmönchen verſöhnt, weil ſie grade ſo elend leben, als ihr Aufzug es verkündet, und das Erbettelte einzig den Armen zuwenden. Aber hier wird es mir ſchwer an die Mildthätigkeit zu glauben, ich ſehe ſogar nicht ihre Wirkungen. Und wenn Falſtaff ſagt: „Hole der Teufel das Seufzen und Grämen! man ſchwillt davon auf wie ein Sack!“ — ſo könnten vielleicht dieſe dicken und fetten Mönche, deren Wangen auf ihren Hals, und deren Augenlider auf ihre Wangen hängen, vom Beten und Betteln daſſelbe

ſagen. Die weiß und ſchwarz gekleideten Dominikaner ſehen weit beſſer aus, nicht ſo gemäſtet, nicht ſo ſtupid. Zwei ſaßen einmal auf den Stufen eines Kruzifixes, das an den Felſen lehnte, und laſen zuſammen aus einem Brevier: das war ein hübſches Bild! — Am Beſten ſehen die ſchwarzen Benedictiner oder Jeſuiten aus, welche Lehrer, Erzieher und Aufſeher der Schulen und Erziehungsanſtalten ſind, und denen man ſehr häufig mit Schaaren von Zöglingen begegnet. Das Kloſter Monte Caſſino, im Gebirg der Abruzzen, vom heiligen Benedict im Jahr 529 geſtiftet, war das erſte im Occident, welches mit einer neuen Regel der des heiligen Baſilius entgegentrat, die im Orient herrſchte. Monte Caſſino wurde der Sitz der Studien und Gelehrſamkeit, wenn auch nur in der beſchränkten Form der vor-mittelalterlichen Zeit. Die Äbte beſchäftigten ſich mit Geſchichtſchreibung und ihre Mönche mit dem Copiren der Alten, deren Werke im Lauf der barbariſchen Invaſionen, der Kriege und der Mißachtung der Wiſſenſchaft, herumgeſchleudert und vernichtet wurden. Caſſiodor, des großen Theodorichs Geheimſchreiber, zog ſich im hohen Alter nach Monte Caſſino zurück. Paul Warnefried, der lombardiſche Geſchichtſchreiber und Zeitgenoſſe Carls des Großen, war Mönch von Monte Caſſino. Der heilige Thomas von Aquino er-

hielt hier seine erste Bildung. Auch Männer, welche sich nur dem beschaulichen Leben, nicht gelehrten Studien widmen wollten, begaben sich gern in die Abgeschiedenheit von Monte Cassino. Carlmann, der Sohn Carl Martels, überließ früh die Sorgen und Herrlichkeiten der Welt seinem Bruder Pipin dem Kleinen, trat in den Mönchstand, erbaute sich erst ein Kloster auf dem Soracte bei Rom, fand sich dort zu hoch geehrt, zu sehr umgeben von irdischem Glanz, und floh nach Monte Cassino, wo denn auch so wenig Rücksicht auf seine Herkunft genommen wurde, daß er die Heerden hüten und in der Küche dienen mußte. Später, als die Hierarchie ihren Thron erbaut hatte, wurde der Abt von Monte Cassino ein gewichtiger Baron des Reiches, und die alte Einfachheit mit ihren friedlichen Beschäftigungen ging unter in der neuen Wichtigkeit. Doch haben sich die Benedictiner immer bemüht, die gelehrte Richtung, welche ihr Stifter ihnen gegeben, nicht aus den Augen zu verlieren, und sie sind weit weniger als Franciscaner, Dominicaner und Jesuiten in die politische Geschichte der Völker verwickelt.

Nach dem Schauspiel zu urtheilen, welches eins der größten Kirchenfeste hier bot, scheint das Volk wenig Interesse an der Religion, an dem Kultus, wie

ſoll man's nennen! zu nehmen. Der 16. Dezember iſt San Gennaros Tag, er iſt Neapels Schutzpatron, und die Liquifaction ſeines Blutes erneut ſich alljährlich an dieſem Tage zum Zeichen, daß der Heilige über ſeiner Stadt wacht. Im Amphitheater von Puzzoli ſollte er mit den wilden Thieren kämpfen, allein die Bären, welche man auf ihn losließ, legten ſich demüthig zu ſeinen Füßen nieder. Dies Wunder bekehrte auf der Stelle 5000 Anweſende zum Chriſtenthum, doch der Scharfrichter trat an die Stelle der Bären, der Märtyrer wurde geköpft, da wo jetzt das Kapuzinerkloſter bei der Solfatara liegt, und Gläubige fingen ſein Blut in zwei kleinen halbgefüllten Flakons auf.

Die Theilnahme für ein Wunder iſt in unſerm Jahrhundert nicht von einem Volk zu erwarten — wird man ſagen. Ach, ſeit ich in Italien bin, hab' ich wol eingeſehen, daß die katholiſche Kirche in ihrer äußern Form eben ſo welk und nüchtern iſt, als die lutheriſche eiſig und nüchtern, und daß katholiſche Wunder und lutheriſche Predigten ungefähr denſelben Eindruck machen, nämlich keinen. Aber ich muß die Gelegenheit benutzen und fragen: Weshalb betrachtet man Wunder wie eine kindiſche Spielerei? Wunder ſind Myſterien, und Myſterien ſind die Atmoſphäre

der Religion; wenn das nicht wäre, ſo könnte man ja irgend ein juridiſches Geſetz zur Religion machen. Die Liebe iſt ſüß, weil ſie ein Myſterium iſt; der Tod erhaben, weil er ein Myſterium iſt; in Allem, was dem Menſchen Befriedigung giebt: im Schaffen des Genius, im Erforſchen der Wahrheit, in der Entwickelung des eigenen Weſens, in dem Reiz der tiefen Freuden, in dem Dorn der hohen Schmerzen, in dem Bedürfniß über die Handvoll Jahre und die Handvoll Staub des irdiſchen Daſeins hinauszuleben, das man Ruhmſucht zu nennen pflegt — in Allem was adelt, befreit und tröſtet, denn dieſe drei Bedingungen gehören zur Befriedigung, iſt unergründetes und unergründliches Myſterium, iſt ein Genuß, den weder der Verſtand noch die Sinne haben. Und was thut denn die Religion weiter, als daß ſie ſich mit ihren Myſterien an den Theil unſers Weſens wendet, der ebenſo integrirend als der Verſtand und die Sinne iſt? Und was iſt denn die Religion anders, als die Idee der göttlichen Kraft, welche der menſchlichen Schwäche zu Hülfe kommt? und was ſind ihre Wunder anders, als Symbole der Macht und Gegenwart dieſer unendlichen Kraft? Es iſt möglich, daß die Menſchheit ſtark genug geworden iſt, um dieſe Überzeugung unerſchütterlich feſt zu halten, ohne durch

Symbole in ihr bestärkt und an sie erinnert zu werden, und daß folglich die Symbole überflüssig geworden sind. Aber die Nationalkokarde, die nichts ist als ein Symbol der Nationalehre, wird so wenig für überflüssig gehalten, daß ihr Verlust eine Schmach bezeichnet, daß Millionen eine Andacht zu ihr haben, welche wiederum nichts andres ist, als das Bedürfniß, die übersinnliche Welt hinter der sinnlichen zu sehen, und von dieser zu jener eine fliegende Brücke zu schlagen, überall wo sie sich anbringen läßt. Mir däucht, man könnte der Menschheit diese fliegenden Brücken gönnen! es ist schwer, den Strom der Welt zu durchschwimmen! — Indessen, wenn es möglich ist, daß die Menschheit so starke Lungen und Arme hat, so muß man dann auch consequent sein, so muß man nicht auf der einen Seite der Alpen lehren, daß der Wein des Abendmahls sich in Blut verwandle, während man die Achseln darüber zuckt, daß auf der andern Seite der Alpen San Gennaros Blut flüssig werden soll — was doch Beides denselben Zweck: Tröstung der Glaubenden, hat. Wer die Unfehlbarkeit des Papstes verwirft, darf nicht auf der Unfehlbarkeit Luthers bestehen, und darf nicht die Augsburger Confession für unumstößlicher halten, als päpstliche Bullen.

Auf die Liquifaction war ich nicht neugierig, aber

ſehr auf die Art, wie ſich das Volk dabei benehmen würde, und ſo war ich denn um neun Uhr morgens im Dom, in San Gennaros prächtiger Kapelle. Sie iſt achteckig, mit einem Haupt- und zwei Seitenaltären, mit vier großen Gemälden von Dominichino, mit Deckenfresken und Marmorwänden, und mit 35 koloſſalen ſilbernen Büſten von Heiligen und Heiliginnen. Vor jeder Büſte brannten zwei Kerzen, Kerzen auf den Altären, — die Kapelle funkelte wie ein Chriſtbaum. Es waren auch Menſchen darin, aber ſchmutziger, zerlumpter Pöbel, alte Weiber, Kinder, krüppelhafte Männer, die unterſte Volksklaſſe. Innerhalb der Baluſtrade des Hauptaltars, zwiſchen den Prieſtern, ſahen wir ungefähr zwei Dutzend wolgekleideter Perſonen, und als wir unſere Direction dahin nahmen, machten uns ſogleich Lackeien in eleganter Livree Platz und das Thürchen der Baluſtrade auf. Jene Perſonen waren neugierige Fremde wie wir, und dieſe Neugierigen, dieſe Fremden, bekamen den beſten Platz, von dem diejenigen, die wirklich Antheil an der Ceremonie nahmen, ausgeſchloſſen waren, — zwar nur durch die niedrige Baluſtrade, aber doch ausgeſchloſſen; mußte ſie das nicht ärgern, kränken, was weiß ich! — Ich fühlte mich ganz beſchämt, lehnte mich an einen der ungeheueren ſilbernen Kandelaber, und ſah zu.

Drei Schritt von mir, vor dem Hauptaltare, wurde ununterbrochen ſtille Meſſe geleſen, und der Geiſtliche dabei auf die gewöhnliche Weiſe bedient, umräuchert und umſchellt. Ein andrer ſtand an der Baluſtrade und hielt ein Medaillon von Bergkriſtall, groß wie eine Untertaſſe, an einem goldnen Griff. Zwſchen den Gläſern des Medaillons lagen zwei kleine Fläſchchen, jedes halbgefüllt mit einer braunen, feſten Maſſe: das war San Gennaros Blut. Der Geiſtliche legte dies Medaillon an Mund, Stirn und wieder Mund von Allen, die ſich der Baluſtrade und ihm näherten; und dieſe Reliquie zu küſſen, um ſie während des Kuſſes in der Nähe zu ſehen, ſchien das Hauptintereſſe Aller zu ſein. Neugier, nichts als Neugier, lag in den ſtarrenden Augen, und keine Spur von Andacht, Glaube und Zuverſicht. Nun iſt mir aber kein Ausdruck im Menſchenantlitz ſo widerwärtig als Neugier, denn keiner iſt ſo erbärmlich. Vielleicht würd' ich das nie bemerkt haben, wenn ich nicht einmal in van Akens Menagerie zur Stunde geweſen wär, als die Thiere gefüttert werden ſollten. Gott, wie vornehm ſahen die Thiere neben den neugierigen Menſchen aus! — Jetzt war ich dieſes Anblicks bereits herzlich ſatt, als zum Glück eine andre Scene begann. Das Volk mußte Platz machen, wir mußten unſern Altar

verlaſſen, und der Senat kam: acht Herren in ſpaniſcher Tracht, ſchwarze Seide mit Silberſtickerei, mit weißen Atlasärmeln, mit beſiedertem Barett, mit langen Ringellocken im Nacken, was bei den ältlichen Geſichtern ſehr komiſch ausſah. Sie ſetzten ſich auf dunkelrothe Sammt-Lehnſtühle und ihre Füße auf gleichfarbige Polſter, rechts vom Altar; zwei Hofherren im großen Anzug links; ein neuer Prieſter begann eine neue Meſſe. Dann küßten ſämmtliche Herren unter vielen Kniebeugungen und Hutſchwenkungen das Medaillon, dann erhielten ſie einen Kupferſtich mit dem Bilde des Heiligen, dann zogen ſie ab, und ihre langen falſchen Locken rieſelten ihnen über die alten, ſchweren Rücken. Es war Alles ſo ſteril, ſo öde, daß mir graute. Indeſſen hoffte ich, San Gennaro ſei befriedigt durch die Deputation von König und Senat, und werde ſein Mirakel bald vollziehen; drum gingen wir in den Altar zurück, ich ſetzte mich auf ein Bänkchen und wartete; ſehen mochte ich nicht mehr. Die Küſſe an der Baluſtrade dauerten fort, ein dritter Prieſter kam, Meſſe zu leſen; ich verfiel in Langeweile, und da die Langeweile wie die Sonne Krokodilseier ausbrütet, ſo fing ich an, den Heiligen, deſſen Silberbüſte prächtig geſchmückt auf dem Altar ſtand, um ein wunderſchönes Smaragdhalsband zu beneiden. Die

Zeit verging; San Gennaros Blut wurde nicht flüssig, aber das meine begann zu kochen vor Ungeduld. Bei tausend Gelegenheiten hab' ich schon gesagt, welche Folter die Erwartung für mich ist. Ich duldete sie seit drei Stunden, und ganz umsonst! denn ich war gekommen das Volk an diesem Tage zu sehen, und hier gab es kein Volk. Niemand von der zahlreichen königlichen Familie! Niemand aus der großen Gesellschaft! Niemand aus dem Mittelstand! kein Militär! ab und an ein reinlichgekleideter Mensch, der wie ein Handwerker aussah, aber höchst selten! sonst nichts, als die Hefe des Volks, und auch die nicht in der Masse, die Neapel aufzuweisen hat, denn der Dom selbst war fast ganz leer. Als die Büste des Heiligen in Prozession nach dem Hochaltar getragen wurde, und das ewige Einerlei dort begann, gingen wir todtmüde und sehr unbefriedigt fort. Jemand, der zwei Stunden später da war, erzählte mir, die alten Weiber hätten geweint, weil das Blut noch immer nicht flüssig geworden. Wann es sich am Ende dazu bequemt hat, hab' ich nicht erfahren, denn da kein Mensch sich dafür interessirte, so sah ich wirklich nicht ein, weshalb ich mich für eine so gleichgültige Sache interessiren sollte.

Der gestrige Spaß schien mehr nach dem Geschmack

des Volks zu ſein: es war die erſte Carnevalsfahrt auf dem Toledo. Weshalb es ſich ſo unerhört amüſirte, iſt mir unbegreiflich, denn außer dem königlichen Maskenzug hatte es gar keine Augenweide, die zehn oder zwölf miſerabeln Türken und Pierrots pfiff es ſelbſt aus; und das Wetter war ſo ungünſtig wie möglich, regendrohend, und zuletzt ſtark regnend. Aber es ſprang mit ſeinen nackten Füßen im Koth herum, ſchrie, jauchzte und klaſchte in die Hände, daß die Mauern dröhnten. Von dem Palaſt meines Banquiers aus, der ehedem Eigenthum der Colonna war und ziemlich im Anfang des Toledo liegt, überſah ich die ganze Straße bis zum Largo San Spirito, in den ſie ausläuft, und wo der Wagenzug wendete; die ferne Perſpective bildet das königliche Luſtſchloß Capo di Monte auf einer Höhe. Da der Toledo ſich im Anfang, wo er aus dem Schloßplatz herauskommt, etwas krümmt, ſo kann man ihn nicht von einem Ende zum andern überſehen. Das iſt ſchade! er verliert dadurch an Großartigkeit. Alle ſeine Häuſer haben vier bis fünf Etagen, alle Fenſter dieſer Etagen ſind Thüren mit Balkons, und alle dieſe Balkons waren gedrängt voll Menſchen, die zum Theil nur zuſchauten, zum Theil Confetti auf die Wagen herabwarfen. Dieſe bunten, lebhaften Menſchenbouquets, die an den Häu-

fern zu ſchweben ſchienen — denn die dünne Baluſtrade der Balkons bemerkte man nicht — ſahen gar luſtig aus, um ſo mehr da die erſte Stunde, von drei bis vier, Sonnenſchein hatte. In der Mitte der Straße hielten Gensdarmen zu Pferde ungefähr alle zwanzig Schritt, um dafür zu ſorgen, daß alle Wagen hinter einander, und keiner aus der Reihe führe; rechts fuhren ſie hinauf, links herab, bald langſam, bald ſchnell, bald mußten ſie minutenlang ſtillhalten, wie der Raum es eben geſtattete; denn ſie waren umwogt von Volk, welches auch die Mitte der Straße innehatte, und nur dann gezwungen Platz machte, wenn irgend eine der zahlreichen königlichen Equipagen daher rollte. Dieſe ſind nicht der File unterworfen. Aus den Wagen und in ſie hinein flogen die Confetti, derbe Gipskugeln, groß wie Himbeeren, die ein Wagenfenſter recht bequem zerſchlagen, und mit einem weißen Staube umgeben ſind, damit ſie einen Fleck machen, wohin ſie treffen. Natürlich leiden die Perſonen im Wagen weit mehr von dieſem beſtändigen, kleinen Gewehrfeuer, als die auf den Balkons; einige halten Drahtlarven vor, um ihr Geſicht zu ſchützen; andre hatten ihre Wagen mit Teppichen umgeben, damit der Lack nicht leiden möge. Auf den dunkeln Anzügen der Herren hing der weiße Staub wie Schneeflocken. Durch den

Tumult des Geſchreis und Gelächters, der Räder und Pferdehufe, hörte man deutlich den Lärm, den die Confetti machten, wenn ſie auf das Steinpflaſter fielen; ſo heftig wurden ſie geworfen. Manche bedienten ſich dazu eines Bechers länglich wie ein Champagnerglas, um ihnen den gehörigen Schwung zu geben. Das Volk ſammelte ſie eilfertig aus dem Koth auf, und bombardirte die Pferde mit Wuth, und ſich untereinander. Elegante Leute warfen Blumenſträuße. Es war ein wahnſinniges Getöſe! Wo möglich ſteigerte es ſich noch, als der maskirte Wagen des Königs kam: ein Auszug zur Falkenjagd im Koſtüm von Ludwigs XIV Zeit. Vier Piqueurs in grün und Gold auf ſchwarzen Pferden eröffneten den Zug. Dann folgten zwölf Muſiker mit einem Anführer, in amaranth mit hellgelben Federbüſchen, auf Schimmeln. Wieder vier reitende Piqueurs und acht zu Fuß. Vier Falkeniere in Scharlach und Gold, mit dem Falken auf der Fauſt. Vier Ecuyers cavalcadours in weiß und Silber auf ſchwarzen Pferden. Der Wagen des Königs, lang und offen wie ein Leiterwagen, hellgrün und golden bemalt, hinten mit einem Baldachin von gelbem Atlas überſpannt, worunter König und Königin und zwei Damen goldgeſtickt und befedert ſaßen. Zwölf Hofherren ſtanden in demſelben, ſchöpften unauf-

hörlich aus einem Troge, der rund um den obern Rand des Wagens lief, Confetti und ſchleuderten ſie mit Bechern, ſo daß der Wagen wie in einem Schneegeſtöber fuhr. Acht Pferde, mit Decken, Blumen, Federbüſchen und Bändern geſchmückt, zogen ihn, vier Poſtillons lenkten ſie, und die beiden erſten wurden noch außerdem von zwei Stallmeiſtern zu Fuß geführt. Andre Stallmeiſter mit buntgeputzten Reitpferden folgten dem Wagen. Über funfzig Perſonen bildeten den Aufzug, der im Sonnenlicht mit all den Pferden, der Muſik, den heitern Farben, gar luſtig ausſah. Nachdem er ganz langſam den Toledo hinauf und herab gezogen war, was eine Stunde dauern mochte, ſammelten ſich dicke Regenwolken, ſchwere Tropfen fielen, und die Regenſchirme, die hier nie fehlen, ſpannten ſich wie ein buntes bewegliches Dach über die Menge. Der Jubel war unmäßig als der Zug einen zweiten giro machte. Er muß ganz durchnäßt worden ſein, denn als ich um halb ſechs Uhr im ſtarken Regen nach Hauſe fuhr, war er noch tief im Toledo. — Bis zum Aſchermittwoch finden Sonntags und Donnerstags dieſe Fahrten ſtatt. Geſtern war der 27. Januar.

Hat man, wie ich, immer in Deutſchland gelebt, wo faſt Alles Mittelſtand — oder das im Grunde ſelbſt der tiers-état von Europa iſt: ſo fällt es ſehr

auf, daß er hier gar nicht zu exiſtiren ſcheint. Lazzarone und Principe, vornehm und gering, reich und arm — die begegnen ſich bei jedem Schritt, oder nein! Begegnung kann man's nicht nennen, wenn zwei Welten an einander vorüber rollen, jede in ihrer Bahn, einſam, abgeſchieden, nicht nach der andern fragend. Denn jetzt iſt, wenigſtens äußerlich, ein friedlicher Moment. Kommt aber ein unfriedlicher, ſo ſtehen ſich dieſe zwei Welten wie todtfeindliche Heere genüber, und kein Mittelſtand kann als Parlementär agiren und zwiſchen ihnen hin und her gehen, und reden und beſchwichtigen, und von Beiden Vortheil haben, und über Beide ſchließlich triumphiren. Dieſen Triumph wünſch' ich ihm zwar keineswegs und nirgends, denn ich bin eine gute Ariſtokratin, und weiß ſehr wol, daß der Liberalismus, unter deſſen Banner und Ägide der Mittelſtand ſich brüſtet, weit weniger die Erhebung des Volkes, als die Erniedrigung des Adels zum Zweck, und die endliche Beſitznahme von deſſen Gebiet zum Ziel hat; aber ich wünſche, daß er da ſei, und ſtark und bedeutend da ſei, damit durch ihn gemahnt, der Adel darauf bedacht ſei, ſich friſches Blut in den Adern und friſche Gedanken im Kopf zu bewahren, ſtatt in dumpfer Iſolirung zu verkümmern, wie die Merovingiſchen Könige. Das macht den

Mittelſtand bedeutend, daß er eine beſtändige Energie entfalten muß, theils um ſich auf dem einmal errungenen Platz zu behaupten, theils um überhaupt irgend einen zu erringen; das macht ihn ſtark, daß er Zuverſicht zu ſich ſelbſt und ſeinen Leiſtungen haben darf. Übermüthig iſt er — comme de raison! denn bei ihm iſt die Macht, jede Macht! Die Finanz ſpricht: bei uns iſt das Geld! — der Gelehrte: bei uns iſt die Wiſſenſchaft! — der Beamte: bei uns das Verdienſt um die Lenkung des Staates! — der Künſtler: bei uns das Genie! — und Alle: beim Adel nichts, als alte Vorurtheile. Auf dieſem Terrain verfällt der Mittelſtand in Haß. „In Haß! ruft er und zuckt mitleidig die Achſeln; bah! warum ſollten wir uns die Mühe nehmen den Adel zu haſſen, der uns nirgends beeinträchtigt, der arm, der unwiſſend, der ohne Verdienſte und Genie iſt? wir überwältigen ihn, und Überwundene haßt man nicht mehr.“ — Doch! er tritt Euch entgegen mit etwas ganz Leerem, Hohlen, Öden — nennt es wie Ihr wollt! — kurz: mit einem Namen! das iſt die Mücke, die zur Wuth bringt, wenn ſie immerfort das Ohr umſummt, nicht zu fangen und nicht zu tödten iſt. — Dann kommt wieder eine Million von Gemeinplätzen und Wahrheiten für und gegen die Bedeutung, die Schwere, die Nichtig-

keit der Namen, für die Ehre, ſich einen Namen zu gründen, ꝛc. Das iſt auch ganz gut und höchſt ehrenwerth. Aber in der unfaßbaren und unerklärbaren Gewalt eines Namens, der den Träger als zum erſten Stand der Geſellſchaft gehörend, welche ſeit ungefähr 800 Jahren beſtanden hat, bezeichnet — muß eine ſeltſame Magie liegen; denn aus welchem Grunde würden ſonſt Adelsbriefe — ich ſage nicht ertheilt, aber angenommen? aus welchem Grunde tauſchen Financiers und Fabrikherren, wenn ſie ihr Vermögen in Grundbeſitz niedergelegt haben, gern ihren bürgerlichen Namen gegen den ihrer Güter um? aus welchem Grunde lieben die neuen Mitglieder dieſer „Kaſte", wie ſie wegwerfend genannt wird, keine Erinnerung an ihre Neuheit? — Weil ſie nicht die kleine unerträgliche Mücke ihr Ohr umſummen hören mögen. Darüber kann der Adel mit Recht die Achſeln zucken, denn es iſt erbärmlich eitel ſich zu denen zu geſellen, die man mißachtet, weil ſie eine am meiſten in die Augen fallende Uniform tragen. Oder vielmehr er dürfte es, wenn er ſich nicht einer ähnlichen Erbärmlichkeit ſchuldig machte: er kriecht theilweiſe vor dem Mittelſtand, er bettelt um Anerkennung, er bietet Waffenbrüderſchaft an, er kämpft in fremden Reihen, damit es von ihm heißen möge: das iſt ein vernünf-

tiger Mann, nicht befangen in den Vorurtheilen ſeiner Kaſte! Ein anderer Theil ignorirt die Beſtrebungen und Eroberungen des Mittelſtandes, wie man in einer belagerten Feſtung den Ausbruch einer Hungersnoth oder Epidemie zu ignoriren ſucht, weil man außer Stand iſt ſich gegen ſie zu vertheidigen, wenn ſie ausgebrochen ſind. Das iſt freilich nicht eitel, aber beſchränkt, und kein Theil wird das erreichen, was er will: ſeine Stellung behaupten. Der eine iſt Überläufer und hat ſie ſelbſt kleinlich aufgegeben; der andere ſteckt wie der Strauß den Kopf in einen Buſch und verliert ihn dabei ſammt ſeinem Platz. Wenn ich den gegenwärtigen Adel betrachte, ſo iſt es mir unerklärlich, daß er die Nachkommenſchaft der alten ſtarken Ritterſchaft iſt, zu der die Sickingen und die Hutten gehörten. Von ſelbſt müßte ja die ganze, ſonſt nach Außen gerichtete Kraft ſich nach Innen wenden und Intelligenz werden, wenn da noch ein Funke der alten Energie drin lebte! Von ſelbſt müßte ja das Blut aufwogen und Geiſt werden, ſeit es keine Recken mehr erzeugt, wenn es nicht in Schlaffheit und Idolenz verdorben wäre! Die Väter führten das Schwert, weil das Schwert der Zepter ihrer Zeit war, und die Söhne bemühen ſich gar nicht oder verkehrt, um in ihrer Zeit die Erſten zu bleiben. Wol

mir, daß ich keinen Sohn habe! — Nun, hier ſcheint der Adel im Übergewicht zu ſein; doch nicht weil er ſeinen Platz würdig vertheidigt, ſondern nur weil kein Mittelſtand ihm denſelben ſtreitig machte.

Hat mir doch je Etwas Vergnügen gemacht, ſo iſt es die kleine Reiſe nach Sizilien geweſen, von der wir ſo eben zurückgekehrt ſind. Sie war wunderlieblich — grade wie ein **Cactus grandiflorus**. Dies ſeltſame Gewächs, rauh, wild, abſtoßend, und dabei ſo zauberhaft ſchön, ſo ſonnenglänzend, ſo anlockend mit ſeinen langen goldnen und ſilbernen Stralen, hat eine Ähnlichkeit mit Sizilien, über die Jeder erſtaunen muß, der das Land kennt; und wer es nicht kennt, glaube mir: Zwillinge können ſich nicht ähnlicher ſein, obgleich das eine ein großes, vieltauſend Jahr altes Land — und das andere eine kleine vergängliche Blume iſt. Man ſagt, das Finden der Ähnlichkeit liege im Auge des Beſchauers; aber es liegt nicht blos da, denn Dinge, die man nicht ſehen kann, ſchließen in meinem Sinne Alliance mit andern ſichtbaren, z. B. die langen, tiefen Töne des Violoncells mit dunkelrothen Nelken, und der Klang des Baſſetthorns mit einem gewiſſen Augenpaar. So gehören jetzt Sizilien

und der Cactus grandiflorus zuſammen. Daß ich nur wenig Tage dort war, nichts von der Langweiligkeit und Ermüdung empfand, die untrennbar von größeren Reiſen; daß ſich der Anblick und Genuß des Schönen faſt in Stunden conzentrirte und kein Moment der Abſpannung ſich ſtörend dazwiſchen einſchlich, trug gewiß viel zur Lieblichkeit des Eindrucks bei; und daß ich dieſen nun ſtark und friſch, wie einen Tropfen Roſenöl, lange, lange unverkümmert aufbewahren kann, iſt mir unausſprechlich lieb — denn ſelten fehlt es an Verkümmerung.

Der Februar fing eben ſo kalt, ſtürmiſch und winterhaft an, wie der Januar aufhörte. Daher war unſer Erſtaunen groß, als plötzlich am neunten das lieblichſte Frühlingswetter eintrat, und Schmetterlinge und Fledermäuſe auf der Villa reale das Ende des Winters verkündeten, der für Neapel beiſpiellos lang und ſtreng geweſen war. Nun wurde zuerſt die längſtbeſchloſſene Beſteigung des Veſuvs ausgeführt; aber das hat mir nicht viel Spaß gemacht. Es iſt wahr, die Ausſicht auf Land, Stadt und Meer iſt unvergleichlich ſchön von oben herab, allein ich hatte gehofft vom Vulkan ſelbſt mehr Merkwürdiges zu ſehen, vielleicht ein wenig in den Krater hineinſteigen zu können — und davon war gar nicht die Rede. Nach

der letzten Eruption hat ſich der Rand des Kraters noch nicht feſt ausgebildet; es rollen noch immer Schlacken und Aſche in den innern Trichter hinein, man konnte nicht bis auf den Grund blicken. Der neulich ausgeworfene Lavaſtrom mag wol einige hundert Schritt breit ſein, ging quer über unſern Weg, war noch ganz warm und ſetzte an manchen Stellen Schwefel an; und die mühvolle Erklimmung des Kegels ging auch über dieſe rollenden Lavaſchlacken und loſen Steine. Ich war zwei Stunden von Reſina bis zum Fuß des Kegels geritten, und dieſen zu erſteigen dauerte eine ganze Stunde, in der ich wenigſtens 50 Mal gefallen bin. Man kann ſich heraufſtragen laſſen; aber ich will doch ſchon lieber auf meine eigne Hand fallen, als mich der Möglichkeit ausſetzen, daß die Träger mich fallen laſſen. Genug, es iſt eine ſchlechte Partie und, oben angelangt, deckte ein leichter Nebel die Ferne, ſo daß wir nichts Beſſeres zu thun hatten, als Lacrymä Chriſti zu trinken, und den groſſen wilden Veſuv als friedlichen Heerd zu brauchen, der für uns Eier kochte. Da ich mich für den Veſuv ſo ſehr angeſtrengt hatte, ſo war es nicht mehr als billig, das ſeine gewaltige Kraft mir ganz demüthig Sklavendienſt leiſtete. Herunter ging es ſehr luſtig in

zehn Minuten über die Asche; nämlich durch die Asche; denn sie ist so tief, das man bis über den Knöchel darin versinkt. Als ich wieder zu Pferd stieg, befand ich mich in einem Zustand der Zerlumpung wie noch nie: mein Kleid war beschmutzt und am Saum zerrissen, meine Handschuh rabenschwarz, und was von meinen Stiefeln übrig geblieben, war nicht der Rede werth. Manches Vergnügen sieht frappant wie ein Ungemach aus; aber ich muß bekennen, mich hat bei dieser ganzen Expedition nichts so sehr amüsirt, als dieser desolate Zustand meines Anzugs. Als ich im vorigen Sommer drei Stunden lang im heftigsten Regen über den Brünig gegangen war, hatte ich dasselbe Gefühl eines unbeschreiblichen, innigen Vergnügens, das fast an Übermuth grenzte. Es sollte mir leid thun, wenn Jemand aus dieser Äußerung Verdacht gegen meine Reinlichkeits- oder Ordnungsliebe schöpfen wollte; da bei mir ein solcher gar nicht statt finden kann, so bin ich selbst überrascht, woher jenes Behagen kommen kann, und ich weiß nichts Andres zu meiner Entschuldigung oder Rechtfertigung zu sagen, als daß ich mich von Regen triefend und ohne Schuh, ganz seltsam frei fühle — aber nicht wie ein Vagabond vogelfrei, sondern wirklich frei wie ein Vogel.

Die Dampfschifffahrt ging nun eifrig zwischen Si-

zilien hin und her, doch keineswegs regelmäßig; bald gedrängt, bald in großen Pauſen, ſo daß man ſich immer erkundigen muß, wann? wohin? In Deutſchland geht das hübſch ordentlich fort, mag da ein oder kein Paſſagier ſein! Es iſt unglaublich wie man ſich in Italien anſtrengen muß, um dieſen allgemeinen Mangel an Ordnung aus eigenen Fonds zu erſetzen. Endlich hieß es, der Veloce geht am 16. nach Meſſina und Palermo und iſt am 23. wieder in Neapel. Das war es grade was ich wollte! herrliches Wetter dazu!.... Nun kamen aber böſe Nachrichten über den Veloce: es ſei ein kleines, ſchwächliches Ding — bei ſchlechtem Wetter riskire man weiß der Himmel was — kein Menſch möge mit ihm fahren — kurz, grade ſo viel traurige und beſorgliche „Aber", als bei einer Verlobung über die bevorſtehende Ehe ſtatt zu finden pflegen. Nur mein Banquier ſagt verſtändig: bei ſchlechtem Wetter ſei es immer ſchlecht auf dem Meer, und übrigens ſei der Veloce zwar ein kleines, aber ganz gut gebautes und ſehr reinliches Schiff. Während dieſer Troſt einlief, beobachtete ich wie ein Augur oder ein Matroſe Vögelflug und Wolkenzug; und zu meinem Entſetzen zeigten ſich Möwen am Strande, denn das pflegt ein ſicheres Vorzeichen eines Sturmes zu ſein. Indeſſen flogen ſie nur umher ohne

ſich zu etabliren, und da es bereits der Vorabend der Abfahrt geworden war, ſo beſchloſſen wir dem Glück zu vertrauen, und fuhren am nächſten Morgen bei herrlichem Wetter ab. Wir fanden nur eine kleine und ſehr bequeme Reiſegeſellſchaft, was in ſo beſchränktem Raum viel werth iſt. Ich legte mich gleich oben auf die Kapſel, die den plafond der großen Kabine ſchließt; da kann ich um mich ſehen, und die horizontale Lage in der friſchen Luft iſt bei mir das einzige Mittel gegen die Seekrankheit. Zwiſchen Capri und dem lieblichen Ufer von Sorrent fuhren wir aus dem Golf von Neapel heraus, und dann immer längs der Küſte von Calabrien. Erſt an den kleinen Inſeln der Sirenen vorbei, wo einſt Ulyß und ſeine Gefährten bezaubert und gefangen werden ſollten, und wo ſpäter andere Weſen lebten, welche die Schiffer auch zu fangen, doch weniger zu bezaubern ſuchten: nämlich Seeräuber. Dann bei Amalfi, dieſer einſt ſo reichen, blühenden Handelſtadt, in der, gleichſam zum Dank für das was die Schifffahrt ihr geleiſtet, wiederum der Schifffahrt der größte Dienſt geleiſtet ward, als Flavius Gioja die Bouſſole erfand. Dann bei Salern, der alten berühmten Hochſchule der Medizin, von den klugen Arabern ſchon zur Normannenzeit glänzend gemacht. Dann bei den Ruinen von Päſtum,

wo Riesentrümmer und die Öde der Wüste eine Stätte bezeichnen, die üppigen Völkern den Genuß des reichen, bewegten Lebens bot. Nun ist das Alles todt; auf diesem Boden blühen Kunst und Wissenschaft und Handel nicht mehr. Der Glanz des Alterthums, die Kraft des Mittelalters sind erloschen gleich ausgebrannten Fackeln, und die moderne Civilisation hat noch nicht ihre thätigen Hände an diesen widerstrebenden Überbleibseln, an diesen todten Schlacken eines herrlichen Elementes geübt. Dann kam die Nacht. Das Dampfboot erhielt eine lange silberne Schleppe von den leuchtenden Seethieren, welche die Räder auf die Oberfläche wirbelten; sie sehen aus wie Flocken von durchsichtigem Silber. Mond und Sterne blickten ganz neidisch auf den Glanz herunter; besonders der Mond, dessen erstes Viertel wie ein winziges silbernes Komma am Himmel stand und bald verschwand. Mit dem Morgen wurde bei Tropea, einem Städtchen an der calabrischen Küste, ich weiß nicht warum, gelandet. Das Meer war spiegelglatt, und die runden Köpfe der Delphine tauchten komisch ungeschickt daraus empor. Arions wegen interessire ich mich für sie; doch kann ich nicht leugnen, daß sie wie kleine Ungeheuer aussehn. Ich dachte immer, nun würde ein Triton daher schwimmen, oder eine Nereïde auf einem Hippo-

kamp, und ich wunderte mich recht, daß es nicht geſchah, denn dieſes Meer, dieſer Himmel, dies Glänzen und Glühen der Elemente, ſchien mir viel zu ſchön und zu verheißend, um mit nichts zu ſpielen, als mit einem ordinären Dampfſchiff. Aber es ging den Elementen wie mir: wir warteten umſonſt, es kam nichts. Der ſchneeweiße Etna winkte wie eine Marmorpyramide aus den Wolken, und das Dampfboot zog am hohen Felſenſchloß von Scylla vorüber in die Meerenge von Meſſina hinein, die wie ein ſchillernder Gürtel zwei blühendſchöne Länder trennt und verbindet. Gegen dieſen Anblick iſt hernach die Ausſicht von der Terraſſe der Kirche San Gregorio, oberhalb der Stadt Meſſina, nur matt, denn ſie iſt halb, man ſieht nur eine Küſte. Auf dieſer Terraſſe ſoll Göthe „Kennſt Du das Land" geſchrieben haben. Ich wußte es nicht; doch einer von unſern Reiſegefährten, ein Deutſcher, in Meſſina anſäſſig, ſagte es. Die Stadt ſieht zum Theil ſeltſam verſtümmelt aus, beſonders am Hafen, wo aber ein muntres, reges Treiben war; bei dem großen Erdbeben von 1783 ſind nämlich die obern Etagen der Häuſer und Paläſte eingeſtürzt, und aus Beſorgniß vor einem ähnlichen Ereigniß hat man ſie nicht wieder in ihrer frühern Höhe aufgebaut, ſondern auf halb abgebrochene Säulen und

Verzierungen haſtig ein Dach geſtülpt. Am andern Tage fuhren wir nach Taormina.

Der ſchönſte Weg! links das Meer, rechts Bergabhänge, die bald bis zur Chauſſee herabſteigen, bald kleinen Ebenen Raum laſſen, aber immer wild und ſchroff wie Kriſtalle empor ſchießen. Auf ihren Gipfeln liegen Dorfſchaften, Kirchen, Klöſter, verfallne Thürme, einſt zum Schutz gegen die Barbaresken erbaut, oder auch Fortifikationen, die noch jetzt erhalten werden, wie die auf San Alleſſio. Aus ihren Schluchten ſtürzen breite Bergſtröme, in deren jetzt trocknem Bett der Oleander wucherte. Die kleinen Ebenen waren mit Orangenpflanzungen bedeckt; die Abhänge hoch herauf mit Öl- und blühenden Fruchtbäumen. Das kräftige Grün und Gelb der Orangen kontraſtirte ſchön mit der zarten weißen und roſigen Baumblüte, und ſeltſam mit dem blühenden Flachs, deſſen Feldkirchen mit ungeheuern Cactushecken eingefaßt ſind. Dieſer Cactus überzieht wie ein Pelz das Geſtein und wuchert auf den Felſen. In ſeiner unförmlichen Bildung erinnert er mich immer an jene monſtröſen indiſchen Gottheiten, denen Arme und Beine, man weiß nicht wie und woher, anwachſen. Je näher an Taormina, deſto herrlicher wird es! Die Felſen werden wie Dornen, die alle Blüten von ſich ab und herunter ge-

ſchüttelt haben, denn die Vegetation iſt reich wie in einem Urwald, und ſieht auch eben ſo willkürlich aus, weil ſie ſcheinbar ohne Grund mit einem Mal aufhört, und zwar in Höhen, die mit ſchweizeriſchen Alpen verglichen, niedrig ſind. Aber die vulkaniſchen Formationen ſind kapriziös. Es iſt etwas Primitives, Feſſel- und Regelloſes, in dieſer Natur, und dabei etwas Unfertiges; ſie macht hier lauter Sprünge, und ſonſt Übergänge. Der mächtige, einſame Etna, dieſer in einen Gletſcher verkappte Vulkan, ſcheint die ganze Inſel zum Spaß zu ſeinen Füßen hingelegt zu haben, wie ein buntes Bollwerk gegen das Meer.

Diesſeits Taormina verließen wir Wagen und Chauſſee, und ſtiegen auf dem Maulthierwege zur Stadt — und durch dieſelbe noch höher zum alten Theater empor. Da blieben wir einige Stunden, und ich betete an. Alſo iſt die Ruine wirklich ſo maleriſch, oder ſo koloſſal, oder ſo wohlerhalten, oder ſo prächtig, wie ſie berühmt iſt? wird man fragen. Maleriſch? nein! ich glaube nicht, daß dies Bild in kleinen Dimenſionen Effect machen würde; es verträgt keinen Rahmen. Wohlerhalten? nein! die Sitze waren rings umher in den Felſen gehauen; Erdbeben haben ſie zerriſſen und zertrümmert, Gras und Geſträuch bedeckt ſie; von der alten doriſchen Zeit iſt

wenig mehr übrig als die Form; der Logenumbau über den Sitzen ist aus römischer Zeit, Backstein, und die Szene selbst ist von demselben Material, doch vielfach restaurirt. Prächtig? nein — wenn man unter Pracht die der modernen Baukunst versteht, Säulen, Statuen, Marmor; denn, wie gesagt, es ist in den Felsen gehauen. Kolossal? ja! aber die brutale Größe imponirt mir nicht: dem Apollo küsse ich den Fuß, nicht dem Farnesischen Herkules; ein Riese ist darum noch kein schöner Mann. Aber der großartige Geist des Alterthums, der die Menschen mit den Göttern Schritt halten ließ und sie, wenn auch überwunden, doch glorreich zeigte; der bei Festen und Spielen der Menschen gleichsam Erd' und Himmel zu Zeugen aufrief, die dem Fest die Würde, und dem Volk Adel gaben — denn einem Volk gehörten diese Feste! — der überrieselte mich mit Schauer der Andacht. Man stelle sich doch vor — wenn man es kann — dies Felsentheater, auf dem Abhang sitzend wie auf einem majestätischen Thron; angefüllt mit Unzähligtausenden; umringt von einer Szenerie, deren einzelne Coulissen der Etna bildet, das Meer, die damals blühende Stadt von 150,000 Einwohnern, phantastische Felsen, die übereinander emporklettern wie Giganten, die den Olymp stürmen wollen, die herrlichste Vegetation köst-

licher Pflanzen und Bäume; mit keinem andern Dach als dem Himmel; mit keiner andern Erleuchtung als der Sonne; und hier nun dem Volk Geschichten seines Volks dargestellt, Geschichten, die sich aufs Tiefste mit seinem Glauben, seiner Bildung, seinen Kämpfen, seiner Entwickelung verschwisterten, deren Ursprung oder Folge waren; hier den Prometheus, hier die Perser, hier den Ödip, hier die Alceste! und diese Darstellungen nicht angegafft mit stupider Neugier, einer pappenen Decoration oder einer geschminkten Prima Donna wegen, nein! — die alte Sage, die bekannte That, boten den blasirenden Reiz der Neuheit nicht dar; allein für große Schicksale wurden große Sympathien geweckt, und im Einzelnen das hohe Bewußtsein gepflegt, welches dem ganzen griechischen Volk seine Herrlichkeit gab. — Da saß ich! da sah ich hinweg über das ionische Meer nach dem fernen, fernen Griechenland — nicht so fern im Raum, als in der Zeit, denn das moderne Griechenland reizt mich wenig, ich denke immer nur an das alte, und habe nun einmal keine Sympathie für die Modernität. Da kam der alte Wunsch, vor 2000 Jahren gelebt zu haben, wieder mit seiner ganzen Gewalt über mich! — Es giebt Wünsche, die liegen in uns wie schlafende reißende Thiere, und verhalten sich so still,

daß wir lange, lange, gar nicht an ſie denken und fortleben, als ſei ſo zu leben uns grade recht. Auf einmal erwachen ſie, und reißen uns mit ihren Krallen das Herz wund, und nicht blos vor Schmerz zucken wir zuſammen, ſondern auch vor Erſtaunen, daß ſie noch immer da ſind. Solche Wünſche ſind unſre Lieblingsideen, ſind vielleicht eine leichte Art von Wahnſinn, inſofern ſie außerhalb der Grenzen der Möglichkeit ſtehen; allein grade darum liegen ſie ſo feſt in uns, denn von einem Wunſch, der realiſirt worden iſt, verliert man gewöhnlich ſogar die Erinnerung, daß er einſt unſer Wunſch geweſen. Aber es iſt nicht der Mühe werth, einen Tag lang zu wünſchen, was nicht das Lebenlang wünſchenswerth erſcheint. — Seltſam iſt's, daß man mir den Wunſch, vor 2000 Jahren gelebt zu haben, gar nicht recht glauben will; daß man mir ſtets antwortet: „aber dir würde das Gymäceum ſchlecht behagen! du haſt ja lauter Neigungen, die ihm widerſprechen! die griechiſchen Frauen reiſten nicht in der Welt umher und gingen nicht ſpazieren den lieben langen Tag!“ — Mein Gott, ich muß mich verbrauchen, wie ich eben kann in der Welt, die ich vorgefunden habe! daraus geht keineswegs hervor, daß mir eine andre nicht beſſer zuſagen könnte.

Mit der untergehenden Sonne verließen wir diese wunderbare Stätte und gingen auf der andern Seite des Abhangs herunter nach Giardini, einem Dörfchen, das dicht am Meere liegt. Da war unser Nachtquartier, da wartete der Wagen; denn Taormina ist nur zu Fuß oder zu Pferd zu erreichen. Ich entsetzte mich, als ich in das Haus trat, wo wir speisen und schlafen sollten; es sah fürchterlich schmutzig aus; und die Wirthin, barfuß und ungekämmt, und der Wirth im braunwollnen Capot, dessen Kapuze er immer auf dem Kopfe behielt, verstärkten diesen Eindruck und sahen wie Wilde aus. Aber es war Alles viel besser, als wir fürchteten, und diese Leute die gutmüthigsten, treuherzigsten, naivsten von der Welt. Der Gastwirth in Messina hatte uns allerlei Provisionen mitgegeben, weil er sagte, zur Fastenzeit gäbe es nichts als Fisch in Giardini, und diese Vorräthe wußte die barfüßige Wirthin so gut zu präpariren, daß ich sehr überrascht und die Herren sehr zufrieden waren — welche Zufriedenheit gewiß mehr zu Gunsten der Köchin ist, als meine Überraschung, denn man weiß, daß Männer mehr auf Speis und Trank geben, als Frauen. Der Wirth in seinem Fledermaus-Costüm suchte während der Zeit lebhaft Conversation zu machen, und besah alle unsere Sachen neugierig wie ein Affe oder ein

Kind. Es müſſen doch nur wenige Reiſende und beſonders wenige Frauen nach Taormina kommen; die Neugier der Einwohner iſt allzu groß! Nicht blos Kinder zogen durch die Stadt uns nach, auch Erwachſene. Eine Frau mit ihrer Spindel und ihrer kleinen Tochter folgte uns ins Theater und bewunderte meinen ganz gewöhnlichen Anzug, meine Lorgnette — Alles; und als ein Knabe gefragt wurde, weshalb ſie denn alle ſo luſtig wären, antwortete er: ſie freuten ſich über die Fremden. Gebettelt wurde gar nicht. Aber komiſche Vorſtellungen von gut und ſchlecht haben die Leute! unſer Wirth empfahl uns ſein „altes Öl", eben ſo dringend wie man alten Wein zu empfehlen pflegt. Das amüſirte uns ſehr; und eben ſo ſehr eine Magd, die auf die Frage: ob es hier keine Scorpionen gäbe — „Subito! subito!" rief, und fortrannte den Wirth darum zu fragen, weil ſie glaubte Scorpionen wären eine Frucht oder dergl., die wir zum Deſſert begehrten. Allein dieſe Unwiſſenheit beruhigte mich mehr über meine Scorpionenfurcht, als jede Betheuerung es hätte thun können. Die Betten waren ſehr reinlich. Ein größeres Lob kann gewiß nicht über ein kleines Wirthshaus in einem armen ſizilianiſchen Fiſcherdorf geſagt werden. Als die Sonne friſch und glänzend aus dem Meere aufſtieg, traten

wir die Heimfahrt nach Meſſina an, und am nämlichen Abend waren wir am Bord des Dampfboots und auf dem Weg nach Palermo. Hätte ich nicht eine Fahrt zu den Tempeln von Päſtum im Hintergrund, ſo würd' ich mich ſchwer entſchloſſen haben Agrigent nicht zu ſehen; allein die Chauſſee geht von Taormina nur noch bis Catania, und man muß die übrigen Touren längs der Küſte alle zu Maulthier machen; da fürchtete ich mich vor der Ermüdung, weil ſie mich nicht blos müde, ſondern ganz ſtumpf macht. Und auch Syrakus ſah ich nicht, die alte mächtige, ungeheure, kriegeriſche Stadt! Daß ſie die Heimat Archimedes und Theokrits war, ſchätz' ich weniger an ihr, ich Armſelige, die kaum begreifen kann, daß zwei Mal zwei vier macht, und die bei Schäferſpielen gähnt; aber die Arethuſa hätte ich gern, o gern geſehen! Wie die kleine Quelle muß der Menſch es machen, muß die alten Gewohnheiten, den alten Gang, den alten Boden, den alten Schlendrian des Lebens möcht' ich ſagen, raſch und entſchloſſen verlaſſen, und im neuen Erdreich friſch und jung auftauchen können.

Auf der ſiebzehnſtündigen Fahrt nach Palermo dachte ich aber weder an Theokrit noch an Arethuſa, noch an irgend etwas: ich war jämmerlich ſeekrank und das Meer heftig bewegt. Vielleicht ſchickten uns

die Liparischen Inseln, welche die Alten die Äolischen nannten, diesen Wind zu, denn wir fuhren zwischen ihnen und der Küste durch, und ich hätte den Stromboli sehen können, diesen unerschöpflichen Vulkan, der ununterbrochen Feuerfunken auswirft; allein — hätte man mir das Paradies gezeigt, ich hätte nicht hingesehen! ich wünschte nichts, als auf der guten sichern Erde, meinetwegen auf Spitzbergen, zu stehen. Bei der Ankunft des Dampfboots in Messina, und früher schon in Livorno, belustigte mich es sehr, daß die Ruderer, die Facchini, die Lohnbedienten, die Kellner in Kähnen an uns heranschwammen, und während die Pässe und Schiffspapiere von einem Polizeibeamten untersucht wurden, durch Zeichen und Geschrei ihre Böte, ihre Schultern, ihre Dienste und ihre Gasthöfe anboten; dann, wenn die Papiere richtig befunden, stürzten sie sich ins Dampfboot wie Seeräuber, die es entern, und auf die Reisenden und deren Effecten mit einer Art von grimmiger Dienstfertigkeit. Zwölf Hände greifen nach einem Reisesack, sechs nach einem Regenschirm; man muß sich ordentlich vertheidigen, um — zwar nicht grade die Person — doch die Sachen nicht viertheilen zu lassen. Das macht nun eine Unordnung, eine Zögerung, einen Wirrwarr, der martervoll ist, wenn man gern geschwind ans Land möchte. Und in

Palermo grade war der Zudrang dieſer Leute ganz immens! die Gaſtwirthe ſelbſt kamen. Kaum hatte der Eine mir die Adreſſe ſeines Hotels in die Hand gegeben, ſo kam ein Andrer, nahm ſie fort, und reichte mir mit zierlichem Franzöſiſch ſeine Adreſſe. Unzählige ſchwarze Augen blitzten uns an, nicht wie Bitten, ſondern wie Drohungen; aber wenn die Herren vertheidigungsbereit ihre Stöcke zeigten, ſo ſenkten ſich die wilden Augen, und das Geſchrei ward ein Gemurmel. Endlich, endlich, war das Land erreicht.

Palermo liegt wunderſchön zwiſchen dem Meer und einer Ebene, die von einem Amphitheater ſchroffer Berge nicht eingeengt, nur warm umſchloſſen wird, und entweder von ihrer Form, oder wegen ihrer üppigen, überreichen Cultur den Namen Conca d' oro, die goldne Muſchel, empfangen hat. Es iſt ein auffallender Unterſchied des Klimas zwiſchen Neapel und Palermo; wir haben dieſen Winter tüchtigen Froſt gehabt, indeſſen in Palermo der Thermometer nicht unter acht Grad über Null fällt, und als wir am 21. Februar früh um acht Uhr auf den Monte Pellegrino ſtiegen, war es ſo warm, daß ich im leichten Ginghamkleid mit einem Sonnenſchirm ging, und doch wehte friſcher Meerwind. Dieſer Monte Pellegrino liegt ſchroff und kahl am Meer. Kein Baum, keine Wieſe,

nicht der spärlichste Versuch der Kultur zeigt sich auf ihm, indessen um seinen Fuß Hesperidengärten sich lagern. Die scheuen, geschickten Ziegen klettern auf ihm herum und suchen zwischen dem zerbröckelten Gestein, das ihn von oben bis unten bedeckt, ihr spärliches Futter. Ein bequemer Maulthierweg führt bis zu seinem Gipfel, wo eine glorreiche Aussicht die kleine Mühe des Ersteigens vergilt. Etwas unterhalb des Gipfels, ganz vom Fels verdeckt und geschirmt, liegen Kloster und Kirche der heiligen Rosalia, Palermos Schutzpatronin, die sich vor den Leiden und Freuden einer Ehe hieher geflüchtet und dem gottseligsten Leben gewidmet hat. Neben der Eingangsthür der Kirche ist ihr Stammbaum al fresco gemalt. Er führt ihr Geschlecht, das Sinibaldi hieß, bis zu Pipin König von Italien herauf. Daß man eine Heilige durch einen langen Stammbaum zu verherrlichen strebt, ist eine patriarchalische Simplizität, die ich bisjetzt nur in den Geschlechtsregistern der Bibel gefunden habe. Als ich jene Eingangsthür überschritt, ward ich angenehm überrascht; denn statt in einer gezierten, bunten, geschmacklosen italienischen Kirche, wie sie leider seit den drei letzten Jahrhunderten alle sind — befand ich mich in einer dunkeln, ungeschmückten Stalactiten-Grotte, in derselben, wo die Heilige gelebt und wo

man vor ungefähr zweihundert Jahren ihre Gebeine entdeckt hat, die, als sie in Prozession in Palermo umhergetragen wurden, alsogleich das Aufhören einer Pest bewirkten. Buntfarbiges Moos bedeckte außerhalb den Fels, lange grüne Schlingpflanzen hingen graziös herab und schaukelten sich langsam hin und her, und tactmäßig und metallisch fielen einzelne Wassertropfen und verrieselten in kleinen Abzugskanälen. Es gefiel mir sehr; ich hätte hier recht gern wie die Heilige gelebt, nur aber nicht lange Jahre. Unter einem Altar an der Seitenwand liegt hinter dichten schweren Gittern ihre Marmorstatue im vergoldeten Gewande. Es ist schwer sie zu erkennen, und ich glaube man verliert nicht viel dabei, denn sie hat eine Attitüde mit zurückgeworfenem Haupt und vorgedrängtem Busen, die unausstehlich unheilig ist.

Von Rom an ist Italien dermaßen mit Trümmern des griechischen und römischen Alterthums übersäet, daß es auffällt, keine Spur derselben in Palermo zu finden. Ich weiß nicht, welcher Zeit die eigentliche Gründung der Stadt angehört; ihre Wichtigkeit und Blüte hatte sie als Residenz der normannischen Könige, im eilften und zwölften Jahrhundert, und aus dieser Epoche stammen ihre bedeutendsten Monumente, ihre alten Kirchen. Byzantinische Kunst war damals

in Malerei und Architektur die herrschende für Italien, wenigstens für Unteritalien; die gothische war noch nicht hereingedrungen, die italienische hatte noch nicht Zeit und Ruhe zu ihrer Entfaltung gehabt; aber mir scheint, daß die moreske nicht ohne Einfluß auf sie geblieben ist. Die Sarazenen hatten schon seit drei Jahrhunderten ihre Glaubens-, Sieges- und Räuberzüge über alle Küsten des mittelländischen Meeres ausgedehnt und sich in Sizilien und Kalabrien kolonisirt; sie beugten sich freilich unter die normannische Herrschaft, allein in Kunst und Wissenschaft wolerfahren, benutzten die Sieger gern ihre Kenntnisse und Geschicklichkeit. Später, als die Krone der Normannen in das Haus der Hohenstaufen kam, erbten diese gleichsam eine Vorliebe für die gewandten, klugen, tapfern Sarazenen, hatten zugleich Ärzte und Astrologen, Krieger und Gaukler aus diesem Volk, und es war keiner der geringsten Vorwürfe, womit die Päpste Friedrich II. und Manfred überschütteten, daß die heidnischen Sarazenen so viel bei christlichen Königen galten. Doch hatten die Sarazenen damals ein Depot der alten griechischen Weisheit, denn die Khalifen aus dem Hause der Abassiden, besonders Haroon-al-Raschid, hielten Tausende von Übersetzern für griechische Werke und besoldeten sie glänzend. Es ist seltsam, welche Wege

die Kultur geht, um, wie ein unterirdiſcher Canal, nach und nach alle wüſte Stätten fruchtbar zu machen. Haroon-al-Raſchid ſchickte an Carl den Großen ein prächtiges Uhrwerk, um welches Sonne und Sterne ſich, wie im damaligen Planetenſyſtem um die Erde, wunderſam drehten. Jetzt, 1000 Jahr ſpäter, gehen ähnliche Uhrwerke, auf denen die Vögel zwitſchern und mit den Flügeln ſchlagen, und dergleichen Späßchen, zum Entzücken der Harems aus Genf in den Orient. Es wiederholt ſich Alles; neu iſt nichts, als Jedem — ſein eignes Leben. Um ſich weiß der Menſch gut Beſcheid, kennt die Zuſtände, hat Erfahrungen, die ihn weiſe — Beiſpiele, die ihn klug machen; der Glanz des Alterthums, die Finſterniß des Mittelalters — Alles dient ihm als Licht, deſſen Schein ſeine Zeit und ihre Zuſtände hell beleuchtet. In ſich fängt Jeder beim A-B-C an. Es wär' auch wirklich allzu langweilig, wenn Einem das Leſenkönnen angeboren wäre wie das Sprechen. Aber von den Kirchen Palermos wollt' ich eigentlich ſprechen — nämlich von den alten, von denen, die vor 1500 gebaut ſind. Sie reichen bis 1200, ungefähr, die beiden tranſitoriſchen Jahrhunderte, 1300 und 1400, wo der Geiſt des Mittelalters ſeinen Schwung verlor und der der neuern Zeit ſich zu entwickeln ſtrebte, war

kein günſtiges Erdreich für eine Kunſt, welche, wie die Architektur, durchaus einer ſichern Baſis, nicht blos in der ſichtbaren, auch in der überſinnlichen Welt bedarf; denn z. B.: Warum baut man heutzutage ſo jämmerlich dünne, baufällige, wackelnde Häuſer?.... Alles iſt fraglich, ſogar das Eigenthumsrecht, ſogar die Erblichkeit; da miethet man lieber ein Haus, als daß man eins bauet, aus dem nach funfzig Jahren die Enkel mit den Worten vertrieben werden: „Ihr zwei oder drei Menſchen habt ſo lange breit und bequem in dem Hauſe gewohnt, das viel, viel zu groß für euch iſt und wol für zehn Familien Platz hat. Hier ſind die zehn Familien; wir wiſſen ſie nicht anders unterzubringen: alſo ſeid ſo gut, ihnen Platz zu machen.“ — Darum wohnt man lieber zur Miethe, und die Häuſer werden auf Speculation von den Vermiethern gebaut; denn was kümmert es die, ob ihre Miethlinge im Zimmer vom Wind umgeweht, oder vom einſtürzenden Dach erſchlagen werden. — Die Kunſt, jede Kunſt, iſt nicht die Blüte eines individuellen, ſondern eines allgemeinen Lebens; das Individuum, welches ſie ausübt, iſt nichts als das Organ der Menge, ſo wie Volksmaſſen eines Redners bedürfen, der ihren Wunſch und Willen ausſpricht; darum giebt die Kunſtgeſchichte der Völker ſo wichtige Auf-

ſchlüſſe über ihre Bildung. Darum wundre ich mich ſo ſehr, wenn ich unſre Opernmuſik höre und unſre alljährlichen Gemäldeausſtellungen ſehe, daß man dieſer Oberflächlichkeit gegenüber den Muth hat, von dem hohen Stand unſrer Bildung zu ſprechen. Doch hat der Genius nicht unſre Welt verlaſſen, das iſt meine heilige Überzeugung; das iſt die Zuverſicht, um derethalben ich leben mag. Es iſt nur ein ſolcher Wuſt von Gährung um ihn her, zum Theil auch in ihm, daß ſeine Arena nicht gehörig gelichtet iſt, daß er zum Wettkampf nicht Raum, die Zuſchauer zur Siegeszeichenvertheilung nicht Muße haben; denn ich weiß doch einen Künſtler, der ſich durch ein Werk zum Organ der Zeit gemacht hat, aber nicht, indem er ihre Schellengeläut-Melodien kläglich nachpfeift, ſondern indem er dem Grundton des verwirrenden Geklingels nachhorcht und denſelben in einem prächtigen Akkord ausbrauſen läßt. Leſſing heißt dieſer Künſtler und ſein Werk iſt ein Gemälde: die Huſſitenpredigt, wie es im Katalog der Berliner Gemäldeausſtellung von 1836 hieß. Ein Fanatiker, eine hingeriſſene Menge, und das Feuer der Zerſtörung — das war dies wunderſame, tiefe, mächtige Bild. Es tröſtete mich für all die Mittelmäßigkeit, wovon es umwuchert war, wie die Eiche vom Mooſe, denn der Mann hat doch den

Schmerz und die Qual der Welt gefühlt. Sein Name iſt mir zuerſt eingefallen; es würden mir wol noch andere einfallen, wenn ich nicht von den Kirchen Palermos ſprechen wollte, zu denen ich gar nicht gelangen kann!

Die ſogenannte Rogers-Kapelle im königlichen Schloß — wo man auch noch einen Thurm den Rogers-Thurm nennt — iſt eine kleine köſtliche Reliquie, ganz funkelnd, glänzend und phantaſtiſch, wie ein arabiſches Gedicht. Einzelne Reſtaurationen, wie z. B. die Bildniſſe der Heiligen an der äußern Mauer im Schloßhof, ſind mit dem Ganzen übereinſtimmend und recht geſchickt gemacht. Die Wände ſind mit weißem Marmor bekleidet, an dem, in Spannenweite, dreifingerbreite Streifen von Moſaik herablaufen. Dieſe Streifen ſehen ungefähr aus wie kleine Borten von türkiſchen Schawls, und bieten die niedlichſten, verwickeltſten Arabesken dar. Faſt kein Streif hat daſſelbe Muſter; es gehörte ganz eigenes Talent dazu, um ſie zu erfinden, und große Geduld, um ſie in Steinchen von der Größe eines Citronenkerns, der aber flach und viereckig geſchnitten iſt, zuſammenzuſetzen. Die vorherrſchenden Farben in dieſen Arabesken ſind: Purpur, Gold, Hell- und Dunkelblau. Die Kanzel, die Baluſtrade, die den Chor abſchließt, ſogar die Stu-

ſen, die zu ihm hinauf führen, ſind in gleicher Weiſe bekleidet. Zierliche Säulen mit krauſem Kapitäl von dunkelm Marmor, tragen den Rundbogen des Gewölbes, welches ganz und gar mit Bildern aus der heiligen Geſchichte, ſämmtlich in Moſaik auf Goldgrund, überzogen iſt. Die Zeichnung dieſer Bilder iſt freilich vollkommen kindiſch und unbeholfen, die Geſtalten ſind nicht blos verfehlt, ſondern theilweiſe ganz unvollſtändig, ſie ſehen recht garſtig aus mit Titians Danaë verglichen; aber es iſt doch ein gewiſſer ehrenfeſter Ernſt in ihnen, und zuweilen macht der Ausdruck ſich Platz zwiſchen all der Formloſigkeit; genug — ich verzieh ihnen ihre Häßlichkeit, weil ſie ſo ehrlich und anſpruchlos ausſehen, wie ich manchen Bildern ihre Schönheit nicht vergebe, weil ſie falſch ſind. — Auf den Rundbogen liegt die flache Decke von vergoldetem und bemaltem Holzſchnitzwerk. Nur ein Altar iſt in dem Kirchlein, weiter nichts, keine Statue, kein Gemälde. Ich fürchte, Niemand wird ſich eine Vorſtellung von dieſer originellen kleinen Kapelle machen können; ich habe ſie nur beſchrieben, weil ſie gleichſam das Ideal dieſes Styls iſt; denn San Simon und die Kirche in Monreale ſind zwar viel größer, doch nicht von dieſer anmuthigen Vollendung: bei jener iſt der Chor ganz modern, und bei dieſer fehlt die

Marmorbekleidung. Die herrliche Kathedrale hat nur von außen ihre phantaſtiſche Zierlichkeit beibehalten, im Innern iſt ſie ſäuberlichſt von oben bis unten mit blendendem Kalk überweißt. Sie enthält vier intereſſante Grabmäler, vier Sarkophage unter ſäulengetragenen Baldachinen, zwei von Porphyr, zwei von weißem Marmor mit den bewußten Moſaikſtreifen, die ſich aber diesmal wie Blumenguirlanden um die Säulen winden. Da ruhte der große Roger, der die Königswürde annahm, und die abenteuerliche Herrſchaft der Normannen in das blühendſte, geneidetſte Königreich der Chriſtenheit verwandelte; Conſtantia, die normanniſche Erbtochter, welche dieſe Krone in das Haus der Hohenſtauffen brachte; Kaiſer Heinrich VI., ihr Gemahl, der dieſe Krone in Blut tauchte, um ſie auf ſeinem Haupt feſtzuhalten, nicht ahnend, daß 70 Jahr ſpäter ſein letzter Urenkel ſie unter dem Beil des Henkers verlieren würde; und endlich Beider Sohn, Kaiſer Friedrich II., deſſen Herrſchaft ſo glorreich unglücklich war, daß das Glück ſeiner triumphirenden Gegner dagegen wie eine Gemeinheit ausſieht.

In der Kirche San Simon iſt ein Moſaikbild, welches die heilige Jungfrau darſtellt, die den großen Roger krönt. Für die Madonna bewahrte die Kunſt von Anfang an einen traditionellen Typus, der ſich

auch hier zwar nicht erkennen, aber ahnen läßt; jedoch der große Roger hat mehr von der Schildkröte, als vom Menſchen — das iſt unläugbar. Mit dieſer Kirche iſt ein Nonnenkloſter verbunden, welches ſeiner vortrefflichen Confitüren wegen berühmt iſt. Ich wollte ſie verſuchen; wir gingen ins Sprachzimmer. Mir wird immer ganz bänglich in einem Kloſter, obgleich ich zuweilen denke, es müſſe engelhaft friedlich darin zu leben ſein; aber ich muß geſtehen, ich denke dies gewöhnlich nur dann, wenn ich ungefähr 100 Meilen von einem Kloſter entfernt bin. Hier vollends fiel es mir gar nicht ein! Confitüren zu kochen iſt weder im Kloſter noch in der Welt ein Vergnügen für mich! Überdies hatte ich eben in der Kirche die Art und Weiſe geſehen, wie die Prieſter die Beichte der Nonnen hörten, und das hatte mich ſchlecht erbaut. In die Wand der Kirche ſind mehre kleine handbreite Öffnungen angebracht und mit einer Metallplatte bedeckt, die wie ein Sieb durchlöchert iſt. Jenſeits beichten die Nonnen, dieſſeits ſitzen die Prieſter in großen Lehnſtühlen und hören zu. Einer war uralt, ihm wackelte der Kopf, er ſah ganz ſtupide aus und murmelte immer vor ſich hin; er kann unmöglich das Geflüſter der Beichtenden verſtanden haben. Ein andrer, junger, lag mit übergeſchlagenen Beinen im Lehnſtuhl und

muſterte die Fremden neugierig impertinent, als ſei er in einem Salon, wo ihn die Höflichkeit zwinge eine langweilige Unterhaltung anzuhören. Es würde mir ſchlecht gefallen, ſolchen Leuten meine Gedanken ſagen zu müſſen, und ich beklagte die armen Nonnen, die vielleicht ſehnſüchtig ein herzſtärkendes Wort erhofften. — Vier breite niedrige Fenſter gingen aus dem Sprachzimmer in ein inneres Gemach, dermaßen vergittert mit doppelten, breiten, dicht gekreuzten Eiſenſtäben, daß man nur dann hindurchſehen konnte, wenn man das Auge an das Gitter ſelbſt legte. Vor dem einen Fenſter ſaß ein eisgrauer Prieſter und ſchrieb ſehr eifrig auf, was ihm eine Nonne zu dictiren ſchien. Vor einem andern ſaßen drei Frauenzimmer, ihrer Kleidung nach aus dem Bürgerſtande, und ſprachen recht luſtig zu den Nonnen. Ich ſah durch das Gitter, während wir auf die verlangten Confitüren warteten, und es traten ſogleich ein Paar Nonnen heran, zur Unterhaltung bereit und wunderhübſch; die eine ganz jung, friſch und blühend, mit einem lieblich feinen Geſicht und großen, glänzendbraunen Augen; die andre älter, mit fatiguirten Zügen, mit abgeblühter Schönheit, aber mit noch größeren mächtigeren Augen, die durch die Gitter ſtralten, wie Diamanten in den Schränken der Juweliere. Dieſe beiden, und eine Nonne vom Bambino Gesù

in Rom, ſind die ſchönſten Perſonen, die ich in Italien geſehen, und ihre Schönheit muß wol ihr einziger Reichthum ſein, ſonſt hätten die Männer ſie ſchwerlich dem Kloſter gegönnt. Zweimal im Jahr — erzählte dieſe — fahren ſie aufs Land, und an den Feſten der heiligen Roſalia dürfen ſie von vergitterten Balkons aus den Prozeſſionen zuſehen; außerdem ſind ſie immer von ihren Mauern umſchloſſen. Vom letzten Fenſter zogen ſie den Vorhang fort, öffneten eine Thür und zeigten mir auf dieſe Weiſe ihren Salon, der ſehr freundlich und nett ausſah und deſſen innere Thüren nach einem Garten geöffnet waren. Mit mir ſprachen ſie ganz lebhaft und neugierig; mit den Männern weniger; aber ich meine, wenn ſich Einer recht glühend in dieſe ſchönen Augen verliebte, ſo dürfte es nicht allzu ſchwer ſein einen kleinen Roman anzuſpinnen: der Confitürenhandel kann ihn bemänteln. Ein altes kugelrundes Nönnchen ſtellte endlich einen Teller mit Früchten auf den Drehtiſch und drehte ihn ins Sprachzimmer hinein, und die Bezahlung machte denſelben Weg rückwärts. Die Confitüren verdienen ihren Ruf! wer ſie liebt, muß nicht in Palermo ermangeln die ſchönen Nonnen von S. Simon zu beſuchen. Jene vergitterten Balkons, die nicht blos ihnen, ſondern auch andern Frauenklöſtern gehören, waren uns

ſehr aufgefallen. Nämlich: vor den oberſten Etagen verſchiedener Häuſer liefen Balkons, die bis unter das Dach vergittert waren und den Kaſten wilder Thiere ähnelten. Unterirdiſche Gänge und verborgene Treppen führen aus den Klöſtern in dieſe Häuſer, und ſo können die Nonnen den öffentlichen kirchlichen Feſten beiwohnen, ohne ihren Fuß aus der Clauſur zu ſetzen.

Wer hat nicht von den Katakomben der Kapuziner gehört, wo die Leichen ſich ſo vortrefflich erhalten, als wären ſie einbalſamirt! weil ich von ihnen gehört, wollte ich ſie nicht ſehen! denn ich hab' einen unüberwindlichen Abſcheu vor Leibern ohne Seele. Einer unſerer Reiſegefährten ſagte: „Comment donc! mais tout le monde y va". Zuweilen fühle ich eine Art von Verpflichtung es zu machen wie tout le monde. Wir fuhren hin. Wenn ich mich doch nie durch Andere beſtimmen ließe! den gräßlichen Anblick, den ich dort gehabt, vergeſſ' ich in meinem Leben nicht, und merkwürdig iſt er gar nicht; denn wenn man von der vortrefflichen Erhaltung der Leichen ſpricht, ſo bedeutet das nichts weiter, als daß die armen Gerippe nicht in Staub zerfallen. Skelette von zerlumpten Kutten umſchlottert, ſtehen zu beiden Seiten breiter, heller, unterirdiſcher Gänge, in ganz ſchmalen Niſchen; der Todtenkopf hängt ihnen welk auf die Bruſt; die Haut

iſt meiſtens feſt auf die Knochen getrocknet, doch hie und da iſt ſie abgeplatzt und hängt wie Lederfetzen von Stirn, Wangen, Händen. Ein halbes Jahr wird eine Leiche in eine Niſche gemauert; dieſe Zeit genügt, um ſie in dieſen anmuthigen Zuſtand zu verſetzen. Manche, die theurer bezahlen, beſonders Frauen, werden dann in Glaskaſten gelegt, und die Verwandten ziehen ihnen elegante Kleider an und wechſeln jährlich die Toilette des Gerippes. Die übrigen treten in Reih und Glied. Ich gönne den Kapuzinern herzlich die Geldeinnahme, denn täglich ſpeiſen ſie 700 Arme; doch dieſen widerlichen Anblick gönn' ich keinem Reiſenden! es iſt wie ein Schmutzfleck auf dem ſchönen Kleide Palermos. Nein! wenn die Menſchengeſtalt Kraft und Adel verloren hat und keine höhere Empfindung weckt, als Neugier — dann iſt's Zeit, daß die Erde ſie ſchützend bedecke.

Der Weg nach dem Städtchen Monreale geht durch die Ebene und den Berg hinan, ungefähr eine Stunde zwiſchen Orangenpflanzungen. Die Kirche daſelbſt, außen durch Zerſtörung und unpaſſende Verzierung kläglich verſtümmelt, iſt inwendig eine Rogerskapelle, aber in weit größeren Verhältniſſen und nicht ſo wol erhalten. Man iſt jetzt ſehr mit ihrer Vollendung beſchäftigt; daß man die Moſaikbilder wieder

herſtellt und den Wänden die Marmorbekleidung mit den Moſaikſtreifen geben will, iſt vortrefflich; aber man will die Säulen, welche die Bogen tragen, alte ſchöne Marmorſäulen aus einem Stück — abraspeln und hübſch glatt poliren: ich glaube, das wird keinen guten Effect machen und ſie können dabei leicht um ihre Proportion kommen. Die Kirche enthält zwei Sarkophage normanniſcher Könige, die aber ganz zerfallen ſind. Sie iſt 1174 gegründet; die Kathedrale 1166, die Rogerskapelle 1129; S. Simon 1113. An dieſe Kirche ſchließt ſich ein großes Benedictiner-Kloſter, deſſen Kreuzgang mit den zierlichſten Arcaden umgeben iſt. Byzantiniſche Säulchen von weißem Marmor, Schaft und Knauf bunt und kraus gearbeitet, paarweiſe wie Zwillinge bei einander ſtehend, tragen die Bogen. Drei Seiten dieſes Kreuzgangs ſind in der Clauſur; die vierte durfte ich betreten, doch iſt ſie ganz genau wie die übrigen und durch nichts Sichtbares von ihnen getrennt. Sie iſt recht geſpenſtiſch, die Clauſur! Im Treppenhauſe des Kloſters befindet ſich ein prächtiges Gemälde von Pietro Novelli genannt Morrealeſe: die Almoſenvertheilung des St. Benedict. Bis an die erſte Stufe durfte ich gehen, aber nicht weiter, denn die Treppe iſt in der Clauſur. Indeſſen bin ich doch herzlich froh, daß man

ſo menſchlich geweſen iſt, dies herrliche Bild voll Glut Kraft und Schönheit nicht etwa ins Refectorium oder auf einen ähnlichen Platz zu bringen, wo es wieder heißen würde: „ma non le donne!“ — Vor einigen Jahren iſt hier eine kleine Begebenheit vorgefallen, die mich ſehr intereſſirt hat, weil ich gar gut begreife, daß es Einem ſo gehen kann. Ein Engländer aus einer großen Familie, der Welt oder der Geſellſchaft überdrüſſig, kommt nach Monreale, findet die Lage des Kloſters ſo ſchön, das Mönchsleben ſo einladend, die Ruhe und Stille ſo lockend, daß er ſich entſchließt in den Orden zu treten und das Benedictinerkleid anzunehmen. Drei Jahr hat er Meſſe geleſen und alle Beſchäftigungen der Brüder getheilt; aber da, der Ruhe und Stille ſatt, hat er ſich wieder aus dem Kloſter in die Welt geflüchtet. Grade ſo würd' ich es auch machen! — Eine ſchönere Ausſicht kann ich mir nicht vorſtellen als die, welche man vom Thurm der Kirche hat. Man überblickt die ganze Ebene, die groß und weit iſt, aber lieblich von Meer und Bergen eingefaßt; ſie zerfließt nicht in die Landkartenbreite, aber man hat Raum in ihr; die unwirthbaren Berge und die reichſte Cultur begrenzen einander; die große Stadt, die Unzahl der Dörfer, Villen, Kirchen und Klöſter ſcheinen alles Erdreich in Beſitz nehmen zu

müſſen, und doch iſt dies Erdreich ein ſo üppiger Garten, daß man nicht begreift, wo all die Menſchenwohnungen Platz finden. Der Orangenbaum wird hier ſorgſam gepflegt; die Sonne ſpiegelte ſich förmlich in ſeinem ſaftgrünen Laub, es funkelte wie der Smaragd, und das des Ölbaums ſilbern und waſſergrün, wie der Onyx; und der Johannisbrotbaum hob ſeine ſtarken Zweige und ſein kräftiges Blatt über beide empor. Aber Feigen- und Maulbeerbaum ſtanden kahl dazwiſchen und verhießen einer andern Jahrszeit friſches Grün; und während kleine glänzende Wieſen kühl im Schatten der Bäume lagen, zogen Cactus und Aloe ihr Gedeihen aus dem Felſen und dem Sonnenſtral. Nach Sizilien — erſcheint die Campagna felice arm und kalt, und man begreift, daß die Alten ihre Fabeln, die mit Feuer und Sonne in Beziehung waren, in dies Land verlegen mußten. Hier war die Schmiede des Vulcan, hier lebten die Cyclopen, die in ihr arbeiteten, hier war der Sturz des Phaëton, hier laſtete der Etna auf dem gedemüthigten Titanen, hier zog Pluto die Proſerpina in die Unterwelt hinab. Kaum anderthalb Tage war ich in Palermo, aber ſo beglückt und entzückt von der ſeltnen, hohen, überraſchenden Schönheit, daß ich ganz aus meinen trägen Gewohnheiten heraustrat, und ohne Überdruß in der

kurzen Zeit ſah, was mir ſonſt für eine Woche genug geweſen wäre. Denn ich ſah noch allerlei: die niedliche Villa Wilding ganz duftend von Veilchen, Iris und Anemonen; die Promenade — Villa reale wie in Neapel genannt — voll Orangenalleen und wunderlichen Statuen; den botaniſchen Garten, wo die Dattelpalme zwar ſtolz gedeiht, jedoch ihre Frucht nicht zu eigentlicher Reife bringt; die Gemäldegallerie, die nicht bedeutend iſt — ein Paar Gemälde von Morrealeſe ſind ihr Beſtes, allein ſehr unter jenem Bilde im Kloſter; die kleine Antikenſammlung, wo drei Basrelifs aus dem Tempel von Selinunt merkwürdig ſind, weil ſie einer Epoche angehören, in der die Kunſt unbeholfen in Windeln lag; die Kirche der heiligen Catherina, vom Fußboden bis zum Gewölbe durchweg mit Basrelifs und Pietra dura von verſchiedenen ſizilianiſchen Marmorarten bekleidet; die Marina, eine Promenade am Meer, wo die tägliche Corſofahrt ſtatt findet und wo ſehr ungeſchickte Bildſäulen ſizilianiſcher Könige ſtehen. Indem ich dies recapitulire erſtaune ich in eine ſo ungeheure Seh-Thätigkeit gerathen zu ſein. Ich ſehe daraus wie frohangeregt ich geweſen bin. Weil meine Erwartungen ſtets befriedigt, oft übertroffen wurden, weil keine Entzauberungen eintraten, ſo blieb die Neugier friſch und ſchauluſtig. Für

eine ſo flüchtige Reiſe iſt eine friſche Neugier eben ſo dankenswerth, als der Wind in den Segeln eines Bootes: man kommt luſtig vorwärts und fühlt keine Anſtrengung. Legen ſich Neugier und Wind — Himmel! welche Qual um mit den Rudern der Reiſeverpflichtung vorwärts zu kommen! und welcher geringe Lohn für ſo heftige Mühe! denn während man ſieht und ſieht, geht die ganze Seele wie Rauch in dem Feuer der Anſtrengung auf. Wenn ich ſehen will ohne Neugier, ſo iſt's grade ſo, wie wenn ich verſucht habe aus der hohlen Hand zu trinken: ich ſchöpfte freilich Waſſer hinein, aber es lief zwiſchen den Fingern durch, eh' es an die Lippen kam.

Was ein wenig mein Vergnügen ſtörte, war die übermäßige Bettlerſchaar, die ſich auf jeder Stelle, wo wir den Wagen verließen, um uns verſammelte und uns umſchwärmte wie Koſaken ein feindliches Heer. Beſonders in Monreale war ihre Zudringlichkeit unerträglich! Bettler halfen uns die Kirche bewundern, Bettler promenirten im Kreuzgang des Kloſters mit uns auf und ab, Bettler leiſteten mir freundſchaftlich Geſellſchaft während ich allein unten an der Treppe ſtand und das Gemälde von Morrealeſe betrachtete. Die Bettelei iſt eine fürchterliche Schattenſeite des Königreichs beider Sizilien! ſie ſteckt den

Menſchen im Blut, möcht' ich ſagen; ſie betteln, wie ſie in andern Ländern guten Tag! ſagen. Kinder ſpringen plötzlich von ihren Spielen an den Fremden heran, und betteln mit der heiterſten Miene von der Welt. Junge Männer, ſtark und hübſch, beſſer angezogen als die Lazzaroni, betteln. Von den ſchauderhaften Krüppeln will ich ſchon nichts ſagen! ſie können einem übel machen vor Ekel und Entſetzen, und doch weiß man nicht einmal, ob ſie nicht Comedie ſpielen mit ihrer abſchreckenden Geſtalt. Einmal ſtiegen wir in Neapel den Vomero hinan, und hörten ein munteres Geſpräch, Gelächter und Geſchrei, wie es hier üblich iſt, aber wir konnten die Sprecher nicht gewahr werden; die Windungen des Weges verbargen ſie und uns. Kaum aber hatten wir eine Rampe erſtiegen, ſo erblickten wir drei Männer, halbnackt, das iſt ihrer fragmentariſchen Kleidung viel Ehre angethan, ihr Gelächter ging plötzlich in einen ſyſtematiſchen Klagechor über, und als wir ungerührt weiter gingen, ſprangen ſie eben ſo ſchnell aus Moll in Dur zurück. Bei Portici und Reſina ſind alle Bettler blind; da wird geſchrien — ich weiß nicht, ob den Deutſchen oder den Engländern zu Ehren — „Ah povero blind cieco!“ Am Golf von Puzzoli ſuchen ſie der geſchmeichelten Eitelkeit ein Almoſen abzugewinnen.

Sie ſagen: „Oh, la bellissima signorina! oh, Sior! — ſo kürzen ſie Signor ab — quanto è bella!“ — Die gewöhnliche Bettellitanei heißt ſo: „Un' piccul' munet', 'Cellenz'! mur' di fam'! la Madonna vi accumpagna“. All die Abkürzungen und die beſtändigen Buchſtabenverwechſelungen machen es ſehr ſchwer, das Volk zu verſtehen; doch dies hab' ich verſtehen lernen. Bleibt ihre Bitte unerfüllt, was gewöhnlich der Fall, ſo murmeln ſie unverſtändliche Verwünſchungen, oder machen auch wol verhöhnende Pantomimen. Sieht man dieſe Heerden von Bettlern, ſo freut man ſich über die Menge der Klöſter, welche faſt alle den Zweck der Almoſenvertheilung haben. Die Elenden werden doch nicht vor Hunger umkommen, denk' ich. Auf der andern Seite denk' ich wieder: Es entwürdigt ſie noch mehr, wie Hausthiere gefüttert zu werden, und man könnte ihnen vielleicht mit denſelben Mitteln, anders angewendet, gleichſam ein Recht an die Exiſtenz gründen, ſtatt daß man ſie ihnen jetzt aus Barmherzigkeit friſtet. — So hat mein Herz immer ſeine ſtillen, ſchweren Gedanken!

Es ſoll jetzt ſehr unſicher ſein in Sizilien zu reiſen. Bis vor den Thoren Palermos giebt es Raub-, gar Mordthaten. Früher hat eine ſeltſame Einrichtung dem Lande große Sicherheit in dieſem Punkt gegeben:

alle Spitzbuben und Vagabonden ſind zu einer Art von Gensdarmerie organiſirt und unter einem Anführer geweſen, der 60,000 Scudi von der Regierung bekommen und dafür ſein Heer unterhalten und gezügelt hat, und für alle Räubereien verantwortlich geweſen iſt. Mein Begleiter iſt vor eilf Jahren in der höchſten Sicherheit wochenlang in Sizilien gereiſt. Der gegenwärtige König hat dieſe Gensdarmerie aufgelöſt, und eine andre eingeſetzt, welche deren Stelle aber nicht gut vertritt. Unſer Lohnlakey war höchſt unzufrieden mit dieſer Maaßregel, weil ſie die Zahl der Reiſenden vermindert.

Endlich, am 22. Februar, waren wir wieder an Bord des Veloce. Die Reiſegeſellſchaft hatte ſich bis auf 17 Perſonen vergrößert, unter denen eine war, die mich zu andrer Zeit ſehr beluſtigt haben würde. Allein ich lag während der fünfundzwanzigſtündigen Fahrt, in der möglichſten Unbeweglichkeit auf dem Verdeck, und wurde freilich nicht ſeekrank, aber ſo nervenſchwach, daß jedes Amüſement von meiner Kraftloſigkeit abglitt. Jene Perſon war ein Commis voyageur aus Lyon, und ich glaube, man konnte ihn als den Typus dieſer Menſchenklaſſe betrachten, von der ich noch kein Exemplar in der Nähe geſehen, und die auf ihren Geſchäftsreiſen einen oberflächlichen Welt-

und Bildungsfirniß annimmt, der gar nicht recht auf der Unterlage einer ſchlechten Erziehung haften will, und komiſch abſticht gegen die Gewohnheiten der ſchlechten Geſellſchaft, deren erſte die Sucht iſt, ſich durch ein lautes, commandirendes Weſen in Evidenz zu ſetzen, was gewiß jeder Gebildete gern vermeidet. Kläglich lächerlich waren die Verſuche dieſes Herrn, den vornehmen Mann und den Elegant zu ſpielen. Da es ihm ſchien, als mache er damit nicht genug Effect, ſo warf er ſich in das Gebiet der Kunſt, und fing an im Orakelton Urtheile auszuſprechen, die zwar nicht den beabſichten, aber auf mich wenigſtens ſo tiefen Effect machten, daß ich zwei derſelben behalten habe. Von der Kirche in Monreale, die eine flache Decke, den Rundbogen und antike Säulen hat, alſo antigothiſch iſt, ſagte er mit Donnerſtimme: „C'est un curieux monument d' architecture, gothique pur!“ — und von dem Gemälde des Morrealeſe: „Cinquante Rafaels ne valent pas ce tableau-là“. — Seine Gefährten hörten ihm andächtig zu. — Himmel! wird man unwillig rufen, wie kann man ſolche Dummheiten niederſchreiben. — Es iſt nur, um ein Beiſpiel zu geben, wie weſentlich Reiſen zur Bildung der Menge beitragen, und was wir für einen hohen Grad von Geſammtbildung zu erwarten haben, wenn

erſt Alles auf Eiſenbahnen durch die Welt fliegt — bewußtlos wie ein Weberſchiffchen, und anſpruchvoll wie mein Commis voyageur.

Giebt es meinem Buch nicht ein kleines unordentliches, zerriſſenes Anſehen, daß ich in ſolchen Abſätzen ſchreibe, die ohne Zuſammenhang ſind? Es wäre wol ordentlicher, wenn ich in einem Athem ſchriebe und immer hübſch glatte Übergänge machte. Aber ich kann nur nach meiner Natur ſchreiben: die hat keine Übergänge. Es wär' auch der Unordnung abgeholfen, wenn ich dieſe Abſätze in eben ſo viel Briefe verwandelte, meine Freunde um Erlaubniß bäte, denſelben ihre Namen vorſetzen zu dürfen, und in der Vorrede ſagte: ich hätte alles Perſönliche herausgeſichtet; doch dann wären es ja keine friſche Briefe mehr. Zuweilen fällt mir ein, ich könnte ja die wirklichen Briefe, die ich meinen Freunden ſchreibe, nach meiner Heimkehr wieder einkaſſiren und drucken laſſen; das wäre herrlich bequem! ich habe Zeiten von unbeſieglicher Trägheit! allein ich ſchäme mich ſo geizig zu ſein. — So iſt's denn ſonnenklar, hoff' ich, daß grade dieſe kleinen Bruchſtücke die beſte Form ſind, die ich wählen konnte.

Vom Klima Neapels bin ich nicht ſehr erbaut. Der Sonnenſtral iſt warm, der Wind eiſig, und ein ſolcher Wechſel in der Temperatur, daß man ſich kaum auf die nächſte Stunde, geſchweige den nächſten Tag verlaſſen kann, immer genirt mit der Kleidung iſt, und Ausflüge in die Umgegend auf gut Glück machen muß, wenn ſie zwei, drei Tage dauern ſollen. Am letzten Februar fuhren wir nach Päſtum. Gott, was war es kalt! in deutſchen Winterkleidern froren wir wie in Deutſchland, im Lande „wo die Orangen blühen". — (Beiläufig geſagt: eine wirklich ſüße Orange habe ich noch nicht erhaſchen können, nicht einmal in Sizilien; ſie reifen ſpäter.) — Die eiſige Tramontane, die über den tiefbeſchneiten Apennin wehte, erzeugte dieſe empfindliche Kälte und ſtörte ſehr das Vergnügen der Fahrt. Wir fuhren am erſten Tage bis Salern. Die Chauſſee iſt ſehr gut, der Weg, welcher einen Arm des Apennins durchſchneidet, läuft zwiſchen maleriſchen Berggegenden, durch ein reichbebautes Land; allein man verläßt das Meer, und ich habe mich ſo mit der grandioſen Meerausſicht verwöhnt, daß ohne ſie — nichts mir gefallen will. Auf der Höhe über Salerno gewinnt man ſie wieder, und man überſieht den ganzen Golf, der viel größer, als der von Neapel, aber viel einförmiger iſt. Das ungünſtige Wetter hinderte

uns nach dem zwei Stunden entfernten Amalfi zu ſchiffen, und wir hätten doch gern geſehen, ob es wirklich ſo grottenähnlich iſt, wie die Bilder es malen! — Um etwas zu thun, gingen wir in den Dom, der einige ſchöne kleine antike Säulen hat, welche eine Tribüne, mit Moſaik bekleidet, tragen; und dann auf das feſte Schloß, wo man jedoch die nämliche Ausſicht wie unten am Meer hat, obgleich es ziemlich hoch über der Stadt liegt. Allein es wird von noch höheren Bergen dominirt, und die Stadt iſt durch ſie ganz gegen Norden geſchützt und müßte, ihrer Lage nach, ein warmes Klima haben, wofür auch einige Palmen zu ſprechen ſchienen, die auf ziemlich freien Stellen ſtanden. Wir merkten nichts davon. Es iſt mir recht lieb aus Erfahrung zu wiſſen, wie das Land des ewigen Frühlings beſchaffen iſt, von dem die Dichter und Reiſebeſchreiber erzählen. Ich hab' es ſo gefunden: eine graue Erde, kahle Bäume, nackte Weinberge und Gärten, und eine ſchneidende Tramontane — ſo hatten wir Neapel verlaſſen, ſo fanden wir die Küſte von Kalabrien. Am andern Tag ganz früh fuhren wir nach Päſtum, das fünf bis ſechs deutſche Meilen weiter, am Golf von Salern in einer breiten moraſtigen Ebene liegt. Der Weg iſt troſtlos langweilig, und hat nur den einen Vorzug, daß man ihn

ſchnell zurücklegen kann. Es überraſchte mich recht, daß die moraſtigen Wieſen, wo Büffel und ſchwartze Schaafe weideten, mit der Tazette überdeckt waren, die man bei uns ſorgſam Winters in Töpfen zieht; hier blühte und duftete ſie in der Wildniß! Die Reiſebeſchreiber und Dichter haben alſo doch etwas Recht! aber nicht ganz; denn die Tazetten wuchſen zwiſchen fahlem Riedgras und ſtruppigem Gedörn, und einzelne Schneeflocken fielen in den kleinen goldnen Becher, den ſie auf ihrem ſternähnlichen Teller tragen. Es iſt quälend, daß Alles nur ſo halb iſt in der Welt, und daß es immer klingt als ob man ſich ſelbſt und Andern widerſpräche, wenn man doch weiter nichts als die Wahrheit ſagen will. —

Endlich kamen wir an einen ziemlich hohen Erdwall — ich kann es nicht anders nennen; — das ſind die alten Mauern von Päſtum. Die Zeit hat ſie mit Erde bedeckt, Gras und Geſträuch wachſen darauf; an manchen Stellen ſind ſie niedriger, an andern ſieht man Schutthaufen des Gemäuers, und das nördliche Thor, Porta Aurea, ſteht noch. Innerhalb dieſes Umkreiſes liegen verſtreut einige jammervolle Hütten, große ſchlechtgehaltene Bohnenfelder, unbebautes ſumpfiges Land, und mitten in dieſer Wüſte, fremd ihrer Deſolation, fremd unſern Jahrhunderten, liegen die

Tempel. — Phönizier ſollen ſich zuerſt hier coloniſirt haben, dann Etrusker, dann die famöſen Sybariten, welche endlich den Römern Platz machten — ſo hab' ich geleſen, und in die heroiſchen Zeiten, zwiſchen den Trojaniſchen Krieg und die Gründnng Roms ſoll die erſte Koloniſation fallen, welche Päſtum, in einer damals fruchtbaren Ebene liegend, zu einer bedeutenden Handelſtadt machte. Deshalb iſt der eine Tempel dem Neptun und der andere der Ceres geweiht; das dritte Gebäude war ein Portikus. Alle drei liegen rechts von der Chauſſee, faſt in einer Reihe, in kleiner Entfernung von einander und vom Wege. Sie ſind ſich ſehr ähnlich, im erſten doriſchen Styl, wo die Säule ſich nach oben zuſpitzt, und ohne Sockel auf der oberſten der drei Stufen ſteht, welche rings umherlaufen. Doch ſieht der Neptunstempel ganz einzig, wunderbar majeſtätiſch aus, vielleicht weil er ſo herrlich erhalten iſt. Vierzehn Säulen ſtehen auf ſeinen langen Seiten, ſechs auf den kurzen; über beide letztere erhebt ſich das Frontiſpiz, ein Fries mit Triglyphen läuft umher. Ein Periſtyl liegt vor der Celle, die um zwei Stufen erhöht und von ſieben Säulen auf jeder langen Seite eingefaßt iſt. Dieſe Säulen tragen noch große Stücke vom Architrav, auf welchem wiederum vierzehn kleine Säulen ſtanden, die das Dach trugen: von dieſen

fehlen ſechs. Das Verhältniß zwiſchen den äußern, den innern und den obern Säulen iſt aufs glücklichſte getroffen; ſie ſind verſchieden an Größe und Dicke, doch der zweimal verkleinerte Maßſtab machte mir den Eindruck, als ſähe ich die äußern Säulen in Verkleinerungsgläßern. Sie ſind cannelirt, und die ungeheuern Quadern des ganzen Baus ohne Cement auf einander gelegt. Vier Perſonen mit ausgebreiteten Armen umſpannen die äußern Säulen. Wäre dieſer Bau von Marmor, ſo würde man ſeine Einfachheit arm finden; allein das ſchlichte, unzerſtörbare Material paßt zu ſeiner Schmuckloſigkeit und zu dem ſtrengen Ernſt ſeines Charakters, der alle Imagination ausſchließt; Zierrath wäre unter ſeine Würde. Ich kann nicht beſchreiben mit welcher Ehrfurcht ich dieſen Tempel anſtaunte, der ungefähr halb ſo alt iſt wie unſere Erde; der Roms dunkeln Urſprung und lange Geſchichte geſehen hat; der ſchon uralt war, als das Chriſtenthum anbrach; der zwiſchen Vulkanen und Erdbeben, bei dem Verſchwinden der Generationen und ihrer Stätten, bei dem Wechſel der Kronen, der Völker, der Religionen, unbeweglich geblieben iſt; der ein Zeuge der ganzen, bekannten Hiſtorie war, wenn man die alt-teſtamentliche ausnimmt; und der — Gott allein weiß was noch für Großes und Kleines über-

dauern wird! — So etwas von Menſchenhand errichtet, hab' ich nie geſehen! — Ich bebte, ich war ganz aus der Faſſung .... aber nicht vor Entzücken, wie in Taormina, wo ich bezaubert von der Herrlichkeit des untergegangenen Griechenvolkes und der ewigſchönen Erde war; nein! ſondern aus Reſpect vor einer Zeit, die dermaßen voll Kraft war, daß ihre materiellen Werke einen Anſtrich von Ewigkeit bekommen, indeſſen die Natur um ſie her dem Wechſel erlegen iſt und die geſpenſtiſche mal' aria den Boden verpeſtet und den Menſchen umbringt, wo die Roſe von Päſtum blühte, und wo ein geſegnetes Land alle Üppigkeit eines genußſüchtigen Volkes begünſtigte. Und ſeltſam! mitunter lehnte ſich meine Seele gegen dieſen Reſpect auf und flüſterte: „Es iſt aber doch nichts, als die rohe Kraft! ſo viel Schönes und Schöneres iſt verſchwunden — wie können dieſe Maſſen ſich ſo breit machen in der Welt der Vergänglichkeit? welcher unſichtbare Geiſt erhält ihr Leben? denn wenn ſie todt wären müßten ſie ja in Staub zerfallen. Ein Menſch ſtirbt und verſchwindet aus der Schöpfung deren Schmuck er war, und dieſe Steine uſurpiren das Recht der Unvergänglichkeit." Wie das Fatum kam dieſer Tempel mir vor, mit ſeinen wenigen, ſtrengen Linien, mit ſeiner eiſigen Größe. Und das kann

auch nicht anders ſein, denn die Architectur ihrer Tempel iſt ein Symbol des Glaubens der Völker. Sie ſind ſo verſchieden, der griechiſche und der chriſtliche Tempel, wie das harte Fatum und der gnadenreiche Gott ſind, und wie die Unterwerfung unter das Fatum und die Ergebung in den göttlichen Willen den Menſchen machen; dennoch weckt die Betrachtung Beider tiefe Melancholie, denn dieſe ſchwebt nun einmal über den letzten Gedanken und den größten Werken der Menſchen. Ein griechiſcher Tempel ſteht ſo fertig, ſo ſehnſuchtslos, ſo weltſicher da, daß man traurig lächeln muß über die blinde Zuverſicht, die ſich ſo arg verrechnet und umſonſt der Zukunft bemächtigt hat. Und in unſern alten Domen iſt ein Sehnſuchtsdrang, ein ungeſtillter Durſt nach Vollendung, ein Schutzſuchen unter dem Kreuz, daß man den Schmerz und das Bedürfniß der Welt aus ihnen und zugleich aus der eigenen Seele lieſt, und die Hände ringt und fragt: „O Herr und Gott! Du läßt es doch wol nicht zu, daß unſre Sehnſucht ſich verrechnet?“

Die Zahl der Säulen iſt beim Cerestempel dieſelbe, doch in kleineren Verhältniſſen, auch haben Architrav und Frontiſpiz gelitten und von der Celle beſteht nur das Fundament. Zwiſchen dieſem und dem Neptunstempel liegt das alte Theater, von dem kaum die Form

zu erkennen iſt, um ſo mehr da die Römer in daſſelbe hinein einen Tempel gebaut hatten; wenigſtens zertheilt das Fundament eines ſolchen das Halbrund der Sitze, und Bruchſtücke vom Fries und von Säulenknaufen zeigen die Arbeit einer ſpätern Zeit. Der Portikus endlich, mit achtzehn Säulen auf jeder langen Seite und neun auf jeder kurzen, iſt im Innern auch um zwei Stufen erhöht und der Länge nach durch eine Säulenreihe in zwei Hälften getheilt. Ständ' er dem Neptunstempel nicht ſo nah, würd' er vielleicht großen Eindruck machen: jetzt verſchwindet er, um ſo mehr, da ſeine Breite ihm ein etwas zerfloſſenes Anſehn giebt. — Zwölf Meilen von Neapel in einer weiten, freien Ebene gelegen, ſind dieſe Tempel doch erſt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem jungen Maler auf einer künſtleriſchen Streiferei entdeckt. Es iſt wahr, man erkennt ſie nicht in weiter Entfernung, ſie ſehen erdfarben aus, kleine Hügel aus zerfallenem Geſtein mit Geſtrüpp bedeckt, ſind umher geſtreut, und die ganze Gegend iſt ſo öde, ſo wenig einladend und im Sommer durch die mal' aria ſo gefährlich, daß ſich ſchwerlich Menſchen dahin verirren mochten. Jetzt haben ſich doch einige Unglückliche dort angeſiedelt, ſo mager, hohläugig, fieberverzehrt, lumpenumhängt, daß unſre gewohnte Gleichgültigkeit gegen Bett-

ler vor dieſen Jammergeſtalten verſchwand, als ſie wie ein Heer hungriger Heuſchrecken über uns herfielen. Die ganz kleinen Kinder, welche die Mütter auf dem Arm trugen, hatten auf ihren winzigen Geſichtern ſchon die Krankenzüge der Eltern und die antizipirte Leichenfarbe. Ich liebe das farbloſe Colorit des Südens: das Blut wird vom raſchen Pulsſchlag verbraucht und hat nicht Zeit in den Wangen ſich aufzuhalten; wenn es aber von Krankheit verbraucht wird, ſo giebt es ein welkes, abgemattetes Anſehen, das beſonders beängſtigend bei Menſchen iſt, die von ihrer Hände Erwerb leben ſollen. Ich weiß nicht, wodurch die mal' aria erzeugt wird, und niemand weiß es genau; aber ich glaube feſt, die Kultur des Bodens könnte ſie wenn nicht ausrotten, doch mäßigen. In Holland herrſcht das Fieber im Frühling heftig; in Manheim auch, das feucht und tief in einer Ebene liegt; wenn man aufhörte den Boden zu bebauen, und ihn am Ende gänzlich verließe, ſo würde auch dort das Miasma des Sumpfes die Luft vergiften, und dieſe wiederum den Einzelnen, der ihrem Einfluß preisgegeben iſt. Mir däucht, ſo gut wie die Engländer ihre Sträflinge nach Botany Bay ſchicken, könnte man ſie hier in den Landſtrichen brauchen, die von der mal' aria verwüſtet ſind.

Auf der andern Seite von Neapel, um den Golf von Puzzoli herrſcht ſie auch, doch nicht in ſo hohem Grad, als um Päſtum. Da iſt Weinbau, da ſind Orangen in den Gärten; aber eine Menge kleiner Seen, halb vulkaniſche Erzeugniſſe, halb Überbleibſel des Meeres, das früher andre Ufer hatte, geben dem Landſtrich ein feuchtes, unbehagliches Anſehen. Und in der letzten Zeit der römiſchen Republik, und unter der erſten Kaiſerfamilie, waren Puzzoli, Bajä, Bauli und Miſene die Orte, wo man ſeinen Sommeraufenthalt machte, und außer der milden Luft und der Raffinerie des Luxus, die Freiheiten und Bequemlichkeiten des Badelebens ſuchte und fand. Die heißen Quellen bei Puzzoli ſollen noch jetzt von armen Leuten mit Wirkſamkeit gebraucht werden; und die Stufe di Nerone bei Bajä exiſtiren auch noch. Ich ging ungefähr zehn Schritt in den gewölbten Gang hinein, aber die erſtickende Hitze trieb mich zurück. An all dieſen Orten ſind eine Maſſe Menſchen bemüht alles Merkwürdige und Nichtmerkwürdige zu zeigen, man möge wollen oder nicht. So ſagte denn auch ein Mann, er wolle mir geſchwind ein Ei kochen, zog ſein Hemd aus und lief nur in Leinwandbeinkleidern mit einem Eimer, in jenen Gang. Anderthalb Minuten mochten vergangen ſein, als wir ein fürchterliches

Ächzen, wie wenn Jemand Bruſtkrämpfe hat, immer näher kommen hörten, bis zuletzt der Mann herausſtürzte, triefend von Schweiß und nach Luft ſchnappend. Im Einer rauchte das heiße Quellwaſſer; das Ei hab' ich nicht gegeſſen, ich liebe nicht ſolche Experimente.

Für Ruinen, die blos zerfallne Steinmaſſen, ohne maleriſche und architektoniſche Schönheit ſind, kann ich mich gar nicht intereſſiren; und ſo ſind die meiſten am Golf von Puzzoli; die ganze Küſte bis zum Cap Miſene iſt ein Schutthaufen römiſcher Backſteine, durch vulkaniſche Erſchütterungen mit Erde, und durch die Zeit mit Vegetation bedeckt. Daher muß man in viele gebückt hineingehen, und ſie bei Fackellicht beſehen, z. B. das Grab der Agrippine; die Cente Camerelle, welche Gefängniſſe des Nero ſollen geweſen ſein; die Venuskammern, kleine gewölbte Gemächer, die um einen Venustempel herumliegen, deſſen Rotunde noch ſteht, und die mit hübſchen, ziemlich indezenten Basreliefs bekleidet ſein ſollen. Ich habe weder dezente noch indezente, ſondern gar nichts in dieſen dumpfen Gewölben, beim Qualm der Pechfackel wahrnehmen können. Eine wirklich ſchöne Ruine, obgleich auch unterirdiſch, iſt die Piscina mirabile, eine Ciſterne, welche Nero hat bauen laſſen, um einen

Aquaduct mit Waſſer zu verſorgen; ſie beſteht aus fünf Reihen Bogengänge, deren oberes Gewölbe zum Theil eingeſtürzt iſt, und den Himmel hineinſehen und allerlei Schlingpflanzen hineinklettern läßt. Man hält auch noch Auguſtus, Agrippa, Claudius für den Erbauer, wie hier denn überhaupt Alles ziemlich ſchwankend über Namen und Beſtimmung zu ſein ſcheint. Ich nannte Nero; denn in Bauli hatte er ſeine Villa, und hier war ein Hauptſchauplatz ſeiner Feſte und ſeiner Greuel. Aus dieſer Villa begleitete er ſeine Mutter an das Schiff, wo ſie den Tod finden ſollte während der kurzen Überfahrt nach ihrer Villa am See Lucrin bei Bajä. Als ſie ſich aus den Wellen gerettet und ihr Haus erreicht hatte, fiel ſie noch in derſelben Nacht unter dem Dolch. Und dieſer Nero, ſagen die Geſchichtſchreiber, ſei während ſeiner erſten Regierungsjahre mild und menſchlich geweſen! Das werd' ich nie glauben! ein guter Menſch kann wol eine Übelthat thun, aber er kann ſich nicht dermaßen im Böſen feſtſetzen, daß er vor dem Ungeheuerſten nicht erſchrickt. Nero war nur feig: er wartete, bis er die Welt ſicher gemacht; als ſie gegen ihn aufſtand, hatte er nicht einmal den Muth ſich den Tod zu geben, ein Freigelaſſener mußte es thun; und dieſen letzten Muth hatte doch ſonſt der erbärmlichſte Römer! —

Und dann weiß man ja, welch ein leidenſchaftlicher Schauſpieler Nero war: er tödtete ſeine geliebte Poppäa durch einen Fußſtoß, als ſie nicht Luſt hatte einer ſeiner theatraliſchen Vorſtellungen beizuwohnen. Er, der ſeinen Ruhm darin ſetzte, ein vorzüglicher Dichter, Tänzer, Sänger, Kutſcher der Circus zu ſein, konnte auch zur Abwechſelung wol Luſt haben, die Rolle eines guten Kaiſers zu ſpielen. Übrigens verdiente Poppäa ihr Schickſal grade ſo gut wie Agrippine! es iſt nur ſo gräßlich, Unthaten durch noch gröſere Unthat beſtraft zu ſehen; man entſetzt ſich vor der Verderbniß, der Ausartung der menſchlichen Natur. Durch ſeine Heirath mit Octavia, der edlen Tochter eines Claudius und einer Meſſaline, ward Nero Kaiſer, nachdem er Britannicus, den Bruder ſeiner Gemalin, vergiftet hatte. Als er das erreicht, ſchickte er ſie in die Verbannung. Poppäa verlangte Octavias Tod .... ihren Kopf, um ſich wirklich von dem Tode der Gehaßten, der Unſchuldigen zu überzeugen. Man brachte ihr den Kopf. Poppäa nahm ihn auf den Schooß, hob ihm die geſenkten Augenlieder auf, zog aus ihrem Haar eine goldene Nadel, und bohrte ſie in die gebrochenen Augen.

Welche verborgene Miſſethaten auf dieſen Stätten geſchehen ſind, mag der Himmel wiſſen! ich bin nicht

neugierig darauf, denn was die Geſchichte davon aufbewahrt hat, iſt abſchreckend genug. Eine ſolche ununterbrochene Reihe von Unthaten wie in der erſten römiſchen Kaiſerfamilie, findet nirgends ihres Gleichen. Die Annalen der merowingiſchen Könige mögen approximativ ſein. In Bajä ſtarb der Jüngling Marcellus, der geliebte, edle Neffe des Auguſtus, ſein muthmaßlicher Nachfolger, der dem Tiberius den Weg zum Thron vertrat. Livia machte ihn frei, ſie vergiftete Marcellus und Tiber ward Kaiſer — Kaiſer, um 15 Jahr lang ſcheu wie ein Raubthier in ſeiner Höle auf dem Felſen von Capri zu hauſen, und unſichtbar wie die mal' aria die Welt zu verderben!

Und von Bajä nach Puzzoli ließ der hirnverbrannte Caligula eine Brücke quer über den Golf ſchlagen, deren Reſte man noch bei Puzzoli ſieht, und die jene Brücke des Xerxes über den Hellespont nachahmen oder bedeuten ſollte. Als ſie fertig war, ging er in zwei Triumphzügen hinüber: einmal zu Pferd, mit dem Eichenkranz auf dem Haupt, einmal im Triumphwagen mit dem Lorberzweig gekrönt. So unterſtand ſich dies Weſen die höchſte Ehre zu verhöhnen, welche das alte Rom den größten Männern angethan! — O wie erleichtert mußte die Welt Athem holen, als die Flavier auf den Thron kamen und die Menſchenwürde der

Kaiſer wieder herſtellten! Und dennoch war es zu ſpät! Titus, Trajan, die hohen Antonine — ſie konnten nur den Sturz des Throns verzögern, nicht ihn verhindern. Hadrian iſt in Bajä geſtorben, doch Monumente aus ſeiner Zeit exiſtiren nicht.

Die ſchönſte dieſer römiſchen Ruinen iſt unſtreitig der Tempel des Jupiter Serapis — wie Andre ſagen: der Nymphen — bei Puzzoli. Drei prächtige Säulen von Marmor cipollino, nämlich weiß und violet geſleckt, ſtehen noch aufrecht und zeigen die gute Arbeit und das herrliche Material. Das Fundament iſt durch Erderſchütterungen mit Waſſer überſchwemmt, doch erkennt man deutlich die innere Rotunde, die Sockel der Säulen, welche die Kuppel trugen, die Zellen der Prieſter, die wie Niſchen den Tempel umgaben. Auf etwas erhöhten Marmordallen, in Springerzügen, geht man über das Waſſer, frei und bequem, was ſehr angenehm mit den gebückten, dunkeln Expeditionen in die unterirdiſchen Ruinen kontraſtirt. Im Jahr 1750 iſt dieſer koſtbare Tempel, aus dem vorletzten Jahrhundert der Republik, entdeckt, und damals leicht zu reſtauriren geweſen. Statt deſſen hat man ihn förmlich geplündert, ſeine Säulen nach Caſerta, ſeine Statuen und Vaſen ins Muſeum geſchleppt. Man meinte es damals ſehr gut, man wollte die Kunſtwerke ret-

ten; aber man hätte darauf bedacht ſein ſollen, ſie an Ort und Stelle zu ſchützen, wie das jetzt geſchieht — nur leider zu ſpät.

Geſchichtliche Momente machen dieſen Boden wichtig; naturhiſtoriſche und poetiſche haben auch ein Recht an ihm. Jener See Lucrin, an welchem Agrippinas Villa lag, und der den Römern ihre beliebteſten Auſtern lieferte, iſt im Jahr 1538 durch ein Erdbeben dermaßen verſchüttet, daß der Monte nuovo ſich über ihm gebildet hat und daß von ihm nur eine kleine Pfütze übrig geblieben iſt. An demſelben Tage ward auch das große Dorf Tripergola, das zwiſchen dem See und dem Meer lag, von letzterem verſchlungen, ſo daß das Meer ein großes Stück Land erobert hat; denn jetzt iſt da nicht viel mehr Raum, als für die Chauſſee. Neapel liegt auf einem unſichern Terrain: die ausgebrannte, doch beſtändig Schwefeldampf aushauchende Solfatara rechts — und der brennende Veſuv links — prophezeihen ihm einen feurigen Untergang; dazu das Meer, das den Boden unternagt und abbröckelt und, wenn die Zerſtörung geſchehen iſt, mild ihre Spuren fortwäſcht! . . . . — Die poetiſche Verherrlichung jener Gegend hat Virgil unternommen, indem er einige Szenen der Äneïde, dorthin verlegt. Ich kenne die Äneïde nicht genau genug, um ſeinen

Beſchreibungen nachzufolgen, und wenn ich es auch verſuchen wollte, ſo würden die Stätten doch nicht zu erkennen ſein, denn der Acheron, über den Charon die Seelen führte, heißt jetzt See Fuſaro und enthält ſehr große Auſtern; die elyſäiſchen Gefilde ſind eine kleine ſumpfige Wieſe; und der See Averno, um den finſtre Schreckniſſe hauſten und an dem die Grotte der Sibylle lag, durch die Äneas in die Unterwelt hinabſtieg, iſt allerdings noch jetzt der See Averno, den ein kleiner Bergkeſſel umgiebt, aber nichts weniger als ſchauerlich, nicht einmal impoſant. In der dabei befindlichen Grotte der Sibylle bin ich auch geweſen, wenn man einen ſchnurgraden, ſchöngewölbten, ein Paar hundert Fuß langen unterirdiſchen Gang Grotte nennen will. Ich finde, daß ſie viel mehr Ähnlichkeit mit einem jener Canäle oder Waſſerbehälter hat, deren die Römer ſo viele bauten. Jenſeits des Averno und ſeiner Hügelkette liegt Cumä, die älteſte Niederlaſſung der Griechen in Unteritalien, welche aber von Longobarden und Sarazenen dermaßen zerſtört iſt, daß nur noch einige Trümmer davon exiſtiren; unter andern auch eine Grotte der Sibylle, deren wildere unzugänglichere Lage mir ein paſſenderer Wohnort für dies geheimnißvolle Weſen zu ſein ſcheint. Bei dem Amphitheater von Cumä, das in einen Baumgarten verwandelt iſt,

hatte man ein Paar Tage vorher, wenig Fuß unter der Erde, zufällig eine Marmorſtatue entdeckt. Sie lag noch auf derſelben Stelle, wo ſie vielleicht 1800 Jahr gelegen; die Erde war weggeräumt, Kopf und Hände fehlen, übrigens iſt ſie wol erhalten und trägt das lange, zierlich drappirte Gewand eines Redners.

Drei Ausſichtspunkte um Neapel gefallen mir ganz beſonders; jeder iſt verſchieden, jeder ſtellt eine gewiſſe Anſicht in beſonders günſtiges Licht, und doch zeigen alle drei ungefähr dieſelben Gegenſtände. Vom Veſuv hat man den herrlichſten Überblick der Campagna felice bis Caſerta hinauf, und des Golfs, an deſſen Horizont die Inſeln Capri, Iſchia, Procida liegen, welche letztere dem Vorgebirg Miſene nahe iſt, und auf dieſe Weiſe den Golf ſchließt. Vom Schloß St. Elmo, einem Fort, das über Neapel auf dem Vomero liegt, ſieht man die Stadt gar ſchön, nämlich den ſchöneren Theil derſelben, der wie eine große, reichgeſchmückte Terraſſe vom Vomero ans Meer hinunter ſteigt, dann rechts mit dem Quay der Mergellina an das Vorgebirg des Poſilipp heranläuft, und links mit Portici und Reſina ſich verbindet, an welche dann das Auge Torre del Greco und dell' Annunziata, Caſtelamare und die liebliche Küſte von Sorrent knüpft. Endlich, von dem Kloſter der Camaldolenſer überſieht man jene

zwei Gemälde, nur etwas ferner gerückt, und dazu den ganzen Landſtrich um den Golf von Puzzoli, die Solfatara, die Seen Averno, Fuſaro, Agnano, und die vorhin genannten Inſeln — aber wirklich als Inſeln, d. h. vom Meer umfloſſen, ſtatt daß ſie ſich ſonſt als Begränzer des Meeres darſtellen. Ehedem hieß es bei dieſem Kloſter: „ma non le donne!“ Alle Frauen müſſen dem Grafen Ricciardo Dank wiſſen, daß er unterhalb des Kloſtergartens einen Weg und einen Pavillon eingerichtet hat, der auch ihnen zugänglich iſt. Dieſer Ausſichtspunkt iſt mir der liebſte, weil er die größte Mannichfaltigkeit und Fülle darbietet. Ein ſehr berühmter iſt noch der vom Kloſter San Martino; da ſich aber noch kein Graf Ricciardo für ihn gefunden, ſo kann ich nicht davon mitſprechen.

Und es iſt doch ſehr angenehm von den Dingen mitſprechen zu können! d. h. am ſprechen liegt mir nicht viel, aber am wiſſen deſto mehr; denn wenn ich nur höre, ſo mache ich mir ganz extravagante Vorſtellungen. Meine Seele iſt wie todt, oder was noch übler iſt: ganz konfus, ohne meine Augen. Was ich mir von der blauen Grotte auf Capri vorgeſtellt hatte, weiß ich in der That nicht zu ſagen — wenigſtens ein Mirakel! wenigſtens ein achtes Weltwunder! Was ich gefunden? . . . .

In der vorigen Woche wollten wir nach Capri, und zwar, um die Seefahrt abzukürzen, zu Lande bis Sorrent, und uns von dort überſetzen laſſen. Auch iſt jene Küſte ſo reizend, daß ſie für ſich allein den Beſuch verdiente. Sie iſt in verſchiedene Buchten abgetheilt, die durch Bergrücken, welche in Vorgebirge auslaufen, von einander geſchieden ſind. Die Bucht von Caſtelamare iſt die erſte, von Vico die zweite, von Sorrent die dritte; dann läuft die Küſte allmälig aus, da liegt Maſſa und da iſt das Ende des Golfs von Neapel. Bis Vico geht eine vortreffliche Chauſſee, die bis Sorrent führen ſoll; es wird eifrig an ihr gearbeitet, doch jetzt muß man ſeinen Weg zu Fuß oder zu Eſel fortſetzen. Vico liegt wunderſchön, ſteil und hoch über dem Meer, in einem engen, wilden Thal, das aber gedrängt voll Menſchenwohnungen und Spuren ihrer Thätigkeit iſt. Es war ein herrlicher Tag, milde Luft, glänzende Sonne, recht frühlingsmäßig! die Felſenwände, zwiſchen denen wir gingen, bildeten auch eine Art von blauer Grotte, denn ſie waren überwebt von Veilchen, Winken und Anemonen. Bald kamen wir auf die Höhe und blickten ins Thal von Sorrent hinein, das wirklich mit ſeinen Orangengärten und ſeinen Dorfſchaften eine Conca d'oro im Kleinen und dadurch ſehr ſeltſam iſt, daß tiefe Schluchten es

zerreißen, die vielleicht von Bergſtrömen gebildet, aber trocken und ganz mit Orangenpflanzungen angefüllt ſind. Die Wanderung durch dies Thal iſt weit weniger angenehm, als durch das von Vico; dort ging man zwiſchen Felſen und über Wieſen; hier — zwiſchen hohen Gartenmauern, die jede Ausſicht verſperren. Nur wenn man an die Brücken kommt, welche über jene Schluchten führen, kann man um ſich blicken. In der Umgegend der Stadt, wo wir nach einem Punkt ſpähten, um ſie zu überſehen, fanden wir keinen günſtigen; zum Erſatz zeigte man uns einen Myrtenbaum, der 430 Jahr alt iſt. Dies Alter ſowol, als daß die Myrte ein Baum geworden, da ſie ſonſt nur — wenigſtens in Italien — ein Strauch iſt, ward als große Merkwürdigkeit geprieſen. Ich weiß es nicht! allein, daß eine andre Merkwürdigkeit Sorrents, Taſſos Haus, die nüchternſte aller Reliquien iſt — das weiß ich. Ein ganz modernes Haus, kein Kämmerlein, kein Tiſch, kein Stuhl, nichts, das an ihn erinnerte! in einem Saal eine elende Büſte von ihm .... das iſt Alles. Blos die äußern vier Mauern zu ſehen, die einen berühmten Menſchen beherbergt haben, iſt für mich ohne alles Intereſſe. Was ich ſuche, ſind die Spuren ſeines Geiſtes, und ſeine Gewohnheiten und Bedürfniſſe, die ſich in den nächſten

Einrichtungen und Umgebungen aussprechen und den äußern Menschen versinnlichen. Ein Zimmer, wenn man es grade so ließe wie der Bewohner es sich arrangirt hat, würde mich sehr interessiren; die Ordnung, die Einfachheit, die Bequemlichkeit, oder das Gegentheil, spricht sich deutlich in dem kleinen Raum aus! Aber man läßt die Zimmer nicht wie sie waren, man leert sie aus, irgend ein trostloses Überbleibsel wird als einziges Document aufbewahrt, wie in Ferney das Bett Voltaires mit seinen zerfetzten Vorhängen. Wer kann dieser Verwüstung gegenüber eine andre Empfindung haben, als: „Gott, wenn doch dies Zimmer ab und an gelüftet würde!" — Nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus tiefer Andacht zu den großen untergegangenen Menschen wünsche ich, daß mit ihrem Leben jede Spur ihres körperlichen Daseins von der Welt schwinden möge, denn nach höchstens zehn Jahren haben diese Reste ein moderhaftes Ansehen, erinnern nur an den Tod und nicht an die Unsterblichkeit. Nichts hat mir besser gefallen, als die schlichte Art, wie die alten Florentiner dem Geist ihrer großen Männer gehuldigt haben: im Dom hängt Dantes Bild, stehen die Büsten von Giotto, Brunelleschi, Marsilio Ficinon Pietro Farnese ihrem Feldherrn. Ob und wo diese, Männer ein eigenes Hüttchen hatten, ist gleichgültig;

das Haus Gottes iſt das ihre! als Boten Gottes ſtehen ſie in ſeinem Tempel, damit man ſtets an den erinnert werde, der ſie geſendet hat. So etwas iſt aber jetzt nicht mehr Mode. Man errichtet den großen Männern eine triſte, einſame Statue, doch man iſt viel zu fromm oder viel zu aufgeklärt, um ſich durch ſie an Gott erinnern zu laſſen, und über das haben die Pariſer Pantheons-Verſuche bereits den andächtigen Gebrauch in das Gebiet der Lächerlichkeit geſchleppt.

Hat man je über das Schickſal eines Menſchen lamentirt, ſo iſt es über Taſſo's geſchehen! alle Dichter haben ihn mehr oder minder ſchön klagend beſungen, alle Leſer haben ihn mehr oder minder gerührt betrauert. Ich finde dieſe ewigen Lamentationen, nicht über Taſſo allein, ſondern über alle Dichterſchickſale, die mit Homers Blindheit anfangen — ſehr befremdlich. Millionen Menſchen haben eben ſo harte Schickſale, und haben nicht den Genius, der ſie wenigſtens momentan darüber erhebt und tröſtet; warum beklagt man die nicht? Man glaube doch nur ja, daß die große Imagination, welche der Dichter nothwendig haben muß, ſelten ſo ſtreng von ihm gezügelt wird, daß er ſie nicht tauſendfach mißbraucht. Aus dieſem Mißbrauch entſpringt ſein Leid. Er trinkt das friſche Waſſer der Lebensreiſe auf einen Zug aus, ganz un-

befangen, weil er eben durſtig war, und hinterher wundert er ſich in der Wüſte zu verſchmachten! Er iſt begierig zu ſchaffen, denn für ihn iſt ſchaffen — leben: gemeinſames, bewußtes Wirken aller Kräfte und Fähigkeiten; weil dieſe erhöhte Thätigkeit Hand in Hand mit den ſtärkſten Emotionen geht, ſo wirft er ſich blindlings in und an dieſe, ſpielt mit ihnen wie indiſche Jongleurs mit Schwert und Dolch, nur ungeſchickter — und hinterher wundert er ſich, daß ihm das Herz dabei wund geworden! Er iſt ſich großer Gewalt bewußt: daher überſchätzt er ſeine Macht, wähnt nicht nur Alles erreichen und überwinden — ſondern auch Alles gut machen zu können, was er geirrt und verwirrt hat, und gelingt ihm das nicht, ſo klagt er über die fremde Schwerfälligkeit, ſtatt über den eignen Leichtſinn. Er iſt ein Anti-Optimiſt: denn wer mit Welt und Menſchen, wie ſie eben ſind, ganz zufrieden und begnügt iſt, kann ſehr groß, ſehr weiſe und ſehr gut — nur nimmermehr Dichter ſein, weil die Poeſie nichts iſt, als ein Supplement der Lücken, welche Welt und Menſchen laſſen; aber mit dem Anti-Optimismus iſt Unzufriedenheit oder wenigſtens Unbefriedigtheit verbunden, und wer unbefriedigt iſt, kann auch Andre nicht befriedigen — daher immer getäuſchte Erwartungen, uner-

füllte Anſprüche, auf der einen Seite Klage über Mißdeutung und Verkennung, auf der andern über Schroffheit, Härte, Gleichgültigkeit, Egoismus. Und der Vorwurf des Egoismus wird wol der gegründetſte von allen ſein! denn da Niemand dem Dichter mehr Vergnügen, höheren Genuß und reineres Glück bereitet, als er ſich ſelbſt, ſo hat er außer der Doſis Egoismus, die allen Sterblichen ertheilt iſt, noch eine ganz beſondere Dankbarkeit und Rückſicht für ſich. Deshalb werden ihm Entſagung oder Überwindung unſäglich ſchwer, ſobald Pflicht und Neigung in Zwieſpalt gerathen, und dieſe trägt faſt immer den Sieg über jene davon. Kommt es aber, nothgedrungen, bis zur Entſagung, ſo wirft er weg oder läßt fallen — er legt nicht nieder! — Wundre ſich doch Niemand darüber, daß dies Bild mit tiefen Schatten gemalt iſt! ich will ja nichts als wahr ſein und ſagen, weshalb der Dichter nicht mehr Mitleid für ſeine Schmerzen verdient, als die übrigen Menſchen: allzuoft verſchafft er ſie ſich muthwillig, wie Jemand der vom Blitz erſchlagen wird, weil er während des Gewitters unter die Wetterſtange trat. Und findet man es unrecht, daß ich eine Menſchenart, zu der ich gehöre, von der unvortheilhaften Seite zeige, ſo will ich meinen oberen Satz auch herzlich gern und mit gutem

Gewiſſen variiren und ſo ſchließen: Millionen haben eben ſo große Fehler, und nicht den Genius, der wenigſtens momentan mit ihnen verſöhnt.

Dies iſt Alles veranlaßt durch Taſſos langweiliges Haus in Sorrent, das nichts Anmuthiges hat, als die Ausſicht auf das Meer. Es gehört einem Herzog, deſſen Namen ich vergaß. Recht hübſche Geſichtsbildung bemerkte ich an den Weibern in Sorrent, und mitunter glattgekämmtes Haar, das man in Neapel nie zu ſehen bekommt. Es hängt dort um die Köpfe wie ſchwarzes Stroh, und der Gebrauch, ein Tuch um den Kopf zu legen, erhöht die Unſauberkeit des Anblicks, indem Tuch und Haar vollkommen harmoniren. Die Sorrentinerinnen neſteln ihre Zöpfe im Nacken mit einer großen Nadel auf, was viel ſauberer iſt, als das Tuch, obgleich dies in Bildern maleriſch genug dargeſtellt wird. Ich ſagte abſichtlich: hübſche Geſichtsbildung; denn die gebogene Naſe und das ſtechende dunkle Auge haben etwas Scharfes, Hartes, welches dem Ausdruck: hübſches Geſicht, widerſpricht, und ſind doch nicht edel genug geformt, um: ſchönes Geſicht! zu verdienen. Mit den Geſtalten kann ich mich vollends gar nicht befreunden! ich glaube, es iſt Manie, daß die Künſtler ſie ſo hoch preiſen. Für die mächtig entwickelten Schultern und Buſen iſt der

Rumpf immer zu kurz; ſie ſehen nicht ſowol voll, als breit aus. Ich möchte ſie ein wenig in die Höhe ziehen und ausrecken.

Als wir am andern Morgen die Überfahrt nach Capri antreten wollten, ſagte der Wirth des niedlichen Gaſthofs zur Sirene, er halte es für Pflicht uns zu benachrichtigen, daß der Scirocco wehe und durch ihn die Einfahrt in die blaue Grotte unmöglich gemacht werde. Die Schiffer verſicherten das Gegentheil, obgleich ſie nicht den Scirocco läugneten. Nun huben Fragen und Berathſchlagungen an; wir hatten mehr Vertrauen zu der Unparteilichkeit des Sirenenwirthes, als zu der Erfahrung der Schiffer, und da inzwiſchen der Himmel ganz trübwolkig und das Meer ſehr bewegt ward, ſo entſchied ich gegen Capri, und das Boot führte uns nach Caſtelamare zurück, das wir in anderthalb Stunden erreichten. Dieſe Stadt iſt im Sommer der Aufenthalt aller Fremden, weil ſie kühl am Fuß eines hohen Berges und am flachen Meeresufer liegt, zugleich Schutz vor der Sonne, aber den friſchen Seewind hat. Vortreffliche Gaſthöfe und hübſche Hôtels garnis beweiſen, wie groß der Fremdenzudrang ſein muß. Vom Meer aus — denn es verſteht ſich, daß all dieſe Häuſer am Meer liegen — macht ſich die Stadt recht gut, und ihr Hafen, bei

welchem ſich Schiffswerfte befinden, giebt ihr ein muntres, thätiges Anſehen; aber ſie iſt klein; man kann ihrem Schmutz, ihren Bettlern nicht entgehen, wohin man im Innern ſich wende; man ſieht überall die rothen Jacken der Galeerenſclaven; die ſchauerliche Kehrſeite der Verfeinerung des Lebens tritt in dem engen Raum zu grell hervor. Das königliche Luſtſchloß Quiſiſana, das über der Stadt auf dem Bergabhang liegt, verdient wirklich nicht das Heraufſteigen. Es iſt ein gewöhnliches Haus in einem kläglich gehaltenen Garten, deſſen Gänge fußhoch mit der vulkaniſchen Aſche der letzten Veſuvseruption bedeckt waren. Ein italieniſcher Garten, dem die reiche Bebaumung eines deutſchen fehlt, muß dafür Myrten- und Lorbeerhecken, Statuen und Fontänen, Alleen von immergrünen Bäumen haben, wie der Garten Boboli in Florenz; denn ein Garten ſoll einem Mangel in der Natur abhelfen. Bei Quiſiſana hat man aber Bosquets und Alleen von weiß der Himmel was für nordiſchen Bäumen angelegt, welche auf dieſem Boden nie zu ihrer Entwickelung kommen, aber jetzt dürr und kahl zwiſchen der Veſuvsaſche ſtanden und ihrer Zeit harrten; denn ſie richten ſich auch in der Fremde nach dem Frühling ihrer Heimat. Da wir eben aus den Orangengärten von Sorrent kamen, ſo machte uns Quiſi-

ſana einen traurigen Eindruck. Dazu der Scirocco! ich habe ſchon in Rom von ſeiner übeln Wirkung auf meine Nerven geſprochen; man muß ihn aber hier beobachten, um ſeinen ſchauerlichen Einfluß auf die ganze Natur wahrzunehmen. Eine Wolke genügt, um das melancholiſche, ſtille Rom in noch tieferen Schatten der Melancholie zu hüllen; doch es gehört eine wahrhaft dämoniſche Gewalt dazu, um über dies heitre, glänzende, bewegte, funkenſprühende Land einen trüben Character zu breiten. Der Scirocco thut's. Das Meer wogt farblos und trübe wie Galle, den ganzen Himmel überzieht ein wolkiger trüber Dunſt, die Erde wirbelt ſich in Staub zuſammen; die Schöpfung iſt mit einer bleiernen Schattirung überhaucht, und ſcheint bereit ſich in Aſche aufzulöſen, beſonders wenn fahle Blitze, tief am Horizont, gleichſam unterirdiſch aufzucken. Wenn ſolche ſchwüle Bangigkeit in der Natur herrſcht, iſt mir zu Muth, als hätte ſie geſündigt, die arme, friedliche, ſchuldloſe Natur! und Gott ſtrafe ſie durch Angſt vor ihrer Zerſtörung. Eine härtere Strafe als die Angſt kenne ich nicht! Zorn, Drohung und alle Schreckniſſe ſind Labſal, wenn ſie von der Angſt erlöſen. Sie iſt der vernichtende Scirocco der Seele.

Da ſich der Scirocco zwiſchen mich und Capri ge-

legt hatte, ſo war ich ganz abgeſchreckt von einer zweiten Fahrt. Überhaupt verſuche ich nicht gern zum zweiten Mal, was mir einmal mißlungen iſt, ſo wie manche Raubthiere nur einen Sprung auf ihre Beute thun und zurückſchleichen, wenn ſie ihn verfehlt haben. Zuverſicht iſt mein Muth. Ohne Siegesgefühl kann ich nichts beginnen, und in verlorner Schlacht würd' ich ein elender Soldat ſein. Mit meinen Arbeiten iſt es eben ſo: ich habe Einiges geſchrieben, was mir nicht geglückt ſcheint, aber umgearbeitet ganz rund werden könnte. Ja, das liegt nun da! es iſt umſonſt gemacht, ich habe keine Zuverſicht zur Umarbeitung. Schwerlich wird irgend Jemand dieſen Verluſt bedauern; doch mir thut es leid, meine Zeit nicht für Beſſeres verwendet zu haben. Wenn ich an Taſſos Manuſkript vom befreiten Jeruſalem denke, das ich in der Wiener Bibliothek ſah, wie das um- und über und durchgearbeitet war, ſo ſcheint mir dieſe Arbeit ganz genügend, um ihn in Geiſtesverwirrung geſtürzt zu haben. Man hat mir zuweilen Flüchtigkeit und Nachläſſigkeit meiner Arbeiten vorgeworfen; ich will die Gelegenheit benutzen und hier mit meiner gewohnten Aufrichtigkeit ſagen, daß ich mir warlich ernſte Mühe gebe, meine Sache aufs Beſte zu machen, aber freilich immer vor dem Schreiben. Ge-

nügt das nicht? muß man ein geiſtiges Kind wie ein körperliches, nicht blos auf die Welt bringen, ſondern auch noch erziehen? Ich weiß nicht .... ich habe entweder lauter ſtörriſche Kinder, oder ſehr wenig Talent für die Erziehung.

Ich möchte wol wiſſen, ob Cäſar einen zweiten Satz über den Rubikon gemacht, wenn ſein Pferd beim erſten etwa den Hals gebrochen hätte. Das iſt ungewiß. Gewiß — daß ein Paar Tage ſpäter ein ſchöner lügenhafter Tag uns wieder nach Caſtelamare lockte, um in der Frühe des nächſten Morgens Capri zu beſuchen. Auf zwölf Stunden gutes Wetter glaubten wir rechnen zu können; in dieſer Jahreszeit iſt das aber zu kühn. Wir begrüßten freilich den ſchönſten Sonnenaufgang auf dem Meer, doch eine halbe Stunde genügte, um Wind und Wellen zu wecken, und zwar ganz andre, als die waren, welche uns neulich zurückgeſcheucht hatten. Doch die Schiffer verſicherten, daß wir ganz gut die Grotte beſuchen könnten, und diesmal war ich feſt entſchloſſen, die Sache durchzuſetzen. Nach dreiſtündiger Fahrt landeten wir auf Capri, der ſeltſam zerriſſenen, felſigen Inſel, deren Felſen zu Terraſſen umgearbeitet ſind, die guten Wein tragen. Wir ſtiegen zum Städtchen Capri hinauf, deſſen Häuſer wie Hölen in dem Felſen ausſehen

und deſſen Gaſſen ſo ſchmal ſind, daß ich mich auf dem Eſel in Acht nehmen mußte, nicht mit den Knien an die Häuſer zu ſtoßen. Es iſt als wohne dort ein Troglodytenvolk — aber ein ſehr hübſches, was die Weiber betrifft! ich war ganz vergnügt über all die hübſchen Geſichter. Zur höchſten, öſtlichen Felſenſpitze ſtiegen wir: da, ſchroff über dem Meer, ſtand Tibers Schloß, und jetzt ſteht da die Einſiedelei und Kapelle eines Kapuziners. Reſte von Moſaikfußböden und von Gemäuer ſind unbedeutend, aber die Meerausſicht mit dem Gewimmel von Schiffchen und Kähnen, und die Anſicht der Küſte von Maſſa ſind äußerſt heiter. Neapel iſt zu fern, und Vomero und Poſilipp zu niedrig, um dem Gemälde einen ſchönen Hintergrund zu geben. Endlich nahete der günſtigſte Moment zur Beſichtigung der Grotte, wir ſtiegen hinab, die Sonne durchbrach ſiegreich das Gewölk, die blühenden Mandelbäume glühten, Levkoyen, die wild auf den Mauern wuchſen, parfümirten fein die Luft; ich war recht hoffnungsvoll. An der nördlichen Küſte der Inſel, Neapel gerade gegenüber, liegt die Grotte, in einer ſchroffen, ſteilen Felswand, die mit vielen Hölen durchlöchert iſt. Der ſtarken Wellen wegen fuhren wir in unſerm Boot, und ſtiegen erſt in den kleinen Fiſcherkahn, als wir der Grotte ganz nah waren. Wir muß-

ten uns platt auf den Boden legen; ein Schiffer ruderte mit zwei Rudern, ein andrer packte ſich an der Felſenwand an, als die Spitze des Kahns in die Grottenöffnung kam, und hielt ihn feſt; geſchwind wurden die Ruder eingezogen und auf eine Welle gewartet, die grade ſo günſtig treffen mußte, daß der Kahn von ihrem Rücken in die Grotte glitt. Sie kam; die beiden Schiffer bückten ſich — wir waren drin. Die Einfahrt iſt allerliebſt, und hat der Grotte ihre Reputation gemacht, denk' ich; denn das Waſſer in ihr iſt freilich wunderſchön blau, und vom Hintergrund betrachtet iſt auch ein mattes Graublau an dem Felſeneingang wahrzunehmen, aber eine Grotta azurra mit blauem Geſtein — wie ich ſie mir vorſtellte — iſt ſie keineswegs, und da wir bei ſtarker Brandung, mit völlig ungünſtigem Winde — die Schiffer nannten ihn Vento di Vesuvio — glücklich in ſie hineinſchlüpften, ſo iſt die Gefahr auch nicht ſo arg, wie man ſie macht. Räthſelhaft iſt uns der Sirenenwirth geblieben! der Scirocco iſt Südwind und die Grotte öffnet ſich nach Norden! — Es ſollen ehedem aus ihrem Innern Felſentreppen und Gänge in die Inſel hineingeführt haben; man ſieht noch ſo etwas wie einen künſtlichen Spalt. — Bei dem ſchönen tiefen Blau des Waſſers fiel mir unwillkürlich der Schweizer Ro-

ſenlaui-Gletſcher auf der großen Scheideck ein. Himmel! der iſt ganz anders ſchön mit ſeinem magiſchen Blau, das bald duftig wie Flor, bald feſt wie Lapis lazuli, von der blaſſeſten bis zur dunkelſten Nüance Grotten, Säulen und Blöcke von Eis überzieht! Und welche Umgebung! Felſen, von einigen tauſend Fuß ſtehen umher, und ihre ſcharfen Gipfel ſchauen ſtolz nieder wie Adlerhäupter. Uralte Fichten breiten ihre dunkeln Äſte aus wie Trauerfahnen, die ſie über dem Umſturz dieſes Feenſchloſſes ſchwenken. Der Roſenbach und der Weißbach, zwei mächtige Waſſerfälle, quellen aus dem Gletſcher und ſuchen, durch ſchmale, wilde, tiefe Schluchten dringend, ein bequemeres Bett. Aber das Thal iſt eng, es hat keinen Raum für ſie; unbedachtſam fallen ſie in den Reichenbach. Und geht man dann mit dem Reichenbach durch grüne Wieſen die große Scheideck hinab, ſo ſieht man ihn in jubelnden Sprüngen in das Thal von Meyringen, den brauſenden Jüngling in die Arme der Geliebten, ſpringen. Gott, was iſt die Schweizer Natur ſchön! Ich glaub', ich habe ein eiſernes Herz; es muß angedonnert werden, um Wiederhall zu geben. Wird es angeſungen, ſo bleibt es ſtumm; dort rollen gewaltige Donner! Und doch find' ich eine geheimnißvolle, tiefe Ähnlichkeit zwiſchen dem Berner Oberland und dem Golf von

Neapel, die Seelenähnlichkeit, welche zwiſchen Mann und Frau iſt, die ſich lieben, und die ſich in keinem materiellen Zuge ausſpricht. Dort ſind die ernſten, feſten, gebietenden, ſtarken Berge, hier iſt das liebliche, ſchwankende, leidenſchaftliche, unergründliche Meer. Da iſt keine Ähnlichkeit! . . . . aber der Zauber des Lichtes ſchwebt verklärend über ihnen, und giebt ihnen Einheit und Verſtändniß, wie die Liebe! — Wem von Beiden ich den Preis der Schönheit ertheile, kann ich erſt entſcheiden, wenn ich gleichweit von ihnen entfernt bin. Jetzt ſcheint mir das Berner Oberland ſchöner, denn ich bin in Neapel und mein Auge verbietet die Nachhülfe der Phantaſie.

Um halb ein Uhr Mittags verließen wir die blaue Grotte und traten direct die Rückfahrt nach Caſtelamare an. Die war unbehaglich! der eiſige Wind peitſchte das Meer zu raſchen, hohen, kurzen Wellen an, wie ein Pferd zu Courbetten, und war uns grade entgegen. Das Boot ſchwankte minutenlang auf derſelben Stelle, und unſre ſechs ſtarken Schiffer arbeiteten doch mit unerhörter Anſtrengung, denn ſie waren in Schweiß gebadet und trugen nichts als ein Hemd und Leinwand-Beinkleider, die bis ans Knie reichen, während ich vor Kälte bebte, obgleich ich in Mantel und Shawl, in einen Schiffercapot und in ein Paar

Segeltücher gewickelt war. So lag ich, obenein todtkrank, auf dem harten, ungleichen Boden des Bootes, und hatte oftmals die größte Luſt, mein Schickſal zu beweinen, das mich in ſo perillöſe Unternehmungen lockt. Denn die Sonne war bereits untergegangen, wir noch in der Bucht von Vico, und die Schiffer müde; ſie arbeiteten zwar noch, aber ohne Energie, und auf eine Ermahnung zur Anſtrengung zeigte einer ſeine blutigen Hände. Das war der letzte Tropfen im übervollen Eimer! ich habe nie Hände geſehen, die ſich in meinem Dienſt blutig gearbeitet haben. Ich beſtand darauf in Vico zu landen und lieber zu Fuß nach Caſtelamare zu gehen, als mit den matten Leuten in der Finſterniß auf dem Waſſer zu bleiben. Ich glaube, Columbus war nicht froher den Boden Amerikas zu betreten, als ich, während wir, von dem Padrone unſers Schiffchens begleitet, den ſteilen Uferfelſen von Vico erklimmten. Dort wurde uns auf der Stelle ein angeſpannter Caleſſino angeboten, und mit dieſem ächt neapolitaniſchen Fuhrwerk — hoch in der Luft auf einem winzigen Sitz über zwei immenſen Rädern ſchwebend, der Kutſcher zu unſern Füßen mit herabhängenden Beinen ſitzend, der Schiffer hintenauf ſtehend, nebſt einem Knaben, einem Jockey in Lumpen, der ebenſo nothwendig zum Caleſſino gehört wie das

abgetriebene, todtmüde Pferd, das auch uns nicht fehlte, aber dennoch immer rennen mußte — kamen wir um sieben Uhr Abends sturmumbraust in Castelamare an, wo ich mit dem heftigsten Heißhunger meines Lebens über eine Mahlzeit herfiel; denn zum Essen hatten wir den ganzen Tag nicht eine Secunde Zeit gehabt. Eine Stunde später saßen wir in unserm bequemeren Wagen, und waren um eilf Uhr in Neapel. An diesen zwölften März werd' ich denken! — Der Seefahrten bin ich so überdrüssig, daß ich Ischia nicht besuchen werde, denn in sechs Tagen gehe ich nach Rom: die Charwoche naht! Ihre Musik erinnert mich an die hiesige, und an eine tragische Begebenheit.

In der vorigen Woche ist Nourrit, erster Tenor an der großen Oper, in S. Carlo ausgepfiffen, und hat sich in Verzweiflung darüber aus dem Fenster todtgestürzt. An der Oper in Paris hat er sich seine Stimme zersungen, und sie hieher gebracht, als sie nur noch eine schöne Ruine war. Ich weiß nicht, ob er ihren Mangel an Kraft und Fülle durch die Vehemenz seines Spiels ersetzen oder verbergen wollte, oder ob er immer so gespielt hat; genug, ich hörte ihn hier dreimal, und immer war er so übertrieben, so grimassirend, so unwahr in der Leidenschaft, daß er mir einen widerwärtigen Eindruck machte. Wie denn über-

haupt die ganze Oper! Lablache iſt leider in London. Die Primadonna heißt Salvi-Spech; ich nenne ſie, weil ſie, als erſte Sängerin bei S. Carlo, eine Sommität ſein müßte, und weil ich ſie kaum mittelmäßig finde. Aber man verlangt jetzt ſehr wenig von einer Primadonna! nächſt der äußerſten Elegance der Kleidung zwei gewiſſe Manieren, welche ſie in jedem Act einmal anbringen muß. Erſte Manier: auf eine Viertelnote wird eine Fioritur von einigen Hunderttauſendtheilen mit halber Stimme geſungen, dazu der Kopf auf eine Schulter geſenkt und mit den Augen geblinzelt; die Hände ſpielen dabei mit der Gürtelſchnur oder mit nichts; dies bedeutet Grazie, Schelmerei, Zärtlichkeit, Verſchämtheit. Zweite Manier: aus einigen tiefen, gehaltenen Noten, die wie Ernſt und Nachdenken klingen, knattert auf einmal wie eine Rakete oder ein Rebhuhn, eine blitzſchnelle ſchreiende Fioritur auf, die wo möglich mit einem Triller, dieſer Vibration des Herzens, enden muß; dabei wird der Kopf zurück-, und der rechte Arm majeſtätiſch in die Höhe geworfen. Dies bedeutet Heroismus, Verzweiflung, Leidenſchaft. Mit dieſen beiden Manieren, und drei bis vier allabendlich friſchen Atlaskleidern, findet die Sängerin rauſchenden Beifall, überall, in Italien, in Deutſchland. In unſerm Maſchinenanbetenden Jahr-

hundert wird Alles, auch die Kunſt, nach ihrer mehr oder minderen Ähnlichkeit mit der Maſchinenfertigkeit geſchätzt.

Ein Orcheſter, ſo ſtark zuſammengeſetzt, daß es elf Contrabäſſe hat, ſollte doch wol den Saal von S. Carlo genügend füllen. Bei der italieniſchen Sitte, das Schauſpielhaus zum Geſellſchaftszimmer jedes Einzelnen zu machen, iſt das aber keineswegs der Fall. Die Hälfte der Ouvertüre zu Wilhelm Tell war geſpielt, eh' ich mich überzeugte, daß ſie wirklich begonnen ſei. Übrigens iſt es ziemlich einerlei, ob man die Ouvertüre hört oder nicht, denn die Oper, zu welcher ſie das Präludium iſt, wird faſt nie gegeben. Auf jene Tells Ouvertüre folgte der letzte Act der „Nina"; dann die Ouvertüre zu „Fra Diavolo" und darauf der dritte Act des „Giuramento"; endlich ein großes Ballet aus der altrömiſchen Geſchichte, ich glaube, es hieß „Brennus". Dieſer Miſchmaſch hat mich nicht amüſirt. Ich will in der Oper die muſikaliſche Ausführung eines Gedankens hören; die ſtückweiſen Darſtellungen ſind unbefriedigend wie eine Phraſe ohne Vorderſatz und Nachſatz.

Das Ballet würde mich amüſiren, wenn es nur nicht ſo ſehr ſchlecht wäre. Decorationen, Verwandlungen, prächtige Anzüge — machen mir ebenſoviel

Vergnügen zu ſehen, als ich mit Vergnügen ein Märchen leſe aus Tauſend und einer Nacht; — verſteht ſich, ein oder zwei Mal im Jahr; nicht öfter! — Da ich nicht das Pariſer Ballet kenne, ſo iſt das Berliner meine Wonne — Dank den Decorationen des Herrn Gropius, die viel ſchöner als manche Gemälde ſind. Hier iſt die ganze Szenerie erbärmlich. Aber in einem Ballet ſollte man ſich doch hauptſächlich für den Tanz intereſſiren! Für den Tanz? ich habe nie in einem Ballet tanzen ſehen, immer nur ſpringen — die beliebte, moderne Maſchinenfertigkeit. Dies bewußtloſe Herumſetzen, dieſe unſinnigen Sprünge ſind kein Tanz, denn er ſoll eine Idee verſinnlichen. Fanny Elsler iſt die einzige Tänzerin, bei der ich hievon eine Ahnung wahrgenommen habe. Hier nun nimmt die Pantomime einen großen Raum im Ballet ein, aber ſie iſt eben ſo geiſtlos wie die Evolutionen des corps de ballet und wie die Solotänzer, die gar kein anderes Streben kennen, als leicht und hoch wie Papierſchnitzel in der Luft zu flattern. Dieſe mühen ſich ab in der Leichtigkeit — die Pantomimen mit der Heftigkeit ihrer Bewegungen. Es flimmert mir vor den Augen bei dieſen übertriebenen und immer wiederholten Geſten, die durch ihre Gewaltſamkeit, beſonders in Szenen der Rührung und Liebe, un-

gemein poſſierlich werden. In einem indiſchen Ballet, welches zum Geburtstag des Königs mit großem Aufwand — von Pracht weniger, als von Geſchmackloſigkeit gegeben wurde, fand nichts ſtatt, als ein beſtändiges Abſchiednehmen. Mütter und Kinder, Gatten und Freunde, Herren und Diener — Alle glitten mit dem langen, taktmäßigen Balletſchritt herum, und drückten ſich einander ans Herz. Es war wie eine allgemeine Neujahrsgratulation! Die Väter brachten dadurch eine angenehme Variation hinein, daß ſie die Kinder hoch emporhoben, und ſie dann der Mutter zuwarfen, die mit großer Kraft und Geſchicklichkeit ſie auffing. — In Mailand, wo ſonſt ein ſehr berühmtes Ballet war, hab' ich es grade ſo nüchtern gefunden als hier. Die Übertreibung der Kunſtfertigkeit ſchadet der Kunſt, weil ſie an Nebendinge die Kräfte verſchwenden lehrt.

Einen Tag habe ich der Kirchenbeſichtigung gewidmet, und das gefunden, was ich erwartete, nämlich nichts. Doch ſtrotzen die Kirchen von Gemälden, von Altarbildern und Deckenfresken, und in der Sacriſtei von Gerolomini befindet ſich gar eine kleine Gemäldeſammlung, die ihren gedruckten Catalog hat. Alle ſind

in der Zeit der Renaissance, zwar nicht gegründet, doch ausgebaut und geſchmückt, und für mich iſt dieſe Wiedergeburt eine Mißgeburt, denn ſie iſt nicht aus einem Seelenempfängniß hervorgegangen. Bei St. Peter in Rom hab' ich genug darüber geklagt; ich würde hier in Wiederholungen und Verſtärkungen verfallen, denn neapolitaniſche Überladung iſt fern von St. Peters majeſtätiſcher Pracht — nur Weltpracht, aber doch Pracht. Die Kathedrale von S. Gennaro, die Kirche S. Dominic Maggiore haben freilich die gothiſchen Pfeilerbündel und Spitzbogen beibehalten; doch was hilft die edle Geſtalt, wenn ein Reifrock ſie entſtellt, und die Decorationen der Renaissance haben durchaus einen Reifrock-Character. Maria del Carmine ſteht auf dem Mercato, wo Conradin hingerichtet iſt, und ſeine Mutter hat ſie für das Geld erbaut, das ſeine Auslöſung bezahlen ſollte. Sie brachte es ſelbſt nach Neapel, aber zu ſpät. Eine kleine Tafel hinter dem Hauptaltar ſagt, daß er hier begraben ſei; das iſt das einzig Alterthümliche an ihr. Die neapolitaniſchen Maler, die im 17. Jahrhundert mit den Carracci und ihrer Schule wetteiferten: Lanfranco, Spagnoletto, Luca Giordano, Solimena, Maſſimo, haben die Kirchen mit ihren Werken überfüllt. Wie angelegentlich ſie das betrieben, geht aus dem Beiſpiel

hervor, daß ſie die Maurer beſtachen, um ätzende Subſtanzen in den Kalk zu miſchen, worauf Dominichino die Kuppel der S. Gennaros-Kapelle malte. Er ſtarb aus Gram, als er die Zerſtörung ſeiner Fresken ſah, und Lanfranco malte darauf die Kuppel, wie ſie jetzt iſt. Guido Reni war zu großen Arbeiten aus Rom nach Neapel berufen, aber Spagnoletto und Corenzio ſtellten ihm dermaßen mit Gift nach, daß er heimkehrte und ihnen das Feld räumte, für das ſie mit ſo ſchmachvollen Waffen kämpften. Der Figurenreichthum ihrer Compoſitionen iſt der einzige, der mir daran aufgefallen, denn es ſcheint, als brauchten ſie all die Geſtalten, um die Mangelhaftigkeit des Ausdrucks zu verſtecken. In der Kirche Gerolomini nimmt eine immenſe Freske von Luca Giordano die ganze Wand über der großen Eingangsthür ein; ſie gehört zu ſeinen berühmteſten Werken und ſtellt die Vertreibung der Handelsleute und Käufer aus dem Tempel vor. Wenn bei dieſem Gegenſtand kein göttlicher Zorn, keine übermenſchliche Hoheit den Chriſtus beſeelt, ſo liegt etwas Brutales darin; und ſo iſt dies Bild. Spagnolettos harter Pinſel macht auch nicht den beabſichtigten Effect: der liegt weder in ſchwarzen Schatten, noch in braunen Tinten, noch in der Menge der Figuren, ſondern darin: ob dies Alles nothwendig und natürlich

an ſeinem Platz iſt. Wenn der Maler wie der Schriftſteller keinen guten Styl hat, ſo bleibt jener ein Bildermacher, dieſer ein Wortkrämer; der eine mag ſeine Bilder noch ſo bunt und geſchickt ausſtaffiren, der andre ſeine Worte noch ſo glatt und gewandt ſetzen — eindringlich werden ſie nicht. Ich nenne guten Styl: den einfachſten unbefangenſten Ausdruck für Gedanken und Gefühle, welche in dem Augenblick, wo man ihnen eine Form giebt, die Seele dominiren.

Die kleine Kirche San Severo iſt das Erbbegräbniß der Fürſten Sangro und beſitzt drei merkwürdige Statuen. Chriſtus mit einem Leichentuch bedeckt, liegt todt auf einem Lager; das Tuch, feucht vom Todesſchweiß, ſcheint vom feinſten Battiſt zu ſein, bedeckt ihn ganz und gar, und läßt doch deutlich nicht blos die Glieder, ſondern auch die Geſichtszüge, die Muskeln, die ſtarken Sehnen durchſchimmern. Das iſt zwar etwas Kunſtſtück, aber nicht unangenehm! der Körper und die Stellung ſind einfach und natürlich, und nur an einer Stelle über der linken Seite bildet das Tuch zu ſchwere Falten für einen ſo feinen Stoff. Ein Venetianer, Antonio Corradini, erfand und begann dieſe Statue; da er aber 1751 mitten in der Arbeit ſtarb, ſo vollendete ſie der Neapolitaner Sanmartino. Eine zweite Statue von demſelben Corra-

dini iſt in derſelben Weiſe dargeſtellt. Diesmal iſt es aber eine Frau, der ein dünner Schleier übergeworfen iſt; er klebt nicht an, wie jenes feuchte Leichentuch, er fließt leicht vom Scheitel zur Sohle, und iſt beſonders über dem Geſicht mit bewundernswerther Geſchicklichkeit gemacht. Aber dieſe Frau im durchſichtigen Gewande — was bedeutet ſie? Dasjenige, was man am allerwenigſten vermuthen kann: die Pudicizia! dieſe Tugend iſt die hervorſtechendſte im Character einer Fürſtin Sangro geweſen, deshalb hat man ihr Porträt auf ſolche Weiſe gemacht, was gewiß ein recht origineller Einfall iſt, weil er dieſe Tugend in das widerſprechendſte Licht ſtellt. Die dritte Statue iſt das Porträt des Gemals dieſer Fürſtin: ein Mann, der ſich mit der Hülfe eines Genius aus einem großen Netz loswickelt, Kopf und Bruſt ſind ſchon befreit. Mit dieſer Allegorie hat es folgende Bewandniß: nach dem Tode ſeiner ſchamhaften Gattin, hat ſich der Fürſt Sangro von allen Freuden und Genüſſen der Welt abgewendet, die er vermuthlich früher zu heftig geſucht; iſt Geiſtlicher worden und in dem Ruf großer Tugend geſtorben. Die Abſtreifung des Netzes bedeutet die Losſagung von der Sinnlichkeit. Queirolo, ein Genueſer, war der Bildhauer; das Netz von Marmor, das an einigen Stellen frei und durchſichtig herabhängt,

nahm mich so sehr gefangen, daß ich mich gar nicht erinnern kann, wie der Umstrickte und sein guter Genius aussahen.

Die Kirche S. Francesco de Paula, welche dem königlichen Schloß gegenüber liegt, ist zwar inwendig noch nicht ganz decorirt, hat noch Cartons statt Basreliefs und Candelaber von Holz statt von Bronce, macht aber dennoch einen angenehmeren Eindruck, als man ihn, ihrem ungeschickten Äußern nach, vermuthet. Ein halbmondförmiger Portikus von dorischen Säulen führt auf beiden Seiten zu ihr hinan; diese Säulen sehen aber ganz winzig aus gegen die ungeheuern korinthischen, welche das Frontispiz tragen; es steht unmittelbar vor einem Rundgebäude, das auffallend an das Grab der Cäcilia Metella erinnert, und das mit der seltsam flachsten aller Kuppeln mehr zugedeckt als überwölbt ist. So wird man denn an alle möglichen römischen Bauwerke erinnert, aber wie durch Parodien an gute Gedichte. Im Innern sind keine Mißverhältnisse, daher zwar wiederum eine Erinnerung, aber keine störende, nämlich an die Eingangsrotunde im Berliner Museum — der Form nach. Korinthische Säulen mit grauem Marmor, die Gallerien, welche sie tragen, und das cassettirte Kuppelgewölbe mit weißem Marmor bekleidet, Altäre von prächtiger und geschmack-

voller Pietra dura, haben etwas Einfaches, Würdiges, was bei einem neapolitaniſchen Bauwerk ſelten iſt. Doch ein Tribut iſt dem ſchwülſtigen Prunk gezollt durch die vier ſchweren goldnen Engel, welche die Loge über dem Hochaltar tragen und ſich grell und plump wie Stockroſen zwiſchen Centifolien ausnehmen.

In dem Kirchlein S. Maria del Parto iſt das Mauſoleum Sannazars. Sannazar, ein Neapolitaner und 1530 geſtorben, war ein berühmter lateiniſcher Dichter und Geheimſchreiber des Königs Friedrich II aus dem Hauſe Aragonien, der ihm ein Landhaus an der Mergellina ſchenkte. Es wurde zerſtört in den ſpaniſch-franzöſiſchen Kriegen um Neapel, und ein Jahr vor ſeinem Tode erbaute Sannazar auf den Ruinen ſeiner geliebten Villa dieſe Kirche, die er den Serviten gab und der er ihren ſonderbaren Namen ertheilte; del Parto heißt: von der Niederkunft. Er wählte ihn zur Erinnerung an eins ſeiner Gedichte De partu Virginis, welches er auf dieſer Stätte geſchrieben. Die guten Mönche ſetzten ihm das Monument, das für ſehr ſchön gilt. Es hat die größte Ähnlichkeit mit der Bude eines Acquajolen: ein viereckiger Tiſch oder Altar — denn er hat keine Füße — auf deſſen vier Ecken ſich vier Säulchen erheben, die einen kleinen Baldachin tragen. Beim Acquajolen iſt dies von Holz, bunt be-

malt, mit einem Heiligenbild geſchmückt und mit Guirlanden von Citronen und Orangen behängt, was allerliebſt luſtig ausſieht. Hier iſt es weißer Marmor, Sannazars Büſte zwiſchen weinenden Genien ſteht oben drauf, ein Basrelief von Schäfer-Nymphen- und Faunengruppen verſinnlicht die Gattung ſeiner Poeſie, und zwei große Statuen flankiren das Ganze; ſie ſollen Minerva und Apoll vorſtellen, die Mönche haben aber für gut befunden auf die Piedeſtals Judith und David zu ſchreiben; die heidniſchen Götter ſind ihnen anſtößig. Santacroce und Fra Poggibonzi heißen die Bildhauer dieſes wunderlichen Monuments. Ich habe Sannazar auf fremde Autorität einen berühmten Dichter genannt, denn ich verſtehe nicht Latein. Für meine Unwiſſenheit tröſtet mich diesmal der Gedanke, daß ich ſeine Paſtoralen doch nicht goutiren würde. Ich kenne nur die Idyllen von Florian und Geßner, aber ich habe immer gefunden, daß nichts darin natürlich war, als die Schaafe und Ziegen; ich fühle gar keine Sympathie für dieſe Menſchen, denen ſtatt des Bluts Milch und Honig durch die Adern rieſelt; ich liebe nicht die unſchuldigen Menſchen. Catherina II hat mit dem größten Vergnügen und recht zu ihrer Erquickung Geßners Idyllen geleſen: ich lebe nicht in einer Welt und unter Verhältniſſen, wo ich ſolch An-

tidot brauche. Geßners liebes, mildes Geſicht im Sihlwäldchen bei Zürch, erfreut mich mehr und giebt mir höhere Achtung vor der Menſchennatur, als ſeine ſämmtlichen Idyllen.

Von der Kirchenviſitation bin ich ganz leer und matt zurückgekommen. Ich habe die Einzelheiten unterſucht, habe die dunkeln Altar-, die unbequemen Deckengemälde, die Grabmäler rundum betrachtet; denn ich möchte gern gerecht ſein, möchte alles Gute und Schöne unparteiiſch würdigen, weil die Parteilichkeit der Sache ſchadet, für die man ſpricht; aber ich kann meine Seele nicht umſchmelzen, ſie bleibt eiskalt für die Kunſt der letzten Jahrhunderte; dieſe Kunſt ſteht ihr gegenüber wie die Stiefmutter dem Kinde. Sie iſt ſehr freundlich, die Stiefmutter, gewandt, einſchmeichelnd, ſie hat auch gute Gaben, allein das Kind denkt immer an die liebe, heilige, rechte Mutter, und an die Reliquien, welche es von ihr empfangen. Es thut mir wol leid, daß ich fremde Seelen durch all meine Sympathien und Antipathien ſchleppe, aber ich kann nicht anders darſtellen, als indem ich den characteriſtiſchen Zug der Dinge in ſeiner Wirkung auf mich hervorhebe.

Über den mattherzigen Kirchen hätte ich bald vergeſſen von einem ſeltſam ſchaurigen Ort zu ſprechen:

ich meine von dem Kloſter delle Eremite oder delle Trenta tre. Den letzten Namen hat es, weil 33 die Zahl der darin befindlichen Nonnen iſt. Mitten in dem tobenden Neapel liegt dies Kloſter, ſtill, finſter, unerbittlich', wie eine Klippe, an der ſich die Wellen zerbrechen. In Rom und auch wol anderwärts, ſind die Vive sepolte, Klöſter von der ſtrengſten Klauſur; indeſſen iſt's den Nonnen erlaubt, zweimal im Jahr ihre Verwandten, wenigſtens die weiblichen, am Sprachgitter zu ſehen. Wer aber dies Kloſter zum Zufluchtsort gewählt, der ſieht nie mehr das liebe Auge einer Mutter, der hört nie mehr die traute Stimme einer Schweſter. Ich glaubte, es ſei eine Strafanſtalt; mit nichten! freiwillig treten ſie ein. Nach Oſtern ſoll eine Einkleidung ſtatt finden. Welch ein unermeßlicher Abſcheu vor der Berührung mit der Welt muß ſich der Seele bemächtigt haben, die hier Zuflucht ſucht! oder iſt dies der eigentliche Kloſterberuf, der ehedem die Thebaïde bevölkerte?

Man hatte mir aus Deutſchland geſchrieben, ich möge dies Kloſter beſuchen, die Nonnen wären Wahrſagerinnen; und hier erfuhr ich, daß man ſie allerdings auch „Profetesse" nenne. Ich fuhr recht munter hin, neugierig auf die Zukunft, die ſie mir enthüllen würden. Von Außen ſieht das Kloſter wie eine immenſe

Mauer aus; nicht Fenſter, nicht Thür, nicht Kellerloch, nicht Spalte, nichts, nichts, nichts! plötzlich hält man vor einer Pforte, die iſt weit auf, und ein lazzaroniſcher Portier bittet einzutreten. Er führte uns einige Stufen hinauf und dann hinab, auf einen kleinen halbdunkeln Vorplatz, wo ein Paar zerlumpte Weiber ſaßen und mit einer unſichtbaren Perſon ſprachen. Aus einer ellengroßen Wand-Öffnung in der Höhe meiner Knie, die dreifach vergittert und hinter dem Gitter durch ein Brett verſchloſſen war, ertönte eine Stimme, und man ſagte uns, dies ſei eine Nonne. Sie desgleichen ward benachrichtigt von der Gegenwart fremder Perſonen, und fing alsbald an zu fragen nach Namen, Stand, Heimat, ꝛc. Aber auf Wahrſagung wollte ſie ſich nicht einlaſſen, und ſagte nur: „Sarà buona, sarà buona!“ als ich fragte, ob ſie meine Zukunft wiſſe. Vielleicht hielt ſie nur gläubige Katholiken ihrer Prophezeihungen würdig. Dann fragte ich nach den Beſchäftigungen der Nonnen. „Sempre in orazione!“ klang die Antwort. Gern hatte ich gefragt, wie ſie es anfingen, um ſtets in der tiefen Andacht zu ſein, ohne welche mir das Gebet unmöglich erſcheint; allein unſre Converſation ward mir dadurch verleidet, daß ich ſchreien mußte, um von ihr verſtanden zu werden, denn Gitter, Brett, und Gott weiß

was! hemmten den Schall ſo, daß auch ihre Stimme nur ganz dumpf und hohl herauf klang. Wer kann aber ein Geſpräch im ſchreienden Ton führen? wer mag Lärm machen mit ſeinen Worten? ich gewiß nicht! So wären denn die meinen verhallt, wenn nicht der Portier ſie wiederholt hätte. Die Dolmetſcherei langweilte mich, und nachdem wir der Nonne zugeſagt hatten einen Brief an den neapolitaniſchen Miniſter nach Rom mitzunehmen, führte uns der Portier eine Treppe hinauf in die Kapelle. Das iſt ein winzig kleines Gemach, ganz leer und ungeſchmückt, worin ſich nichts befindet als, den ſchmalen Fenſterchen gegenüber, ein kleiner Altar. Über dem Altar war eine kleine fußhohe eiſerne Thür; der Portier ſchloß ſie auf; ein vielfach verſchlungenes undurchſichtiges Gitter kam zum Vorſchein, und in demſelben abermals eine eiſerne Thür en miniature, vielleicht ſo groß wie ein Finger. Die konnte er nicht aufſchließen: durch ſie empfangen die Nonnen die Hoſtie, indem ſie ihre Lippen an die Öffnung legen. In den Seitenwänden rechts und links neben dem Altar, ſind ähnliche Thüren angebracht; oder ſoll man ſie Fenſter nennen! ſie gehen in die Krankenzellen der Nonnen, und das Thürchen im Gitter iſt grade groß genug, daß ſie die Hand hindurch ſtecken und dem Arzt, der zu dieſem

Zweck in die Kapelle kommen darf, den Puls reichen können. Wie es innerhalb des Kloſters — oder beſſer: innerhalb der Klauſur ausſieht, wußte der Portier auch nicht zu ſagen; er fabelte von unterirdiſchen Gemächern und beſtändiger Dunkelheit. Genau kann das freilich Niemand wiſſen, und viel Tageslicht kommt gewiß nicht in die Zellen; aber die Krankenzimmer z. B. ſind nicht unterirdiſch. Doch ohnehin macht das Kloſter einen beängſtigend ſchauerlichen Eindruck. Bei den Carmeliterinnen und den Nonnen von Sta. Clara — beides ſtrenge Orden — darf man doch in ihre Kirchen, hört man ſie doch ſingen; aber hier erfährt man nichts von ihrer Exiſtenz, als was jene unſichtbare Stimme ſprechen mag. Wer kann über dieſe abgeſchiedenen Weſen irgend eine Aufſicht führen, ſobald kein Auge und kein Fuß die Klauſur verletzen darf? was für unrettbare und untröſtbare Verzweiflungen mögen ſich hinter dieſen Mauern abarbeiten! Dennoch: wär' ich einmal zu dem deſperaten Entſchluß gekommen in ein Kloſter zu gehen, ſo möcht' ich lieber mit den Trenta tre „sempre in orazione" ſein, als mit den Nonnen von S. Simon zu Palermo mein Lebenlang Confitüren kochen. Ach Gott, ich werde wol für keines von beiden Talent haben! ich ſchmachte zwar nach Ruhe, aber die Einförmigkeit erdrückt mich.

Ruhe in unendlicher Bewegung — das iſt meine Vorſtellung von der Seligkeit, und zur Seligkeit bring' ichs nicht auf der Erde!

Von dem Museo borbonico werd' ich ſchweigen, oder höchſtens von zwei oder drei ganz extraordinären Sachen ſprechen — denn ſeine Herrlichkeiten blos aufzuzählen, würde ſchon viele Seiten füllen. Es iſt ein großes, unſchönes Gebäude mit zwei innern Höfen, und enthält Kunſtſammlungen, von denen einige nicht ihres Gleichen auf der Welt haben, z. B. die etruskiſchen Vaſen, und all die Pompejaniſchen Collectionen, ſowol der Wandgemälde, als der Utenſilien, Schmuckſachen, Broncen, verkohlten Küchenvorräthen und Lebensmittel. Da Pompeji in Aſche untergegangen iſt, welche fein und unwiderſtehlich Alles überrieſelt hat, ſo iſt Gold- und Silberwerk nicht geſchmolzen, Glas nicht zerbrochen, Eßwaare nicht verbrannt. Obſt- und Kornarten, Eier, Paſtete, Honig, Brot, worauf der Name des Bäckers gepreßt iſt, haben ſich vortrefflich in der Aſche erhalten — doch verkohlt. Am meiſten haben die Wandgemälde gelitten. Von der Mehrzahl erkennt man nur noch die Umriſſe, von Einigen die Zeichnung, von den Wenigſten die Färbung. Letztere tritt deutlich hervor, wenn man ſie mit Waſſer benetzt; das geſchieht aber nicht im Muſeum;

wir verſuchten es an einigen unbedeutenden Gemälden, die man in Pompeji gelaſſen hat.

Ich bin ganz beſchämt über den Eindruck, den Pompeji mir macht! Die verſchüttete Stadt! die auferſtandene Stadt! die merkwürdige Stadt, ſo wichtig für die Kunſtgeſchichte, ſo intereſſant durch ihre Denkmale des häuslichen Lebens der Römer! welche Anſprüche an Reſpect und Bewunderung! — Und ach! keine Spur davon in mir. Mir war, als müſſe ich ſtillſchweigend eins von dieſen Häuſerchen einpacken und als Spielzeug für meine kleine Tochter mitnehmen. Dieſe Enge, dieſe Beſchränkung, dieſe Winzigkeit bedrückt mich: Treppen wie Hühnerſtiegen, Zimmer wie Alkoven, Fontänenbaſſins wie Waſchbecken, Altarſchreine für die Hausgötter wie Bienenkörbe, Küchen wie ein Feuerheerd — ſind mir zu klein. Und nicht die Einrichtung der Häuſer allein, auch ihre Verzierung, dieſe Bilderchen, dieſe unendlichen Arabesken, dieſe Fontänen mit kleinen Muſcheln ausgelegt, haben etwas Kleinliches, Kindiſches. Faſt alle Zimmerwände ſind mit glänzend hochrothem Stück bekleidet: mir däucht, nur Wilde mit ihrer Vorliebe für grelle Farben dürfen in einem feuerrothen Zimmer wohnen. Einige ſind auch goldgelb, und zwei oder drei blau. Man kennt die graziöſen Geſtalten der pompejaniſchen

Tänzerinnen: auf Porzellanteller gemalt ſind' ich ſie charmant; doch zwölf Figürchen, lang wie meine Hand als Decoration eines Zimmers, iſt etwas Unglaubliches, wenn man nicht wirklich dieſe Käfige geſehen hat. Man tröſtet ſich zwar mit dem Gedanken, daß man nur darin ſchlief; aber die Frauen, die nicht auf dem Forum, nicht in der Curie, nicht unter den Portiken ihren Geſchäften nachgingen — wo hielten ſie ſich auf? ich würd' in einer ſolchen Wohnung erſticken. Und neben dieſen verkümmerten Privatgebäuden die grandioſeſten öffentlichen! drei Forums, zwei Theater, ein Amphitheater, eine magnifike Baſilika — Alles weit, geräumig und frei, weder Auge noch Seele einſperrend. Nicht aus Geringſchätzung für das Haus und das Privatleben waren die Häuſer ſo klein: die ſorgfältige Ausſchmückung beweiſt das Gegentheil; man muß gradezu die Enge bequem gefunden haben. Das Haus des Diomedes, der Veſtalen und des Faun ſind die größten und enthalten eine große Menge Kämmerchen und Corridors — doch ſämmtlich im Pygmäen-Maßſtab. Das Haus des Faun, welches ſeinen Namen von einem allerliebſten tanzenden Faun erhalten hat, der eine Hauptzierde der Broncesammlung im **Museo borbonico** iſt — beſitzt eine prächtige Moſaik: die Schlacht Alexanders und Darius, und

zwar auf einem Fußboden. Da erſtaunt man wieder über den unerhörten Luxus, denn dies Bild iſt vortrefflich an Zeichnung und Ausdruck; die Farben haben gelitten, auf einer großen Stelle fehlen ſie ganz. In einem Kämmerchen, welches vielleicht das Toilettenzimmer der Dame des Hauſes geweſen, iſt eine kleine aber ſehr niedliche Moſaik im Fußboden: zwei Tauben ziehen eine Perlenſchnur aus einem offnen Käſtchen. Es wäre hübſch, wenn man fortan dieſe Sachen an Ort und Stelle ließe; man verſteht da viel beſſer ihre Bedeutung, ſie nehmen ſich auch beſſer aus in der für ſie beſtimmten Umgebung, und Wächter und Aufſeher ſind ja in Überfluß angeſtellt, um ſie vor Schaden zu behüten. Die Ausgrabung Pompejis wird fortgeſetzt, aber langſam; von Herculanum hat man auch in den letzten Jahren einige Häuſer ausgegraben, da aber Reſina und Portici darüber erbaut ſind, ſo fürchtet man den Boden zu ſehr zu unterminiren; auch mag die Arbeit beſchwerlicher ſein, da ein Lavaſtrom ſich über Herculanum ergoß. — Die Papyrusrollen, welche man bei dieſen verſchiedenen Fouillen gefunden, und die ganz wie verkohlte Holzſtücke ausſehen, füllen einen großen Saal des Muſeums. Mit einer gewiſſen erweichenden Maſſe beſtrichen, laſſen ſie ſich allmälig auseinander rollen, werden dann

auf Fiſchhaut geklebt und entziffert. Eine unſägliche Mühe! denn wie geſagt, der Papyrus iſt kohlſchwarz worden und nur mit äußerſter Aufmerkſamkeit unterſcheidet man die Buchſtaben. Das Entzifferte wird überſetzt. Bis jetzt ſollen noch keine Werke von Bedeutung die Mühe belohnt haben.

All die „Farneſiſchen" Bildwerke, ſo genannt nach Papſt Paul III, der ſie in den Thermen des Caracalla zu Rom ausgraben ließ; der Hercules, der Stier, die Flora; dann die Venus Callipyga, der Adonis, die indiſche Bachusbüſte — müſſen durch ihre hohe Vollendung die Wonne kunſtverſtändigerer Leute ſein, als ich bin. Nicht als ob ihre Vortrefflichkeit mich ungerührt gelaſſen hätte! da ich aber immer von der Kunſt begehre, daß ihre Anſchauungen mir den Schlüſſel zu tiefen Myſterien, zu unausſprechlichen Ahnungen geben ſollen, ſo genügt mir nicht die Schönheit, Wahrheit und Regelmäßigkeit der Form und die meiſterhafte Behandlung, wie bei der Venus, und zuweilen iſt mir die Form unangenehm wie beim Hercules.. Ich finde, man hat ihm Unrecht gethan, indem man ihn ſo ungeheuer maſſiv dargeſtellt hat: dadurch bekommen ſeine Thaten einen völlig materiellen Character: die Körpermaſſe herrſcht vor, und abſorbirt alle geiſtige Kraft. Darum hat ihm auch Glycon ein ſo

trauriges Antlitz gegeben! er ſteht ruhend da, und ſinnt nach über die Thaten ſeines Lebens, und fühlt ſich ſo leer, ſo unbefriedigt, daß ich tiefes Mitleid mit dem gewaltigen Mann habe, der ſeine Stärke nur nach Außen geübt und angewandt hat. Er iſt der ſprechendſte Gegenſatz zum Belvederiſchen Apoll: Beide haben überwunden — der Eine durch göttliche Kraft, der Andre durch irdiſche Stärke: drum iſt jener verklärt und dieſer ermüdet durch den Sieg. Ich könnte weinen über den Hercules, der Alles thut, und doch nicht das Eine hat, was noth thut: göttliche Kraft. Eine Statue, welche dieſe Wahrheit verbildlicht, würde alſo gewiß meine Forderungen an die Kunſt befriedigen, wenn nicht ihre Form mich abſchreckte; ſie mag wunderwahr ſein, doch dieſe Berge von Muskeln auf einem Menſchenkörper beleidigen mein Auge.

Die Gruppe des Farneſiſchen Stiers, an deſſen Hörner Dirce von den zwei Jünglingen gebunden werden ſoll, müßte durchaus im Freien, auf einem großen Platz ſtehen; denn obgleich ſie ſich allein am Ende einer Gallerie befindet, ſo muß man doch zu ihr emporblicken; man ſieht wol das Einzelne, beſonders den kühnen Jüngling zur Linken — aber den Überblick des Ganzen gewinnt man nicht.

Die Perle all dieſer Marmorſchätze iſt für mich die

Pſyche im Kabinet der Farneſiſchen Flora. Dieſer Pſyche fehlen Arme und Beine und der Hinterkopf. Wär' es doch eben ſo leicht zu ſagen, weshalb ſie dennoch von himmliſcher Vollkommenheit iſt! aber wenn ich ſage: man gebe der ſchönſten Seele die entſprechendſte Hülle, und es wird dieſe Geſtalt daraus! ſo iſt das freilich gar nichts geſagt, und doch kann man ſich bei dieſer ätheriſchen Form unmöglich mit ſchwerfälligen Beſchreibungen befaſſen. Dieſen Ausdruck von Sehnſucht und Reinheit, von Trauer und Liebe, in ihrer unergründlichen Tiefe, in ihrer verklärenden Hoheit — o! was mach' ich denn Worte! ich meine: dieſe Ahnung der Unſterblichkeit hat nie ein griechiſcher Künſtler einer weiblichen Statue verliehen. Und nun der Zauber griechiſcher Schönheit! die ſchlanke Geſtalt, die weichen Schultern, der zarte Hals, die unnachahmliche Grazie in Wendung und Senkung des Kopfes, der nach der rechten Schulter gekehrt abwärts blickt! Dies iſt die entfeſſelte Pſyche, nicht die beneidete, nicht die geliebte, nicht die verlaſſene und beſtrafte! die Qualen und Wonnen der Erde ſind überwunden, und aus der Ruhe des Olymps blickt ſie ſinnend darauf zurück. So wie ich dies Kabinet betrat, fielen die Thüren der Welt hinter mir zu. Da hätt' ich bleiben mögen, da, bei der entſeſ-

ſelten Pſyche! da, wo für die Ewigkeit ohnehin mein Platz iſt! — —

Manche Statuen kommen auch recht unverdient zu ihrer Berühmtheit! hat ein gewichtiger Kunſtkenner ſie geprüft und gelobt, den Faltenwurf für tadellos erklärt, die treffliche Behandlung des Materials bewundert, ſo wälzt ſich eine Lavine der Admiration zu ihr hinan, und bildet ihr einen Sockel, der ſie in die Wolken hebt. Die Statue des Ariſtides genießt ſolcher faktiven Berühmtheit. Ich will ſehr gern ihre techniſche Vollendung anerkennen, nur nicht Schönheit der Form und des Ausdrucks. Man hat ſie aufs Gerathewol, in prima furia des Entzückens Ariſtides genannt, um ihr den Glanz eines hohen Namens zu gönnen: ich finde, ſie ſieht aus wie ein Kammerherr des Perikles, oder wie ein ſerviler Volksredner. Man ſtelle ſich vor: einen kleinen Mann, mit einem niedlich gerundeten Bäuchlein, und einem runden, bereitwilligen, verbindlich lächelnden Geſicht. Seinen Mantel hat er mit der linken Hand ſtraff um ſich herum gezogen, damit er beileibe nur niemand genire! dadurch tritt das Abdomen etwas poſſirlich hervor. Der rechte Arm iſt in den Mantel gewickelt und liegt auf der Bruſt. Der Mann macht ſich dünn, um überall durchſchlüpfen zu können. Das iſt wahr! die Natürlichkeit

und Lebendigkeit der Stellung und Haltung ſind bewundernswerth. Ich war ſtets ſeiner Verbeugung gewärtig.

Die Gemäldeſammlung füllt zahlloſe Säle, in denen man ſich förmlich verirren kann. Die ſchönſten Bilder hat man zuſammen in einen Saal gehängt, wie in Florenz in die Tribüne; aber die Auswahl der ſchönſten iſt durchaus willkürlich geſchehen. Eine Madonna von Rafael, und Schriftgelehrte im Tempel von Salvator Roſa, verdienen mehr die Ehre der Tribüne, als ein hidöſer Silen von Spagnoletto. Titians Danaë iſt auch nicht da, ſondern unter Schloß und Riegel in einem Kämmerchen, wohin die Prieſter ſie verbannt haben, denn ſie finden ſie indezent, die ſchöne Danaë. Darüber iſt nicht zu ſtreiten, weil ſchwer darüber zu ſprechen iſt. Ich habe Titians zauberiſchen Pinſel bei Darſtellung eines profanen Gegenſtandes nie in dieſer Verklärung der holdeſten Grazie geſehen. Aber vielleicht liegt in der Grazie die unwiderſtehlichſte Verführung — meinen die Prieſter, und haben deshalb ein ſüperbes Bild von Annibal Carracci, Bachantin und Satyr, nicht eingeſperrt, und noch weniger eine Verkündigung von Parmegianino, wo freilich die Häßlichkeit ebenſo arg iſt, als die Frechheit. Zwei Magdalenen, eine von Guercino, eine von Titian,

ſind merkwürdig verſchieden in einem und demſelben Schmerz. Jene, im hellblauen Kleide mit ſanft herabfließendem Haar, hat ruhig das Haupt in die linke Hand geſtützt und hält auf der rechten ein weißes Tuch mit dem Dornenkranz, in deſſen Betrachtung ſie verſenkt iſt. Ein zartes, ſchönes, lindes Antlitz; Spuren von Thränen, doch nicht von Verzweiflung; verſöhnte Reue. Titians Magdalene: ein großes, prächtiges Weib, ſchön wie die Welt, herrlich wie die Erde, plötzlich überfallen von unendlicher Reue, mit dicken Thränen im Auge und Zorn wider ſich ſelbſt im Blick, eine Hand in die dicken Locken gewickelt, beide Hände gegen die Bruſt gepreßt, Antlitz und Auge nach oben, das ganze Weſen in den Schrei zuſammengedrängt: „Gott ſei mir Sünderin gnädig!“ — o, das Weib wird eine große Heilige werden, wenn ſie den fürchterlichen Kampf durchgekämpft hat! — Schidone, einen Modeneſen, hab' ich hier in einem ſchönen Bilde voll Kraft, Wärme und Einfalt kennen gelernt: eine junge Frau vertheilt Almoſen an einen Krüppel, einen Blinden und ein Kind; während der Erſte empfängt, der Zweite dankt mit ſeinem zum Himmel gekehrten glanzloſen Auge — ſteht das Kind allerliebſt gleichgültig da, ſieht zum Bilde hinaus den Beſchauer an, bittet nicht, dankt nicht, wartet auch nicht, und kratzt

ſich nur den Kopf. Aber Kinder wie Lilien auf dem Felde vergißt Gott nicht. Dies naive Bild mit ſeiner kräftigen Färbung und ſeinem klaren Schatten erinnerte mich an Murillo und Titian. Dennoch hat Schidone nicht die geringſte Ähnlichkeit mit Titian; iſt dunkler, überraſchender, ſchattenreicher. Ich habe jenes Bild, das unter dem Namen der kleinen Pietà bekannt iſt, deshalb genannt, weil es ſich mir am eindringlichſten gemacht hat; es ſind hier noch einige, mehre Porträts, ein Amor, eine große Pietà von demſelben Meiſter, deſſen Werke in andern Gallerien höchſt ſelten ſein ſollen, die von Parma ausgenommen, indem er faſt nur für die Familie Farneſe gearbeitet hat. Parmegianino, den ich vorhin nannte, iſt mir ein unausſtehlicher Maler mit ſeinen gereckten und geſpreizten Geſtalten, die alle ausſehen, als wären ihre Glieder auf der Folter in die Länge gezerrt. Die Gallerie iſt voll ſeiner Bilder, unter denen einige Porträts durch die dargeſtellten Perſonen wie auch durch mehr Natürlichkeit und Wahrheit — nicht grade mich intereſſirt, aber doch etwas verſöhnt haben: Columbus und Amerigo Vespucci ſind zwei jener Bilder und die Geliebte des Malers iſt das dritte; letztere ſieht ſehr niedlich, wie eine kleine dümmliche Dienſtmagd, ſteif herausgeputzt aus; Amerigo hat ein ſtark markirtes Geſicht,

mit deſſen großen ſcharfen Zügen der feine, liſtige, lauernde Blick gar nicht harmonirt. Aber Columbus ſieht unbegreiflich aus! ich glaube auch nicht, daß es ſein ächtes, nach der Natur gemachtes Porträt iſt. Irgendwo müßte doch die Spur ſeiner tiefen Gedanken, ſeines mächtigen Geiſtes zu erkennen ſein! aber nichts! ... aber nirgends! ... eine runde Frauenſtirn, ein Paar klare hellbraune Augen, ein glattes hübſch colorirtes Geſicht — im Grunde ein Weibergeſicht mit einem Bart; kann das Columbus ſein? oder iſt er verſchwächlicht aus dieſem Pinſel hervorgegangen? oder hat man dieſem Gemälde, wie jener Ariſtidesſtatue, durch den Namen des Dargeſtellten eine Glorie machen wollen? — Eine Madonna mit dem Kinde ſoll von Leonardo ſein; deſſen Bilder ſind ſo äußerſt ſelten, daß mir die Übung fehlt, um ſie zu erkennen, doch aus ſeiner Schule oder nach ſeiner Zeichnung iſt ſie gewiß. Ich kanns nicht läugnen, ich hab' eine glühende Vorliebe für da Vinci. Warum? ich ſag' es ja! ich hab' eine Vorliebe für ihn! die gedämpfte Färbung, das geheimnißvoll träumeriſche Lächeln, eine gewiſſe himmliſche Zerſtreutheit, ganz verſchieden von der innigen, andächtigen Sammlung frommer Heiligen — geben ſeinen Geſtalten eine Unergründlichkeit, die mich nicht blos anzieht, ſondern feſſelt. Beſinnt

euch doch, und dann erzählt mir, worauf ihr euch besonnen habt, es müssen selige Räthsel sein! möcht' ich immer ihnen zurufen. Und dann haben sie eine Weltnachlässigkeit, die ich sonst nirgends gefunden, und die mir grade unsäglich gefällt! Rafaels Madonnen wissen nichts von der Welt, Francias Madonnen verschmähen klösterlich die Welt, Correggios Madonnen amüsiren sich über die Welt; aber die Weltnachlässigkeit macht die Seele so vornehm, weil dazu Erkenntniß und lächelnde Nichtachtung gehört. Von Luini, dem treuen und glücklichtreuen Schüler da Vincis ist hier ein Johannes der Täufer, der dieselbe magnetische Anziehkraft für mich hat. — Aber ich spreche weit mehr als ich wollte von Bildern, für die sich Niemand vielleicht interessirt, denn für Gemälde hat Jeder sein eigenes Auge, weil man viel mehr Gewohnheit und Übung hat mit ihnen umzugehen, als mit Statuen und Bauwerken.

Im Saal der Broncestatuen ist ein sitzender Merkur von der leichtesten Haltung, griechisch schlank, bewegt in der Ruhe, nicht festgewurzelt auf seinem Platz. Der Gedanke, daß sie für alle Ewigkeit dasitzen, ist mir fast bei allen sitzenden Statuen peinlich eingefallen; dieser Merkur macht eine Ausnahme. Eins der schönsten Bildwerke dieser Sammlung — sie gehört zu den

pompejaniſchen Ausgrabungen — ſah ich in Palermo, wohin der König es geſchenkt hat: Hercules, der einen Hirſch bei den Geweihen faßt und niederwirft; ſo friſch, natürlich und ſchön proportionirt, daß man meint, es ſei in Lebensgröße, während es vielleicht 1½ Fuß hoch iſt. Eine Platosbüſte iſt mir aufgefallen wegen der zarten, ſorgfältigen Ausarbeitung des Haars, und eine Sapphobüſte, weil ſie ein wunderſchönes Geſichtchen hat. Ich freue mich, daß der Himmel oder der Künſtler gütiger geweſen iſt als das allgemeine Vorurtheil, welches die Frau zu einem mannähnlichen, monſtröſen Weſen macht, die es wagt eine Richtung einzuſchlagen, in welcher der Mann ihr nun einmal nicht begegnen mag.

Den glorreichen Luxus römiſcher Paläſte: Privatgallerien, kennt man hier nicht. Es ſollen früher einige exiſtirt haben, doch die Beſitzer haben ſie verwahrloſt und nach und nach verkauft. Der preußiſche Profeſſor Zahn hat die letzten Bruchſtücke dieſer Sammlungen angekauft, worunter einige gute Bilder ſind, namentlich von Guido Reni eine Himmelskönigin, die betend in den Wolken auf dem halben Mond ſteht. Ich liebe die Madonna in der Einſamkeit, ohne Kind, ohne Heilige; ich gönn' es ihr, wenn ſie einmal ganz allein mit Gott iſt. Die obligaten Engelsköpfe ſind

auch leider auf dieſem Bilde, aber zum Glück ziemlich niedrig angebracht. Wenn ſie ihr das Haupt überwölben, und ſich unter ihre Füße und Arme drängen, ſo ſind ſie mir in der Seele der Madonna ebenſo läſtig, wie mir der Hofſtaat eine Laſt für eine Königin ſcheint. — Bei einem heiligen Sebaſtian von Spagnoletto fiel mir ungemein auf, daß dies lebensgroße, ſchöngemalte Bild mich an die, jetzt ſo lächerlich beliebten, engliſchen Stahlſtiche erinnerte. Es rührt aber ganz natürlich daher, daß er die geſuchte Schattenvertheilung hat, welche auf dieſen Stahlſtichen ſo frappante Effecte hervorbringt. Das iſt der Nachtheil einer Manier: ſie macht das Große klein! denn gewiß dieſer Sebaſtian könnte ein ſchönes Bild ſein, wenn nicht die glänzende Jünglingsgeſtalt auf übertriebene Weiſe in Evidenz geſetzt wäre. Daß ſie an einen ſchwarzen Felſen gekettet iſt, möchte hingehen, obgleich es keine Felſen von Ebenholz giebt; allein das ſchwarze Sammtband, welches ihm wie eine Binde über die Stirn läuft, iſt ein ganz willkürlicher Schatten, den ſeine Arme nicht werfen können, die hoch über ſeinem Kopf zuſammengebunden ſind. Das ſchwarze Tuch, das um ſeine Hüften gebunden iſt, macht vollends einen unnatürlichen Effect, denn ſtatt die ſchöne Carnation zu heben, zerſchneitet es den Leib hart in zwei

Theile und giebt ihm ein wespenhaftes Anſehen. Dies ſoll eins der beſten Bilder von Spagnoletto ſein. Ich finde, es hat keinen guten Styl, ſondern nur eine Manier, und dieſe verhält ſich zu jenem, wie die tanzmeiſterliche zu der natürlichen Grazie, wie ein Calcul zu einer Inſpiration. — Zwei Gemälde von Salvator Roſa, die in Neapel wie überall ſehr ſelten ſind, befinden ſich auch in dieſer Collection, eine Waldpartie mit Landleuten, und Simeon, der den kleinen Joſeph an egyptiſche Kaufleute verhandelt. Es geht mir mit Salvator wie zuweilen mit Menſchen, ich möchte ſeine genaue Bekanntſchaft machen, aber ich fürchte abgeſtoßen zu werden; denn Wildheit ſchreckt mich nicht, wol aber Verwilderung. Unruhig ſein iſt noch nicht Imagination haben. Im Gegentheil! man habe mehr, ſo wird man ruhig ſein, wie der Adler, der von allen Vögeln am allerhöchſten — auch am allerruhigſten fliegt. Dieß ſoll nicht heißen, daß der wilde, glühende Salvator keine Imagination habe, ſondern nur, daß ſie an die Grenze der Bizarrerie ſtreifen dürfte. Bei dieſem Joſephsverkauf frappirte mich daſſelbe, was auch bei den Phariſäern im Tempel im Muſeum: er macht die Figur unbedeutend, um welche ſich das Intereſſe dreht. Die Phariſäergruppe iſt von unnachahmlicher Wahrheit und Leichtigkeit der Gruppirung, und der

kleine lehrende Christus mit seinem abgerundeten Gesicht verschwindet zwischen ihnen. Hier sind Simeon und zwei Kaufleute die Gruppe, in welcher der kleine Joseph untergeht, von dem man nichts als ein weinendes Profilchen und eine kleine betrübte Hand sieht; denn er reicht dem Simeon nur bis an die Hüfte und die Figuren sind nur halbe Figur.

Ich war unaussprechlich verwundert bei dem Professor Zahn, der die Pompejanischen Wandbilder in Farbendruck herausgiebt, nur schwarze Zimmerwände zu sehen, da ich doch in Pompeji selbst nicht eine einzige schwarze gefunden. Sie werden wol existiren, da er sie copirt hat, auch erinnere ich mich, daß die Tänzerinnen und die Seiltänzer im Museum auf schwarzem Grunde sind; dennoch bleib' ich dabei: die meisten Zimmer sind hochroth. Da aber all die kleinen Malereien von Blümchen, Vögelchen, Strichelchen und Pünktchen sich viel hübscher von Schwarz abheben, so hat der Maler sehr recht gethan den vortheilhaftesten Grund zu wählen. Übrigens läßt mich in der Copie wie in der Wirklichkeit all diese Niedlichkeit sehr gleichgültig. Man häufe das Hübsche wie man wolle, nimmer wird etwas Schönes daraus. Ich bin dem Geist des Alterthums in seinen Weltschöpfungen — nicht in seinen Privatliebhabereien befreundet. — —

Morgen fahr' ich nach Rom. Ich bin in der Unbehaglichkeit und Trauer der Abreiſe. Eben kommt mein Paß: das Viſa nach Rom koſtet drei Thaler. Ich ſignalire dieſe Merkwürdigkeit! wenn der Neapolitaniſche Miniſter des Auswärtigen ſeine Sporteln von den Fremden erhebt, wie kann man ſich dann über die Gaſtwirthe beſchweren! — — Ich war drei und einen halben Monat hier. Heute iſt der 19. März.

Sclavin und Königin.

Kommt her zu mir, Ihr Kronenträgerinnen,
Auf meine Frage gebt mir Antwort treu:
Warum könnt Ihr die Freiheit nicht gewinnen?
Warum liegt bei der Krone Sclaverei?
Bei jeder Krone, die Ihr noch getragen,
Nicht blos beim Reif, der von Juwelen glänzt —
In Feſſeln iſt jedwedes Weib geſchlagen,
Wenngleich ein Lichtſtral ſeine Stirne kränzt.

Maria Stuart, Sappho, Heloiſe,
Ihr Ewig-Holden, Lieblichen, gemacht
Zu Typen aus dem Schönheits-Paradieſe,
Was hat Euch Eure Herrlichkeit gebracht?
Den herben Tod auf dem Schaffot und Schande,
Den ſelbſtgewählten Tod im kühlen Meer,
Des Kloſters und des Nonnenſchleiers Bande:
Wog Euer Glück und Euer Glanz ſo ſchwer?

Und hättet Ihr nicht gern die falſchen Gaben,
Die Krone und die Schönheit und den Geiſt,
In frühe, ſtille Dunkelheit begraben,
Da ihre Macht Euch in den Abgrund reißt?
Vielleicht! vielleicht auch nicht! ſich durchzuleben
Durch alle Qual des Seins und alle Luſt —
Das iſt ein unwillkürlich ſüßes Streben
Für die mit großen Gaben in der Bruſt.

Sie wollen doch die Glorie ſich erringen,
Die Blumen pflücken, die für ſie erblühn,
Und denken nicht an jene feſten Schlingen,
Die um ihr Herz ſich leis, doch ſicher ziehn.
Ihr Herz! das iſt's! das lockt aus goldnem Frieden,
Aus goldner Freiheit ſie in Sclaverei;
Des Looſes Schattenſeite iſt's hienieden,
Und davon ſpricht kein Gott, kein Menſch ſie frei.

Und doch — wohl ihnen, wenn an dieſer Feſſel
Der Geiſt, die Kraft, das Glück zu Grunde gehn!
Denn wo am Herzen nicht — wird's an der Neſſel,
Der böſen Pflanze Eitelkeit geſchehn;
Die gährt im Blut mit üppigem Behagen,
Die reizt den Sinn zu arger Lüge an,
Die lehrt geſchickt der Falſchheit Larve tragen; —
Das Herz thut Lüg' und Falſchheit in den Bann!

Doch nicht des Herzens und der Thorheit Klippen
Bedrohn allein Gefahr und Untergang;
Die Welt mit böſen Händen, Augen, Lippen
Behauptet wenigſtens den gleichen Rang.
Die Hände klammern ſich an jede Größe,
Um ſich an deren Macht emporzuziehn,
Die Augen ſpähn nach der geringſten Blöße,
Indeß die Lippen Schmeichelreden ſprühn.

Und haben ihre Zwecke ſie vollendet,
So hebt die Hand ſich auch zum Schlage ſchon,
So wird das Aug' ſchon heuchelnd abgewendet,
So ſpricht auch ſchon die Lippe giftig Hohn.
Und wehrlos, ſchutzlos, ohne jene Mauer,
Womit ſich Schuld und Heuchelei umgiebt,
Steht dann die Herrin da und ſieht voll Schauer
Sich Sclavin, wo ſie Königsmacht geübt.

Erniedrigt in dem Glauben ſpät'rer Tage,
Im Angeſichte ihrer Zeit befleckt,
Getroffen von dem unſichtbaren Schlage
Der Meinung, die ſich wie die Vehm verſteckt:
So muß ihr Bild dann in der Zukunft leben,
Der angebornen Herrlichkeit beraubt,
Und nur der arme Dichter ſagt mit Beben,
Daß er dem Licht mehr als dem Schatten glaubt.

Im Caſtell Nuovo herrſchet tiefes Schweigen.
Neapels Markt und Hafen brauſt umher
In lärmender Beweglichkeit, die eigen
Dem Volk von jeher war; das Schloß ſcheint leer!
Denn ſchreiten ernſthaft auch die Söldnerwachen
An Thor und Thüren ſchweigſam auf und ab,
So mehren ſie den Schauer nur; ſie machen
Zu einem Kerker gar dies weite Grab.

Hier lebte feindlich in des Grolles Stille
Neapels blühend junges Königspaar,
Das früh verbunden hat des Ahnherrn Wille,
Als Jedes noch in tiefſter Kindheit war,
Und das ſelbſtändig jetzt und frei entfaltet
Verſchieden iſt an Gaben, Sinn und Geiſt,
So daß die inn're Richtung ſcharf ſie ſpaltet,
Indeß die äuß're ſie vereinigt weiſ't.

Andreas hat den Hoffnungen gelogen,
Die König Robert einſt gehegt! obzwar
Sorgfältig an Neapels Hof erzogen,
Blieb er doch ſtets der ung'riſche Barbar.
Der volle Becher, Würfelſpiel und Jagden
Mit ſeinen Ungarn tödten ihm die Zeit;
Zu würdigen Beſchäftigungen machten
Ihn Rohheit, Stumpfſinn, Trägheit nie bereit.

Und dennoch kränkt es ihn, daß er nicht König,
Nur Herzog iſt; daß ſie die Krone trägt
— Ihr frühes Erbtheil — ſie, für die er wenig
Gefühl der Liebe und der Achtung hegt,
In der er nur das ſchöne Weib zu Zeiten
Und wieder dann des Thrones Herrin ſieht,
Die er mit wilder Gier ſucht zu erbeuten,
Indeß verzweifelnd ſie vor ihm entflieht.

Doch kränkt es ihn! denn lockend iſt die Krone,
Und unumſchränkter Herr zu ſein iſt ſüß,
Beſonders dem, der ohne Einſicht, ohne
Gefühl für inn're Schranken, nie ſich ſtieß
Mit Schmerzen an dem engen Menſchenwillen,
Der auch im König kleinen Spielraum hat,
Auch unterm Purpur zeigt: wie das Erfüllen
So wenig ſich dem ſtärkſten Wollen naht.

Doch von Andreas blieben ferne dieſe
Gedanken, er will ja der Herr nur ſein,
Der Herrſcher, der Tyrann, ein ſtarker Rieſe,
Und ihm zu Füßen Alle, zitternd, klein,
Die ſtolzen Prinzen, und das Weib, das immer
Gehorſam unterworfen ſich ihm zeigt,
Und wenn er als Gemahl befiehlt, ſich immer
Mit ſtolzem Schweigen ſeinem Rechte beugt.

Das, was Andreas alſo ehrſuchtstrunken
Gemacht, iſt nicht Bewußtſein eigner Kraft,
Die zwiſchen Holz und Aſche gleicht dem Funken
Und aus den todten Maſſen Feuer ſchafft!
O nein! er war ein ſchwacher Menſch; er hörte
Auf ſeine herrſchaftgier'gen Ungarn hin;
Was ſein Erzieher, Bruder Robert, lehrte,
Das grub und prägte er ſich in den Sinn.

Die Ungarn wünſchten, daß durch ihren Fürſten
Sie mächtig werden möchten in dem Land,
Und Bruder Roberts Sinn und Seel' erdürſten
Des Königs Lenkung dann am Gängelband;
An ihre eignen Zwecke denken Alle,
Indeß ihr Wort ihn ſchmeichleriſch umſchlingt;
Andreas ging getroſt in ihre Falle,
Ahnt nicht, daß er für ſie nach Herrſchaft ringt.

Die Prinzen vom Geblüte zogen ſtille
In ihre Ländereien ſich zurück,
Und warteten, ob ſich die Zeit enthülle
Zu einem beſſern, günſt'gern Augenblick.
Sie wollen nicht mit dieſen Ungarn ringen,
Sie ſcheuen deren rohe Übermacht;
Und ach, die Königin kann ſie nicht zwingen,
Faſt wird ſie als Gefangne ſelbſt bewacht.

Drum herrſcht im Caſtell Nuovo finſtres Schweigen,
Die Frucht von Unmuth, Zorn, von Furcht und Scheu;
Vereinſamt muß die Königin ſich beugen
In die verhaßte Ungarnſclaverei.
O, Königin zu ſein und ſich zu fühlen
In voller Kraft, und doch gebunden, weil
Die Mittel fehlen — ſolche Schmerzen wühlen
Sich in den Buſen wie ein gift'ger Pfeil!

Sie ſaß gedankenvoll in ihrem Zimmer
Und blickte trübe auf die weite See;
Sie war ganz ſchön, ganz blaß; der Mondenſchimmer
Entfärbte ſie und tiefes Seelenweh;
Auf ihrem jungen, zarten Antlitz lagen
Die Spuren von Gedanken und von Leid,
Die deutlicher als alle Worte ſagen,
Daß dieſe Jugend nur ein äußres Kleid;

Daß in der weichen Form ſchon feſt und mächtig
Die ſtarke Seele liegt — wie man denn auch
Gebirgeszacken, roſig, golden, prächtig,
In dem erkennt, was ſchien ein Wolkenhauch. —
Sie ſaß im Lehnſtuhl und mit ſchweren Falten
Umfloß ſie reich ein purpurnes Gewand,
Der Kopf, von dem lichtbraune Haare wallten,
War ohne Schmuck, geſtützt auf ihre Hand.

Mit goldnem Schnitzwerk rahmt des Seſſels Lehne
Sie ein, und unbeweglich wie ein Bild
Verharrt ſie lang', bis endlich eine Thräne
Ganz ſchwer und langſam ihrem Aug' entquillt.
„Was weint mein Töchterlein? —" ſo hub halbleiſe
Und ſchmeichelnd eine Weiberſtimme an.
Johanna blieb in ihrer alten Weiſe,
Indeß die Thräne von der Wimper rann.

„Was weint mein Töchterlein? —" erklang die Frage
Noch einmal; „ſage, was Dein Auge näßt!
Iſt es ein Vorwurf, iſt es eine Klage?
Hat Dir der Herzog dieſe Thrän' erpreßt? —"
„Der Herzog! — ſprach Johanna — liebe Alte,
Im Zorn und aus Verachtung wein' ich nicht!
Nur wenn ich meine Zukunft mir geſtalte,
So kommt die Pein, woran mein Herz zerbricht.

Denn alle Güter, die des Himmels Gnade
Mir zugewendet, ſind ein Fluch für mich .... —"
„Nicht alle, Töchterlein, das wäre ſchade!
Die Liebe und die Schönheit ſegnen Dich. —"
„O ſchweig', Filippa, rief mit tiefem Wehe
Die Königin, o ſchweig' und hör' mich an!
Ja, Kron' und Reich ſind mein, allein ich ſehe
Nicht, wie ich dieſes Reich beglücken kann.

Ich ſehe nicht, wie ich der Ahnen Krone,
Ich, die Gefangne, ziemend ehren ſoll!
Mein Name trägt ſie — doch das iſt zum Hohne!
Das Volk verſagt mit Recht der Ehrfurcht Zoll.
Vergiftet iſt die Herrſchaft und die Hoheit,
Mir fehlt ihr Glück: ich kann nicht Gutes thun!
Und ſuch' ich Troſt als Weib, ſo find' ich Rohheit
Bei dem Gemahl! und meine Liebe .... —" „Nun?

Und Deine Liebe, Töchterlein, iſt Liebe,
Die Dich beglücken kann und ſoll und muß!
Wenn nur Prinz Ludwig immer bei Dir bliebe —
Das wär' ein Gegengift für den Verdruß!
Er iſt ſo ſchön und kühn, ein ächter Ritter,
Ganz Deiner würdig, halb von Gold, halb Stahl,
So ſtolz, ſo tüchtig — nirgends leerer Flitter .... —"
„Filippe, ſchweig'! er iſt nicht mein Gemahl!

Ich lieb' und ehr' ihn, wie des Weibes Seele
Dem Heißgeliebten huldigt, und die Glut
Muß ich verbergen in des Buſens Höhle
Ganz ſcheu und ſtill! — weißt Du, wie weh das thut?
Ich zittre vor dem Mann, den ich verachte,
Weil ich für einen Andern zitternd bin,
Denn wenn Andreas' Eiferſucht erwachte,
So fiel' mit Ludwigs Tod mein Leben hin. —"

„O Töchterlein, Dein ſüßes, holdes Leben!
Was knüpfſt Du es ſo feſt an einen Mann?
Mag es nicht Andre, die Dich lieben, geben? —"
„Er iſt der Eine, den ich lieben kann. —"
„Nun, ſprach die Alte dann nach kurzem Schweigen,
Wenn er der Eine iſt, ſo ſei beglückt
In ſeinem Arm! ... wir ſind Dir treu zu eigen,
Wir ſorgen, daß der Herzog nichts erblickt. —"

„Filippe," ſprach die Königin mit Kälte,
„Du warſt des Vaters Amme, liebſt mich ſehr,
Biſt alt — das ſchützt Dich heut! doch künftig ſchelte
Ich ſtrenge ſolch ein Wort! — Davon nichts mehr! —"
„Mein Töchterlein, ſoll ich denn nicht voll Trauer
Dein ſüßes Leben ſo verblühen ſehn?
Soll ich den Mann nicht haſſen, den mit Schauer
Gemahl Du nennſt? Du biſt für ihn zu ſchön.

Zu Deinem eignen Glücke möcht' ich ſparen
Die Schönheit, die Dich ziert mit Wunderpracht!
Was ſoll ſie einem trunkenen Barbaren?
Der Liebſte wird durch ſie zum Gott gemacht. —"
Und eh' Johanna Antwort noch gefunden,
Erhob der Thüre Vorhang leiſe ſich.
Ein Mann trat ein und ſprach: „Auf drei Secunden,
Wenn es die Königin erlaubt, komm' ich. —"

Johanna wollte freudig ſich erheben
Und ſeinen Namen jubeln und die Hand
Ihm reichen; — doch des Herzens Wonnebeben
Hielt ſie in ihrem Seſſel wie gebannt.
Sie fand kein Wort zum freundlichen Willkommen,
Doch ihre ganze Seele ward ein Blick
Der Liebe. Ludwig folgt dem Wink beklommen,
Filippa ging ins Vorgemach zurück. — —

„O Mutter, flüſtert es ihr hier entgegen,
Hältſt Du denn alſo Dein Verſprechen mir?
Zu meinen Gunſten willſt Du ſie bewegen,
Und jetzt — ich hört' es deutlich — ſprachſt Du für .... —"
„Den Prinzen, Söhnchen! ja! ſei doch geſcheuter!
Sie liebt ihn, liebt zum erſten Mal; ſie muß
Ihm angehören; doch dann geht man weiter,
Und dem Beſitze folgt der Überdruß.

Auf neue Leidenſchaft wird man begierig,
Die alte nutzt ſich ab wie ſcharfer Stahl
Durch den Gebrauch; dann iſt's nicht allzu ſchwierig,
Auf Dich zu lenken ihre neue Wahl.
Bis dahin mußt Du nur dem Prinzen dienen
Und ihr, ſo treu, wie Du es thateſt ſchon;
Gewiß, die Leidenſchaft verkühlt bei ihnen,
Und dann wird der Geduld der Liebe Lohn. —"

„Ja, flöſſe Waſſer ſo in meinen Adern
Wie in den Deinen — ja! dann wär' es gut!
Dann würd' ich warten ohne viel zu hadern,
Bis ſie nicht mehr in andern Armen ruht.
Doch jetzt, da ich ſeit ihren Kinderjahren
In immer neue Gluten mich getaucht,
Und nie der Flamme Linderung erfahren,
Jetzt, Mutter, iſt mir die Geduld verraucht. —"

„So gehe denn und wirf Dich ihr zu Füßen,
Bekenn' ihr Deine Liebe und ſie wird
Mit holdem Blick und Kuß den Mund Dir ſchließen,
Der ſo verführeriſch von Liebe girrt. —"
„Es wäre wol am Beſten das zu wagen,
Doch ach, ich fürchte ihren Haß und Zorn!
Dagegen iſt der Zweifel zu ertragen,
Bei dem die Hoffnung ſteht, als Roſ' beim Dorn. —"

„So recht, mein liebes Söhnchen! —" ſprach die Alte
Und ſtreichelte mit ihrer dürren Hand
Ubertos Stirn, von der die tiefe Falte
Der Schmerzen nicht bei der Berührung ſchwand;
Im Gegentheil, er wurde finſtrer, trüber,
Er warf in einen Seſſel ſich zurück:
„Die Gegenwart voll Wonne wär' mir lieber,"
Rief er, „als Dein geträumtes Zukunftsglück. —"

„Wenn ich Dein Vater wär', würd' ich nicht glauben,
Daß Du mein Sohn biſt, ſprach die Mutter kalt;
Du ſprichſt, als wolle ich ein Glück Dir rauben .... —
Ich ſinne ihm zu geben feſten Halt.
Die Luſt der Liebe rauſchet ſchnell von hinnen,
Die Luſt der Herrſchaft mehrt ſich jeden Tag;
Du mußt die Königin nicht blos gewinnen —
Mußt ſie beherrſchen! ſie iſt jung und ſchwach! —"

„Und kann der Prinz nicht ſeinerſeits drauf ſinnen? —"
„Mag er! zur Übung fehlt Gelegenheit!
Ein Schäferſtündchen reicht nur hin zum Minnen,
Erreichung großer Zwecke fodert Zeit. —"
Uberto knirſchte mit den weißen Zähnen
Und ſchüttelte ſein röthlich Lockenhaar.
Er folgt der Mutter, aber all ſein Sehnen
Lag fern von dem, was ihre Sehnſucht war. — — —

„Was bringt Ihr mir, mein Vetter? —" ſprach verſtohlen
Und ſanft Johanna, als Filippa fort. —
„Ich bringe nichts; ich komme, um zu holen
Mein Glück, mein Leben — Euer holdes Wort. —"
Er kniete nieder auf dem Purpurkiſſen,
Das ihre Füße trug; aufs Schwert gelehnt,
Sah er ſie an. Sie ſagte hingeriſſen:
„O, lange hab' ich mich nach Dir geſehnt. —"

Um ſeinen Hals legt ſanft ſie ihre Arme,
Sanft ihre Wange auf ſein ernſtes Haupt:
„Sieh, meine Tage ſind geweiht dem Harme
Und meine Nächte ſind der Ruh' beraubt.
Andreas ſteht wie ein Geſpenſt zuweilen
Vor meinem Blick, iſt er im Raum auch fern,
Und droht, wenn die Gedanken zu Dir eilen,
Zu Dir, o Ludwig, Du mein Morgenſtern!

Den Gram der Königin muß ich verbergen,
Den Gram der Liebe hüll' ich bange ein.
Der Königin und Liebenden ſtehn Schergen
Genüber! .... werde ich nie glücklich ſein?
O, zitternd leben, Ludwig, iſt kein Leben,
Und zitternd ſterben iſt ein ſchlechter Tod!
Und dennoch muß ich täglich, ſtündlich beben,
Denn Tod und Leben ſind von Angſt umdroht.

O dürft' ich einmal meine ſchöne Krone
In voller Glorie tragen, frei und kühn,
Beglückend kräftig — und auf meinem Throne
Vor Dir, der ihn verdient, mit Wonne knien.
O dürft' ich einmal nicht mein Glück verhehlen,
Mich einmal als das zeigen, was ich bin,
Nur einmal die Beſtimmung nicht verfehlen —
Dann ſtreckt' ich friedlich mich im Grabe hin. —"

Er ſchloß in ſeine Arme ſie: „Johanne,
Die Zeit wird kommen, Süße, zweifle nicht!
O wir ſind Alle wachſam! nur ermanne
Zu alter Kraft Dich, die Dir jetzt gebricht. —"
„Woher ſoll denn die alte Kraft mir kommen?
Beugt ſich nicht immer mehr mein Volk, mein Reich
Vor dieſem rohen Fremdling ſcheu, beklommen,
Und hab' ich eine Stütze denn an Euch? —"

„Johanna! —" rief der Prinz und ſprang betroffen
Empor. — „Dies Wort, Geliebter, gilt nicht Dir!
Doch Deine Brüder, Deine Vettern hoffen
Vielleicht für ihren Schutz zu viel von mir. —"
„Laß die Durazzos hoffen! meine Brüder
Sind Dir ergeben, feſt und treu wie ich.
Nur die Gelegenheit .... wir ſtrecken nieder
Die Herrſchaft, die tyranniſch uns beſchlich.

Und frei auf Deinem Throne ſollſt Du Schöne
Die Königin der Welt, der Herzen ſein,
Und jede Klage, jede ſtille Thräne
Webt um die Krone Dir den Heil'genſchein! —"
Und wieder warf er ſich zu ihren Füßen
Und ſprach: „Johanna, jetzo muß ich gehn.
Neapels Mauer darf mich nicht umſchließen —
Ich bin beglückt, ich habe Dich geſehn. —"

Doch ſtatt zu gehen, nahm er ihre Hände
Und preßte ſie an Wange, Stirn und Mund.
So geh' denn! —" ſprach ſie. — „O Johanna, wende
Dein Auge ab! es thut: o bleibe! kund. —"
„Du haſt vorhin ein Wort von mir begehret,
Was kümmert Dich mein Blick? —" „Stimmt er nicht klar
Mit dem zuſammen, was Dein Wort mich lehret,
So ſind, o Süße, Wort und Blick nicht wahr. —"

Und um den Augenblick hinauszuſchieben,
Der Trennung drohet, greifen ſie zum Scherz,
Und hüllen in ſein leichtes Kleid ihr Lieben,
Ihr Sehnen, Wünſchen .... o, ihr ganzes Herz.
Vergeſſen ſind die drohenden Gefahren
Von Spähern, Lauſchern — von der Möglichkeit
Entdeckt zu werden — ach, der Hölle Schaaren
Sind ſcheinbar ſtets vom Liebeshimmel weit.

Und als nun Beider Seele ſcherzesmüde,
Fragt Ludwig: „Soll ich alſo gehn? kein Kuß
Verbürget mir, daß zwiſchen uns iſt Friede,
Wenn auch die Welt in Kriegen leben muß? —"
Da, unwillkürlich, wendet ſie die Augen,
Ach, nicht zu ihm! nein, ringsum im Gemach;
Wenn Liebende zuſammen reden, taugen
Nicht Zeugen, und iſt hier ein Feind nicht wach?

Es rauſcht der Purpurvorhang an der Pforte,
Es taucht ein Kopf hinein ganz bleich und ſtumm,
Er droht mit Zeichen wild, doch ohne Worte,
Der Purpur fließt wie Blut um ihn herum.
Die Königin wirft ſich mit wildem Schrecken
In Ludwigs Arm. Sein wird ein ſüßer Kuß!
Dann erſt blickt er umher, um zu entdecken,
Wer ſie geängſtigt, wen er ſtrafen muß.

„Uberto iſt's, er harret auf der Schwelle. —"
So ſpricht er ſanft. Sie ächzt: „Was bringſt Du mir? —"
Uberto ruft: „Der Herzog naht zur Stelle,
In wenig Augenblicken iſt er hier. —"
Und ehe die Secunde noch verflogen
Iſt ſchon Johanna im Gemach allein;
Filippe hat den Prinzen fortgezogen,
Uberto führt Andreas raſch herein.

Ein blaſſer Jüngling von kaum neunzehn Jahren,
Lang vor der Zeit in Schwelgerei verblüht,
In dem die Kräfte matt erſtorben waren,
Wenn nicht die Kraft des Weines ihn durchglüht ....
Wie eben jetzt. Er nahet ſtolz Johannen
Und übermüthig ſagt er: „Wünſch' mir Glück. —"
„Wozu? —" fragt ſie geängſtigt. Kaum ermannen
Kann ſie vom Schreck ſich in dem Augenblick.

„Zur Königskrone! —“ ſpricht er höhniſch weiter.
„Recht gern! —“ verſetzt ſie, die ihn trunken glaubt.
„So ſind' ich, ruft er, wirklich keine Neider,
Und ungeſtört ſetz' ich ſie mir aufs Haupt?
So hat doch Bruder Robert Recht, der ſagte,
Es werde Niemand mir entgegen ſein,
Wenn ich nur kräftig aufzutreten wagte —
Jetzt vollends, da des Papſtes Bulle mein. —“

„Mein Herzog, ſprach Johanna kalt, ein Fieber
Packt Euch zuweilen an, ich weiß es wohl;
Laßt dieſen böſen Anfall erſt vorüber,
Jetzt klinget ſinnlos, was Ihr ſagt, und hohl.
Auf morgen früh. —“ Sie ſtand von ihrem Sitze
Mit Ruhe auf. Da faßt er ihre Hand
Und rief mit einem wilden Augenblitze:
„Ich bin jetzt König in Neapels Land! —“

„Nach König Roberts Wunſch ſind wir verbunden,
Sein Wille aber macht zum Herzog Euch
Calabriens .... —“ „Der Papſt hat jetzt gefunden,
Mir zieme mehr als Dir das Königreich.
Der Ungarnkönig hat ſich ſtark verwendet
Zu meiner Gunſt, der gute Bruder, der!
Allendlich hat der Papſt die Bull' entſendet:
Lehnsträger bin ich zu Sanct Peters Ehr'.

Heut' iſt ſie angekommen, und ich habe
Mit meinen Ungarn mich beim Feſt ergötzt,
Das Du ſtets fliehſt .... doch ſüße Minnegabe
Wirſt Du dem Könige gewähren jetzt,
Die Du dem Herzog oftmals abgeſchlagen. —"
Er wollte ihr mit Liebkoſungen nahn.
Sie ſagte ſtreng: „Das darf der Papſt nicht wagen! —',
Und trat zurück. Er rief: „Er hat's gethan.

Wie ſollt' er nicht? Ich bin ein Königsſproſſe,
Verwandtlich nah Neapels Herrſcherhaus,
Und Dein Gemahl! warum denn nicht Genoſſe
Des Thrones? Böslich ſchloß mich Robert aus.
Und dieſes hat der gute, heil'ge Vater
Nun eingeſehn; er hält mich lieb und werth
— Schreibt mir mein Bruder, der ſein treuer Rather —
Und giebt die Krone dem, dem ſie gehört. —"

„O, rief Johanna, ich bin die Gekrönte,
Ich weiche nicht, wenn auch der Papſt befiehlt;
Und glaubt mir, Herzog, daß er Euch verhöhnte
Und wie mit einem Knaben mit Euch ſpielt;
Denn ohne Zuſtimmung der Reichsbarone,
Die nie ſie geben werden, nie und nie!
Iſt null und nichtig Schenkung meiner Krone .... —"
„Nun, holde Königin, wir theilen ſie!

Du biſt ſo ſchön — ich ſehe Dich ſo ſelten,
Und doch gehörſt Du mir, doch biſt Du mein ....
Wenn Du befehlen willſt — Dein Wort ſoll gelten,
Nur allzu ſpröde mußt Du mir nicht ſein!
Was werde ich mich um die Krone kümmern,
Was um den Scepter — beide ſind ſo ſchwer!
Dein Auge, Deine ſüßen Lippen ſchimmern
Weit lockender .... o komm' doch zu mir her. —"

Sie hob zum Himmel zürnend ihre Hände,
Warf dann von ihrer Stirn zurück ihr Haar,
Und ſagte ſtolz und hoch: „Andreas, ende
Doch den Bericht! iſt er denn wirklich wahr? —"
„So wahr, daß, wie die Ungarn mir verſprochen,
Die immer Mittel finden und zur Zeit
Schon ſehr beſchäftigt ſind — in wenig Wochen
Zur Krönungsfeier Alles iſt bereit.

Doch laß das jetzt! —" Er nahte zärtlich wieder,
Nur etwas ſchwankend; — „laß das; liebe mich .... —"
Sie ſchmetterte mit Blick und Wort ihn nieder:
„Du biſt unwürdig! ich verachte Dich. —"
„Ha! Du verachteſt mich!" — rief er mit Wüthen —
„So warte nur! ich bin jetzt König bald,
Dann werd' ich andre Dinge Dir gebieten,
Dann biſt Du ganz in meiner Allgewalt. —"

Er ſtürmte fort. Sie ſank in einen Seſſel,
Sie fühlte ſich gedemüthigt, beſchämt,
Ein wunder Kämpfer, dem man eine Feſſel
Anlegt, und der es duldet, wie gelähmt.
Von ihm, den ſie verachtet, tief gekränket
In Allem, was die Seele heilig hält,
Und ach! ſobald ſie nicht an Ludwig denket,
Ganz einſam, ganz verlaſſen auf der Welt!

Das Sinnen über ihres Gatten Worte
Verſchlingt den Gram: wie beugt man nur ihm vor? ...
Da öffnet ſcheu ſich die geheime Pforte,
Des Prinzen liebe Stimme trifft ihr Ohr.
Als wäre ſie aus der Gefahr errettet,
Sobald er naht — im ächten Liebeswahn —
Fliegt ſie entgegen ihm; ihr Arm umkettet
So feſt den ſeinen, wie ſie nie gethan.

„Du hörteſt? —“ rief ſie athemlos. „Ich hörte,“
Verſetzt er zürnend, „Alles .... o, zu viel. —“
„Ja, ich bin elend!“ ſagte ſie und kehrte
Ihr Antlitz weg im tiefſten Schamgefühl.
„Und unvorſichtig! — ſagte drauf Filippe,
Die hinter Ludwig eingetreten war —
Du ſcheiterſt immer an des Stolzes Klippe,
Mein Töchterlein, iſt Dir denn das nicht klar?

Du kannſt den Herzog wahrlich beſſer lenken,
Als Bruder Robert thut, wenn Du Dich nur
Entſchließen wollteſt, Dich herab zu ſenken
Zu ſeiner ſchweren, gierigen Natur.
Du brauchteſt wahrlich keinen Schritt entgegen
Zu thun, denn das ſtimmt alle Männer kalt!
Nur finden muß er Dich auf ſeinen Wegen .... —
Wenn Du das thuſt, beherrſcheſt Du ihn bald.

Hab' ich nicht Recht, mein edler Prinz?" — ſo kehrte
Sie ſich zu Ludwig mit verſtecktem Hohn. —
„Ja, Töchterlein, fuhr ſie dann fort, ich ſtörte
Den Prinzen, der mit ſeinem Schwerte ſchon
Eindringen wollte und den Herzog morden .... —"
„Nicht morden wollt' ich ihn, nur Dich befrei'n!"
Rief Ludwig. — „Und was wäre draus geworden?
Könnt Ihr ihn hindern der Gemahl zu ſein?

Wollt Ihr's? verſucht's! Ihr ſeid ein tapfrer Ritter,
Der Herzog iſt ein Dieb, er ſinnt auf Raub,
Die Königin bebt hinter Schloß und Gitter,
O werft den Tiger vor Euch in den Staub. —"
„Filippe!" rief Johanna, „ſchweige, ſchweige!
Du meinſt es gut, doch dies verſtehſt Du nicht! —
Mein Vetter, Ihr wart dieſer Scene Zeuge —
Verdient der Herzog nicht ein ſtreng Gericht?

Soll er denn wirklich tragen meine Krone,
Die er entehrt? Und wird mein ganzes Land,
Die Prinzen meines Hauſes, Volk, Barone,
Nicht zürnend ſich erheben, wenn bekannt
Die Abſicht wird? —" „Ja, Königin, ſie werden!"
— Ruft Ludwig ſtolz und legt die Hand an's Schwert —
„Nach Ungarns Wäldern treiben wir die Heerden,
Die unſre Heimath ſchon ſo lang verheert.

Ich eile jetzt zurück, und meine Brüder
Empfangen dieſe Botſchaft! und ein Heer
Verſammeln wir, und ſchmettern dann ihn nieder,
Verſucht er auch verzweifelt Gegenwehr. —"
Enteilend küßte er Johannas Hände.
Sie brach in Thränen aus und rief ihm nach:
„O Mutter Gottes, ſchütze uns und wende
Von ſeinem Haupt Gefahr, von mir die Schmach! —"

„Befiehlt die Königin nicht ihre Frauen?"
— Sprach nun Uberto — „es iſt ſchon gar ſpät!
Im Oſten ſehe ich des Tages Grauen,
Worin der Morgenſtern zur Ruhe geht. —"
„Nein, nein, Uberto! ſeine Ruhe findet
Er nicht, — verſetzt ſie melancholiſch ſtill —
Denn wenn er auch vor unſerm Blick entſchwindet,
Er kommt doch nicht dahin, wohin er will! —"

„Und wohin kann der Morgenſtern denn wollen?“
— Fragt er beglückt, weil er ihr nahe iſt —
„Die Sterne haben Frieden, denn ſie rollen
In ihrer Bahn, die Gott für ſie ermißt. —“
„O glaub' es nicht, Uberto!“ — ſprach ſie trübe —
„Der Morgenſtern hat gar ein traurig Loos!
Er ſchmachtet nach verbotner, ferner Liebe,
Er ſtrebet ewig nach der Sonne Schooß.

Und ewig ſtreift er nur an ihrem Kleide
Dahin und ſchaut ſie an aus weiter Fern';
Sie aber ahnet nichts von ſeinem Leide!
Das iſt doch hart! .... der arme Morgenſtern! —“
Sie ſeufzet tief. Er fragt mit Angſt und Wonne:
— Er glaubt Unglaubliches, ihm bebt das Hirn —
„Wer iſt der Morgenſtern und wer die Sonne?
Die Königin ſpricht nicht von dem Geſtirn? —“

„Du guter Menſch!“ — verſetzt Johanna milde —
„Wohl Dir, dem meine Rede ſinnlos däucht!
Du ahneſt nichts von dieſem trüben Bilde;
Denn das, was Du begehrſt, erringſt Du leicht.
Doch wir, Uberto, wir, die Kronen tragen
Und Großes wollen — ach! wir gehn in Nacht,
Wir ſehn uns gleichſam ſelbſt in Zukunft tagen,
In jener, die in unſrer Seele wacht.

Wir gehen durch das Dunkel unſrer Zeiten,
Bald ungekannt und bald gequält; und Herrn
Nennt man uns thörig, weil voran wir ſchreiten
Den Uebrigen, wie dort der Morgenſtern.
O dürften wir uns in der Sonne trunken
Der Zukunft baden! Aber wenn ſie tagt,
Sind wir in die Vergangenheit verſunken
Und Sehnſucht hat die Gegenwart zernagt.

Wenn ich den Morgenſtern nur nennen höre,
Nur ihn erblicke — thut mir's Herz ſchon weh!
Es iſt, als ob ich mich in andrer Sphäre,
Doch traurig ſtets und unbefriedigt ſeh'.
Geh', mein Uberto, geh', und wolle wenig,
Und wünſche mäßig: dann trifft Dich kein Spott!
Wer viel will — iſt ein Bettler, wenn auch König;
Wer Alles will — ein Thor .... oder ein Gott. —"

Als ihre Worte ſchwermuthsvoll verhallen,
Geht ſie an's Fenſter, um den Stern zu ſehn.
Uberto iſt in Schmerz zurückgefallen,
Denn nimmer, nimmer wird ſie ihn verſtehn.
Er lehnte bebend ſich an eine Säule,
Indeß ſein Blick magnetiſch an ihr hing.
Sie wendete ſich um nach einer Weile
Und ſagte: „Geh! —" Er zitterte und ging.

Er ging. Allein in ſeiner Mutter Zimmer
Warf er verzweifelnd auf die Erde ſich,
Und rief: „Mein armer Kopf geht mir in Trümmer,
Ich leide, Mutter, leide fürchterlich. —“
Sie ſprach: „Wie ſich's gebührt für einen Thoren! —“
Wild fuhr er auf: „Und zwar durch Deine Schuld! —“
Sie fragte ſpöttiſch: „Weil ich Dich geboren? —“
„Nein! weil Du falſch mir predigſt die Geduld!

Weil Du mir zuſagſt, was ich nie erlange! —“
„So leg' auf meine Worte kein Gewicht!
Und was iſt denn geſchehn? was macht Dich bange? —“
„Sie ahnt, ſie kennt, ſie weiß .... ſie liebt mich nicht! —“
„Die Männer alleſammt ſind große Narren,
Stets übereilt und ohne Maß und wild,
Und nur das Weib weiß klüglich auszuharren,
Weshalb man oft es eigenſinnig ſchilt.

Ich, Söhnchen, habe mich, ſo lang ich lebe,
Stets treu bemüht, mein Fädchen ſo zu drehn,
Daß ich mit ihm den feſten Aufzug webe,
Der da dem Einſchlag Andrer giebt Beſtehn.
Und meinſt Du, ſchnell ſei das geglückt? Mit nichten!
Das Fädchen riß durch fremd' und eigne Schuld,
Ich mußt' es glatter ſpinnen, Knoten ſchlichten —
Jetzt geht's zur Noth .... ich dreh' es mit Geduld.

Die mußt Du lernen, Kind! mit beiden Füßen
Springt nur der Dummkopf in das Glück hinein;
Der Kluge läßt ſich keine Müh' verdrießen,
Von deſſen Dauer überzeugt zu ſein. —"
So redete ſie viel. Uberto ſtörte
Sie darum nicht in ihrem Schlangengang
Des Sinns und Wortes, weil ſein Geiſt nicht hörte,
Was an ſein Ohr mit dieſer Sprache drang.

Denn hören und verſtehen ſind zwei Dinge,
Von fern einander ähnlich, wie das Kind
Vom Hauſe und der Baſtard, die geringe
Sich ähneln und doch *eines* Vaters ſind. —
Die Mutter wollte herrſchen; ſeine Sinne
Sind ſo von fieberhaftem Rauſch durchbebt,
Daß in Verlangensglut er mitten inne
Als Salamander in den Flammen lebt.

Sie leihn dem Daſein Nahrung; ſie beſeelen
Ihn, wie das Fieber ſtarke Kräfte giebt;
Er würde, wenn ſie je ihm ſollten fehlen,
Ein Häufchen Aſche ſein, das leicht zerſtiebt.
Die Mutter intriguirt; er will genießen ....
Sein Glück, das eine, langerſehnte Glück,
Durch das des Lebens Nectarſtröme fließen; —
Sie will die Zukunft; er den Augenblick.

Sie iſt doch alt, er jung! .... ja, darum eben!
Sie hat die Kraft nicht, die dazu gehört,
Um in dem Augenblick das ganze Leben
Heiß, übermächtig, brauſend, unerhört
An Seligkeiten, jauchzend zu verſchwenden,
Wie man es glaubt und hofft beim erſten Kuß.
Sie hat Erfahrung, weiß, wenn jene enden,
Kommt eine Zeit, die man ausfüllen muß.

Die erſten Tage, wenn wir etwa hoffen
Auf einen fernen Zeitpunkt, ſind ganz leicht;
Wir haben unſre Einrichtung getroffen,
Wir wiſſen, daß die Zeit nicht ſchnell verſtreicht,
Sobald wir warten, und wir ſind entſchloſſen,
Sie muthig durchzuleben und gefaßt.
Doch ach! mit jedem Tage, der verfloſſen,
Iſt unſer Faſſungsvorſatz mehr erblaßt!

Denn jeder Tag und jede Stunde wickelt
Uns in den Bleimantel des Wartens ein,
Der die Gedanken lähmt, den Sinn zerſtückelt,
Und uns zermalmt in ſtummer Folterpein,
Der auf den Schultern drückt, auf Stirn und Füßen, —
In Herz und Blut die Lebenskräfte drängt,
So daß durch unſre Adern Wellen ſchießen
Und jeder Herzſchlag faſt den Buſen ſprengt.

So lebt Johanna; ſo vergehn die Tage
Im Harren, nach der wild bewegten Nacht;
Und keiner hat Erleicht'rung ihrer Lage,
Ach! keiner Ludwigs Botſchaft noch gebracht.
Andreas ſah ſie wenig; er vermehrte,
Wenn er ihr nahte, ihren tiefen Gram,
So daß ſie gerne jedem Zwieſprach wehrte
Und fremder noch ſich gegen ihn benahm.

Und er fängt an aufrichtig ſie zu haſſen,
Weil ſie, die er wie eine Sclavin hält,
Nach deren Krone ſeine Hände faſſen,
Als Königin ſich ihm genüber ſtellt
Und durch ihr Schweigen ſpricht: Wie Du auch ringeſt,
In mir iſt etwas, was Dein Eiſen ſtumpf
Und ſchartig macht, und was Du nie bezwingeſt! —
Dies ſagt er ſich nicht klar, doch fühlt er's dumpf.

Johanna hatte ihre treuen Späher:
Filippe und Uberto brachten ihr
Tagtäglich Nachricht, daß die Krönung näher
Und näher rücke, daß das Volk mit Gier
Die frohen Feſte und die Luſtbarkeiten
Erharre, daß ſich für die Königin
Kein Mitleid, keine Theilnahme von weiten
Nur zeige in dem wechſeldurſt'gen Sinn.

Sie zürnte ihrem leichten Volk. Filippe
Verſetzte: „Töchterlein, bedenke doch!
Die Fürſten ſcheiterten an dieſer Klippe
Der Treue, und vom Volk willſt Du ſie noch?
Und Jene zogeſt Du mit aller Liebe,
Aufmerkſamkeit und Sorgfalt Dir heran —
Ob von dem Überfluſſe etwas bliebe
Für dieſes — dachteſt Du denn ſchon daran? —"

„Du biſt vom Volk, Filippe Cataneſe," —
Entgegnete die Königin gekränkt
Und ſtolz — „und Deiner Treue Feſſel löſe
Ich hiemit auf; Dein Dienſt iſt Dir geſchenkt. —"
„Vom Volke!" — rief Uberto mit Entſetzen —
„O, ich bin auch vom Volk! und all mein Blut
Verſpritze ich mit wonnigem Ergötzen,
Weil es der Königin leibeignes Gut. —"

Filippe ſagte ruhig: „Woll' bedenken,
Mein Töchterlein, daß ich Dich ſtets geliebt;
Wie würde ich Dich jetzo grade kränken,
Da ſich Dein lichter Lebenshimmel trübt. —"
„Vergieb, Filippe!" — ſprach Johanna linde —
„Sieh, ich bin elend, weiß nicht, wem vertraun,
Weiß nicht, ob ich im Freund den Feind nicht finde,
Weiß nicht, ob wahr iſt, was die Augen ſchaun.

Die Prinzen haben, ſcheint's, mich aufgegeben ... —"
„Unmöglich!" — rief Uberto — „laſst mich ziehn,
Ich will zu raſchem Entſchluß ſie beleben,
Sie zaudern nur; gewiß! ſie müſſen glühn,
Ihr Leben für die Königin zu wagen .... —"
„So gehe," ſprach die Königin gerührt —
„Und wolle ſie in meinem Namen fragen,
Zu welchem Ziel des Reichs Gefahr ſie führt. —"

„Nun gehe!" — ſprach Filippe zu dem Sohne,
Dem ſie in's Vorgemach gefolgt — „nun geh'!
Sie ſieht jetzt ein, wie wenig die Barone
Ihr zugethan, und wird aus ihrer Näh'
Sie künftig immer mehr und mehr verbannen,
Und dankbar horchen, folgen unſerm Rath;
Und auch Prinz Ludwig, glaub' mir, zieht von dannen,
Er, der ihr ſchlecht ſein Wort gehalten hat. —"

Wol war es in Johannas herben Schmerzen
Der herbſte, daß auch der Geliebte log,
Daß ihre Rettung ſelbſt in ſeinem Herzen
Nicht jede andre Rückſicht überwog.
Wenn der Geliebte für die Liebſte zittert
Und in der Ferne bleibt, verzagt und ſcheu,
So iſt nicht blos ihr Stab wie Rohr zerſplittert —
O nein! er bohrt ihr noch die Hand entzwei.

Und dankbar reichet dieſe Hand, die wunde,
Johanna den zwei treuen Dienern hin;
Sie ahnet nicht, daß dieſe auch im Bunde
Sind wider ſie; daß ſie auch den Gewinn
Für eigne Rechnung ſuchen; daß das Leben
Ein Wechſeltiſch iſt, wo man ſchlechtes Erz
Für reines Gold geſchickt ſucht auszugeben;
Sie ahnt es nicht, — das junge, ſtolze Herz!

Geduld! Geduld! die Einſicht wird ſchon kommen.
Nur wenig Jahre der Erfahrung — dann
Hat ſie im Urtheil ihren Platz genommen,
Indeß die Jugendzuverſicht zerrann —
Dann wird der Seelenhimmel immer lichter,
Der Träume Wolken ziehen allgemach
Am Horizont herab — zuletzt verſpricht er
Ganz klar, ganz kalt, den ſchönſten Wintertag!

Doch mehr noch als Johanna qualzerriſſen
Iſt Ludwig, deſſen Brüder nicht wie er
Zum kriegeriſchen Aufſtand ſich entſchließen
Und nur Verſchwörer ſammeln um ſich her.
Und dieſe Anſicht haben auch die Vetter.
Sie wollen nicht gewaffnet, kühn und frei
Andreas ſtürzen, als des Landes Retter
Auftreten, weil zu viel Gefahr dabei.

Der Papſt hat dieſem Ungarn Recht gegeben;
Neapel, leider! iſt Sanct Peters Lehn;
Im Hohenſtaufen-Sturz ſehn ſie mit Beben
Die Lehre, nicht dem Papſt zu widerſtehn;
Man kann den Namen, Hab' und Gut verlieren,
Geächtet werden, unter Henkers Hand
Gerathen, und doch nicht zum Ziele führen,
Was man gewollt; — drum ſtiller Widerſtand!

Drum die Verſchwörung, die im Dunkeln lauert,
Ein ſcheues Raubthier in des Waldes Schooß,
Das vor dem Schritt des kecken Jägers ſchauert
Und auf das Wild ſich ſtürzt mit raſchem Stoß.
Drum nicht das Schwert mit fremdem Schwert gemeſſen,
Drum nicht das Recht dem Unrecht abgedroht; —
Nein! Unterwerfung, ſcheinbares Vergeſſen
Und Huldigung; — ſo lautet das Gebot.

Dann endlich kommt die Klugheit doch zu Gute!
Denn iſt Andreas König, ſo gewinnt
Er Zuverſicht im rohen Übermuthe
Und zeigt den Prinzen holder ſich geſinnt,
Darf nicht allein mit ſeinen Ungarn leben,
An deren Schilde jede Waffe bricht,
Muß Jenen auch den Zutritt bei ſich geben ....
Dann kann ein Dolch ihn treffen — jetzo nicht. —

„Und ſoll die Königin die Schmach erdulden,
Daß dieſer Bube ihre Krone ſtiehlt?
Und daß, abhängig von des Papſtes Hulden,
Ihr Reich dem zufällt, dem er's anbefiehlt?
— Rief Ludwig wüthend — Können wir es leiden?
Und dürfen wir es ohne ew'ge Schmach?
Daran, o Brüder, wird der Papſt ſich weiden —
Was fragt er dieſem Ungarnknaben nach!

Durch dieſe Handlung nehmen wir im Stillen
Das Recht dazu auf ſeiner Seite an.
Wir dürfen's nicht! nicht einmal unſertwillen ...
Wenn wir es feige auch für ſie gethan. —"
„Ha! — rief erbittert Philipp, wer von feige
Hier redet, ſei's mein Bruder, iſt nicht werth ...."
„Halt ein! — rief Carl Durazzo — halt! ſo zeige
Uns Ludwig denn die Kraft von ſeinem Schwert.

Kann er Andreas' dumpfes Hirn zerſpalten,
Um deſto beſſer! die Verſchwörung ſtirbt
Im Keim dann hin! wo nicht — ſo bleibt's beim Alten,
Wenn uns ſein Zorn nur nicht Verräther wirbt. —"
Stolz ſagte Ludwig: „Carl, mein Schwert wird zeigen,
Was es vermag in ehrenhafter Schlacht,
Von dem, was Ihr hier brütet, werd' ich ſchweigen,
Doch zum Verſchwornen bin ich nicht gemacht.

Ich bin, merkt auf! nicht von den Euern worden,
Ihr Brüder und Ihr Vettern, und wenn Ihr
Nichts Beſſer's wißt, als den Andreas morden,
So ſeid Ihr ſo wie er verächtlich mir! —"
Er ging, und hielt ſich fern von ihren Plänen
Seit dieſem Tag, aus Stolz, aus Zorn und Scham;
Doch oft netzt ſich ſein Aug' in Flammenthränen,
Wenn ihr Bild traurig fragend zu ihm kam.

Wenn bittend, zagend ihre liebe Stimme
Zu ihm um Rettung fleht, und wenn ſie dann
Sich zweifelnd wendet .... o, mit wildem Grimme
Klagt er den Erdkreis ihrer Schmerzen an.
O, eine Frau kann weinen, klagen, beten
Für den Geliebten! .... o, die hat es gut!
Allein den Mann, den Mann! den will es tödten,
Wenn er nicht etwas für die Liebſte thut.

Darum — ſtatt vor Johannen zu erſcheinen
Und ihr zu ſagen: Sieh', ich kann nichts thun,
Die Prinzen wollen ſich mit mir nicht einen,
Allein bin ich zu ſchwach, mein Arm muß ruhn!
Darum — ſtatt ihr den ſüßen Troſt zu bringen:
Des Liebſten Anblick, der die Frau erhebt
Und ſtärkt, als trüg' ein Aar auf ſeinen Schwingen
Sie von der Welt, die unter ihr erbebt —

Darum blieb Ludwig fern. „Sie wird nicht wagen
Mein Herz je zu bezweifeln — ſprach beſchämt
Er zu ſich ſelbſt — doch ein gerecht Verzagen
An meiner Kraft, vom Widerſtand gelähmt,
Das wird, das kann, das muß ſie überfallen,
Wie ſie auch ſtrebt! .... und wird ſie dann den Knecht
Des Feindes, einen zitternden Vaſallen
Noch lieben? .... O, ſie hat zum Haß ein Recht! —"

So traf Uberto ihn. — „Geh' zu den Fürſten
Durazzos und Tarents und frage ſie,"
— Sprach Ludwig — „ich weiß nichts; ſie aber dürſten
Nach der Gelegenheit, die, ſcheint es, nie
Gelegen iſt, weil ſie nicht redlich wollen
Und immer ſpielen ein verſtecktes Spiel.
Ich weiß nicht, ob und wie die Kugeln rollen,
Nicht, welche Hand ſie wirft, nicht, wo das Ziel. —"

Zu Carl Durazzo ließ er drauf ihn führen
Als ſichern Boten von der Königin,
Mit dem man das Geheimſte dürf' berühren,
Weil er ſich treu bewährt in Seel' und Sinn.
Durazzo heißt Uberto ſehr willkommen,
Denn ſolchen Boten wünſchet er ſchon lang;
Sobald die Königin hat Theil genommen
An der Verſchwörung — iſt ihm nicht mehr bang.

Und was in Zukunft möge auch geſchehen,
Mit ihrem Namen wird es dreiſt bedeckt,
Und wer zu tief und zu genau will ſpähen,
Dadurch von ſeiner Forſchung abgeſchreckt.
Drum ſagte Carl vertraulich zum Geſandten:
„Sprich! iſt die Königin auch wol ſo feſt
Mit unſrer guten Abſicht einverſtanden,
Daß ſie uns freie Hand in Allem läßt? —"

„Da ſie nicht Eure Abſicht kennt" — verſetzte
Uberto — „ſo vertraut ſie mir; genau
Bericht' ich ſie .... —" „Doch wenn es ſie verletzte?
Ein zart Gewiſſen hat doch eine Frau. —"
„So ſprecht! was ſoll ich ſagen, was verſchweigen? —"
„So meinſt Du auch, daß Schweigen beſſer iſt? —"
„Ich meine nichts, mein Fürſt! Ihr müßt Euch zeigen,
Wenn ich verſtehn ſoll, ohne alle Liſt. —"

„Und wer wird mir für Deine Treue ſtehen?"
„Für meine?" — rief Uberto, blickte ihn
Trüb' lächelnd an — „ein Wunder wird geſchehen
Sie zu bewähren! laßt das Mißtraun fliehn. —"
„Uberto, biſt Du wirklich ganz der Feſte
Und Treue, der Du ſcheinſt, ſo thue jetzt
Das Einzige, ich ſage nicht das Beſte,
Was dienlich unſerm Zwecke wir geſchätzt. —"

„Ich thue Alles .... gehe durch die Hölle
Und kämpfe mit dem Teufel .... doch für ſie
Alleinzig! nicht für Euch! drum ſagt mir ſchnelle,
Was Ihr begehrt; ich thu's! doch nur für ſie. —"
„Uberto, von Andreas ſie erlöſen,
Iſt eine Wohlthat, die, das ſiehſt Du ein,
Für ſie die größte iſt. Du kennſt den böſen
Gemahl! er wird's noch mehr als König ſein.

Er wird noch mehr das Land und Volk bedrücken,
Die Königin mißhandeln als Barbar,
Und doppelt wird ſie leiden, denn beglücken
Will ſie dies Reich, das einſt ihr Erbe war.
Darum muß man vom Herzog ſie befreien.
Die Zeit iſt ſchlimm; das Volk iſt ſchlaff und matt;
Wir dürfen uns nicht mit dem Papſt entzweien,
Der für Andreas ſich erkläret hat.

Das heißt: wir dürfen's öffentlich nicht wagen.
Doch wenn Andreas ſtirbt, ſo muß den Schlag
Der Papſt als eine Himmelsſchickung tragen ....
Und iſt er todt, ſo forſcht man nicht viel nach. —"
„O, ich verſtehe! ſagt bei Eurer Ehre
Als Ritter und als Fürſt: iſt dieſer Plan
Der einzige, der auszuführen wäre,
Und iſt's mit dieſem .... Morde denn gethan? —"

„Nur dieſer Plan kann einzig Alle retten,
Auf einmal Land und Volk und Kön'gin;
Urplötzlich ſprengt er die verhaßten Ketten,
Die Ungarn ſtürzen mit dem Herzog hin. —"
„Und könnt Ihr ſchwören, daß der Königin Ehre
Getrübt nicht wird durch des Gemahles Tod? —"
„Der Haß des Landes tödtet ihn! ich ſchwöre,
Daß nicht ein Schatten von Verdacht ihr droht. —"

„Genug! ich thue Alles! wollt nur ſorgen,
Daß in Neapel Ihr ſogleich erſcheint,
Wenn ich's gethan. Der Hof geht übermorgen
Fort nach Averſa, und ich bin gemeint,
Je ſchneller ich die Königin befreie,
Um deſto beſſer iſt's! ſie härmt ſich ab,
Mein edler Fürſt, und wär' nicht meine Treue —
Die Eure .... gönnte ſie wol gar dem Grab. —"

„Ein brauchbarer Geſell!" — ſprach Carl ganz leiſe,
Nachdem Uberto fort — „wie der ſich ſchickt
Zu jeder That, zu jeder Höllenreiſe
Für die Gebieterin, ganz ſtolz beglückt!
Ob ſie ihn wol mit ihren ſchönen Augen
Bezaubert hat? mit Gold? mit Gunſt? .... gleichviel!
Das iſt der Weiber ſüßes Recht: ſie ſaugen
Uns Blut und Hirn aus, ſo .... zu ihrem Spiel.

Der ſtürzt uns wahrlich nicht in das Verderben,
Der nimmt auf ſich allein die ganze That
Und iſt zuletzt beglückt, für ſie zu ſterben!
Nein, nein! von dem beſorg' ich nicht Verrath. —"
Uberto eilte heimwärts, feſt entſchieden,
Das, was er übernommen, ſchnell zu thun.
Sie muß nichts ahnen. Nichts darf ihren Frieden
Zerſtören. Auf ein Mährchen ſann er nun.

Und weil er hofft, die Gunſt des Zufalls werde
Ihm in Averſa leihn, was er bedarf,
So klang die Botſchaft, als er ſich vom Pferde
Erſchöpft der Königin zu Füßen warf:
„Indeſſen hier die Krönungsfeſtlichkeiten
Betrieben werden und der Hof fern iſt,
Verſammeln ſich die Prinzen hier und deuten
Dem Volk den Frevel und des Herzogs Liſt.

Es iſt leicht zu entflammen, zu erregen,
Sobald es nur der Wahrheit Stimme hört;
Dann ſtemmet es den Ungarn ſich entgegen
Und wird für ſeine Königin bewehrt;
Und eh' Andreas Nachricht noch erhalten,
Iſt hier der große Umſturz ſchon geſchehn —
Dann wird ſich anders ſein Geſchick geſtalten
Und ſeine Tyrannei zu Ende gehn."

„Dank Dir für Deine Nachricht, mein Getreuer!“
Entgegnete die Königin und bot
Ihm huldreich ihre Hand; es flog ein ſcheuer
Und heißer Kuß darüber; — tiefes Roth
Bedeckt Ubertos ſonſt ſo bleiche Wange,
Es brennet ſeine Hand in Fieberglut. —
„Geh!“ — ſprach ſie — „Du biſt müde, ruhe lange!
Es ſchläft ſich nach vollbrachter Pflicht ſo gut. —“

„Noch hab' ich nichts vollbracht!“ — rief er und eilte
Zu ſeiner Mutter, und Johanna ſprach
Für ſich, als ſanft ihr Auge auf ihm weilte:
„In Dir iſt eine ſeltne Treue wach. — — —“
„Nun“, rief Filippe, „Söhnchen! was beſchließen
Die Fürſten? —“ „Mutter, ſchreckt Dich wol ein Wort? —“
„Laß hören, Söhnchen! —“ „Junges Blut wird fließen... —“
„Ich ahnte es! er iſt bequem .... der Mord.

Wer führt den Dolch? —“ „Ich, Mutter! —“ und Filippe
Stieß einen Angſtſchrei aus: „Weshalb denn Du!
Denn Du! denn Du! —“ rief ſie mit bleicher Lippe.
„Ich bot mich dazu an —“ ſprach er mit Ruh'.
„Was ſagt die Königin? —“ „Sie darf nichts wiſſen. —“
„Sie ſoll es wiſſen .... —“ „Nein, und wieder nein!
Dies eine Mal wirſt Du mir folgen müſſen,
Die Königin ſoll nicht geängſtigt ſein. —“

„Und wenn ſie nach der That ſich von Dir wenden?
Die Fürſten ſind ſo falſch .... wer bürgt für ſie? —"
„Nichts, Mutter! doch Johannas Qual ſoll enden,
Und was ich wage, wagt ein Andrer nie. —"
„Und wenn's gelingt, ſo wirſt Du Dir gewinnen
Den höchſten Platz auf einer lichten Bahn; ....
Doch wenn's mißlingt," — ſprach ſie in tiefem Sinnen —
„So geb' ich ſie als die Mitſchuld'ge an. —"

Ein ſtilles Kloſter hebt jetzt ſeine Mauer
Empor, wo einſt das Schloß Averſas ſtand,
Doch Zell' und Kreuzgang wehren nicht dem Schauer,
Den eine Frevelthat hierher gebannt.
Denn iſt zu Staub und Aſche auch vernichtet
Der Stein, der Zeuge, der hier Alles ſah,
Und hat die Zeit auch Aerg'res mild gerichtet —
Erinn'rung bleibt als ſtummer Kläger da.

Erinnerung! wer bebt bei dieſem Worte
Nicht in ſich ſelbſt zuſammen, und wer fährt
Nicht plötzlich auf, wie wenn an ſeine Pforte
Ein Finger klopft, der ihn im Schlafe ſtört?
Und ſeltſam! — der Beſucher kehrt ſich nimmer
An: Bleibe draußen! oder: Komm' herein!
Er kommt — wie in den Wald der Mondenſchimmer,
Wie in den Kerkerſpalt der Sonnenſchein. —

So gleitet er zur Seele, die ihr Lager
Noch nicht verließ, ſich nicht vertheid'gen kann,
Und ſpricht als leiſer, unbarmherz'ger Frager:
Weißt Du wol noch?.... Gedenkſt Du noch daran?....
Und ſei's an Schmerzen, ſei's an Seligkeiten —
Allewig herb iſt die Erinnerung:
Die alten Schmerzen drohen noch von weiten,
Die alten Freuden werden nicht mehr jung.

O, fort Erinnerung von Weh und Wonne!
Fort, bange Luſt! entfliehe, ſüßes Leid! —
Alltäglich hebt ſich neu die ſtarke Sonne,
Die Zukunft hat die friſche Ewigkeit!
O, dieſes Zukunftsſchmachten, dies Erbleichen
Der Gegenwart, und dieſer Blumenſtrauß,
Den die Erinnerungen falbe reichen —
Sie machen ja den Traum des Lebens aus! — — —

Averſas Schloß empfing die hohen Gäſte.
Die Königin war ernſt. Andreas ſprach
Mit Kinderluſt von ſeinem Krönungsfeſte;
Sie zählte angſtvoll jede Stunde nach.
Wenn eine Thür aufging, fuhr ſie zuſammen:
Wird das die Botſchaft ſein? — Wenn ihr Gemahl
Sie anſah, ſtand ihr Angeſicht in Flammen,
Es traf ſein Blick ſie wie ein kalter Stahl.

Sie war wie Jemand, dem man anvertrauet,
Daß eine Mine plötzlich ſpringen wird:
Indeß er ängſtlich in die Ferne ſchauet,
Iſt er von ihren Trümmern ſchon umſchwirrt. — —
Andreas, der den guten Rath empfangen
Von Bruder Robert, mit der Königin
Zu leidlichem Verhältniß zu gelangen,
Schöpft aus dem Rauſch des Weines Liebesſinn.

Und als Johanna ihre Frau'n entlaſſen
Und auf und ab im ſtillen Zimmer ſchritt,
Nicht denkend ſich dem Schlaf zu überlaſſen —
Da ſchreckte ſie des Herzogs naher Tritt.
Die Seel' iſt wachſam, hat getreue Späher,
Die Sinne ſind in ihrem Dienſt geübt
Und bringen Leid- und Freudenbotſchaft eher,
Als Überlegung ihr Verſtändniß giebt.

Uberto, der im Vorgemach verweilte
Wie immer, kündete des Herzogs Nahn.
„Ich ſchlafe längſt!" — rief ſie; er aber theilte
Die Thüren raſch; ſie ſah ihn zürnend an.
Andreas trat herein; als ſich die Pforte
Still hinter ihm verſchloß, ſah er ſich um
Faſt unbehaglich an dem fremden Orte.
Die Königin betrachtete ihn ſtumm.

Uberto dachte draußen: Ha! ein kühner,
Gewagter Streich, ſo iſt es abgemacht!
Hier iſt er jetzt allein, und ſeine Diener
Erwarten ihn wol nicht in dieſer Nacht. —
„Was führt Euch her zu ungewohnter Stunde? —"
Begann Johanna und blieb vor ihm ſtehn. —
Der Herzog ſprach: „In Deinem holden Munde
Klingt dieſer Liebesvorwurf doppelt ſchön. —"

Faſt lächelte Johanna, als ſie ſagte:
„Den mach' ich nicht. —" „Weshalb? Warum denn nicht?
Biſt Du ſo ſtolz, daß, was die Lippe klagte,
Dein Wort zum Scheine jetzt nur widerſpricht? —"
Sie ſagte kalt und hoch: „Glaubt mir, vom Klagen
Und Widerſprechen halte ich nicht viel.
Ein Jeder thue, und die That wird ſagen,
Mehr als das Wort, ſein innerſtes Gefühl. —"

Er wähnte in dem Ausſpruch das zu finden,
Was er zu finden feſt entſchloſſen war;
Er wußte nicht Johanna zu ergründen,
Er hielt an dem, was ſeinen Sinnen klar.
So kniete er denn zärtlich vor ihr nieder
Und ſprach, wie nur der liebſte Mund es darf,
Weil jedes Wort dem Herzen bringet wieder,
Was aus dem Herzen quillt. Sie ſagte ſcharf:

„Ihr wagt es, mir von Liebe vorzureden,
Und handelt gegen mich als bittrer Feind
Mit ſtiller Kränkung und mit offnen Fehden!
Ihr nehmt mir Kron' und Freiheit, und Ihr meint
Mit Eurem Schmeichelwort mich zu verſöhnen,
Das Ihr anwendet, wie's Euch grade nützt!
Geht! ich verzeih' Euch, daß Ihr konntet wähnen,
Ich ſei von keinem Selbſtgefühl geſchützt. —"

Andreas ſprach ernüchtert: „Hör', Johanne,
Wenn ich um Liebe bat, ſo danke mir!
Haſt Du vergeſſen, daß Du Deinem Manne
Genüber ſtehſt, der den Gehorſam Dir
Befehlen kann, kraft ſeines Rechts, wenn Bitte
Um Liebesgunſt Dir zu vermeſſen däucht? —"
Sie ſagte feſt und kühl: „Das iſt nicht Sitte! —"
Doch ihre Wange war zu Schnee erbleicht.

„Und iſt Dein Trotz denn Sitte?" — rief erbittert
Der Herzog — „Iſt das Frauenart? — Wohlan!
Wenn Wunſch und Bitte nicht Dein Herz erſchüttert,
Will ich doch ſehn, ob mein Befehl es kann. —"
Noch kälter, bleicher ſprach ſie: „Ich erwarte,
Was mir der Herzog, mein Gemahl, befiehlt. —"
Er fragte höhniſch: „Bangt Dir nicht, Du Zarte,
Vor dieſem Wort? Hat ſich Dein Zorn gekühlt? —"

„Andreas!“ — rief ſie außer ſich — „erbarme
Dich!.... geh'!“ — „Ich bin gekommen!“ — ſprach er kalt
Und ſchlang den Arm um ſie; doch dieſem Arme
Entwand ſie ſich wie eine Luftgeſtalt
Und trat genüber ihm mit einem Blicke,
Worin Verzweiflung bei dem Haſſe lag.
Doch er trat zürnend näher, nicht zurücke;
Er ſtützt ſich auf ſein Recht, er giebt nicht nach.

Als ſie das ſieht, ſpricht ſie, in ſich zerbrochen:
„Ich bin die Sclavin und der Herr ſeid Ihr!
Verzeiht, daß ich's vergaß. —“ Doch unterbrochen
Ward das Geſpräch; man klopfte an die Thür.
Der Herzog rief voll Zorn: „Wer ſtört uns immer? —“
„Ein Bote, den Euch Bruder Robert ſchickt, —“
Erſcholl Uberto's Antwort. Aus dem Zimmer
Ging Jener ſchnell. — — — Der Frevel war geglückt. —

Johanna ſah ihm nach, wie wenn die Kette,
Die an die Folter ſchmiedet, plötzlich bricht,
Mit Dankgebet; dann ſank ſie auf ihr Bette,
Nicht ahnend, was der Morgen ihr verſpricht;
Denn nicht kann ſie den bangen Sinnen trauen,
Als ſie von einem Mordgeſchrei erwacht.
„Was iſt geſchehn! —“ ruft ſie zu ihren Frauen. —
„Der Herzog ward ermordet über Nacht. —“

Sie war vernichtet, und die Ungarn drangen
Mit wilder Wuth ſich ein in ihr Gemach,
Und ſchrien, indem ſie ihre Waffen ſchwangen:
„O, Rache! Rache! forſcht den Mördern nach. —“
Sie blieb vernichtet, kann die That nicht faſſen,
Und daß ſie grad' in dieſer Nacht geſchah,
Als kaum Andreas ihr Gemach verlaſſen ....
Wie eine Leiche ſtand ſie ſelber da.

Und alle Blicke hingen ſcharf, wie Pfeile
In einem Schild, an ihrem Angeſicht.
Da ſagte ſie gefaßt nach einer Weile:
„Fort! in Neapel halte ich Gericht. —“
Die Menge wich und ging. Sie preßt erſchüttert
Die Hand aufs Herz. „Das hat ein Freund gethan,
Doch wer? doch wer?“ — ächzt ſie. Die Seele zittert
Vor Angſt .... ſo langt ſie in Neapel an.

Verſammelt fand ſie dort des Reichs Barone,
Die gleich den Ungarn nach dem Mörder ſchrien,
Und keine Unterſuchung wollten, ohne
Zuerſt Johanna vor Gericht zu ziehn.
Andreas war erwürgt gefunden worden
Im Graben, der vor ihren Fenſtern lag;
Nur ihre Diener konnten ihn ermorden,
Sie hatten Zutritt, ſie nur waren wach.

Sie ſagte ruhig: „Muß es dahin kommen? —"
„Nein!" — rief in tiefem Zorn Uberto — „nein! —"
„Wie willſt Du's hindern? —" fragte ſie beklommen. —
„Ich will geſtehn! Ich würgte ihn allein. —"
Die Königin in Thränen rang die Hände:
„O meine Ahnung! doch — von Freundes Hand! —"
Uberto aber macht ein ſchnelles Ende
Und hat die Wahrheit vor Gericht bekannt.

Und todtenblaß, im Auge keine Thräne,
Trat jetzt Filippe vor Johanna ſtill,
Halb ſcheu, halb drohend, ſo wie die Hyäne,
Die ihrer Beute ſicher werden will:
„Mein Töchterlein," — ſpricht ſie — „in ſein Verderben
Rennt doch Uberto nicht? Du retteſt ihn?
Nicht wahr, er wird um dieſe That nicht ſterben? ... —"
„O arme Mutter, Niemand rettet ihn. —"

„Mein Töchterlein, Du mußt, Du mußt ihn retten!
Beſinne Dich, er iſt mein einzig Kind!
Ein Wort von Dir zerſprenget ſeine Ketten ....
Du mußt es thun — ſonſt thue ich geſchwind,
Was Dir mißfallen könnte! Sieh, geboren
Hab' ich den einen einz'gen lieben Sohn,
Mein Stolz, mein Glück ..." „Weh Dir, er iſt verloren."
„So biſt Du es mit ihm! —" rief ſie voll Hohn.

Johanna ſtarrt ſie an. „In dieſer Stunde
Sag' ich, daß er, Dich liebend, Deinem Wink
Gehorchte, und aus Deinem ſüßen Munde
Befehl zu dieſer Miſſethat empfing. —"
„Ich ehre Deinen Schmerz! doch dieſe Lüge .... —"
„Lügt nicht ſo ganz! Er liebte Dich mit Glut,
Beſinne Dich! .... O, tauſend kleine Züge
Verriethen's Dir .... Er hat ein heißes Blut;

Er ſah Dich elend, traurig; Deine Augen,
Wenn nicht Dein Mund, beſchwor'n um Rettung ihn!
Und jetzt ſoll dieſe Liebe dazu taugen,
Um in den Todesabgrund ihn zu ziehn? —"
„O, ich bin unglückſelig!" — rief Johanna; —
„Er liebte mich und Du .... Du haſſeſt mich!
Tod und Verderben bringe ich dem Manne,
Der für mich frevelte — wie fürchterlich! —"

„Du kannſt ihn retten. —" „Nein, die Richter ſprechen
Sein Urtheil ....—" „Gnade liegt in Deiner Hand ...—"
„Für Andre, nicht für ihn! —" „So werd' ich rächen
Die Treue, die nicht Anerkennung fand. —"
„Mit Schmähung willſt Du meinen Namen nennen? —"
„Ich will Dich zwingen ihn zu retten und
Dein Heil von ſeinem Heile nicht zu trennen. —"
„So geh', und mache Deine Lüge kund. —"

Filippe that's. Allein Uberto ſagte
Gefaßt zu ihr: „O Mutter, lüge nicht!
Was Viele wünſchten, Keiner that, das wagte
Ich freudig — es gelang; und das Gericht
Muß mich verdammen; aber mein gedenken
Wird ſtets die Königin, ſo lang ſie lebt,
Sie wird dem Treuen eine Thräne ſchenken,
Der ihrethalb nicht vor der Hölle bebt." — — —

Johanna betete, von Schmerz vernichtet.
Da flog die Thür auf, Ludwig trat herein:
„Uberto Cataneſe iſt gerichtet
Und Du biſt rein und frei! —" „Und ich bin Dein,
Geliebter," ſprach ſie ernſt; „vor meinen Feinden
Beſchützt mich Deine Liebe, Deine Macht!
Doch vor den falſchen und den treuen Freunden
Bin ich geſchützt, nur wenn mich Gott bewacht. —"

Ein Zwiſchenakt.

Ich mache ihn, weil die Reise nach Venedig ziemlich lang und sehr hübsch ist, und weil mir ahnt, daß ich, dort angekommen, von nichts Anderm als von Venedig werde sprechen mögen. Der Weg über Foligno und Perugia nach Florenz ist ungleich anmuthiger, als der über Siena, und hat nichts von der kläglichen Verödung, welche den westlichen Theil des Kirchenstaates in seiner ganzen Ausdehnung von Radicofani bis Terracina zu einem so armseligen Landstrich macht. Dieser Weg, sobald man nur erst die römische Campagne hinter sich hat, die hier vielleicht fünf oder sechs Meilen lang ist, führt durch ein sehr bebautes Land, wo ein und dasselbe Feld zugleich dem Korn-, Wein- und Seidenbau dient, indem die Reben sich um Maulbeerbäume schlingen, und wo an den Bergabhängen Ölpflanzungen gedeihen, zwischen welche ein wunder-

ſchön blühender Baum umhergeſtreut iſt, deſſen deutſchen Namen ich eben ſo wenig als ſeinen botaniſchen kenne; ich hab' ihn nie anders als Arbre de Judée nennen hören; er blüht im brennendſten Roſenroth, blattlos wie ein Obſtbaum, und dieſe feurige Blüte zwiſchen dem ſchattenähnlichen Laub des Ölbaums ſieht elegant aus, wie ein Kopfputz von Marabouts und Roſen. Der Apennin läuft hier in kleinen Armen aus, die man paſſiren muß; liebliche Thäler, mitunter Bergſchluchten, liegen dazwiſchen; Flüßchen winden ſich hindurch; Trümmer von Aquaducten und anderm Römerwerk tauchen ab und an wie halbvergeſſene Erinnerungen auf; alte Städte beherrſchen die Höhen, z. B. Spoleto, die alte Hauptſtadt des mittelalterlichen Longobardenherzogthums dieſes Namens. Die ganze Nacht war voll Nachtigallenſang wie eine deutſche Frühlingsnacht. In Foligno machten wir Halt: ich weiß nicht recht warum! die Gegend iſt dort weniger abwechſelnd und die Stadt ganz leer; denn mit dem Andenken an Rafaels berühmte Madonna, welche ehedem das Kloſter delle Conteſſe ſchmückte, laſſen ſich öde Kirchen ſchwer ausfüllen. Aber wenn man Aſſiſi ſehen will, muß man in Foligno übernachten; in dem ſchmutzigen Bettlerneſt würde man kein Unterkommen finden. Es iſt der Geburtsort des heiligen Franziscus, welcher im

Anfang des 13. Jahrhunderts daſelbſt von ſeinen Eltern dem Kaufmannsſtande gewidmet wurde, aber früh der Welt entſagte und durch ſein unerhört asceriſches Leben voll brennender Andachts- und Bußübungen die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen, der Stifter eines ausgebreiteten Mönchsordens und einer der größten Heiligen der katholiſchen Kirche ward. In Aſſiſi ſind über ſeinem Grabe drei Kirchen erbaut — wie man zu ſagen pflegt; aber das kleine gewölbte Gemach, welches ſein Grab umgiebt, kann unmöglich Kirche genannt werden, höchſtens Kapellchen; es iſt ein modern ausſtaffirtes Grabgewölbe, wie man unter vielen Kirchen findet. Da Aſſiſi, wie ein Schwalbenneſt an der Mauer, ſo an dem Felſen klebt und nicht eine einzige wagrechte Straße hat, ſo haben ſich ganz bequem zwei Kirchen über dieſer Gruft anbringen laſſen — beide zu Ende des 13. Jahrhunderts, innerhalb vier Jahre erbaut, im gothiſchen Styl, die untere ſchwerfällig, niedrig und zuſammengedrückt, die obere von leichten anmuthigen Verhältniſſen. Die Maler des 14. und 15. Jahrhunderts haben dieſe heilige Stätte, wie das Campo santo zu Piſa mit Fresken geziert. Es werden hier wie dort dieſelben Künſtler genannt: Giotto und ſeine Schule, Simon Memmi, Buffalmaco, Benozzo Gozzoli, außerdem noch Cima-

bue; und es iſt ſeltſam, daß hier wie dort daſſelbe Schickſal ihre Werke getroffen hat: ſie ſind durch Feuchtigkeit und ſcharfe Luft theilweiſe ganz zerſtört. Die obere Kirche hat dadurch ein trauriges Anſehen, ſieht halb zerfallen, halb ſchmutzig aus; hier erkennt man einen Kopf, dort Arme und Beine — es iſt wie ein Schlachtfeld mit verſtümmelten Leichen. Man muß ſich unerhört anſtrengen, um dieſe Gliedmaßen in Zuſammenhang, und dann die Figuren in eine Gruppe zu bringen. Ich mühte Augen und Phantaſie dabei ab: das iſt nicht die Art, wie ich einen Kunſtgegenſtand betrachten mag. Die untere Kirche iſt dem Winde weniger ausgeſetzt, deshalb haben die Fresken nicht ſo gelitten; aber hier herrſcht eine ſolche Finſterniß, daß man wiederum die Bilder nur ahnen, nicht ſehen kann, und die, welche man allenfalls ſehen könnte, werden durch bunte Fenſterſcheiben ſeltſam beleuchtet. Das ſind alles Diſſonanzen! in dem prachtgewohnten Italien häuft man das Schöne bis es unbehaglich und geſchmacklos wird; für das Einfach-Große hat man kein Auge. Nach meiner Meinung ſchicken ſich für eine gothiſche Kirche und in das dämmernde Licht ihrer gemalten Fenſter nur Sculpturen. Der dunkle, ſchön ausgearbeitete Stein empfängt durch die magiſche Beleuchtung ein geheimnißvolles, wunderbares Le-

ben, während Gemälde durch dieſelbe todt, oder zu Karrikaturen gemacht werden.

Von Aſſiſi führt der Weg in die Ebene zurück, zur Kirche Madonna degli Angeli, die neurömiſch, ſtolz und groß von Vignola erbaut iſt, in lateiniſcher Kreuzform mit einer Kuppel, unter der die Porziuncula ſteht: das iſt die Kapelle, die der heilige Franziscus für ſich und ſeine erſten Ordensbrüder erbaute; ſie ſieht aus wie ein kleines, längliches Häuschen. Bei dem großen Erdbeben von 1832 iſt die Kirche fürchterlich zuſammengeſtürzt, aber die Porziuncula iſt unbeſchädigt geblieben. Eine anmuthige Freske bedeckt eine ihrer Wände: Chriſtus und die Madonna von Engeln umgeben, blicken ſegnend auf den heiligen Franziscus herab, der im untern Theil des Bildes mit zwei Gefährten in Andacht und Extaſe kniet. Ich ſann hin und her, von wem dieſe Freske ſein könne; Formen, Stellungen, Haltung der Köpfe erinnerten ungemein an Rafael, Manches ſah förmlich wie eine Copie aus, z. B. ein ſtehender und zwei ſchwebende Engel; aber die Färbung war nicht rafaeliſch, ſondern modern bräunlich, härtlich. Ich dachte mir, es müſſe ein altes Bild ſein, das durch das Erdbeben gelitten habe und von Camuccini reſtaurirt ſei. Camuccini iſt der erſte und ausgezeichnetſte römiſche Maler, die

päpſtlichen Gemäldeſammlungen ſtehen unter ſeiner Aufſicht, Dominichinos Fresken in Grotta ferrata hat er reſtaurirt, er iſt ein vortrefflicher Zeichner, ſeine Cartons gefallen mir ungleich beſſer, als ſeine ſcharf und doch todt gefärbten Bilder; am Tage vor meiner Abreiſe von Rom war ich in ſeinem Atelier: deshalb gerieth ich wahrſcheinlich auf dieſen Gedanken, und wäre mit ihm weitergefahren, wenn nicht ein Sakriſtan gekommen wäre, der den für italieniſche Lippen ſchwierigen Namen: Overbeck — als Maler dieſer Freske nannte. Overbeck! ein Deutſcher! ich freute mich recht, daß ein Deutſcher hier in Umbrien, wo die Kunſt ſo herrliche Blüten getrieben, etwas geſchaffen hat, das an Perugino, den Meiſter der umbriſchen Schule, und zugleich an Rafael, den Meiſter aller Schulen, erinnert. Ich freute mich doppelt, weil mir Alles, was ich bisher von Overbeck geſehen, nicht gefallen hat. Vielleicht waren es frühere Werke — dies iſt 1830 auf Befehl irgend eines Kardinals gemalt — denn ſie hatten etwas Steifes, Unbeholfenes, Eingewindeltes, lagen ich weiß nicht an welchen Feſſeln; mit dieſem Bild hat er ſie geſprengt.

Das nahe Perugia, ſehr lieblich aber etwas unbequem auf einem hohen Berge gelegen, der das ganze Tiberthal beherrſcht, hat in all ſeinen Kirchen Gemälde

von Perugino oder ſeinen Schülern. Der Ort, wo ihre Leiſtungen am Lieblichſten vereinigt ſind, iſt in einem öffentlichen Gebäude ein Gemach, wo das Wechſelgericht war, und daneben die Kapelle Johannes Baptiſtas: Beide mit Fresken bedeckt, Wände und Decken, aber ſo wolerhalten und gut beleuchtet und in einem ſo glücklich kleinen Raum, daß man ſie ohne alle Marter betrachten kann. Die Wände der Sala del Cambio ſind von Perugino ſelbſt mit ſechs Propheten, ſechs Sibyllen und verſchiedenen Repräſentanten kriegeriſcher und bürgerlicher Tugenden verziert, z. B. Leonidas, Horatius Cocles, Numa, Cato, Scipio, Pericles. An der Decke befinden ſich Sonne, Mond und die damals bekannten ſechs Planeten, dargeſtellt durch die ſie beherrſchenden Götter, in einzelnen Medaillons zierlich gemalt, und alle verbunden durch ſaubere Arabesken — oder wie man ſie in Italien nennt: Grotteſken, weil dieſe Art der Malerei den antiken Gebäuden entlehnt ſein ſoll, die damals unterirdiſch wie Grotten unter Schutt und Erde lagen und aufgegraben wurden. In den Thermen des Titus entdeckt man bei Fackelſchein noch Spuren dieſer Malerei, welche auch ganz die der Pompejaniſchen Verzierungen iſt. In der Sala del Cambio wird die Luna als ein Werk Rafaels genannt. Die Kapelle daneben — an den Wänden vier Bilder

aus dem Leben Johannes Baptiſtas, an der Decke Gott Vater in einer Engelglorie, die vier Evangeliſten, und verſchiedene Heilige, alle in einzelnen Kompartimenten — iſt das Werk von Manni, Adone Doni, Rafael, vielleicht auch Pinturicchio: lauter liebe, herzige Bilder, in deren Anſchauung es einem ſo recht wol wird, als käme man nach langer Abweſenheit in die Heimat zurück und ruhte die müde Seele zwiſchen trauten Freunden aus. Und wirklich, ich komme von der Wanderſchaft durch ein fremdes Kunſtgebiet zurück! Es liegt diesſeits 1520, und herrſcht in Rom und Neapel. Auf jener Grenze ſtarben Leonardo, Perugino und Rafael. Nach ihnen — liebe ich Niemand mehr.

Perugia iſt die Stadt Italiens, wo ich am Meiſten Muſik gehört. Wir waren an einem Sonntag da; es ſchien wirklich als mache ein Theil von Perugia Muſik und als höre der andre zu. Ein Militärcorps und ein Civilcorps ſpielten Morgens und Abends, und die ſchöne Welt von Perugia ging Corſo, wie ſie in den großen Städten Corſo fährt, nämlich in der Hauptſtraße auf und nieder — ein trübſeliges Vergnügen! Die Leute ſahen auch alle fürchterlich gelangweilt aus, wie das immer in kleinen Städten der Fall, weil man Alles, was da iſt, aus- und inwendig

kennt, und weil nichts Neues, Fremdes hinzukommt, um das ſtagnirende Intereſſe in Bewegung zu bringen. Kleine Städte gleichen großen Städten wie Teiche den Seen: es fehlen ihnen die Flüſſe, die hinein- und herausſtrömen und das Waſſer friſch erhalten. Weil es in Perugia Mode iſt Corſo zu gehen, ſo gingen die Leute, obgleich ſie ſich herzlich langweilten; und als es tüchtig anfing zu regnen, ſpannten ſie gelaſſen ihre Schirme auf, und fuhren fort auf und ab zu ſchleichen. In Deutſchland, wo die geringſte Stadt ihre Promenade hat, geht höchſtens ein Mann, deſſen Liebſte am Fenſter ſitzt, zweimal hintereinander durch eine Straße. In Italien iſt's das Vergnügen aller Welt. Doch muß ich ſagen, daß keine deutſche Reſidenz mit ſo prächtigen Dallen gepflaſtert iſt, als die Strada del Corso in Perugia.

An dem Traſimeniſchen See geht dann der Weg weiter fort nach Toskana. Da ſchlug Hannibal die Römer. Es war ein gewaltiger Menſch, dieſer Hannibal! gab ihm ſein Römerhaß oder ſein Genie Kraft, Einſicht und Geſchicklichkeit zu ſeinem wunderbaren Zuge über Pyrenäen und Alpen, durch unbekannte Länder, durch feindliche Völker, durch Landſtriche, wo er jeden Fußtritt der Natur oder den Menſchen abkämpfen mußte — bis ins Herz des Römerreichs hin-

ein! — Oder iſt Haß und Liebe das einzige, das wahre Genie im Menſchen? Oder — da Haß doch nichts iſt als die Kehrſeite der Liebe, Hannibals Römerhaß nichts als eine nothwendige Folge ſeiner glühenden Liebe für Carthago — iſt Liebe vielleicht das einzige, das wahre Genie im Menſchen? Hannibal ging, ſeinem Willen vertrauend, mit geringer Unterſtützung, mit dämmernden Kenntniſſen bekannter und unbekannter Schwierigkeiten und Gefahren, wie ein andrer Columbus, doch nicht um eine Welt zu entdecken, ſondern um eine zu zerſtören. Aber die Schöpfung läßt nicht gern im Keim etwas untergehen: Rom war damals im Keim; mehr als ein Jahrtauſend ſpäter kam der Tag der Zerſtörung. Und er kam aus dem Oſten, wohin Hannibal nach Carthagos Untergang pilgerte, um dort Feinde gegen Rom zu wecken. Damals gelang es nicht! Als jede Hoffnung, auch die letzte untergegangen, als man ihn den Römern ausliefern wollte, da erkannte er, daß ſeine Zeit aus war, nahm Gift und ſtarb — beſiegt, doch nicht überwunden, mit all ſeiner Wildheit, all ſeinem Stolz, all ſeinem Haß, all ſeiner Freiheit, als ächter Hannibal! Die modernen Heroen kommen immer verfälſcht am Ziel an; Napoleon auf dem Bellerophon iſt ganz aus ſeinem Character gefallen.

Mit dem Eintritt in Toskana werden die Dörfer freundlicher, die Menſchen reinlicher, die Kinder hübſcher, von geſunderem Ausſehen. Man ſieht, daß das freundliche, bebaute Land ſeinen Bewohnern zu gut kommt. Die gräßliche Bettelei hört auf, die mir in Aſſiſi und Perugia jeden Schritt verleidete. An die Stelle der viereckigen Lehmkaſten, welche im Kirchenſtaat und im Neapolitaniſchen auf dem Lande Häuſer heißen, weil ſie ein Loch als Thür und zuweilen ein zweites Loch als Fenſter haben, treten Wohnungen, wie ſie ſich für Menſchen ſchicken. Ich athmete frei auf in Toskana. Dieſe angenehme Empfindung verſtärkte ſich, als ich Florenz erreichte, mir war zu Muth, als befände ich mich wieder in gewohnter guter Geſellſchaft nach langem Aufenthalt zwiſchen Wilden. Von Florenz ſag' ich weiter nichts; ich kann nur meine erſten Eindrücke beſchreiben — denn ich habe nur erſte Eindrücke; ſie modifiziren ſich zuweilen, wenn ich die Gegenſtände wiederſehe und genauer betrachte; doch diejenigen, welche wirklich ſtarken Eindruck gemacht haben, modifiziren ſich nicht und behalten ihre erſte Färbung. Rom war beim zweiten Beſuch grade ſo trübſelig wie beim erſten, und Florenz grade ſo angenehm. Im vorigen Oktober gab die herbſtliche klare Färbung der Stadt ein ſchönes, warmes Gewand;

jetzt aber, durch den Frühling, ist es unsäglich anmuthig worden. Denn in Florenz giebt es wirklich einen Frühling, einen solchen, wie ich ihn gewohnt bin, wie ich ihn verlange: eine Erneuerung, eine Frischwerdung der Erde. Lessing hat gesagt: „Wenn es im Frühling doch einmal roth werden wollte! des Grüns bin ich überdrüssig!“ — Das begreife ich nicht! ich liebe den Wechsel in allen Dingen, er allein befriedigt mich einigermaßen, wenn überhaupt von Befriedigung die Rede sein kann — aber die Natur muß bleiben, wie ich sie seit meiner Kindheit gewohnt bin: sie ist meine sichtbare Gottheit, an der nichts aus dem Tact kommen darf. An ihrer Unwechselbarkeit hält sie mich fest, ohne mich zu drücken. Sie läßt mir die Freiheit, sieht mir nur zu und spricht lächelnd: „Thu, was du willst; aber du thätest am Besten, wenn du dich mit nichts als mit mir allein beschäftigtest, denn hinter mir steht unmittelbar — Gott! das ist mein großer Vorzug.“ — Ach ja! das ist ein großer Vorzug! darum werd' ich ihrer nie überdrüssig, ich habe nie gewünscht, einen andern Gott zu haben; — aber was ich sonst thue und treibe, dies ewige Einerlei von aufstehn und schlafengehen, von den Millionen Langweiligkeiten des Lebens, die aus der Existenz ein Handwerk machen, ja sogar das Einerlei der Gedanken, der Beschäftigungen, des

Strebens — das Alles hab' ich ſchon oft anders gewünſcht.

Aber in Florenz hab' ich nicht Zeit dazu! die herrliche Promenade der Caſcinen iſt mir etwas ſo Neues, ſo Erfriſchendes, daß ich die eine Hälfte des Tages in ihnen zubringe und die andre Hälfte bei meinen alten lieben florentiniſchen Malern, die mir, in ihrer Art, eben ſo frühlingmäßig erquickend ſind. Die Caſcinen ſind eine Promenade, ein Garten — wie ſoll man's nennen? im deutſchen Styl, ein Prater en miniature: ſchöne Alleen, Wieſen, Raſenplätze mit einzelnen Bäumen und Baumgruppen, waldartige einſame Partien; aber freilich keine Rehe und Hirſche, keine Donau; nur Haſen und Faſanen, und der Arno — jedoch Ausſichten in die Nähe und Ferne, auf Stadt, Land und Gebirg, mit denen der Prater nicht rivaliſiren kann. Am Himmelfahrtstage war ein großes Volksfeſt in den Caſcinen, d. h. ſie waren voll Menſchen vom frühen Morgen bis zum Abend, doch eigentlich feſtlich ging es nicht zu, es gab gar keine Muſik, keine Beluſtigungen für das Volk; es ging oder ſtand umher, lag auf dem Raſen, aß und trank etwas bei den fliegenden Küchen, die in Zelten oder unter den Bäumen aufgeſchlagen waren, und betrachtete den großen, langſam ſich fortbewegenden Wagenzug. Der

Großherzog fuhr auch in der Reihe. Ich kann mich gar nicht an dieſen Mangel an Muſik in Italien gewöhnen! wenn in Deutſchland hundert Menſchen in einem öffentlichen Garten beiſammen ſind, ſo giebts gewiß Muſik, und gleich kommt etwas Frohes, Anmuthiges, faſt möcht' ich ſagen Geadeltes, über die Verſammlung. Dieſe Volksmenge ohne Muſik, welche grade in ſolchen Momenten der ächte Repräſentant des Frohſinns iſt, hat etwas Kaltes, Unbelebtes, durchaus Unfeſtliches. Dafür ging es aber auch höchſt anſtändig her! ein kleiner Bube, der ein Taſchentuch geſtohlen hatte, dabei ertappt ward und grauſame Prügel bekam, war der einzige, der ein wenig Skandal machte. An gewöhnlichen Tagen ſind die Caſcinen bis auf die Stunden der großen Wagenpromenaden ſtill und einſam; dann ſingen die Nachtigallen und viele andre Vögel, dann laufen die Haſen Einem quer über den Weg und die Faſanen fliegen ſchwerfällig im Gebüſch; dann ſcheint es als hätten hier die Thiere des Waldes allein ihr ungeſtörtes Reich. Ich liebe dieſe Thiere, die in der Nähe des Menſchen halb ſcheu, halb unbefangen ſind, wie Kinder. Hausthiere hingegen kann ich ſo wenig wie Dienſtboten leiden! Beide haben etwas ſtupid Abgerichtetes und ſtumpfſinnig Paraſitiſches, das mir durchaus zuwider iſt; Beide

ſind der Plebs zwiſchen ihres Gleichen. Niemand wird ſich gekränkt fühlen mit einem Hirſch oder Adler verglichen zu werden; aber ſehr — mit einem Schaaf oder einer Ente. So ſind auch bäuriſche Manieren weniger abſtoßend als Kammerjungfer-Manieren. Ich möchte lieber, daß die Jäger Ochſen ſchöſſen als Rehe. — Im Herbſt ſchienen mir die Caſcinen hauptſächlich aus immergrünen Bäumen zu beſtehen, und jetzt aus nordiſchen, beſonders aus Eichen, welche ſich in der übrigens ſüdlichen Landſchaft doppelt herrlich ausnehmen. Wer wie ich ſechs Frühlingswochen in Rom zugebracht hat, wird ſich nicht wundern, daß ich mich ſo ſehr über die Bäume in Florenz freue; wer nicht, muß es mir zu gut halten.

Die Fahrt nach Bologna iſt eine ziemlich lange Fahrt über Höhen und Tiefen des Apennin. Hat man ihn hinter ſich, ſo hat man auch Italien hinter ſich; Landſchaft, Vegetation, Klima, Bebauung — Alles kommt mir nordiſch vor. Es iſt in Deutſchland Mitte Mais nicht kälter. Bologna ſieht mir kleinſtädtiſch und todt aus. Erſt ſeitdem ich Neapel und Rom verlaſſen habe, werd ich gewahr, an welche rieſige Proportionen jene Städte gewöhnen. Indeſſen ſah doch Florenz keineswegs kleinſtädtiſch aus, denn Städte wie Menſchen, die ihre Originalität bewahren, ihre

eigenthümliche Weſenheit, ſind nie kleinſtädtiſch. Nun hat freilich Bologna die beiden famöſen ſchiefen Thürme, den langen Aſinelli und den kurzen Gariſenda; allein in dieſem Punkt dürfen ſich Menſchen und Thürme keine Abweichung erlauben: ſie müſſen hübſch grade ſein. Doch iſt Bologna intereſſant und wichtig, und demjenigen ſogar nothwendig zu ſehen, der an der italieniſchen Malerkunſt genug Theil nimmt, um jede Phaſe ihrer Umbildung zu beobachten. — Nicht funfzig Jahr waren nach Rafaels Tode verfloſſen und die Kunſt war bereits zur Manier herabgeſunken, d. h. die Maler wählten ſich eine beſtimmte Form, ſei es die Rafaeliſche, ſei es die Buonarotiſche, machten ſie ſich geläufig und paßten dann Alles in ſie hinein, ohne ſich um eine Idee oder um die Natur zu bekümmern. Die florentiniſchen alten Maler, und Perugino, und Francia in Bologna, malten freilich auch nach einem gewiſſen Typus, ſo daß ſich ihre Geſtalten ſelten zu einer individuellen Freiheit und Lebendigkeit erheben; aber dafür thaten ſie ihre ganze Seele in die Bilder hinein und gaben der immergleichen Form den Zauber der allgemeinen Wahrheit, daß in der Andacht, Demuth, Hingebung und Selbſtentäußerung die Ruhe der Seelen zu finden ſei. Betrachtet man hingegen Innocenz da Imola, einen Schüler Rafaels, oder Vaſari, einen

Schüler Michel Angelos, ſo muß man ſich wundern, wie wenig das Wiſſen, die Übung und die techniſche oder Fingerfertigkeit in der Kunſt zu bedeuten haben. Ihre Bilder ſehen flach, characterlos und hohl wie Wachsfiguren aus. Es kamen auch äußere Umſtände hinzu, um den Verfall der Kunſt in ſo kurzer Zeit möglich zu machen. Die Einnahme und grauſame Verheerung Roms durch kaiſerliche Truppen, im Jahr 1527, die große Peſt, der geängſtigte Papſt; ſpäter ascetiſche Päpſte, denen die Kunſt ein Greuel war; dann, wie zu Ende des Jahrhunderts Sixtus V, der die Künſtler wie Handwerker betrachtete, welche für den Glanz und Ruhm ſeiner Regierung arbeiten ſollten; endlich in Florenz die Medici als Herzöge, die ſo ſchnell wie möglich ein künſtleriſches Zeitalter demjenigen an die Seite zu ſtellen ſuchten, durch welches ihr Name glorreich geworden war — Alles das muß dieſe Schuld tragen helfen. Im Saal des Palazzo vecchio zu Florenz hat Vaſari grauſenerregende Fresken gemalt, Szenen aus dem Leben der Medici, zwei lange, lange Wände voll, in denen mir nichts deutlich worden iſt als ein Paar Pferdeköpfe. Herzog Cosmus war ungeduldig die Thaten und Verdienſte ſeiner Vorfahren durch die Kunſt unſterblich gemacht zu ſehen; Vaſari war ungeduldig ſich ſelbſt unſterblich zu machen;

aus dieſer Haft konnte keine ſchöne Blüte erwachſen. Sixtus V ließ einen unabſehbar langen Saal der Bibliothek im Vatikan von Federigo Zuchari mit ſämmtlichen Conzilien bemalen, die bis auf ſeine Zeit ſtatt gefunden; nun kann ſich gewiß ein Maler voll orthodoxer Glaubensglut für den heiligen Athanaſius gegen den ketzeriſchen Arius begeiſtern und das Conzil zu Nizäa mit Kraft und Pracht malen; allein um zehn, zwölf Mal dieſe gleichförmigen Verſammlungen darzuſtellen, wo Biſchofsmütze ſich an Biſchofsmütze reiht — dazu reicht die glühendſte Phantaſie nicht aus, viel weniger die des ſterilen, handwerkernden Zuchari.

Die Carracci, alle drei zu Bologna zwiſchen 1555 und 60 geboren, gründeten daſelbſt eine Schule, welche die Kunſt aus ihrer tiefen Verſunkenheit emporriß, und zum Studium der Natur und zur Wahrheit des Ausdrucks zurückführte; wenigſtens bewirkte ſie dies bei ihren drei beſten Zöglingen: Guercino, Domenichino und Guido Reni. Dieſe gebildet zu haben iſt nach meiner Meinung das höchſte Verdienſt der Carracci, viel höher als das, welches ihnen aus ihren eignen Schöpfungen entſpringt, denn in dieſen herrſcht ein gewiſſes Lehrer-Element vor: ſie erſcheinen mir wie gemalte Exempel. Es iſt ſehr bedauernswerth, daß

jene drei Zöglinge, die im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts die bologneſiſche Schule zur ausgezeichnetſten in Italien machten, ſo ungemein ungleich arbeiteten: beſonders Guido Reni. Obwol Rom, Florenz, viele Kirchen und unzählige Gallerien, Bilder von ihm beſitzen, und zuweilen recht ſchöne, ſo erfährt man doch erſt in Bologna, was er im Stande iſt zu leiſten. Dort in der Pinakothek befindet ſich ſeine Pietà und ſein Bethlehemitiſcher Kindermord, und dies letzte Bild iſt ſo ſchön, daß Guido Reni, wenn er immer ſo gemalt hätte, ein glücklicher Rival Rafaels geweſen wäre. Deſſen heilige Cecilia ſteht freilich in einem winzigen Kämmerchen und ein großes Gerüſt davor, denn Madame Jacotot, die berühmte Emaille-Malerin aus Paris, copirt ſie: man findet keinen günſtigen Punkt, um ſie zu betrachten; der Kindermord hingegen hängt in einem von obenherab beleuchteten Saal im günſtigſten Licht — er hat mehr Eindruck auf mich gemacht als die Cecilia. Und doch hab' ich einen heftigen Widerwillen gegen dieſen Kindermord, weil die Maler immer eine Metzelei und verzerrte Karrikaturen darzuſtellen pflegen; allein Guido hat verſtanden aus dieſer grauſenhaften Tragödie eine Szene herauszuheben und in die lieblichſte Gruppe zu bringen; ſein Pinſel hat die Gabe der Schönheit! ſogar

bei ſeinen häufig verzeichneten und noch häufiger ſchlecht colorirten Gemälden, ſind die Geſichter faſt immer von reiner Form, von zarten edlen Zügen: dadurch beſticht er ſchönheitsliebende Augen, und ich wundre mich recht, daß die meinen ſich nicht haben von ihm blenden laſſen, daß ich oft fand, ſeine ſchönen Geſichter wären falſch, weil ſie weder zu den Körpern noch zu den Characteren paßten. Jedoch in dieſem Bilde ſind ſie nicht falſch; Tod und Leben ſind gleich wahr. Fünf Frauen mit ihren Kindern und zwei Henker bilden die Gruppe, die ſich leicht und natürlich zuſammenfügt und ebenſo auseinander geht. In der Mitte des Bildes beugt ſich ein Mörder mit langem Meſſer über eine zuſammengeſunkene Frau und ihr ſchreiendes Kind; zur Linken ergreift der Andre eine entfliehende Frau bei den Haaren und zieht ſie barbariſch zurück; zur Rechten flieht eine ſchöne brünette Frau, bewildert, voll unendlicher Angſt, in ihren großen grauen Shawl das Kind wickelnd, das ganz klein iſt, ruhig in ſeinen Windeln liegt, und mit ſeinem ſtillen, bewußtloſen Geſichtchen das ſchöne Antlitz der Mutter hervorhebt, das durch Schmerz und Zorn meduſenhaft wird. Vorn, links, iſt eine Frau gefallen, ſie ſieht ganz ſtupid aus, ein todtes Kind liegt neben ihr, ein lebendes hat ſie über die Schulter geworfen, ſie verſucht ſich

aufzuraffen. All dieſe vier Weiber haben noch lebendige Kinder, verſuchen noch Flucht, denken noch an Rettung; aber zur Rechten, vorn, iſt eine Frau auf ihren Knien zuſammengefallen und ihr todtes Kind liegt vor ihr auf der Erde, die hat kein Kind mehr! Es war ihr einziges und es iſt todt! Über dieſe Geſtalt hat Guido den doppelten Zauber der reinſten Schönheit und des reinſten Schmerzes gebreitet, und eine Wahrheit des Ausdrucks, der Stellung, der Haltung, daß mir die Thränen in die Augen traten und ich an nichts dachte — als an mein einziges Kind! Dieſe Frau iſt nicht neben dem Kinde niedergekniet, ſondern die Knie ſind ihr eingeknickt, und ſo iſt ſie auf der Stelle hingeſunken. Sie hat nicht die kleine Leiche auf den Schooß oder in die Arme genommen, ſie blickt ſie nicht an, ſie rührt ſie nicht an; die kleine Leiche iſt nicht ihr Kind mehr, ihr liebes, muntres, lebendiges Kind, wie ſie es kennt, wie ſie es gehabt hat: ſie blickt zum Himmel empor und fragt den lieben Gott mit aller Holdſeligkeit und Demuth, aber mit herzzerſchneidender Klage, was aus ihrem Kinde geworden.

Ach, bei recht ſchönen Gemälden verfall' ich immer ins Beſchreiben! ich möchte ſagen, weshalb ſie ſchön ſind; doch ich fürchte, es gelingt mir nicht. Bologna

iſt recht eigentlich die Stadt der Gemälde; ſo viel Privatgallerien giebt es nirgends. Marcheſe, Grafen, Schuſter — Alles hat eine Gallerie, und ſie ſind ſämmtlich verkäuflich. Ich weiß nicht, ob dieſer Handel eine allgemeine Liebhaberei oder eine allgemeine Bedürftigkeit iſt; Beides wäre gleich befremdlich. Es hat etwas Trauriges, dieſe Gallerien wie jedes andre Magazin feilgeboten zu ſehen! die ehemaligen Beſitzer haben ſie mit ſolcher Luſt und Liebe geſammelt, haben ſie vielleicht bei den Malern ſelbſt beſtellt; denn nur bologneſiſche Maler findet man, äußerſt ſelten einen Venezianer, einen Niederländer; Florentiner nun gar nicht! die florentiniſche Schule wird in Bologna ſehr verachtet, ſteif, kalt, leblos genannt. „Unſre Schule!“ ſpricht man triumphirend. Nach meinem Gefühl ermangelt grade ſie des innern Lebens. Nehm' ich die Meiſterwerke der vornehmſten Meiſter aus, alſo vielleicht ein Dutzend Bilder, ſo bleiben Tauſende in Bologna, die man Einmal anſieht und nie wieder. In der Gallerie Roſſi iſt aber eins, welches ich nicht müde werde anzuſehn! Es ſcheint als ſollte ich hier von Vorurtheilen geheilt werden: mit dem Kindermord bin ich verſöhnt, und mit den Ecce homos bin ich es auch durch den kreuztragenden Chriſtus in jener Gallerie. Welcher Maler hätte keinen Ecce homo

gemalt? ſie ſcheinen wirklich eine Vorliebe für dieſen grauſamen Gegenſtand gehabt zu haben und mit Vergnügen bei der Dornenkrone und den Blutstropfen verweilt zu ſein. Von Guido allein kenn' ich unzählbare. In Rom, in der Sakriſtei der Chieſa nuova iſt ein vortrefflicher, angeblich von Correggio, und ſo fein gemalt, ſo zart und friſch ausgeführt, mit ſo durchſichtigen Augen, daß er dem Namen dieſes Meiſters Ehre macht; allein es iſt und bleibt eine Jammergeſtalt; mit Jammergeſtalten hab' ich Mitleid, und Weſen, die ich bemitleide, ſtell' ich, ich weiß nicht wie und warum, unter mein niveau — ganz wenig, aber ich thu' es. Große Menſchen bemitleid' ich nie. „Leidet nur! denk' ich, Ihr habt Kraft und Stärke, um Alles zu überwinden, Ihr werdet nicht zerbröckelt durch das Leid, Ihr werdet nicht elend, Ihr fahrt nur lebendig gen Himmel, und das iſt eine große Ehre und ein großes Glück." Der Chriſtus in der Gallerie Roſſi iſt ein Bruſtbild von einem unbekannten Meiſter; der Beſitzer ſagte uns, Kunſtverſtändige hätten es für einen Rafael in florentiner Manier gemalt, erklärt; „denn nur Rafael ſei im Stande ſo zu malen". In einer andern Gallerie ward uns geſagt, es ſei eine Copie von einem Correggio, der ſich in Petersburg befinde. Ob die erſte Meinung haltbar, weiß ich nicht! ich

denke, man kennt Rafaels ſämmtliche Werke zu genau, um nicht irgendwo eine Angabe über ſolch ein Bild zu finden. Aber die zweite beſtreit' ich! Correggio, mochte er einen Chriſtus oder eine Leda malen, einen Engel oder eine Jo, hatte immer eine warme, üppige Carnation, immer Fleiſch, das man lieber mit den Lippen als mit der Hand überſtreifen möchte, und nie in ſeinem ganzen Leben hat er einen tief ſeelenvollen, geiſtreichen Kopf gemalt wie dieſer iſt. Nun gar eine Copie nach Correggio? Nur ein großer Meiſter wäre im Stande eine ſo vollkommne Copie zu liefern, und die großen Meiſter haben ſich nicht mit copiren abgegeben. Wer der Maler auch geweſen ſei — er hat mit einem feſten Pinſel, mit natürlicher ſchlichter Färbung das geiſtigſte, edelſchönſte Chriſtusbild geſchaffen, welches mir je vorgekommen — den Chriſtus della moneta von Titian nicht ausgenommen. Er trägt ein pfirſichblütfarbenes Kleid, das am Halſe mit einem Purpurſtreif beſäumt iſt; auf der rechten Schulter ruht der Querbalken des Kreuzes, und der herrlich modellirte Kopf hebt ſich rund und beſtimmt davon ab. Nicht die hergebrachte immenſe Dornenhecke liegt auf ſeiner Stirn, ſondern ein dünnes Geflecht, welches doch ganz hinreichend iſt, um ſie blutig zu drücken und ihm Schmerz zu machen, wie die Augenbraunen be-

weiſen, die bei ihrem Anfang leiſe, leiſe in die Höhe gezogen ſind. Eine bräunliche Färbung umkränzt die Augen; aber auch ſie iſt nicht brutal, macht das Auge nicht brechend oder in Jammer ſchwimmend, zeugt nur von großer nervöſer Erſchöpfung; das Körperleid tritt zurück ſo weit es möglich iſt, ohne gegen die Wahrheit zu verſtoßen. Im Blick des Auges liegt ſeine eigentliche, ſeine unnachahmliche Schönheit, Milde, Trauer und Kraft, die Attribute der Göttlichkeit! es iſt kein geſenktes Auge, das die Reſignation überſchattet, es iſt kein emporgeſchlagenes Auge, das ſich klagend zum Himmel wendet: es ſieht den Beſchauer an und ſagt: weine nicht über mich, ich habe die Welt überwunden! — —

Genug von Gemälden! dennoch iſt es verzeihlich, daß ich mich etwas bei ihnen aufhalte, denn da ich während meines fünftägigen Aufenthalts in Bologna zwölf Privatſammlungen, die Pinakothek, und Gemälde in zahlloſen Kirchen geſehen habe: ſo iſt Kopf, Auge und Feder umſchwirrt von Bildern, umſomehr da die Gegend — ein fruchtbares, bebautes, grünes Marſchland — nicht mit Naturbildern gegen die Schule der Carracci wetteifern kann. Auch war faſt immer das unfreundlichſte Regenwetter, und nur der Abend des Pfingſttages ſchön, wo wir auf dem Hügel

von San Michele in Bosco, einem aufgehobenen Olivetanerkloſter, den herrlichſten Sonnenuntergang und — die Alpen ſahen. Der Wallfahrtsort Madonna della guardia liegt auf einem viel höhern Berge, zu welchem ein bedeckter Bogengang emporführt! dort ſoll die Ausſicht noch viel weiter ſein; Nebel verhüllten ſie als wir droben waren. Dies wunderthätige Marienbild iſt altbyzantiniſch, ſchwärzlich, mit krummer Papageiennaſe, angeblich von St. Lucas ſelbſt gemalt, durch einen Pilger nach Conſtantinopel und im Lauf der Zeit hiehergebracht. Die Franzoſen haben ihm ſeinen unſchätzbar köſtlichen Schmuck und Schatz geraubt; doch ſeit 1814 haben ſich wieder Dankbare und Andächtige gefunden, und der Schrein des Bildes iſt ganz mit Koſtbarkeiten gefüllt, von denen mir ein roſenfarbener Rubin, groß wie eine Haſelnuß, mit Diamanten umgeben, und ein Kreuz von Smaragden ſehr gefielen. Auch kleine ſeltſame und koſtbare Spielereien ſind in dieſem Schatzkämmerlein, z. B. eine monſtröſe Perle, die man durch einen kleinen goldnen Menſchenkopf, und Pferdeſchweif und Füße von Gold, zu einem Centauren gemacht hat, kaum ſo lang wie mein kleiner Finger. Die Devotion ſcheint in Bologna zu Hauſe zu ſein; die Kirchen waren gedrängt voll Menſchen! da es 200 Kirchen und nur 60,000 Einwohner hat,

ſo dürfen nicht viel Leute daheim bleiben. Wir gingen an einer Kirche vorüber in dem Augenblick, als das Schallen des Glöckchens drinnen die Verwandlung der Hoſtie anzeigte: alle Perſonen auf der Straße knieten nieder; das hab' ich nirgends geſehen. In Rom zwar das Kniebeugen — aber wenn der Papſt vorüberfährt. Die äußern Zeichen der Devotion überraſchen mich noch immer angenehm, noch immer mein' ich, es ſtecke Andacht dahinter! ich weiß gar nicht, was es für eine unſelige Eigenſchaft in mir iſt, die alle Erfahrung überſchwemmt und zunicht macht.

Bedeckte Arkaden führen auch nach dem Karthäuſerkloſter, dem allgemeinen Gottesacker Bolognas, und dem ruhigedelſten, paſſendſten, den ich je geſehen. Grüne Hügel, Blumen und Monumente ſind lieblich — im Sommer; in der ſchlechten Jahreszeit ſehen ſie kläglich aus; Familiengrüfte und dergl. beängſtigen mich! ohne Licht, ohne Luft, abgeſondert von Allem und vom All ſoll auch mein Staub nicht ſein. Dieſer Gottesacker iſt ein immenſes grünes Feld, das in viele viereckige, große, mit Bouquets von Cypreſſen beſtreute Plätze zertheilt iſt. Um dieſe ziehen ſich die Bogengänge, welche man in Bologna ſo ſehr liebt: auf der einen Seite ſind ſie in leichten Arkaden dem Licht und der Luft geöffnet, auf der andern beſtehen ſie aus

einer ſtarken Mauer, in welche die Särge eingeſchoben werden. Denkmale, Inſchriften, Fresken bedecken die innern Wände. Alle Jahr werden zehn neue Arkaden gebaut, um Todte zu empfangen. Die ganze Anlage iſt ſo würdig, als geſchmackvoll, eine unwandelbare Todtenſtadt, nicht leidend durch den Wechſel der Jahreszeiten, ernſt, wie es ſich für die Heimgegangenen ſchickt, mild und friedlich, wie es der Stimmung der Hinterbliebenen entſpricht. Unter den zahlloſen Denkmalen in den unabſehbaren Hallen bemerkte ich das von Righini, der preußiſcher Kapellmeiſter war und Lieder, auch deutſche, ſehr lieblich componirt hat. Roſſini iſt auch in Bologna geboren und befindet ſich ſo eben, wegen des Todes ſeines Vaters hier.

In der Kirche San Domènico ſuchte ich das Grabmal König Enzios, und fand auch an einem Pfeiler ſein Medaillon und darüber auf einer großen Marmortafel ſein trauriges Geſchick von 23jähriger Gefangenſchaft in Bologna, verzeichnet. Da dies erſt vor 100 Jahren errichtet iſt, ſo hat man ſeinem Bilde ein ganz willkürliches ſentimentales Anſehen gegeben. Es iſt eine kleine elende Marmorarbeit. Ein Altar in dieſer Kirche hat Basreliefs von Nicola Piſano, dem Wundermann des 13. Jahrhunderts, der gewiß ebenſo weſentlich als Cimabue zur Auflebung der bildenden

Kunſt beigetragen hat, und ungleich tiefer als dieſer ins Gebiet der Schönheit eingedrungen iſt.

Ein Grabmal ganz andrer Art als König Enzios erregte meinen heftigſten Abſcheu. Unter allerhand Ceremonien von Namenaufſchreiben ꝛc. wurden wir in ein kleines, prächtiges, kerzenerleuchtetes Gemach im Clariſſenkloſter Corpo di Cristo geführt. Da ſaß auf einem Thron im prächtigſten Stoffkleid die Mumie der heiligen Catherina Vigri, einer Kloſterfrau, die hier im 15. Jahrhundert gelebt hat. Ihr Körper iſt von ſelbſt mumienhaft worden: das iſt das Wunder; — aber ein ſehr häßliches. Wie ſie garſtig ausſah! auf dem kleinen, ſchwarzgraubraunen, kahlen Todtenkopf eine goldne Krone! an den verkrümmten, ſchwärzlichen Knochenfingern funkelnde Ringe! die Füße in ein Fußſäckchen von Glas geſteckt, damit die Andächtigen ihnen einen Kuß beibringen können ohne ſie zu beſchädigen!.... ich wollte auf der Stelle umkehren. Da fing unſer geiſtlicher Führer an von ihr zu erzählen, und ihre Reliquien aufzuweiſen. Das ſind Reliquien, wie ich ſie liebe! dieſe Catherina iſt nicht blos ungemein fromm und gottſelig — ſondern auch Künſtlerin geweſen, hat gar ſchön die Violine geſpielt und gemalt — letzteres ſehr gut für ihre Zeit; ſie ſtarb 1463. Drei Glaskaſten, von den Nonnen

mit Blumen und allerlei Flitterwerk geſchmückt, enthalten ihre Geige, das Bild der Muttergottes mit dem Kinde, und den Kopf des Jeſukindes, von ihr gemalt, zu dem die Nonnen mit der ihnen eigenen, mir ſehr widerwärtigen Spielerei, einen Puppenleib in ſilbergeſtickten Windeln gefügt haben. So, im Schutz und Schirm ihrer abgeſchiedenen Zelle, ihre Kunſt nur göttlichen Dingen widmend, hat Catherina friedlich, vielleicht ſehr glücklich gelebt, und iſt obenein Muſter der Vollkommenheit worden. Eine andre bologneſiſche Künſtlerin, Eliſabeth Sirani, hat kein ſo ſtilles Schickſal gehabt — lebte aber auch nicht im Kloſter, ſondern bei ihrem Vater Andrea Sirani, der Maler und ein Schüler Guido Renis war, mit dem er ſchwächliche Ähnlichkeit hat. Eliſabeth malte weit beſſer, kräftiger, beſtimmter, wenn auch nicht origineller, und außerordentlich viel: alle Gallerien Bolognas haben mehre Bilder von ihr. Sie ſtarb an Gift, 1665, in ihrem 27. Jahr. So rächte ſich ein Mann, deſſen Liebe ſie verſchmäht, und deſſen Porträt ſie im jugendlichen Übermuth karrikirt dargeſtellt hatte.

Dann war ich in einem ſeltſam traurigen Hauſe! Ein großer, ſchöner, geſchmackvoll und prächtig eingerichteter Palaſt, den ein alter einſamer Mann bewohnt von lauter Familienbildern umgeben. Büſten, Statuen,

Gemälde — alles Porträts ſeiner nächſten Verwandten! Aber die Marmorwerke ſind von Canova, aber die Gemälde ſind von David und Gérard, und die Frauen waren die ſchönſten in Europa, und die Männer trugen Kronen in Europa, und Einer von ihnen beherrſchte den Welttheil, und mit ſeinem Sturz ging das ganze Geſchlecht unter, wie ein Planetenſyſtem, deſſen Sonne verlöſcht! — Prinz Felix Bacciochi, Wittwer von Eliſa Bonaparte, die einſt Großherzogin von Toskana war — iſt der Beſitzer dieſes Palaſts, und hat eben die Nachricht vom Tode ſeiner Schwägerin Caroline — der ehemaligen Königin von Neapel — erhalten, die geſtern in Florenz geſtorben; ſo erzählte der Diener, der uns herumführte. Kardinal Feſch ſtarb auch kürzlich; er lebte noch, zwar in großen Leiden, als ich in Rom ſeine hübſche Gemäldegallerie beſah. Die Familie ſtirbt hin, einer nach dem andern, und die zweite Generation ſcheint mir nicht mehr dazu zu gehören; die erſte hat für lange Zeit den Geiſt, die Energie, die Thatkraft, die Geſchicklichkeit, das Glück und das Unglück des Geſchlechts erſchöpft. — In einem kleinen halbrunden Cabinet, mit violettem weißbeſternten Atlas drappirt, ſteht in der Mitte, einſam, die Marmorbüſte Napoleons. In einem zweiten, dieſem ganz ähnlichen Cabinet, die Büſte Eliſas, die

von allen Geſchwiſtern ihm in den Zügen am gleichſten war. Ein drittes enthält ſeine Todtenmaske in Bronze gegoſſen; ein großer Saal: die ſitzende Statue von Madame Letitia — ein Meiſterwerk Canovas — Napoleons Statue im Krönungsornat ihr gegenüber, und die Büſten der übrigen Familie umher: alles ſchöne, oder geiſtreiche, oder bedeutende Geſichter, die, wenn auch ohne hohen Ausdruck, wie Louis und Jerôme, doch edle regelmäßige Züge haben. Das freundlich gutmüthige von Joſephine, mit der kleinen Stumpfnaſe — und das ſchwere, maſſive von Marie Louiſe, mit der Botokuden-Unterlippe, ſahen ganz fremdartig dazwiſchen aus. Bei den Porträts der Damen ſtörte mich ihre Tracht in der Bewunderung der ſchönen Köpfe und des Gérardſchen Pinſels. Die damalige Mode, den Gürtel unter den Achſeln und ganz winzige, kurze Ermelchen zu tragen, machte die Figur hochſchultrig, indeſſen der Körper unverhältnißmäßig lang in einem completten étui ſteckte; ſo eng und faltenlos trug man damals die Röcke. Sogar der Fürſtin Pauline Borgheſe liebreizender Venuskopf leidet durch den disgraziöſen Anzug. — Ein Wechſel des Schickſals, wie dieſe Familie ihn erfahren, iſt in der modernen Geſchichte ohne Gleichen. Bittre Armuth, Throne und Verbannung — Vergötterung,

Haß und Mitleid — traf ſie in kurzen fünfzehn Jahren. Dies melancholiſche Haus iſt das Letzte, das ich in Bologna geſehen.

Und warlich der Anblick von Ferrara iſt nicht geeignet heiter zu ſtimmen. Die breiten, ſchnurgraden, langen Straßen, die ſtolzen grandioſen Paläſte, das alterthümliche Schloß inmitten der Stadt von einem Waſſergraben umgeben — verödet! Der glänzende Hofhalt eines hochgeprieſenen Fürſtenhauſes, die Stätte, wo herrliche Dichter unſterbliche Lieder ſangen — ſtumm! Außer den Erinnerungen lebte in der Stadt nichts, als der Frühling; die Paläſte haben Gärten, und der Hauptbaum in ihnen muß die weißblühende Akazie ſein, denn Ferrara ſchwamm heut Abend in dem feinen, heißen, exotiſchen Duft dieſer Blüte. Der Platz, auf welchem eine weiße Marmorſäule Arioſts Statue trägt, iſt auch rund umher mit dieſen Bäumen bepflanzt. Arioſt! Taſſo! zwei von den wenigen Namen, welche die Menſchen unſterblich nennen, Beide — Dichter, Beide der Stolz ihres Vaterlandes und die Bewunderung der Nachwelt: wie verſchieden waren ihre Schickſale, und wie verſchieden wird man hier an ſie erinnert. Dort, im Hospital von St. Anna, das kleine gewölbte, kellerähnliche Gemach, in welchem Taſſo ſieben Jahr und zwei Monat ſeines kurzen Le-

bens verſchmachtete; und da, auf dem Platz, der ſeinen Namen führt, Arioſts Statue, in der Bibliothek Arioſts Monument, und endlich Arioſts Haus, worin er gelebt und geſtorben, und welches der Podeſtà Cicognara 280 Jahr nach des Dichters Tode mit den Geldern der Commune gekauft, damit es dem Gedächtniß Arioſts geweiht bleibe. In einem Zimmer ſtand ſeine Marmorbüſte verklärt von der untergehenden Sonne. In Taſſos dunkle Zelle fällt kein Sonnenſtral. Armer Taſſo! konnteſt Du nicht auch ein vernünftiger Mann, wie Arioſt ſein, und Dich lieber in alle Welt als in eine Prinzeſſin verlieben? — —

In Venedig.

Genua, Florenz, Rom, Neapel, Palermo! lieblichlautende Namen, nicht wahr? Namen, die wie Musik ins Ohr klingen; Namen, bei deren bloßer Nennung das Auge auf elysäischen Gefilden zu ruhen meint; Namen, bei denen man an ein Füllhorn der Natur, an einen Blumenkorb der Erde, an einen Tempel der Kunst denkt. Nun sag' ich: Venedig! — Was denkt ihr bei Venedig? O ich bitt' euch, denkt nur nichts! denn wär' es auch das Wundersamste, das Phantastischste, das Zauberhafteste, so wär' es doch noch lange nicht Venedig! es ist undenkbar. Ich sage nicht, daß es schöner sei als alles Übrige, nur: es ist anders, aber dermaßen anders, daß man den alten und gewohnten Maßstab der Schönheit vergißt und hier einen neuen empfängt. Ich nannte, mein' ich, Florenz, Rom und Neapel: Mann, Greis und Jüngling. Was

iſt nun Venedig? o, ich weiß es wol: es iſt der Geliebte, der Einzige, der Unvergleichliche!

Ich muß wirklich um Verzeihung bitten, daß ich Alles, was ich ſehe, vermenſchliche; aber es hat nun einmal vor meinen Augen ein innerliches Leben, und da doch der Menſch das ſchönſte Leben hat, ſo werden die Dinge, die lebhaften Eindruck auf mich machen, zu Bildern des Menſchen. Dies in Parentheſe. —

Wem Venedig nicht gefällt — und es gefällt Manchen nicht! — kann ſprechen: „Gott, welch eine triſte, herabgekommene, zerfallende Stadt, die gar wie ein Froſch im Sumpf ſitzt!“ — Spricht das gegen mich? o nein! gefällt mein Geliebter allen Frauen? ich hoffe ſtark: Nein. Mich aber hat er verzaubert. Verzaubert iſt das wahre Wort! Venedig reißt mich los von alten Gewohnheiten und Liebhabereien und flößt mir grade die ein, welche ſich für Venedig ſchicken; ich denke an keine anderweitige Promenade, als an die allabendliche auf Markusplatz und Piazzetta, und vollends die Gondelfahrten ſind das größte Vergnügen auf der Welt! Bei kaltem Wetter unter einem kleinen ſchwarzen Verdeck mit Thür und Fenſter — bei Sonnenſchein unter einem buntgeſtreiften Baldachin — in der Abendkühle ganz frei — liegt man auf breiten niedrigen ſchwarzen Saffianpolſtern orientaliſch bequem,

und gleitet, ſanft gewiegt vom geſchickten Gondolier, in träumeriſcher Schweigſamkeit über die Waſſer. Die Gondel zu verlaſſen, Kirchen und Gallerien inwendig zu beſehen, koſtet mich die größte Überwindung. Ich habe zahlloſe Bilder und Statuen geſehen, aber nirgends einen Canal grande mit ſeinen Zauberpaläſten, nirgends dieſe Marmortreppen, Säulen, Brücken, Façaden, dieſe kryſtalliſirte Fata Morgagna, die man Venedig nennt. So, grade ſo, mein' ich, haben die Meergötter auf dem Grunde des Waſſers ſie erbaut: die runden Kuppeln haben die Wellen glatt gewaſchen, und die Thürme und Maſten ſchlank genagt; in dem Dogenpalaſt, von Muſchelwerk und Korallengezweig zuſammengeſetzt, wohnte Thetis; die eitlen Nereiden ſchmückten ſich mit den Perlen, den haarfeinen Ketten, dem zierlichen Geſchmeide, welches jetzt große Magazine und Fabriken füllt; die Tritonen erfanden die Spiegel, um die ſchönen Nymphen verdoppelt zu ſehen; — ich kanns nicht glauben, was in der Geſchichte ſteht, daß arme flüchtende Menſchen auf kläglichen Sandbänken den erſten Grund von Venedig gelegt! Welche Anſtrengung, welche unerhörte Mühe, um hier nur Fuß zu faſſen, wie viel mehr um über dieſe Stätten ſolche Pracht auszuſchütten! die bloße Exiſtenz ſchon iſt ein Wunder, daher nehmen hier alle Schö-

pfungen und Leiſtungen, ſei es der Künſte, ſei es der Charaktere, ungewöhnliche Dimenſionen an, die man nur hier begreifen kann, weil ſie einzig in und für die Umgebung paſſen. Dieſe bewegte Stille, dieſe ſchweigſame Thätigkeit, waren vielleicht vom größten Einfluß auf Venedigs Staatsform, wie der Verkehr mit dem üppigen Orient, der Genuß des Reichthums, das Bewußtſein der Herrſchaft — auf Venedigs Künſtler. Die Phantaſie fühlt einen unwiderſtehlichen Drang dieſe geheimnißreiche Stille zu beleben, in welcher ſie doch recht eigentlich ſchwelgt; die Verſinnlichung der Thaten und Freuden des Lebens wird koloſſal, weil hier ſo viel überwunden iſt, was dem Leben Schranken zu ſetzen pflegt und ſeine Ausbildung hindert: die Elemente, die Abgeſchiedenheit; Alles iſt beherrſcht, erſetzt, ausgeglichen. Die Venezianiſche Kunſt iſt kein Blumenſtrauß von Schneeglocken, Veilchen und Hyazinthen wie die Florentiniſche; kein Blumenkranz von Roſen und Ranunkeln, Nelken und Tulpen wie die Römiſche und Bologneſiſche; — ſie iſt ein Rebengewinde, wo Traube ſich an Traube drängt, reich, voll, üppig, lebenathmend. Darum gelingt ihr auch nichts ſo gut als die Carnation und die Pracht der Gewandung und Architektur in ihren Gemälden. Aber nicht Maler allein — auch ſeine Bildhauer hatte Venedig, von

Meiſter Bartolomeo an, der die Hauptthür am Dogenpalaſt, genannt della Carta, arbeitete, 1437, bis zu Canova, dem armen Knaben aus dem Dörfchen Poſſagno, der hier gebildet ward und 1822 hier ſtarb. An dem St. Georg, der außerhalb am Balkon des großen Rath-Saals im Dogenpalaſt ſich befindet, ſoll er gearbeitet haben, als er noch Lehrling im Atelier von Torretti war. Die Familie Lombardi, Palladio und Sanſovino erhoben die Baukunſt auf eine ebenſo hohe Stufe, als die Malerei und Skulptur, und waren auch Söhne der Republik. Aber nicht Künſtler allein — Staatsmänner, Helden und Gelehrte fand Venedig auf eignem Grund und Boden, brauchte ſie nicht der Fremde abzuborgen. Die Lehrſtühle zu Padua beſetzten häufig venezianiſche Patrizier, und in Venedig ſelbſt hielten ſie Schulen der Jurisprudenz. In den Zeiten der großen oberitalieniſchen Städteverwirrung, als die Demokratien in Tyrannei der Einzelnen übergingen oder überzugehen drohten; als überall Factionen herrſchten, und jede einzelne Faction ſogar ihren Führern mißtraute und lieber die Beiſtimmung zur Wahl eines fremden Podeſtà gab, der alle Zerwürfniſſe unparteiiſch beilegen ſollte; da war faſt keine bedeutende Stadt in der Lombardei, die nicht aus Venedig einen Podeſtà erbeten hätte. Die herrlichſten

Heldenthaten, unglaubliche Vertheidigungen, phantaſtiſche Eroberungen vollbrachten die Feldherrn Venedigs, und häufig waren die Dogen ſelbſt dieſe Feldherren. In allen Gebieten, wo der Menſch groß und glänzend ſein kann, hat es ſeine großen und glänzenden Menſchen gehabt: es iſt durchgebildet. Darum liebe ich die Geſchichte Venedigs — trotz der Bleikammern und der Staatsinquiſition. Ach, eine Staatsform, in welcher keine Ungerechtigkeiten vorfallen und keine Grauſamkeiten ſtatt finden, hab' ich, ſoviel ich auch Geſchichte geleſen, nie und nirgends gefunden. Wo die Mehrzahl am befriedigtſten, und am beſten mit dem verſorgt iſt, was ſie bedarf — das iſt die beſte, und nie werd' ich glauben, daß das venezianiſche Volk, handeltreibend und kriegsgeübt, wohlhabend und rüſtig, ein härteres Loos gehabt habe, als z. B. das Florentiniſche, das in ſeinen ewigen, blutigen Zerrüttungen mehrmals ſo degradirt war, daß es ſich fremde Podeſtàs wählte, wie den Prinzen von Neapel, und jenen Abentheurer, der ſich Herzog von Athen nannte. Das hat Venedig nie gethan! nie durch eine ſolche Handlung ſchweigend erklärt, es halte Keinen von den Seinen für einen Mann von Ehre und Redlichkeit! Die beiden Conſpirationen, welche es in ſeiner langen Geſchichte aufzuweiſen hat, gingen auch

keineswegs vom Volk aus und fanden bei demſelben äußerſt geringen Antheil. Doch wird man nicht ſagen können, die Furcht habe es gleichgültig gemacht, denn erſt nach Tiepolos Verſchwörung ward der Rath der Zehn eingeſetzt, und viel ſpäter, nämlich 1539, die Staatsinquiſition, der man ſo viele Grauſamkeiten vorwirft. Damals begann Venedig zu ſinken, ganz unmerklich, denn es ſtand äußerlich in höchſter Blüte; allein der Handel ſuchte ſich ſchon allmälig auf neuentdeckten Wegen zu verſuchen, und die Muſelmänner wurden drohend. Vielleicht ſuchte die Republik, in Vorahnung künftiger Schwäche, durch größere Strenge und Wachſamkeit die Kraft beiſammen zu halten. Streng war ſie übrigens immer; Unglück duldete ſie bei ihren Dienern nicht. Wer Unglück hatte in Feldzügen, Kriegen, Miſſionen, wurde heimberufen und geſtraft. Das iſt hart! aber ihr ward der Vortheil, daß ſie meiſtens trefflich bedient wurde. Und ſie ſcheute ſich nicht gutzumachen! Anton Grimani war aus Venedig verbannt, leiſtete aber der Republik in Rom, wohin er ſich begeben, große Dienſte, ward zurückgerufen und zum Dogen erwählt, was — wenn auch weiter nichts — doch eine Ehre war. — Und welch ein unerſchütterliches Bollwerk war die kleine Republik Jahrhunderte lang gegen das große ottoma-

niſche Reich! mit welchen Aufopferungen von Blut und Schätzen vertheidigte ſie Schritt vor Schritt jede Eroberung, welche die Türken auf dem mittelländiſchen Meere machten! Candia allein vertheidigte es 25 Jahre gegen deren Übermacht! Befehlshaber, die Blüte des Adels, zahlloſe getreue Unterthanen, Ströme von Gold gingen dabei unter — ſie achtete es nicht. Und keine andere Theilnahme weckte dieſe heroiſche Vertheidigung in Europa, als die von jungen franzöſiſchen Edelleuten, in denen damals — in den Jugendtagen Ludwigs XIV — etwas vom alten Ritterſinn erwachte, und ſie zu einem Kreuzzug gegen die Ungläubigen nach Candia führte. Doch ſolche vorüberrauſchende Hülfe war ohne Wirkſamkeit: die Republik verlor Candia 1669. Und obgleich der Held Moroſini zu Ende des Jahrhunderts Morea eroberte, ſo ging dieſe Beſitzung doch beim Friedensſchluß von Paſſarowitz, 1718, verloren, die Republik wurde vom Archipelagus ausgeſchloſſen und Öſtreich machte Trieſt zum Freihafen, der Papſt Ancona. Das letzte Jahrhundert iſt unſäglich traurig und demüthigend! Venedig, das herrliche ſtolze Venedig, das gefürchtete, das geehrte — Venedig mußte, wie die übrigen europäiſchen Staaten, den Barbaresken ſchmachvollen Tribut zahlen, um einigen Handel treiben zu können.

Der Mittel beraubt, um eine gewichtige Macht zu ſein, ſuchte es im Frieden und in der Ruhe das Wol der Republik aufrecht zu halten. Aber in der langen Unthätigkeit verlor es ſeine Energie; es war nicht mehr im Stande, ſo ſcheint es, große Männer zu erzeugen wie ehedem, ſich zu regeniren wie ehedem, um weiſe einer Revolution zuvorzukommen. Die Ariſtokratie hatte nur Furcht vor einer Revolution, und im Geiſt dieſer erbärmlichen Geſinnung abdizirte der Doge Manini am 12. Mai 1797, und das vornehme ariſtokratiſche Venedig wurde eine franzöſiſche, demokratiſche, konfuſe Republik! — Es iſt ſeltſam, wie das Schickſal ſpielt! Venedig mußte im Lauf der Zeit endlich grade dem Reich einverleibt werden, deſſen Ausbreitung in Italien es Jahrhunderte lang ſtets bekämpft hatte! ſtets war es dem Übergewicht der Kaiſer im Mittelalter — und des Hauſes Öſtreich-Spanien in ſpäterer Zeit, entgegen geweſen, wollte nicht Italien fremden Kronen einverleiben laſſen, und mußte zuletzt das Unerträglichſte ſelbſt ertragen! Es erhöht unbeſchreiblich mein Intereſſe für jede Stätte, wenn ich an ihrer Geſchichte lebhaft Antheil nehme. Die alten Geſtalten werden lebendig, ſehen mich an mit klugen, verſtändigen Augen, erzählen mir von ihren Schickſalen und Thaten, und ich bin froh angeregt

und theilnehmend bewegt, als ob ich Alles mit ihnen durchmachte. Hier ſtehen ihre Häuſer, dort in den Kirchen ihre Monumente — jeder Blick weckt eine Erinnerung! Nur den Canal grande heraufzufahren! . . . .

Aus dem kleinen wunderlichen, umgebauten und überbauten Häuschen, das eine Terraſſe mit wildem grünen Strauchwerk hat, und mehr einer Waldhütte als einer ehemaligen Patrizierwohnung ähnlich iſt — ging Marino Faliero hervor, und in den Dogenpalaſt und auf das Blutgerüſt; der ehrgeizige wilde Greis, der ſo blinden Haß wie ein Jüngling hegte. Und jenes andre unſcheinbare Haus war Heinrich Dandolos, des blinden, neunzigjährigen heldenhaften Dogen, der Conſtantinopel erobern half; und Andrea Dandolos des berühmten Chronikenverfaſſers, des gelehrten Dogen, Petrarcas Freund. Aber der köſtliche Palaſt drüben, eine Filagranarbeit von Stein, gehörte dem Dogen Franz Foscari, deſſen Abſetzung durch ſeine Feinde, die Loredan, bewirkt wurde; nichts konnte man ihm vorwerfen als — ſein hohes Alter! er war ein Achtziger; er hört die Glocke läuten, welche die Ernennung eines neuen Dogen bezeichnet, ihm bricht das Herz — er iſt todt. Im Palaſt Piſani lebte der große Seeheld Victor Piſani, der nach einer allzu gewagten Schlacht

gegen die Genueſer, von der Signoria zur Verantwortung gezogen, allein auf ſtürmiſches Begehren des Volks ſeiner Haft entlaſſen wurde, und Venedig aus großer Gefahr befreite, denn die ſiegreiche feindliche Flotte war das adriatiſche Meer hinauf — und bis Chioggia, der äußerſten Inſel am Eingang in die Lagunen, vorgedrungen. Der Palaſt der „Königin Cornaro" gehörte jener Catherine, die mit dem König von Cypern aus dem Hauſe Luſignan vermält, nach dem Tode ihres Gemals und Sohnes der Republik die Krone abtrat. Ihr wunderhübſches, dümmliches Geſicht, prächtig gemalt, denn es iſt von Titian, hängt in der Gallerie Manfrini und zeigt deutlich, daß das Beſte, was ſie mit einer Krone anfangen konnte, ganz gewiß war — ſie abzutreten. Vor dem Palaſt Manini, den doch Sanſovino mit aller Elegance gebaut hat, ſchlag' ich gern die Augen nieder.

Dies Alles fällt mir ſo von ſelbſt ein. Wollt' ich in Büchern nachforſchen, ſo würd' ich vielleicht für jedes Haus am Canal grande einen intereſſanten hiſtoriſchen Moment auffinden. — Und was die Geſchichte begonnen, haben die Dichter vollendet! ſo ſchön wie von Venedig haben ſie von keiner Stadt geſagt und geſungen! Auf der Piazzetta, mein' ich, müſſe der ſiegreiche Othello mit wehenden Bannern

das Schiff verlaſſen; über den Rialto ſeh' ich Shyloks hämiſches Antlitz ſchleichen; wo Weiber beiſammen ſind, ſuch' ich Porzias kluge, und Desdemonas treue Augen. Der ganze Dogenpalaſt, von der Rieſentreppe bis zur Seufzerbrücke, lebt und webt von Byrons Geſtalten. Auf der Inſel San Lazaro beginnt Schillers ſeltſamer Geiſterſeher. — All dieſe Poeſie webt um Venedig einen goldnen Schleier, einen Prismaſchein. Das Phantaſtiſche iſt ſo vorherrſchend, daß ich an keine traurige Wirklichkeit glauben kann. Es giebt Menſchen — aber wunderſelten — bei denen denk' ich, ſie ſtehen nur zufällig auf der Erde, könnten eben ſo gut in der Luft gehen; und trifft ſie Leid, ſo bemerk' ich nichts weiter an ihnen, als daß ihnen die Flügel größer werden. So, unabhängig von der Realität, einem feinern und freieren Element angehörend, von der Gegenwart nichts empfangend als eine dunkle Folie für den Diamant der Vergangenheit, ſo erſcheint mir Venedig.

Was das für ein Blick iſt hier aus meinem Fenſter im Hôtel de l'Europe, wo der Canal grande und der Canal der Giudecca eins werden und dann vereint an der Piazzetta, dem Dogenpalaſt und dem Quay der Schiavonen fortlaufen, die Marmorſtufen von S. Giorgio maggiore beſpülen, und den öffent-

lichen Garten mit ſeinen Alleen von duftenden Akazien zu tragen ſcheinen! — Ich ſehe weit darüber hinaus, und das Meer; aber kein Meer wie bei Neapel, mit ſcharfen begrenzenden Küſten und übrigens frei und weit: ſondern Meer mit Land vermiſcht; d. h. Land iſt nicht zu ſehen, nur Städte und Dörfer, die wie das Neſt der Waſſervögel auf der Flut ſitzen; oder wie Zauberſchiffe, die ſich vor Anker gelegt haben, denn die Kuppeln und Campanilen ihrer Kirchen ſind wie Segel und Maſt. Zum Schutz gegen die Meereswellen hat die Natur die feſte Sandbank des Lido aufgeworfen, und Kunſt die Murazzi errichtet, die große Mauer, welche von Malamocco nach Chioggia meilenweit am Ufer fortläuft — ein mächtiges Werk, deſſen Material Marmor von Iſtrien iſt. In der Stadt iſt Leben genug, aber kein Rollen und Trappeln von Wagen und Pferden, und daher kein ängſtigendes Getümmel. In Neapel dacht' ich immer, ein Dutzend Lazzaroni müßten täglich von den Pferden zertreten werden. Hier findet Jeder ſein Plätzchen! durch die Canäle gleiten die Gondeln gewandt wie Aale, keine thut der andern ein Leid, ſo geſchickt ſind die Gondoliere, denn wo mehre Canäle ſich begegnen und Brücken kreuz und quer darüber geworfen ſind, und wo man ganz kurz um ſcharfe Häuſerecken wen-

den muß, da meint man, die leichte Barke müſſe zerſchellen. Mit nichten! ſie macht ihre Wendung leicht und graziös, wie eine Dame im Contretanz chassez croisé. Spät Abends haben viele Gondeln ein Licht angezündet, um einander zu warnen; da ſieht es denn feenhaft aus, wenn droben die Sterne funkeln und in den Häuſern Lichter flimmern, daß auch aus dem Waſſer Licht auftaucht und wie ein ſchwimmender Johanniswurm darauf fortgleitet. Erſt wenn die Barke näher kommt, hört man das Waſſer leiſe unter dem ſanften, flachen Ruderſchlag rieſeln. Wie Tags nicht von der Gondel — ſo kann ich mich Abends nicht von meinem Balkon trennen! Das Auge, die Seele, das ganze Weſen, verſinkt in den Zauber der Umgebung. Kommt dann der Mond, webt er über Himmel und Waſſer ſeine unirdiſche Silberfarbe; ſeh' ich nirgends die alte gute wolbekannte Erde, die immer ſo ſchwarz im Mondſchein ausſieht; ſeh ich nur Kuppeln und Thürme und wunderſam geformte Gebäude, glänzend weiß von Marmor oder vom Mondenſtral; hebt dann — täglich um Mitternacht — ein großes Glockengeläut an: ſo mein' ich in dem längſtverſunkenen Wineta, in dem fabelhaften Atlantis zu ſein, denn ihre Märchen ſind nicht lieblicher, nicht lockender, als dieſe Wirklichkeit. Hier möcht' ich im-

mer wachen, Tag und Nacht, Sonne, Mond und Sterne in ihrem Auf- und Untergang ſehen, Venedig träumend, Venedig wachend ſehen! mein Gott, ich glaub', ich hab' eine große Leidenſchaft für Venedig! — — Auch der Tag iſt ſchön, ſo recht natürlich ſchön. Ich ſage das für diejenigen, welche das Natürliche ſo lieben, daß ihnen das Fremdartige und Ungewöhnliche nur unnatürlich erſcheint, und die da ſprechen: „Alſo aus Gondel und Canälen kann man gar nicht heraus? und tritt man vor die Thür, ſo riskirt man ins Waſſer zu fallen? das iſt ja recht unnatürlich für eine große Stadt!" — Man kann auch in Venedig ſeine Füße gebrauchen; vielleicht überall zu Fuß hingelangen, wenn auch auf Umwegen; denn die Häuſer, Kirchen, alle Gebäude ſind zur Hälfte von Waſſer- und zur Hälfte von trefflich gepflaſterten, freilich ſehr ſchmalen Gaſſen umzingelt. Vom Markusplatz bis zur Rialtobrücke ſind dieſe Straßen ein Bazar, gepfropft voll Waaren aller Art; da geht man ganz bequem. Noch bequemer von der Piazzetta, die breite Riva der Schiavonen entlang, nach dem öffentlichen Garten, wo man eine ſchöne Anſicht von Venedig, und Ausſicht auf die Alpen hat. Die Riva der Schiavonen iſt ſehr luſtig, voll Treiben des Volks, wie ich es ſeit Neapel nicht geſehen. Da liegen die

Schiffe und zahlloſe Gondeln, da ſind die Kaffeehäuſer für das Volk, und auf dem Quay ſelbſt Orangenverkäufer, Aquajolen, Fiſcher, die allerlei widerliches Seegethier feilbieten, Policinellkaſten, tanzende und wahrſagende Hunde, Amuletverkäufer — alle von ihren Kunden, von ihren Auditorien umgeben. Dazwiſchen Schaaren von geputzten Leuten, zu vornehm, um ſich zwiſchen dem Volk aufzuhalten, nur hindurchziehend entweder nach dem Markusplatz oder nach dem öffentlichen Garten. Das macht nun ein Gewühl, eine buntfarbige Menſchenmaſſe, ein muntres bewegliches Bild aus, mit dem die Natürlichkeits-Liebhaber gewiß zufrieden ſein werden. Auf dem Markusplatz geht es eleganter her. In die zahlloſen Kaffeehäuſer unter den Prokuratien kommen keine Gondoliere und Fiſcher, keine Frauen, die ſtatt des Hutes nur einen Schleier tragen. Der anmuthige Zendalo iſt von den höhern Claſſen verbannt und dafür die nüchterne Mode des Tages angenommen, und der ſchwarze Schleier, den man ab und an bei Frauen niedern Standes ſieht, iſt auch nicht mehr der ächte Zendalo, der über den Kopf gehängt, auf der Bruſt gekreuzt und hinten zugeknüpft wurde. Wie gut eine nationelle Kleidung ſteht, kann man hier recht an den griechiſchen und armeniſchen Kaufleuten wahrnehmen, die ſich in einem beſtimmten

Café verſammeln und ganz majeſtätiſch ausſehen zwiſchen den übrigen Männern in dürftigkleinen Röckchen. Die Gondoliere haben auch keine eigenthümliche Tracht mehr. Jetzt, da es ſehr heiß iſt, tragen viele Jäckchen von bunter Indienne. Einige ſah ich in einer Kleidung, gegen welche die der Lazzaroni ſehr überladen iſt: ſie trugen nichts, buchſtäblich nichts als ein Hemd. Es iſt aber wahr, daß ſie nur Kühe transportirten. Hier wird das Vieh von Menſchen fortgeſchafft; ſonſt umgekehrt!

Das gute Wetter und zwei Feſte: der kaiſerliche Namenstag und das Frohnleichnamsfeſt, tragen vielleicht dazu bei, mir Venedig im heiterſten Licht zu zeigen. Das Volk geht dann ſeinen Vergnügungen nach, und die Sonne ſieht freundlich zu. Sobald in Neapel die Sonne ſchien, kroch der armſeligſte Lazzarone aus ſeinem braunen Capot heraus und ſchaute ſo vergnügt in die Welt, als gäb' es kein Elend für ihn; doch wußte ich, daß Elend ſeine eigentliche Atmoſphäre iſt. Hier glaub' ich es nicht! Venedig ſieht aus als hätten die Vornehmen mehr durch den Untergang der Republik gelitten, als das Volk. Es giebt zerfallende und ruinirte Paläſte, andre, welche die Regierung für ihre Beamten gekauft hat — z. B. das Poſtbüreau iſt im wunderſchönen Palaſt Grimani und der Delegat

wohnt im Palaſt Cornaro (nicht der Königin) — dadurch werden die allzu ſchreienden Contraſte etwas gemildert; nicht Alles funkelt für die Einen, nicht Alles iſt trübe für die Andern. Dann mag das Volk auch mehr arbeitsgewohnt ſein, als im übrigen Italien; von jeher war es thätig in Fabriken, auf den Schiffswerften, im Seedienſt, beim Handel; es arbeitet fort! und hat ſich auch das Feld ſeiner Betriebſamkeit gar ſehr verkleinert, ſo hat dafür die Einwohnerzahl abgenommen: ſie können exiſtiren. Das Ungeziefer der Bettler iſt verſchwunden und das der Mönche auch. Gott behüte mich irgend Jemand Unrecht zu thun, alſo auch nicht den Mönchen. Haben ſie aber den Kloſterberuf, ſo müſſen ſie fein ruhig in ihren Zellen bleiben und ein beſchauliches Leben führen; haben ſie ihn nicht, ſo müſſen ſie nicht Mönch werden. Ich habe hier keine andern Mönche geſehen, als Kapuziner bei der großen Frohnleichnamsprozeſſion, und da machten ſie einen guten Effect; denn von der Inſel S. Michel, wo ihr Kloſter und der Gottesacker Venedigs iſt, kamen ſie in zwei großen Barken gefahren, machten die Prozeſſion mit, unter Vortragung eines großen Kruzifixes, das mit ſchönen duftenden Blumen ſo umwunden war, daß die Chriſtusgeſtalt darin gebettet lag, und fuhren unmittelbar nach geendigter Pro-

zeſſion aus dem Geräuſch und der Heiterkeit des Lebens zu ihren ſtillen Todten zurück.

Gegen kirchliche Feſte haben mir Rom und Neapel einen Widerwillen beigebracht, eine Art von moraliſcher Seekrankheit; aber dieſes war recht ſchön — vielleicht deshalb, weil es unter freiem Himmel ſtatt fand. Rund um den Markusplatz war ein Baldachin auf Säulen gelegt, vor einer Hauptthür der Markuskirche beginnend, vor der andern endend; darunter ging die Prozeſſion, beſtehend aus Abgeordneten der verſchiedenen Kirchen, Kirchſpiele, Corporationen — jede unter Vortragung eines Heiligenbildes oder Kruzifixes oder Banners, begleitet von hohen Altarkerzen, die bunt bemalt, mit Kronen von Blumen und Rauſchgold verziert waren. Dann kamen Gondoliere, Waiſenkinder, Lakeyen in großer Livree, Arme aus Hospitälern, die Kapuziner, zuletzt der Patriarch mit der Monſtranz, von großer Geiſtlichkeit und vornehmen Perſonen umgeben. Dazu flaggten alle Schiffe, aus allen Fenſtern rund auf dem Markusplatz hingen bunte Teppiche nach der heitern italieniſchen Sitte, die Glocken läuteten, in der Kirche tönte die Orgel, das Militär auf der Piazzetta gab eine Gewehrfeuerſalve nach der andern und ſchmetterte zuweilen mit Fanfaren drein; und als die Monſtranz erſchien beugte Alles das Knie,

auch die Soldaten mit ihren großen Bärenmützen und blitzenden Waffen und ſtattlichen Uniformen. Ich ſtand oben auf dem Portal der Markuskirche, bei den herrlichen Broncepferden, und ſah und hörte mit großen Freuden zu. Ich mag gern ſehen, wenn die irdiſche Gewalt und Herrlichkeit vor Gott in den Staub ſinkt! — das ſoll auch wol dies Feſt bedeuten; — und ich mag gern hören Glocken und Salven, Orgel und Fanfaren', dieſe majeſtätiſchen Harmonien der Maſſen, zu denen jeder Einzelne die ſtille, nur vor Gott gehörte Melodie ſeiner Andacht ſetzt. Sie ſind mir lieber als die ganze päpſtliche Kapelle zu Rom, und nicht einen Augenblick hab' ich bedauert dort die Kanoniſation nicht erlebt zu haben. Die neugierigen Fremden machen in Rom jede Feier zu einem gemeinen Schauſpiel. Hier giebt es keine — wenigſtens nimmt man keine Rückſicht auf ſie. Das war mir ſehr angenehm. Auf der Kirche waren allerlei Leute, wer dem Pförtner ein Trinkgeld oder ein gutes Wort gegeben hatte: ſie betrugen ſich geſitteter, ruhiger, als die ſchönen Damen auf den Tribünen in St. Peter.

Seit ich die Gondel kennen gelernt, begreif' ich die Auſter! ſie ſitzt in ihrer Muſchel, bekümmert ſich um nichts und kommt nicht zum Vorſchein. Grade ſo mach' ich es auch — oder möchte ich es machen; denn

ich verlaſſe doch zuweilen die liebe, ſchwarze Muſchel; Venedig hat viel Sehenswürdigkeiten! die ſind mir die liebſten, bei denen ich auf ſtundenlange Fahrten rechnen darf. Nach allerlei entfernten Inſeln war ich, die nicht eigentlich mehr zur Stadt gehören: nach Malamocco, wo ehedem der Hafen war; nach Torcello mit ſeinem alten Dom aus dem Jahr 1008, der marmorne Fenſterladen hat, was ich nie bei einer Kirche geſehen; nach Murano, wo große Fabriken von Perlen ſind, deren Verfertigung recht complizirt; nach Lido, wo der troſtloſe Gottesacker der Israeliten iſt. Auch Kirchen und Gallerien verſäum' ich nicht, ſehe viel Schönes; aber das Einzelne will hier gar nicht recht bei mir in Betracht kommen, wie ich denn überhaupt nicht Geduld oder Nachſicht genug habe, um mich mit Einzelnem zu begnügen. Der Geſammtcharacter einer Zeit, eines Volkes, eines Buches, eines Menſchen, einer Kunſtleiſtung — ſpricht mich an oder nicht an; die détails nehm' ich obenein. Was muß das für eine Stadt ſein, wo ich die goldene Markuskirche, die marmorne S. Giovanni e Paolo-Kirche, Palma Vecchio, Giorgione und Titian — obenein nehme! wie Bonbon zum Deſert.

Es iſt auch wirklich nichts hier zu beſchreiben — Manches iſt in zu großer Fülle, Manches von zu gro-

ſter Schönheit; bei jenem würde man ermüden, dieſes würde mißlingen. Tintorettos Gemälde nur aufzuzählen, dürfte eine Zeile füllen. Er ging mit dem Pinſel um, wie ein guter Krieger mit dem Schwert: wohin das trifft, giebts eine Wunde — wohin ſein Pinſel, eine Figur. Unter 100 Figuren auf einem Bilde thut ers ſelten. Man lobt ſeine Gruppirung, ſeine kühne Phantaſie; ich ſehe immer ſeine geizige Frau neben ihm ſtehen, die ihn ermahnt: „Arbeite, ſei fleißig, verdiene Geld.“ Er iſt wirklich in einen Decorationsmaler ausgeartet; auf 100 Schritt Entfernung macht ſich ſeine Malerei am Beſten. Sie iſt wie ein Urwald: man möchte ſich zwiſchen ihren Gebilden mit der Axt Platz machen. Paul Veroneſe vertieft ſich in Gewänder, Geſchirre, architektoniſchen Schmuck, Speiſen und Früchte, wie Tintoretto in Figuren; es iſt eine Überfülle davon vorhanden, ganz Venedig könnte damit gekleidet und geſpeiſt werden. Doch können beide Maler ſehr gut ihren Pinſel zügeln, das beweiſt des erſtern heiliger Rochus und des zweiten heiliger Sebaſtian in den Kirchen gleichen Namens. Gian Bellin iſt der venezianiſche Perugino, ſtill, fromm, nur ernſter und weniger ſchön; die Schönheit des venezianiſchen Pinſels lag bei ihm noch im Keim, ward zur Knospe bei Palma Vecchio und zur Blüte bei Pa-

ris Bordone, Giorgione und Titian — von denen die zwei erſten hauptſächlich im Porträt excellirten, und Titian auch; doch ſein 99jähriges Leben, welches die Peſt 1575 beendete, konnte nicht mit dem einen Fach ausgefüllt werden: er malte auch die herrlichſten Bilder aus der heiligen Geſchichte, wie ſeine Grablegung Chriſti in der Gallerie Manfrini, und ſeine Himmelfahrt Mariä in der Akademie beweiſen — derer in verſchiedenen Kirchen nicht zu gedenken! — Ach, die Himmelfahrt! das iſt ein Triumphlied! eine Gruppe von Engeln und Wolken bildet einen koloſſalen Halbmond; darauf ſteht ſie mit ausgebreiteten, etwas gehobenen Armen, ſchaut den ewigen Vater, und fährt empor zu ihm. Ihr dunkelblauer Mantel, ihr hochrothes Kleid ſcheinen aus dem Himmel und aus dem Abendroth gewebt zu ſein. Und welch ein Kopf! ſolche Glut, ſolche Begeiſterung, ſolche unermeßliche Freudigkeit iſt nie in ein Madonnenantlitz gelegt. „Selig ſind die reines Herzens ſind," ſpricht die heilige Schrift, „denn ſie werden Gott ſchauen." Doppelt ſelig iſt dieſe Maria: ſie ſchauet Gott und ſie geht zu ihm. In der Stellung der Füße von den Knien abwärts iſt etwas Unfreies, woran ſich das Auge erſt gewöhnen muß, und die Jüngergruppe unten läßt, außer an dem heiligen Johannes, mehr Adel wünſchen. — Die

Gallerie Barbarigo hat 22 Gemälde von Titian aus allen Epochen ſeines Lebens, darunter Köſtliches! eine Magdalene, der neapolitaniſchen ähnlich; eine Venus halbverhüllt vom rothen Mantel; das Porträt Philipps II, ſitzend; Nymphe und Satyr; und — iſt es zu glauben? dieſe Prachtbilder ſind ſo ſchlecht gehalten, beſtaubt, beſchmutzt, ungepflegt, daß ſie kaum zu erkennen ſind und nothwendig durch die arge Vernachläſſigung Schaden leiden. Ich begreife nicht, wie heutzutag eine ſolche Verſündigung gegen die Kunſt ſtattfinden kann! was nicht aus Theilnahme für ſie — pflegt doch wenigſtens aus Oſtentation zu geſchehen. — Sehr gut gehalten und reich an trefflichen Bildern nicht blos aus der venezianiſchen Schule, in einem ſchönen Palaſt mit einem Garten voll Roſen, iſt die Gallerie Manfrini, die ich ſchon ein Paar Mal genannt; und zwar nur klein, aber magnetiſch anziehend, iſt eine andre in der Caſa Cragliette, denn ſie enthält — die Violante!

Wer iſt, wer war die Violante? Geſtern in der Gemäldeſammlung des Herrn Schiavone, der Maler, Kupferſtecher und Kunſthändler iſt, ſah ich ein liebliches blondes Frauenbild von Paris Bordone: das ſollte die Violante, Palma Vecchios Tochter, Titians Geliebte ſein. In der Caſa Cragliette heißt es bei

dem ſchönſten Weiberkopf, der je aus dem Pinſel hervorgegangen: dies ſei die Violante, Titians Tochter, die Giorgione ſo ſehr geliebt, daß er aus Gram geſtorben, weil der Vater dieſer Liebe entgegen geweſen. Von Giorgione iſt nämlich das Bild. Da aber er und Titian eines Alters waren, und da er 1511 bei 34 Jahren, allerdings um eine Frau ſtarb, ſo läßt ſich nicht vermuthen, daß Titian damals ſchon eine Tochter gehabt, deren Schönheit in vollkommner Entfaltung ſtand, wie das bei dieſer Violante der Fall. Ich glaube, man hat ſie ſo genannt, weil ſie ein Paar Veilchen am Buſen trägt. Eine Violante hat gewiß gelebt und ich denke, ſie muß Palma Vecchios Tochter und von ſo hoher Schönheit geweſen ſein, daß ſie ſowol ihres Vaters Pinſel, als auch den ſeiner Schüler, Giorgione und Titian, beherrſcht hat; — denn in deren ſämmtlichen Frauenköpfen herrſcht unverkennbar derſelbe Typus, welcher auch bei Veroneſe, Bordone und Bonifacio nachklingt. Titians ſogenannte Flora in Florenz hat große Ähnlichkeit mit Giorgiones Violante, aber von einer ſo un-menſchlichen Schönheit iſt ſie nicht. Übermenſchlich kann ich nicht ſagen: man würde ſich etwas Engel- oder Madonnen- oder Venusähnliches vorſtellen, und davon iſt keine Spur! .... Zu viel Leidenſchaft für einen Engel, zu viel Sehn-

ſucht für eine Madonna, zu viel Ernſt für eine Venus! .... Es iſt nur eine Frau! aber eine Frau, wie die tiefſte innerlichſte Leidenſchaft des Mannes ſie wol träumen — doch nimmermehr finden kann. Hätte Giorgione ſie gefunden, ſo wie ſie da in dem Bilde iſt, von dieſer Alles-verheißenden Vollkommenheit — er wäre nicht bei 34 Jahren am Gram geſtorben. Weil kein Menſch, weder Mann noch Frau, ſein Daſein zu ſolcher Vollendung bringt, weil die Leidenſchaft ihn verwirrt, die Sehnſucht ihn zernagt, der Ernſt ihn umdunkelt — darum nenn' ich die Violante eine un-menſchliche Schönheit. Ihre Kleidung, ihre Stellung iſt äußerſt einfach: ſie trägt ein Hemd, das oben zuſammengezogen iſt, und Schultern und Buſen bedeckt; die weiten Ermel ſind aufgeſchlagen und laſſen die Arme frei. Darüber ein dunkelgrünes Kleid ohne Ermel, vorn zugeheftelt; und einen rothen Gürtel. Es iſt, als wolle ſie ſich auskleiden, denn das Kleid iſt ſchon etwas am Buſen geöffnet und die Veilchen hängen nur noch welk und loſe darin; ſie werden gleich ganz herunterfallen, die armen, und ſie wird nicht ſie aufnehmen und ins Waſſer ſtellen, ſie wird ſich gleichgültig ihr ſchönes Haar auskämmen, ſie hält es ſchon in der Rechten und blickt ſeitwärts, wahrſcheinlich in den Spiegel. Dieſe äußere Gleichgültig-

keit bei dem innern Flammenleben des Angeſichts macht, daß man die Arme vor Entzücken ausbreitet oder ſinken läßt. Ich breite ſie aus, denn ich bin eine Frau, ich fürchte mich nicht vor ihr; ein Mann mein' ich, müſſe ſie ganz muthlos ſinken laſſen.

Bei einer reizenden „vornehmen Venezianerin" von Paris Bordone, hat er es nicht nöthig; ſie ſieht neben der Violante ganz aus, wie ein Roſenkranz neben einer Krone. Die Violante iſt eine Weltſchönheit, keinem Stand, keiner Klaſſe, keiner Erziehung angehörend, ebenſo überraſchend auf dem Thron, als im Salon und in der Hütte; dieſe Frau iſt eine durchaus ariſtokratiſche Schönheit! die Formen ſind weich und zart, nicht reich; die Farben mild und klar, nicht blendend; die Züge von der eleganteſten Regelmäßigkeit; Blick und Ausdruck ſo fein, ſo graziös, ſo anlockend, ſo gewandt, wie es nur bei ſorgfältiger Erziehung, im Schutz und Schirm der guten Geſellſchaft möglich iſt. Bei dieſer Frau muß die Liebe ein reizender Scherz ſein! Perlen ſind durch ihr blondes Haar gewunden, und eine goldne Schnur bildet den Gürtel ihres dunkelrothen Sammetkleides, deſſen lange Ermel nur die weißen Händchen ſehen laſſen. Die Rechte hält einen kleinen Spiegel, die Linke iſt auf die Hüfte geſtützt — eine Stellung, welche man auch

nur im Bewußtsein höchster Anmuth wagen darf. — Einen so feinen Ausdruck bringt nur eine ebenso feine Auffassung hervor, mit der unsre gegenwärtigen Porträtmaler sich nicht abgeben.

Die Sammlung in der Casa Craglietto soll verkauft werden. Der ehemalige Besitzer, der sie aus Liebhaberei angelegt, ist vor einigen Monaten kinderlos gestorben, und seine Neffen, die andere Geschäfte treiben, haben nicht seine Freude an den Bildern. Sie erzählten, ihr Onkel habe oft stundenlang vor der Violante*) gesessen. Unbegreiflicher Weise verlangen sie für dies Bild die geringe Summe von 400 Napoleon. Nun wird irgend ein Engländer es fortschleppen! .... Ich möchte nur so lange König von Preußen sein, um den Befehl zu geben, daß es für das Museum in Berlin gekauft würde, und die „vornehme Venezianerin" auch — denn beide Bilder gehören zusammen wie Diamant und Perle. — Es sind noch andre schöne Gemälde da, ich kann sie aber nicht genau betrachten neben jenen beiden; z. B. ein Gentile

*) Ich habe seitdem von einem Maler gehört, daß die Violante der Casa Craglietto eine Copie, und das Original irgendwo anderwärts sein solle; aber wo? das erfuhr ich nicht. Es ist möglich! ich halte aber diese Violante für das Original, bis ich das andere mit meinen Augen gesehen.

da Fabriano, deſſen Werke unendlich ſelten. Auch Deutſchen und Niederländern begegnet man in den Gallerien Venedigs; aber hilf Himmel! wie dürr und garſtig ſehen die lieben Leute aus! Fieſole und überhaupt alle frühen italieniſchen Maler haben auch ungeſchickte Glieder und ſteife Gewandung, doch geben ſie den Frauen ſchöne runde Geſichter, die man gern anſieht. Allein Jene! .... ſpitze Stirnen, breite Backenknochen, lange triſte Naſen, lange Oberlippen: das iſt der Typus für ihre Frauengeſichter! ich bin eben ſo erſchrocken als beſchämt über dieſe hohe Häßlichkeit unſerer Vorfahrinnen. Gewiß hat ſich etwas davon auf uns vererbt! Welch ein Unterſchied: hier die Violante, dort Catherine Bora von Kranach, Beide meiſterhaft gemalt, lebendig zum ſprechen, wie man zu ſagen pflegt, und durchaus natürliche Weibergeſichter; nur liegt zwiſchen beiden die ganze Stufenleiter der Schönheit, ſo wie man einen Froſchkopf in einen Apollokopf verwandelt, nach jenem bekannten Scherz von 24 Copien. Und doch — was bedeutet die Schönheit? für die Violante iſt höchſtens ein berühmter Mann geſtorben; wer weiß, ob nicht für Catherine Bora die ganze Reformation gemacht iſt! — „Ich bin auch einmal angebetet worden", ſpricht Junker Tobias. Dies vortreffliche Wort hab' ich mir feſt ein-

geprägt, um mich damit zu beruhigen, wenn ich von ganz unbegreiflichen Anbetungen und Leidenſchaften höre. Vor dem Bilde der Bianca Cappello in Florenz, breit, plump, krebsäugig, mit einem Unterkinn befrachtet, faltete ich meine Hände und dachte: „Ich bin auch einmal angebetet worden", ſpricht Junker Tobias. Bianca Cappello, die mit Pietro Bonaventuri 1563 aus Venedig entfloh, ward die Maitreſſe des Großherzogs Franz von Toskana und ſpäter ſeine Gemalin, nachdem die Republik ſie als Tochter angenommen.

Sieht man viel Kunſtwerke großer Künſtler, ſo wird man gewahr, daß die Univerſalität ein Attribut der mittelmäßigen iſt. Die großen haben von der Natur eine Richtung empfangen: die beherrſcht ſie; die iſt mächtiger, hinreißender, als alles Erlernte und Studirte; die iſt die Atmoſphäre, die ihrer Organiſation zuſagt, das Material, welches bildſam wie Wachs unter ihrer Hand ſich findet. Sie können auch Anderes leiſten, was dieſer Richtung entgegen iſt: dazu ſind Mühe, Fleiß, Studium und Wetteifer für ſie da; es wird auch ſchön, auch bewundernswürdig ſein, aber jene Vollendung, jener Stempel des Unmittelbar-Entſtandenen wird ihnen in dieſen Leiſtungen fehlen. Rafaels Madonnen ſehen aus, als wären ſie vor un-

ſern Augen vom Himmel herabgeſtiegen; Titians Porträts, als wären die Leute vor unſern Augen geboren, erzogen, alt geworden; doch malte dieſer die Himmelfahrt und jener die Galatee — wie herrlich! aber des Einen Fach, worin er ewig unerreichbar, bleibt dennoch die Madonna, wie des Andern das Porträt. So hat Thorwaldſen das Basrelief, ſo Canova die Anmuth des Weibes. Künſtler hingegen, wie z. B. die Carracci, welche von der Natur nicht ſowol ſchaffende als zerſetzende Kraft empfingen, das Talent der Analyſe mehr als das der Poeſie — denen fehlt die große Richtung, die, welche auf den Gipfel eines nieerſtiegenen Gebirges führt; aber alle Hügel rund umher können ſie beſteigen, mit gleichem Glück in allen Fächern ſich verſuchen, tüchtige Lehrer werden, bei Andern viel Gutes ausbilden; kurz, es ſind Leute, denen man mit Freuden die Hand drückt, indeß man mit Freuden vor Jenen niederkniet.

Aber in Maſſen muß man Kunſtwerke ſehen, wo möglich Alles ſehen, was jeder bedeutende Künſtler geleiſtet hat. Ich habe wol Recht, mich mit dem Einzelnen nicht zu begnügen! die einzelnen Werke ſind Quadern zu einer Pyramide: bis man nicht den Stein geſehen, welcher den Schluß und die Spitze bildet, weiß man nicht, ob die Pyramide hoch oder

niedrig. Guido Renis Pyramide kam mir ſonſt niedrig vor, doch ſeit Bologna ſehr hoch. Mit dieſer Bemerkung ſchneid' ich mir ſelbſt ein Wort über Rubens ab; ich muß warten, bis ich in den Niederlanden geweſen. Dort muß ich mich überzeugen, ob er wirklich im Stande iſt etwas anderes zu malen als die Scharren von Menſchenfleiſch, die ich hier und in ganz Deutſchland von ihm gefunden. Die Farbe! die Farbe! das iſt das große Geheimniß der venezianiſchen Maler! ihre blaſſen Geſtalten ſind nicht bleifarben, ihre blühenden nicht roſenfarben, ſondern Alle — lebenfarben. Das iſt eine Farbe, die faſt nirgends exiſtirt als auf ihrer Palette. Sie verſtehen es, unter der Haut Blut rieſeln zu laſſen in dem kleinen bläulichen Geäder! ihren Köpfen traut man zu, daß ſie im Zorn erbleichen, in Liebe erröthen! Ich habe zuweilen ſagen hören, ihre Geſtalten hätten nichts Ideales, nicht jene Vollendung der Form, welche die Antike und Rafael erreicht haben: das läugne ich nicht; allein dafür ſind ſie auch ganz frei von conventioneller Carnation. Von ihnen hab' ich erſt gelernt, welch ein Reiz, welch ein Leben in der Farbe liegt, welch eine Verklärung ſie der Form giebt. Bis ich hieher gekommen bin, gefielen mir im Grunde Cartons beſſer als Gemälde; jetzt weiß ich auch weshalb: die Farbe wollte mir nicht genügen!

Nun ſeh' ich, daß ein Carton wie ein Menſch ohne Liebe iſt: er hat Anlage zu allem Guten und Schönen, allein er iſt nicht zur Blüte gekommen. — Unglaublich, was man viel lernt — blos vom Sehen!

Auch Palladio, Sanſovino, Sammicheli, dieſe großen Architekten des 16. Jahrhunderts hab' ich hier kennen lernen, theils in Paläſten, theils in Kirchen; die von S. Giorgio maggiore und beſonders vom Redemtore — 1576 nach dem Aufhören der großen Peſt erbaut — gelten für Meiſterwerke Palladios. Er baute nach tiefen Studien, im Geſchmack des Alterthums, welchen er mit den Bedürfniſſen der neuern Zeit zu verſchmelzen ſuchte. Die Façaden ſeiner Kirchen ſehen in der That aus wie heitre, reichgeſchmückte griechiſche Tempel. Was nun das Innere betrifft, ſo iſt mir die griechiſche Architektur mit ihren klaren, ſtrengen, beſtimmten Linien zu rationaliſtiſch für chriſtliche Kirchen; ſie weiſt der innern Sammlung, der gläubigen Andacht, der tiefſinnigen Myſtik keine Stätte an. Durch ihre großartig einfachen, aber feſten, begrenzten Formen, bei denen man immer Anfang und Ende ſieht, hat ſie etwas Endliches, Beſchränktes. Die Phantaſie kann die ſchönſte korinthiſche Säule nicht höher emporziehen, als grade der Raum zwiſchen Sockel und Kapitäl es geſtattet. Hingegen ein gothi-

ſcher Pfeilerbündel: wie der aufſprießt, empordringt, ſich verzweigt, ſich ausbreitet, ſich verbindet und wieder trennt — das ſind ihr lauter Fäden, an welchen ſie ihn und ſich in die Unendlichkeit fortſpinnt: ſo, mit tauſend Armen, greift und ringt der Menſch empor zu Gott; ſo, durch tauſend Nerven und Sinne, hängt er zuſammen mit der Natur; ſo, durch tauſend Adern, ſtrömt ihm das Leben des Alls zu; ſo, in tauſend Richtungen, ohne beſtimmten Anfang noch begrenztes Ende, entfaltet ſich ſein Weſen. Dergleichen Gedanken ſind mir unſäglich erquickend; aber in einer Kirche von Palladio wollen ſie mir nicht kommen. Paläſte giebt es hier nicht von ihm; in Vicenza, ſeiner Vaterſtadt, werd' ich deren ſehen. Die von Sanſovino und Sammicheli gefallen mir ſehr; heitre, ſäulengetragene, vornehme Wohnungen, ſchicklich für Menſchen, die das Leben zu würdigen wiſſen, nicht ſeine Genüſſe und Reize überſchätzen, nicht auf Befriedigung der Nothdürftigkeit angewieſen ſind. Des erſtern Palaſt Cornaro — die Delegation — und des letztern Palaſt Grimani — die Poſt — will ich als anmuthigſte Beiſpiele nennen. Aber man darf nicht meinen, alle Paläſte Venedigs wären ihnen ähnlich. Es giebt auch einige — von Longhena aus dem 17., und von Roſſi aus dem 18. Jahrhundert — die ſchwer und

überladen sind, wie die römischen; auch einige Kirchen, deren schwülstiger Prunk mich nach Rom versetzte, z. B. die der Jesuiten. Sie scheint mit grünem Damast ausgehängt zu sein, und große Draperien von demselben Stoff bilden über Kanzel und Altar Baldachine; allein diese Damast ist Verde antico in weißen Marmor eingelegt; etwas so Prachtvolles hat selbst Rom nicht aufzuweisen. Eine ganz eigenthümliche Decoration der Kirchen Venedigs sind die Mausoleen. Allen Dogen, Feldherren, großen Männern, ist eins errichtet, theils von der Republik, theils von ihren Familien, und stets in Kirchen. In S. Giovanni e Paolo stehen allein vier Reiterstatuen; in ihren hohen, gothischen Räumen macht sich das sehr gut; bei der Madonna dei Frari gleichfalls. Eben fallen mir zwei Monumente ein, die nicht in Kirchen stehen! im Arsenal des Admiral Angelo Emo, der, früherer Zeiten würdig, kurz vor dem Untergang der Republik starb; und auf dem Platz vor S. Giovanni e Paolo — des Bartolomeo Colleoni, eines Feldherrn aus dem 15. Jahrhundert, der in Venedig zuerst den Gebrauch der Kanonen eingeführt hat.

Die wunderſamſte aller Kirchen, die ich je gesehen, ist St. Mark. Dunkel, ernsthaft, hölenartig, wie aus einem Felsen gehauen — und dabei inwendig mit

Gold bekleidet und auswendig geſchnitzt wie ein Spielwerk von Elfenbein! Das chriſtliche Kreuz überwölbt und ſparſam beleuchtet durch fünf orientaliſche Kuppeln! Köſtliche antike Säulen, zuſammen und aufeinander geſtellt in byzantiniſcher Weiſe! uralt griechiſche Basreliefs in die Außenwände eingeſetzt, und die innern überwebt mit dem alten und neuen Teſtament, die Apokalypſe inbegriffen, aus lauter Moſaikbildern! der Fußboden — nichts als Arabesken in Marmormoſaik, werth als Tiſchplatten zu dienen; aber gefurcht, gewellt und ausgetreten, wie er eben wird, wenn Millionen Füße darauf gegangen ſind, Millionen Knie darauf gelegen haben! Antike Altäre in Weihwaſſer-Keſſel verwandelt, daneben Kapellen dunkel und majeſtätiſch einſam wie die Zellen in der Thebaïs! dies alles von einem bräunlichen Duft oder Farbenton überhaucht, den der Weihrauch und der Qualm der Kerzen erzeugte — das iſt St. Mark. — Zur Vesper, Abends ſieben Uhr, geh' ich faſt täglich hin! draußen der helle Sonnenſchein, der muntere Markusplatz, die weite Ausſicht auf die Lagunen, drinnen ſchon Nacht, Kerzenlicht, eine ſchöne Orgel, viele Andächtige, Stille, Ruhe, Friede — ſo lieb' ichs in Kirchen! da bin ich drin wie im Lorettohäuschen, während es von den Engeln durch die Luft getragen ward.

Schöner als die Kirche iſt der Dogenpalaſt daneben. Auf ſeinen doppelten, zierlich durchbrochenen Arkadenreihen, erhebt er ſich, mit weiß und röthlichem Marmor in netzartiger Figur bekleidet. Er ſieht aus wie eine Muſchel, die auf verſteinerten Seegewächſen liegt, oder wie ein Stoffkleid mit einem breiten Volant von Spitzen. Marmorſchnüre, die an den Ecken des Gebäudes herabhängen, können als Gürtelſchnur dieſes prächtigen Gewandes dienen, und die pyramidaliſche Verzierung der ungeheuern Balkonthür nach dem Quay zu — als Broche. Die Façaden des innern Hofes ſind nicht mehr in dieſem Styl, den ich den venezianiſchen nenne, weil ich ihn nur hier geſehen, ſondern in Sanſovinos elegantem, regelrechtem, weniger originellem Geſchmack, der von ihm erbauten Bibliothek ähnlich, die ſich dem Dogenpalaſt gegenüber befindet, und jetzt einen Flügel der königlichen Reſidenz ausmacht. Die Bücher und einige Antiken ſind im Saal des großen Raths im Dogenpalaſt, wo am Fries die Porträts der Dogen herumlaufen. Tintoretto, Baſſano, Paul Veroneſe und Titian haben alle Säle mit hiſtoriſchen und allegoriſchen Wand- und Deckengemälden, auf den Ruhm der Republik bezüglich, ausgeſtattet; die Lombardi und Sanſovino haben die Sculpturen der Kamine, der Plafonds, der Thü-

ren und Treppen gemacht; und Alles, aus- und inwendig, iſt wol erhalten! nie hat eines Feindes Fuß Venedigs Piazza betreten, noch eines Feindes Hand ſich rache- und zerſtörungswüthig gegen ſeine Monumente erhoben! Da fehlt kein freiſchwebender Schnörkel, keine Naſenſpitze, kein kleiner Finger! Alt und ewigjung, ſteinern und ſeltſamlebendig, in friedlicher Verzauberung ſteht Alles da. Auch noch die drei Maſtbäume ſtehen da auf ihren ſchönen Bronce-Piedeſtals, von denen einſt die Banner wehten, die Venedigs Herrſchaft über Morea, Candia und Cypern bezeichneten; aber die Banner wehen nicht luſtig mehr, wenn der Seewind über die Piazzetta ſtreift: ſie ſind herabgefallen wie welke Blätter. St. Marks geflügelter Löwe war Venedigs Palladium in der Fremde; St. Marks Kirche Venedigs heilige Stätte in der Heimat: vor deren Portal erheben ſich jene drei Maſtbäume, nicht vor dem Dogenpalaſt; über deren Portal ſtehen jene vier herrlichen Broncepferde, die aus Athen ſtammen ſollen — nicht über dem Dogenpalaſt. Der war das Haus der Staatsverwaltung: da wohnte der Doge, da verſammelte ſich die Signoria, da waren die Gefängniſſe. Die unterirdiſchen Gefängniſſe kann man nicht mehr ſehen, ſie ſind voll Waſſer, weil man ſie nicht erhält. Auch zu der Seufzerbrücke, welche aus

dem Dogenpalaſt in die Staatsgefängniſſe führt, gelangt man nicht ohne beſondere Erlaubniß, denn in letzterem Gebäude ſind Criminal-Gefangene.

Viele Häuſer aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, z. B. der Palaſt Foscari, ſind der Dogenpalaſt en miniature, ſtehen ebenſo Seegewächs-ähnlich über dem Waſſer wie er. Andere ſind aus noch früherer Zeit und der Markuskirche in der Ausſchmückung ähnlich: die Caſa Doro, der Palaſt Dario, und haben reiche Inkruſtirungen von Porphyr und Verde antico auf der äußern Façade. Klingt es nicht wirklich wie eine Beſchreibung aus Feenmärchen? Häuſer von Marmor mit Porphyr eingelegt!

Der Markusplatz iſt auf drei Seiten von den Prokuratien eingefaßt, Gebäude, welche ehedem von den Procuratoren von St. Mark — Großwürdenträger der Republik — bewohnt waren. Jetzt gehören zwei Seiten zur königlichen Reſidenz, und die dritte iſt in Privatwohnungen zertheilt. Jede Seite hat aber ihre eigene Façade, ſo daß vier große Gebäude den Markusplatz umgeben: die Kirche und drei Paläſte. Das untere Stockwerk derſelben iſt mit regelmäßigen, hohen Arkaden umgeben, wo nichts zu finden iſt, als Kaffeehäuſer und Magazine, beſonders viel Goldarbeiter. Abends unter dieſen Arkaden zu gehen, wenn's in und

vor den Kaffeehäusern von Menschen wimmelt, wenn all die Magazine erleuchtet sind, wenn die östreichische Regimentsmusik auf dem Platz spielt, Märsche, Ouvertüren, Walzer, vorgetragen mit deutscher Präzision, von der ein italienisches Orchester sich nichts träumen läßt — das amüsirt mich! Dazwischen klimpern Guitarrenmädchen und dergleichen Künstler, bieten wandernde Handelsleute Schwefelhölzchen, Zahnstocher, Orangen, Backwerk, aus ihrem ambulanten Pfennigmagazin an, schreien Ausrufer sich heiser, um ins Cosmorama, oder in die Theater von San Benedetto und Apollo zu locken, und Billets und Libretti zu verkaufen. Täglich macht mir das Spaß! doch destoweniger goutire ich das italienische Vergnügen der Oper. Sie ist allzu schlecht. Freilich ist die Fenice geschlossen, und ihre Sänger in alle vier Winde verstreut. Die Aufführung von Donizettis langweiligem Marin Faliero, nach Gott weiß welcher nüchternen Dichtung, war in S. Benedetto unter aller Kritik! — Aber ein schöner Saal, fünf Reihen Logen, Vergoldung und Malerei, elegant wie in Deutschland kein Theater ersten Ranges! — —

Keine Stadt hat mir besser gefallen als Venedig, und von keiner hab' ich weniger gesagt. Ich hatte hier nicht Zeit genug; ich mußte so sehr viel — nichts

thun. Gondelfahrten und Markusplatz verſchlangen die Stunden. Ich machte viel Lieder, wenn ich ſo in der Gondel lag, doch die wenigſten hab' ich aufgeſchrieben; die geringſte Arbeit war mir läſtig. Nun geh' ich fort — traurig, wie aus keinem Ort in ganz Italien. Doch hab' ich bei Venedig die Überzeugung, welche ich bei keinem andern Ort hatte, daß ich wiederkommen werde. Zu ihnen Allen ſagte ich: Lebewol! — zu Venedig ſag' ich: Auf Wiederſehen! — Wie zum Geliebten, bei dem man weiß, daß Welt und Menſchen, Umſtände und Verhältniſſe vergebens ſich dazwiſchen legen, ſag' ich: Auf Wiederſehen Du unvergleichliches, und deshalb unvergeßliches Venedig.

Eine Gondelfahrt.

Er und Sie.

1. Begrüßung.

Wie lange, mein geliebtes Leben,
Harr' ich ſchon in der Gondel Dein!
Das Händchen wolle jetzt mir geben,
Stütz' Dich auf mich .... nun ſchnell hinein!

Erlaube mir, Dich zu umfaſſen,
Die Polſter ſind bequem für Zwei,
Doch ſollten dieſe Zwei ſich haſſen,
So wär' es arge Sclaverei.

Nun ſieh mich an mit Deinem langen
Herzſchmelzend ſüßen Zauberblick!
Den ganzen Tag hab' ich Verlangen
Nach ihm .... die Nacht nur bringt mein Glück.

Denn gleich der Göttin, die zum Schläfer
Herabſtieg von dem Mondesthron,
So nahſt Du mir! allein Dein Schäfer
Schläft nicht wie einſt Endymion.

Und ſchlief ich .... Deines Herzens Schläge
So heiß, ſo raſch an meiner Bruſt,
So ſelig froh, ſo göttlich rege,
Sie machten meiner mich bewußt.

Bewußt? o nein, ich mag nichts wiſſen
Von Allem, was ich draußen ließ,
Nur träumen unter Deinen Küſſen
Laß, Holde, mich vom Paradies.

---

2. Ermahnung an die Gondoliere.

Meine ſtarken Gondoliere,
Vorwärts, vorwärts rudert jetzt,
Daß die Gondel ſich verliere,
Wie ein Reh vom Jäger gehetzt.

Über Lidos öde Stellen,
Grasbewachsner Gräberflur,
Vorwärts, vorwärts in die Wellen,
Auf des Meeres Freiheitſpur.

Meine treuen Gondoliere,
Sänger ſeid Ihr zwar nicht mehr,
Doch ob der Ruhm ſich verliere,
Der des Schweigens ziert Euch ſehr.

Auf der Riva der Schiavonen
Taſſos Stanze nicht mehr klingt!
Doch ich will Euch mehr belohnen,
Wenn Ihr ſchweigt, als wenn Ihr ſingt.

3. Liebesrauſch.

Wir ſind allein! mit Wonnebeben
Empfinde ich: wird ſind allein!
Es trennet uns von Tod und Leben
Die traute Barke eng und klein.

Sie führt uns, ein erſehnter Retter,
Fernab vom Tummelplatz der Welt,
Indeß ſie ihre ſchwachen Bretter
Als Schild dem Tod entgegen hält.

O, dankbar bin ich ihr verbunden!
Denn glaube mir, nur hier im Kahn,
Hier, Aug in Aug, von Lieb umwunden,
Gehörſt Du ganz allein mir an.

Sieh! draußen, wo die Blicke ſpähen,
Zerwühlt mir Eiferſucht den Sinn,
Denn Mond und Stern ſelbſt ſoll nicht ſehen,
Daß ich ſo überglücklich bin!

Daß Deine Schönheit iſt mein eigen! ....
O zürne nicht, die Sonne mag
Beſeelend ſich zur Erde neigen,
Bringt etwa das der Sonne Schmach?

Sie ſegnet nur mit Flammenfluten
Den irdiſch durſtigen Planet,
Indeß ſie von den eignen Gluten
Unangetaſtet weiter geht.

4. Gehorſam.

Wolan denn, Herz, ich ſchweige,
Weil es Dir ſo gefällt,
Weil Deiner Wang' Erröthen
Mich ſtreng in Feſſeln hält.
Und dann laß Dir geſtehen,
Das Schweigen drückt mich nicht,
Ein ſchönes Weib weiß Alles,
Wovon der Mann nicht ſpricht.

An meine Wange lehne
Getroſt Dein lockig Haupt,
Kein Wort ſoll Dir verrathen,
Daß es die Ruh mir raubt!
Und Deine Händchen lege
In meine Hand ganz leis,
Ich werde Dir nicht ſagen,
Wie blendend iſt ihr Weiß!

Ich werde Dir nicht ſagen,
Daß, wenn Dein Haar mich ſtreift,
Mich Schauer überrieſeln
Und Wonne mich ergreift,
Und daß Dein Mund ſo lieblich
Magnetiſch-ſtark ſein muß,
Unwiderſtehlich lockend
Zum nimmerſatten Kuß.

Ich ſag nicht, daß Dein Auge
Ernſt, mächtig, tief und mild
Wie alte Zauberſänge
In meine Seele quillt! ....
Du ſenkſt die Augenlieder?
O Herz, doch leſe ich
Aus Deinem ſüßen Lächeln:
„Wie gerne hör' ich Dich!“

5. Heinrich Dandolo.

Weh mir! Du biſt überdrüſſig
Meiner Liebeständelei,
Andres ſoll ich Dir erzählen —
Wähnſt Du, daß es leicht mir ſei?

Denkt der Selige im Himmel
An ſein mattes Erdenglück?
Denket man im Licht der Sonne
An die Kerze noch zurück? —

Aus den alten, fernen Tagen,
Als Venedig groß noch war,
Wüßt' ich Manches zu erzählen,
Doch es langweilt Dich wol gar.

Frauen lieben nicht die Stürme
Rohen Volks und wilder Schlacht,
Nicht des Herrſchers feine Liſten,
Nicht die Klugheit, die ſtets wacht.

Nur die kühne That der Helden
Iſt's, die ihnen wolgefällt —
Um nicht Eiferſucht zu fühlen,
Wähl' ich einen greiſen Held.

Glorreich iſt in Dogenreihen,
Wie ich keinen Zweiten weiß;
Heinrich Dandolo der Blinde,
Heinrich Dandolo der Greis.

Alle Kreuzesfahrer ſchirmend,
Sorgend für das ganze Heer,
Zog der neunzigjährige Streiter
Mit der Flotte übers Meer.

Warf zu Boden alle Feinde,
Lähmte jeden Widerſtand,
Und Dalmatien überwindend
Landet er in Griechenland.

Zitternd naht ein Sohn des Kaiſers,
Fleht um Beiſtand in der Noth,
Denn der iſt vom Thron geſtoßen
Und mit ewiger Haft bedroht.

Wollen auch die Kreuzesfahrer,
Eingedenk der kleinern Zahl,
Ihm die Hülfe hart verſagen —
Dandolo läßt nicht die Wahl!

Selbſt verläßt er ſeine Flotte,
Führet ſelbſt die Seinen an,
Kämpfet wie ein alter Löwe,
Kämpfet wie ein junger Mann.

Pflanzet ſelbſt St. Markus Fahne,
Wehend in dem Siegesglanz,
Auf die umgeſtürzte Mauer
Vom erniedrigten Byzanz.

Setzet drauf den alten Kaiſer
In die alten Rechte ein,
Der durch große Huld und Ehren
Suchet dankbar ihm zu ſein.

Führt dann fort als ſchönſte Beute
Des Lyſippus Viergeſpann,
Das für ſeinen Siegeswagen
Er als ächter Held gewann.

Heut noch von St. Marks Portale
Kündet es zu Ruhm und Preis
Heinrich Dandolo den Blinden,
Heinrich Dandolo den Greis.

6. Giorgio Barbarelli.

(Genannt Giorgione, der große Georg.)

Jetzt laß mich ruhn! was kümmern mich die Siege,
Was mich die längstversunkne große Zeit!
Vielleicht liegt eine neue in der Wiege,
Und träumt sich reif zu künftiger Herrlichkeit.

Doch bis sie kommt, mußt Du mir Liebe gönnen;
Sie gleicht dem Ruhme wie der Frau die Braut,
Sie ist von Muth und Stärke nicht zu trennen,
Wer recht geliebt — ist mit dem Tod vertraut.

Ich selbst, wenn ich, unfähig mehr zu fühlen,
Vernichtet bin vom Strom der Seligkeit,
Der höchstens kann die wilden Wünsche kühlen —
Ich denke oft, der Tod sei mir nicht weit.

Ja, sieh mich an! Du wirst nicht Spuren finden
Von Krankheit, denn das Leben steht in Kraft;
Doch plötzlich kann die Jugendstärke schwinden,
Wenn sie zerbrochen wird von Leidenschaft.

So lange sich das frohe Glück ihr gattet,
Giebt Leidenschaft uns immer hohen Flug,
Doch wenn der Gram und Schmerz uns überschattet,
Wirkt sie vernichtend, tödtend oft genug.

Dagegen ſchützen uns nicht Schwert und Lanze,
Noch hohe Gaben, noch der Genius!
Das Herz kann brechen unterm Lorbeerkranze,
Kann brechen bei dem ſchönſten Muſengruß.

Du kennſt das Götterbild „die Violante",
Du weißt, daß es aus Giorgios Pinſel ſproß,
Den man verehrend nur Giorgione nannte,
Weil er an Geiſt und Körper rieſengroß.

Er liebte dieſes Weib und ihren Zügen
Begegneſt Du in ſeinen Bildern all,
Die, ſelten jetzt, mit Gold ſind aufzuwiegen;
Sie waren ſeines Herzens Wiederhall!

Es giebt im Künſtler Kräfte, die wir andern
Nicht haben, und man nennet ſie Genie,
Man kann die ganze Welt danach durchwandern,
Dem nur gehört's, dem es der Himmel lieh.

Doch iſt ſein Quellpunkt auch im Gottesherzen,
Die Nahrung trinkt es an der Liebe Bruſt;
Es ſetzt in Blüten Wonnen um und Schmerzen,
Sein Glück und Leid wird unſre Seelenluſt.

Drum glaube mir: wo Dich die Kunſt entzücket,
In Bild und Wort, durch Farbe, Stein, Geſang,
So iſt's, weil Liebe Dich daraus anblicket,
Die Liebe, die den Künſtler heiß durchdrang.

Drum zitterſt Du beim Bild der Violante,
Drum bebſt Du, ſiehſt Du in ihr tiefes Aug;
Du fühlſt ihr an, wie Giorgio für ſie brannte,
Umweht wie er, von ihrem Blick und Hauch.

Drum möchteſt Du an ihren Buſen fallen,
Dich hüllen in der Locken goldnes Braun,
Die ſchwer um ihre Perlenſchultern wallen —
Und immer, immerfort ihr Antlitz ſchaun.

Mit jeder Schönheit iſt es ausgeſtattet:
Sorgloſe Grazie, tiefe Liebeskraft
Von wunderſamer Sehnſucht zart umſchattet;
Des Herzens Glut hält Ernſt in holder Haft.

Er liebte ſie! und wie! Du wirſt es hören!
Sie war ſein Weib, ſein Stolz, ſein Himmelreich,
Sie mußte ihn den Reiz der Schönheit lehren,
Sie füllt ihm Pinſel, Herz und Auge gleich!

Und ſie? — Ja, ſie! .... Die Weiber, lieber Engel,
Sind ſeltſam unergründlich! Niemand kann
Sie ganz verſtehn! wir ſchelten ihre Mängel,
Doch wie ſie ſind, beſeligen ſie den Mann.

Drum glaube nicht, daß ich die Violante
Verdamme; nein! doch ihn beklag' ich ſehr,
Denn er, der nichts als ſie auf Erden kannte,
Er ließ ihr Aug', ihr Herz, ihr Daſein leer.

Er liebte ſie — denn ſie gebot die Liebe;
Sie liebt ihn nicht — denn ihm fehlt der Magnet,
Der mit unwiderſtehlich ſüßem Triebe
Von einer Seele an die andre geht.

Sie liebt ihn nicht; im Bilde kannſt Du's ſehen,
Bedenke nur, wenn ich Dein Maler wär,
Du ließeſt mich nicht um Dein Auge flehen,
Du kehrteſt wol von ſelbſt es zu mir her.

Sie aber, unbekümmert ums Gefallen,
Und ob ſie ſo ihn auch befriedigen kann,
Schaut träumeriſch auf ihres Haares Wallen;
Sie läßt ſich anſehn, doch ſie ſieht nicht an.

Und eben drum iſt ſie unſäglich reizend
Für uns, die nicht dabei betheiligt ſind,
Wir lieben Weiber mit den Blicken geizend,
Wenn ihre Augen nur nicht trüb und blind.

Und Violante ward auch fortgezogen
Vom Liebesſtrom, und von dem Gatten fern;
Ein Andrer hebt für ſie die Herzenswogen,
In einem Andern ſieht ſie ihren Stern.

Ein Schüler Giorgios machte ſich zum Meiſter
Von Violantas Seele — Beide fliehn!
Wohin iſt unbekannt; Zarotto heißt er,
Und Nebel unſern Blicken ſie entziehn.

Doch Giorgio ſtarb am tiefen Seelengrame,
Am Sehnſuchtsweh bei vierunddreißig Jahr,
Das iſt wol jung! doch uns beweiſt ſein Name,
Wie reif in Kunſt und Leben er ſchon war.

Und ſie, die grauſam ihm die Welt verödet,
Sie ſtralt der Welt in namenloſer Pracht!
So treibt's das Schickſal: ſie hat ihn getödtet,
Zum Dank hat er unſterblich ſie gemacht.

Das iſt wol eine traurige Geſchichte! ....
Bin ich recht glücklich, kommt die Schwermuth mir,
Ein Kuß, mein Leben, macht ſie ſchnell zu nichte,
Ein Ewigkeitenlangkr Kuß von Dir.

7. Zuverſicht.

Eine Sonnenblume iſt mein Herz
Und ſeine Sonne biſt Du,
Denn wenns die Himmelsſonne wär,
So hätt' es zuweilen doch Ruh!

So zög' es nur bei Tageslicht
Deinem glänzenden Schritte nach,
Und ruhte Nachts im Schlafe aus —
Doch nun iſt's immer wach.

Ob Tag ob Nacht ſei, immer ſteht
Nach Deiner Sphäre ſein Sinn,
Schlägt unruhvoll, und klopft und ſehnt
Und drängt zu Dir ſich hin.

Es banget vor dem Welken nicht,
Nicht vor des Todes Hauch —
Wenn Deine Liebe nur ewig iſt,
Blüht ewiges Leben ihm auch.

8. Brautlied.

Nicht ſoll ich von Liebe Dir ferner erzählen,
Und nicht mit dem Kuſſe vertändeln die Zeit?
Du liebliche Thörin, warum denn verhehlen,
Daß nur dieſe Anwendung gut und geſcheut!

Doch weil Du gebieteſt, ſo muß ich gehorchen,
So ſing' ich das Freudigſte, das ich nur weiß,
Ein Brautlied! ein Brautlied! o ſei ohne Sorgen!
Venedig zum Ruhme, Venedig zum Preis.

Der Meergott ſpricht: „Haſt Du Dich wirklich ergeben,
Dich ganz meinem Schutz, meiner Liebe vertraut,
Empfange denn freudig ein glorreiches Leben,
Venedig, o Schöne! Venedig, o Braut!

Gut haſt Du gewählt, als von Göttern der Erde
Du trennteſt Dein Weſen, Dein Glück, Deinen Leib,
Und mir Dich in Liebe zukehrteſt; ſo werde
Geſegnet durch Liebe, Venedig, mein Weib!

Die Schätze des Abgrunds leg' ich Dir zu Füßen,
Korallen und Muſcheln und Perlen ſind Dein,
Der Orient wird Dir ſeinen Reichthum erſchließen,
Ein Wink nur, Venedig! vollbracht ſoll es ſein.

In marmornen Kirchen, Arkaden, Paläſten,
Da wohne ſo prächtig, wie Rom ſelbſt nicht wohnt,
Vereine dort Schaaren von Fremden und Gäſten,
Laß ſtaunend ſie ſehn, wie Venedig ſtolz thront.

Es ſollen nicht Künſtler noch Helden Dir fehlen,
Dir bringen den glorreichſten, ſchuld'gen Tribut,
Der Ruhm und die Kunſt ſind in goldenen Sälen
Geehrt und geſchützt durch Venedigs Obhut.

Und willſt Du die lockenden Wellen durchſchiffen,
Vertraue den Wimpeln und Flaggen Dich an,
Sie führen an drohenden Klippen und Riffen
Vorbei Dich, Venedig! auf ſiegreicher Bahn.

Und willſt Du den Sorgen und Kriegen entweichen,
So bleibe daheim in dem marmornen Haus
Und ruh unter Fahnen von drei Königreichen
Im Segen des Friedens, Venedig, Dich aus.

Und nicht allein werd' ich, Geliebte, Dich ſchmücken:
Ich hauche Dir Kräfte und Klarheit auch ein,
Daß nimmer die funkelnden Kronen Dich drücken! —
Nur Eins, o Venedig! treu mußt Du mir ſein.

Denn ließeſt Du je Dich von Andrem bethören,
Und folgteſt der Lockung, die ſich zu Dir ſchlich,
Vergäßeſt in mir Deinen Gatten zu ehren —
Dann weh Dir, Venedig! o weh über Dich!

Dann kenn' ich nicht Nachsicht mehr oder Erbarmen,
Ich gebe der Untreu gebührenden Lohn,
Ich lasse Dich los aus den schirmenden Armen,
Du fällst, o Venedig, vom goldenen Thron.

Fort Sorge und Drohung .... Du bist ja mein eigen,
Hast mir Deine herrliche Schönheit vertraut!
Nun laß in die lockende Tiefe uns steigen,
Die Seligkeit winket Venedig der Braut!" —

So sagte der Meergott und führt sie zur Grotte
Von Perlen, Kristallen und Aquamarin —
Doch warlich, ich neide sein Glück nicht dem Gotte,
Ich weiß, daß ich tausendmal seliger bin.

9. Abschied.

(Sie an Ihn.)

Mit Deinen trauten Sängen
Vertändelst Du die Zeit,
Und suchest wegzudrängen
Den Abschied, der uns dräut.

Doch während Deiner Lieder
Hat sanft in goldner Pracht
Die junge Sonne wieder
Den Tag zur Lieb entfacht.

Er breitet ſeine Arme
Entgegen ihr entzückt,
Indeß ſie ihre warme
Bruſt an die ſeine drückt.

Sie ſehn ſich in die Augen
Mit tiefem Flammenblick,
Voll Sehnſucht einzuſaugen
Der Liebe Glut und Glück.

Sie ſind ganz Eins, die Beiden!
Was Sonne iſt, was Tag,
Das kann man nicht entſcheiden .....
Sie ahmen uns wol nach? — —

Doch während triumphirend
Sie um den Erdball ziehn,
Und tauſend Freuden rührend
Vor ihrem Gruß erblühn:

Doch während Dank und Segen
Von tauſend Lippen ſchallt,
Und hell auf ihren Wegen
Als Weihrauchwölkchen wallt:

Doch während ihre Liebe
Man ewig wünſchet wach:
So fraget unſrer Liebe
Mein einzig Herze nach.

Und nur das Herz der Welten,
Das Menſch und Sonne ſchuf,
Läßt unſre Liebe gelten,
Wie jeden Liebesruf.

Vor ſeinem Aug erbleichen
Nicht unſre Luſt und Leid,
Wenn vor dem Tag auch weichen
Sie in die Einſamkeit.

Drum — können wir die Freude
Des Weltenalls nicht ſein,
So zieh denn in uns Beide
Das Glück des Alls hinein!

Du bringſt der dunkeln Höle
Meines Herzens Deinen Tag;
Ich küſſe Deine Seele
Als einzige Sonne wach.

Schluß.

Venedig ſoll ihn machen, dacht' ich, als ich es verließ, denn ich werde nichts mehr mit Vergnügen anſehen! dagegen iſt Alles todt, matt, charakterlos! — Nun hab' ich aber in den erſten Blättern nachgeſchlagen, und gefunden, daß ich im vorigen Herbſt die ganze Lombardei mit dem Epithet „der lombardiſche Küchengarten" abgefertigt habe, was doch eine ungerechte Kürze iſt. Damals war ich allzu heißhungrig nach Italien, und freilich — die Lombardei hat mehr Ähnlichkeit mit Deutſchland als mit Italien: es iſt ein Übergangsland. Es kann nicht vergeſſen, daß Gothen und Longobarden es Jahrhunderte lang inne gehabt, daß es darauf, zum Erbtheil Carls des Großen gehörend, an deſſen Nachkommen gelangte, und ſpäter zwar in einzelne freie Städte und Landſchaften zerfiel, jedoch immer in Verkehr und Verbindung mit Deutſch-

land und den Kaiſern blieb, ſei es feindlich als Guelfen-, freundlich als Ghibellinenpartei. Nachdem der Glanz der Städtezeit vorüber, hatten die Sforza einen bedeutenden Theil der Lombardei als Herzogthum Mailand und als deutſches Reichslehn inne, welches Carl V erledigt erklärte und einzog, nachdem die Sforza nicht mehr ſtark genug waren, ſich unabhängig zwiſchen der Übermacht Frankreichs und Öſtreichs zu erhalten; und endlich mußte gar auch noch die Republik Venedig, welche die Lombardei bis Bergamo und Brescia beſaß, mit Öſtreich vereint werden. So iſt's denn ganz natürlich, daß ein deutſches Element ſich neben dem italieniſchen, oder eigentlich über ihm Platz macht — beſonders in den Städten, wo deutſche Beamte, deutſches Militär, deutſche Handwerker, ſich und ihre Sprache heimiſch machen. Auf dem Lande mag der italieniſche Character vorherrſchend ſein: dahin komm' ich nicht. Der Lombardei fehlt ſchon ganz die ſüdliche Vegetation, dies Colorit der Natur; man ſieht ſchon recht traurige ſumpfige Wieſen mit Weiden eingefaßt, wie um Padua; aber man ſieht auch die Alpen mit ihren Seen und Flüſſen. Gott! ſo ein Tiber, ſo ein Arno! das ſchleicht, das kriecht, trübäugig, gelähmt an allen Gliedern, wahre Invaliden. Hingegen die Adige, wie die geſprungen kommt, ein

friſches, ſtarkes Alpenmädchen, mit ſchlanken behenden Füßen, hochgeſchürzt, ein Lied ſummend! oben in ihren heimatlichen Bergen heißt ſie die Etſch, hier hat man ihr den wolklingenderen Namen gegeben. Ich freute mich unmäßig, als ich in Verona endlich einmal wieder einem Fluß begegnete, der herbrauſt, als woll' er ſich Einem ans Herz werfen. So wie ich über die Brücke fuhr, war ich gut geſtimmt für Verona. In Padua hat mich Niemand ſo herzlich empfangen, drum weiß ich auch kein Wort mehr von Padua. Schon auf der Hinreiſe nach Venedig bin ich dort geweſen, und habe allerlei geſehen — wahrſcheinlich Alles, was man den Reiſenden zu zeigen pflegt; aber Venedig wirbelte es aus meinem Gedächtniß. Paduas größte Berühmtheit machte die Univerſität aus; wie alle Stätten der Gelehrſamkeit, durch welche nicht mehr der Lebensathem, der friſche, anregende, raſtloſe Hauch des ſchaffenden Geiſtes weht, hat es nun etwas Starres, Spukhaftes. So kommt mir eine große Bibliothek auch immer ſpukhaft vor, und ich kann und kann mich nicht des Wunſches erwehren, es möchte doch Jemand ein Mittel erfinden, um all den Geiſt zu entbinden, der in die Bücher gebannt iſt. Führe der plötzlich heraus und in die Welt, ſo käme ſie vielleicht in einen großen neuen Schwung.

Sollt' ich mich durch ſolche Faſelei und durch das Geſtändniß, nicht zu wiſſen, ob Padua noch jetzt Univerſität iſt, in ſchlechtem Licht zeigen, ſo werf' ich alle Schuld auf Venedig: das hat mich geblendet. Nach den Euganeiſchen Hügeln ſah ich wol hin — aber nur flüchtig; da liegt Arqua, da lebte Petrarca, der Canonikus in Padua war, ſeine letzten Lebensjahre, da ſtarb er, da iſt ſein Grab. —

Mit den Paläſten zu Vicenza wußt' ich gar nicht was anfangen! es waren und blieben graue Steine. Beſſer gefiel mir das äußerſt lieblich bebaute Land, was ſich aus den paduaniſchen Moräſten empor und zu lachenden Hügeln erhob, hinter denen die Schneeberge der Alpen mich ſo ernſthaft und doch ſo leuchtend anſahen. Dann kam nun gar die Adige und brachte mir Grüße von ihnen — kurz, in Verona war ich umgewandelt. Der Ort verdient es aber auch! ſeine Gebäude machen ihn ungewöhnlich intereſſant. Die Römer, die Gothen, das Mittelalter, die Renaiſſance — all dieſe Epochen ließen Monumente zurück — freilich nicht Alle gleich bedeutend. Mir waren grade diejenigen die liebſten, welche man ſonſt wol nicht in den erſten Rang ſtellt, nämlich die Schutthaufen auf dem Hügel von S. Pietro, wo einſt des großen Theoderich Schloß geſtanden, und die Gräber der Scaliger.

Nach dem Coliseum kann unmöglich irgend ein Amphitheater Effect machen, und ist auch die Arena des veronesischen sammt allen Sitzen und Treppen weit besser erhalten als im römischen — da fehlen sie nämlich ganz — so hatte ich das von Pompeji bereits gesehen, konnte mir also sehr gut die Einrichtung vorstellen, und ward hier durch die Umgebung heftig gestört — denn in die äußern Arkaden des Amphitheaters haben sich Werkstätten u. dergl. eingenistet, ungefähr wie in das Theater des Marcellus zu Rom, und durch die Werkstatt einer Nähterin ist der Eingang zu suchen. Übrigens liegt es recht schön und frei, von allen Seiten auch dem Auge zugänglich, auf der großen Piazza Bra, hübsche Häuser umher, und ein herrlicher Palast von Sammicheli, genannt della Gran Guardia, ein öffentliches, jetzt unbewohntes Gebäude, gegenüber. Jetzt wird seitwärts eine Hauptwache gebaut; aber der griechische Styl gelingt auch nicht Allen so gut wie dem Palladio! die Säulen stehen so hoch, so gestreckt da, wie auf Stelzen. Unser Aug' ist nicht vertraut mit den griechischen Verhältnissen; neben unsern Thürmen kommen uns ihre Tempel niedrig vor, sind es auch vergleichsweise; an den modernen Nachahmungen kann man sehen, daß ihr Character nicht die schrankenlose Höhe eines Thurms verträgt.

Die altrömiſchen Brückenbogen und Thore hat man auch ſchon geſehen, wenn man aus dem ſüdlichen Italien kommt, und das Theater, welches man jetzt ausgräbt, iſt noch nicht weit genug herausgefördert, um ein zuſammenhangendes Ganzes zu bilden. Es liegt am Fuß des Hügels von S. Pietro, und dieſer ganze Hügel gehört einem Herrn Monga, der ihn nach und nach an ſich gekauft hat, und jetzt alle Häuſer allmälig niederreißen läßt, welche ſeit Jahrhunderten auf und mit den alten Trümmern erbaut ſind, damit die untergegangene Herrlichkeit wieder ans Licht komme. Es mag wol eine Herrlichkeit ſein! zierliche ioniſche Kapitäle, zerbrochene Säulenſchafte von verde antico und von dem köſtlichen lilafarbenen Marmor, den man in Rom „paonazetto" nennt, bezeugen es. Oben auf dem Hügel ſtand das Schloß des großen Oſtgothenkönigs Theoderich, der zugleich König von Italien war, und während ſeiner 38jährigen Herrſchaft dem Lande Ruhe, Recht und Frieden gab, wie es ſeit den Tagen der Antonine ſie nicht genoſſen. Das war der Mann, den die hochmüthigen Römer verachtend einen Barbaren nannten! freilich ſchreiben konnt' er nicht! das Schreiben gehörte damals nicht weſentlich zur Bildung; 300 Jahre ſpäter lernte Carl der Große erſt in ſeinem hohen

Alter mühſam dieſe Kunſt. Es gab damals kein Papier, Pergament war ein ſehr koſtbares Material, das nur Einzelnen zu Gebot ſtand — ſo koſtbar, daß man ſich nicht die Mühe verdrießen ließ, große Werke abzukratzen, um das Pergament für neue Schriften zu gewinnen. In der vatikaniſchen Bibliothek ſah ich eine ſolche: über einen ausgekratzten Tractat des Cicero hatte man einen andern vom heiligen Auguſtin geſchrieben. Ich glaube wirklich, daß, ſeitdem das Schreiben ſo allgemein geworden iſt, die Leute ihre beſten Gedanken und all ihre Energie ſich aus der Seele herausſchreiben, ſie auf dem Papier aufſpeichern und ſie dadurch gleichſam verlieren. Nun gleichviel! Theoderich heißt ein Barbar, und wir heißen gebildete Menſchen. Als er ſtarb, 531, hätte Amalaſuntha, ſeine ſtarke Tochter, wol die Schwere ſeiner Krone tragen können; allein die Gothen wollten keine Frau zum König haben, Amalaſuntha ſtarb kläglichen Todes als Gefangene auf einer Inſel im See von Bolſena, und das Schickſal, vielleicht um ſie zu rächen, ließ es zu, daß Theoderichs männliche Nachfolger ſammt dem ganzen Gothenreich in Italien vor Beliſar und Narſes erlagen .... vor Narſes, dieſem merkwürdigen Menſchen, der Held und Feldherr, aber kein Mann war! Er vereinigte wie-

der Italien mit dem morgenländiſchen Kaiſerreich, und griechiſche Exarchen thronten als Statthalter des Kaiſers in Ravenna. Aber die übermüthige Kaiſerin rief Narſes nach Conſtantinopel zurück mit dem Bedeuten, eine Spindel ſchicke ſich beſſer für ſeine Hand, als ein Schwert. Da kam ſeine unmännliche Sclavennatur zum Vorſchein: er gehorchte ihr, aber er reizte die Longobarden an der Donau zu einem Zuge nach Italien auf, und ihr König Alboin, ein wilder, gewaltiger Krieger, drang erobernd und ſiegend tief in die Lombardei ein und feierte auf dem Schloß zu Verona ein großes, freudiges Siegesfeſt. Da trug ſich eine wilde, ſchauerliche Begebenheit zu! — Ich lag da oben auf dem grünen Raſen, an einen Säulenſchaft von weißem Marmor gelehnt, Kirſchbäume ſtanden umher mit ihren glänzendrothen Früchten, und Pappeln, von denen ſich Weinranken hinüber und herüber ſpannen, und die Weinblüte duftete ſo ſtark, ſo heiß, ſo berauſchend. Im Weſten ſtand der Monte Baldo wie ein rieſiger Scheiterhaufen, auf dem die untergehende Sonne und violettes Gewölk als Flamme und Rauch lagen; nach Süd und Oſten breitete ſich das geſegnete Land grenzenlos aus, und zu meinen Füßen brauſte die Adige in raſchen Wendungen fort, während die Stadt ihre gothiſchen ernſthaften Ge-

bäude in den zitternden Goldglanz des Himmels hineinhob. Es war ein ganz romantiſches Bild, ich mein' ein Bild, welches die Phantaſie anregt. Abends zuvor war ich in der Arena geweſen, hatte dort höchſt gleichmüthig die Reihen der Sitze, die Ausgänge, die Treppen gezählt, wollte mir Alles gründlichſt merken, und hatte nach fünf Minuten Alles vergeſſen! Was ich mir aber auf dem Hügel von S. Pietro dachte, vergaß ich nicht. Es heißt ſo:

Die Longobardin.

Der Longobardenkönig thront
in ſeiner Feſte Saal
Und freut mit den Gefährten ſich
beim lauten Siegesmahl,
Und halb berauſcht von Sieg und Wein
ruft er dem Schenken zu:
„Den herrlichſten Pokal jetzt her!
Du kennſt ihn, Mundſchenk, Du!“

So ruft er, und ein ſchönes Weib,
das ihm zur Seite ſitzt,
Wird zitternd bleich bei dieſem Wort,
indeß ihr Auge blitzt.
Doch er nimmt ruhig den Pokal
aus ſeines Schenken Hand;
Ein weißer Schädel grinſt ihn an,
gefüllt mit Wein zum Rand.

„Rosmunde," ſpricht er ſtolz zu ihr,
„trink aus den Purpurwein,
Mit Deinem Vater ſollſt Du Dich
ob meiner Siege freun."
Sie nahm den Kelch, erhob ſich dann,
und ſagte dumpf und ſchwer:
„So wie mein Vater freu' ich mich
ob Deiner Siege, Herr!"

Und ihres Vaters Schädel hat
ſie an den Mund geſetzt,
Und eine Thräne fällt hinein,
die ihre Wimper netzt;
Dann trinket ſie den dunkeln Wein
und ihre Thräne dazu. —
Wenn ſich der Haß geſellt zum Gram,
ſo hat das Herz nicht Ruh.

Rosmunde iſt in ihr Gemach
vom Feſt zurückgekehrt,
Sie ringt die Hand, ihr Auge glüht,
ihr Innres iſt verſtört.
„Den Vater und die Brüder hat
erſchlagen Alboin,
Mein Volk vernichtet," murmelt ſie,
„und ich ..... ſoll lieben ihn!

Hab' ich auf ſeinen Thron etwa
und in ſein Bett verlangt?
War ich gefangne Sklavin nicht,
der vor dem Sieger bangt?
Nur weil ich ſchön bin und weil ich
Gepidenfürſtin bin,
Zu ſeiner Luſt, zu ſeinem Ruhm
ward ich ihm Königin.

Und daß er mich als Sklavin nur
betrachtet, zeigt er jetzt.
Hat man denn je die Königin,
das Weib ſo ſchwer verletzt?
O, Rache! Rache, Alboin!
nicht trag' ich mehr die Laſt;
Der Weg, die Mittel finden ſich,
wenn man recht liebt und haßt.

Nie hab' ich einen Mann geliebt,
ſo ſey mein Leben der Haß!
Kein Mann verdient es, daß um ihn
die Wange werde blaß,
Kein Mann verdient ein Weib, das ihn
in Lieb und Luſt umſchlingt,
Ich will verſuchen, ob man ihn
durch Haß und Rache bezwingt! —"

Sie tritt ans Fenſter, öffnet es,
verfolgt der Sterne Lauf;
Ein leiſes klirrendes Getön
ſtört ſie im Sinnen auf;
Denn unter ihrem Fenſter wird
ein andres aufgemacht:
„Ich ſchickte meine Frauen fort,
wie kommt's, daß Oda wacht? —"

Rosmunde beugt ſich leiſe vor;
ſie ſieht, daß Oda ſpäht
Nach allen Seiten und dann lauſcht,
ob nichts die Luft durchweht,
Sie ſieht, daß Oda an die Stirn
und Bruſt die Hände legt,
So unruhvoll, wie man wol thut,
wenn bang das Herz uns ſchlägt.

„Was treibt das Mädchen? gehe es
doch ſchlafen über Nacht! —"
Rosmunde ſpricht's; die Stiege geht
herab ſie raſch und ſacht;
So tritt ſie in das Kämmerlein
des Mädchens, das ſogleich
Mit unterdrücktem Schrei vor ihr
hinſinket ſcheu und bleich.

Rosmunde fragt befremdet: „Bist
Du krank? was fehlet Dir? —“
„O Herrin, Gnade! geh, ach, geh!
Er finde Dich nicht hier! —“
„Er!“ — spricht Rosmunde kalt und hoch —
„Du harrst auf einen Mann
Zu dieser Stunde! wähnst Du denn,
daß ich es dulden kann? —“

„Nicht dulden,“ sagte Oda sanft,
„verzeihen, Königin;
Es ist das erste Mal, gewiß!
sein Wunsch nur riß mich hin.
Ich lieb' ihn so! da muß ich denn
auch thun, was er verlangt,
Wenn auch mein Innres widerstrebt,
mein Herz davor erbangt. —“

„So liebst Du ihn, Du armes Kind!
und wer ist denn der Mann,
Der übermächtig zauberhaft
Dein Taubenherz gewann? —“
„Ein Ritter aus des Königs Schaar,
sein Name .... Almachild, ...
Er liebt mich sehr! —“ „Ich glaub' es! noch
ist nicht sein Wunsch erfüllt. —

Jetzt Oda geh' in mein Gemach,
ich warte hier auf ihn,
Man ſoll nicht wagen, meine Frau'n
in ſolch ein Netz zu ziehn. —"
Und Oda ſeufzet ſchwer, ihr bangt,
ſelbſt weiß ſie nicht warum,
Sie zögert und ihr Auge fleht,
Rosmunde winkt ihr ſtumm.

Da geht ſie ſchweigend wie zum Tod,
Verzweiflung in dem Blick;
Rosmunde in Gedanken tief
verſunken, bleibt zurück.
„Als ehrgeizig und muthig iſt
mir Almachild bekannt,
Ob er nicht zu gewinnen iſt
als Werkzeug meiner Hand?

Durch Liebe? — ach, ein Mann! was fragt
denn der nach Liebe viel!
Man geb' ihm Luſt des Augenblicks,
dem Ehrgeiz dann ein Ziel.
Das feſſelt ihn, die Sinne ſind
alleine in ihm wach ....."
Da rauſcht's am Fenſter; Almachild
ſteht vor ihr im Gemach.

In tiefes Dunkel hüllen ſich
die goldnen Sterne ein,
Und durch die ſchweren Wolken brach
kein lichter Mondenſchein;
Ein ſtarker Nachtwind ſeufzet hohl
und ſchneidend um das Schloß,
Indeß die Etſch am Bergesfuß
dumpfbrauſend dahin ſchoß.

Doch wie die Nacht auch finſter war,
ſie ſtralt für Almachild;
Nie hat er ſo das Glück geträumt,
ſo übermächtig wild,
Und nie geahnt, daß Oda's Sein
die tiefen Gluten hegt,
Auf denen ſie im Liebesrauſch
ihn in den Himmel trägt.

„Biſt Du denn wirklich plötzlich mein?"
— fragt er beklommen ſie —
„O Jammer, daß die finſtre Nacht
Dir ſolchen Zauber lieh!
Ich kann Dein ſüßes Auge nicht,
noch Stirn und Lippen ſehn,
Und eh' die Sonne kommt, nicht wahr,
heißt Oda Du mich gehn? —"

An ſeine Wange legte ſie
die Lippen brennend heiß:
„Wenn auch die Sonne kommt, Du bleibſt! —“
ſo flüſterte ſie leis,
Und ihre Locken ringeln ſich
wie Feſſeln um ihn her,
Und ziehen, locken, zaubern ihn
ins wogende Liebesmeer.

Mit einem ſtarken, mächtigen Stral
durchbricht die Sonne das Thor
Der Wolken. Aus dem Hinterhalt
ſpringt ſo der Feind hervor,
Und wie des Gegners Bruſt er ſcharf
mit ſeinem Speer durchſticht,
So wirft ſich über Almachild
das junge Morgenlicht.

Denn ſeine Augen ſehen nicht
das Weib, das er gewähnt,
Nicht Oda hat ihr zartes Haupt
an ſeine Bruſt gelehnt;
Rosmunde macht ſich von ihm los
und ſieht ihn lächelnd an,
Und vor dem leiſen Lächeln bebt
der Krieger und der Mann.

Erſt greifet er zu ſeinem Schwert,
dann ſinkt er vor ihr hin,
Es reizet ihn das ſchöne Weib,
er ſcheut die Königin.
Rosmunde bricht das Schweigen, und:
„Hör' Almachild mir zu,"
— Spricht ſie — „hör' meinen Vorſchlag an,
die Wahl haſt immer Du.

Der Longobarden König kannſt
und mein Gemal Du ſein,
Wenn meiner Rache Du den Arm
zur kühnen That willſt leihn,
Entweder wird durch Deine Hand
mein Gatte umgebracht,
Wenn nicht: ſo geh' und ſag' ich ihm
die Wahrheit dieſer Nacht.

Dann ſtirbſt Du, Almachild, und ich,
die Dir die höchſte Huld,
Das ſchönſte Glück gewährte, ich,
ſterb' auch durch Deine Schuld. —"
„Du ſollſt nicht ſterben! —" ruft er, ſchlingt
die Arme um ſie wild —
„So ſtirbt denn er in nächſter Nacht,
nicht wahr, mein Almachild?

Die Longobarden lieben nicht
den ſtrengen Alboin,
Sie werden ſich mit Freud' und Dank
zu dem Befreier ziehn.
Sie bieten Dir die Krone an;
das Longobardenreich
Nimmſt Du und nimmſt die Königin
Rosmunde auch zugleich. —"

Die Krone und ein ſchönes Weib!
wo iſt der Mann, der nicht
Vor dieſer Lockung wie ein Rohr
vor einem Schwert zerbricht?
Berauſcht ſinkt er an ihre Bruſt,
beſeligt auf die Knie;
Vergangenheit iſt todt; für ihn
gab's eine Oda nie.

Rosmunde freut ſich ihrer Liſt,
da öffnet ſich die Thür.
Oda erſcheint. Die Königin
und Almachild noch hier?
In ihrem Zimmer Beide noch!
Ein Schmerzensſchrei durchdringt
Vergiftend ihre Bruſt, indeß
ſie bang nach Athem ringt.

Da ſpricht Roſmunde: „Liebes Kind,
Dein Ritter giebt Dich auf,
Sei künftig nicht ſo vorſchnell und
mach' Keinem Dein Fenſter auf. —"
Sie geht und Almachild folgt ihr
mit Glut in Wange und Blick.
Oda erkennt, daß dieſe Glut
nicht Scham iſt, ſondern Glück.

Gedankenlos, nur ſchmerzbewußt,
mit krampfhaft ſtarker Hand,
Löſt ſie die Gold- und Seidenſchnur,
die ihren Leib umſpannt,
Wirft ſie um ihren Hals und ſich
aufs Lager; und der Tag
Stieg hell und klar am Himmel auf,
als trüb ihr Auge brach.

Und wieder auf Veronas Schloß
liegt eine finſtre Nacht,
Und wieder iſt es Almachild,
der lauſchend ſie durchwacht.
Doch nicht zur Liebſten ſchleichet er,
kein Weib erſehnet ihn;
Er nahet ſich dem Schlafgemach
von König Alboin.

Die Wachen ſind gewonnen und
nichts ſtört die grauſe That.
Wo Kron' und Purpur wohnen, ach!
da wohnt auch der Verrath!
Und als geſchickter Kriegesmann,
in Waffen wol geübt,
Mit einem Schlage Almachild
den bittern Tod ihm giebt.

Und zu Rosmundens Füßen legt
er dann das blutige Schwert:
„Für Dich, Du ſchöne Königin,
hab' ich die Hand bewehrt,
Nun lege Deine Hand hinein,
das wäſcht ihr ab das Blut,
Die That, durch die man Dich gewinnt,
o! die iſt ſicher gut. —"

Allein Rosmunde iſt kein Weib,
das man beſiegt, gewinnt,
Sie thut, ſie giebt nur, was ſie will,
nicht, was der Mann erſinnt.
„Ich ehre Deinen ſtarken Arm,
der mir gehorſamt hat,
Jedoch die Kron' erringe Dir,
dann iſt vollbracht die That.

Denn ich bin Königin und will
auch immer Königin ſein,
Sogar in Deinem Arme giebt
die Krone mir höhern Schein.
Die Schönheit ſtralet nie ſo ſchön
als wenn gefaßt in Gold,
Darum die Krone, Almachild,
dann bin ich ganz Dir hold. —"

Der Longobarden Racheſchrei
dringt jetzt in das Gemach,
Wo ſie mit ſtolzem Schmeichelwort
zu Almachild ſo ſprach.
Die Longobarden wollen nur
der Königsmörder Blut,
Sie ſtürmen raſend in das Schloß,
durchſuchen es voll Wuth.

Und das Gerücht der Unthat hat
die Namen ſchnell genannt,
Weh Dir, Rosmunde, Almachild,
weh Euch, wenn man Euch fand!
Und ſtatt des Throns, den Beide ſo
in Frevelthat geſucht,
Erwartet ſie kein andres Heil
als durch die ſchnellſte Flucht.

Mit großen Schätzen, vielem Gold
und viel Geschmeide fliehn
Sie nach Ravenna zum Exarch
des Griechenkaisers, Longin.
Longin empfänget gastfrei sie,
ihn freut des Königs Tod,
Jetzt ist Italien weniger
von Longobarden bedroht.

Rosmunde aber fühlet sich
elender als zuvor,
Nicht kann sie es verschmerzen, daß
sie so den Thron verlor,
Daß ihre Rache nicht allein
traf den gehaßten Gemal,
Daß sie davon verwundet ward,
wie von zweischneidigem Stahl.

Und Almachild, der vollends gar
mit seiner Liebe sie quält!
Zum Rächer hat sie ihn ersehn,
zum Liebsten nicht gewählt.
Soll sie denn wieder Sklavin sein
und wieder voll Überdruß
Erdulden seine Liebkosung,
erwiedern seinen Kuß?

Und nicht in Purpur hüllt er ſie,
wie Alboin gethan,
Befriedigung kann nicht ihr Stolz
durch ſeine Liebe empfahn.
Indeſſen hat ſie wol bemerkt
mit welchem Aug' Longin
Auf ihrer Schönheit ruht; ſie weiß
ihn in ihr Netz zu ziehn.

Sie ſpiegelt wieder jenen Thron
ihm vor mit Liſt und Kunſt,
Erkaufen ſoll er durch ihr Gold
der Longobarden Gunſt,
Und wenn er deren ſicher iſt,
vom Kaiſer ſich befrein,
Der Longobarden König und
Rosmundens Gatte ſein.

Durch Eitelkeit und Sinnenluſt
bethöret lauſcht Longin
Auf die Sirenenſänge, die
von ihren Lippen fliehn.
Was aber wird aus Almachild,
der ihr zur Seite ſteht,
Als grimmer Wächter keinen Schritt
von ſeinem Schatze geht?

Als eines Morgens Almachild
vom Lager ſich erhob,
Wo ſie durch ſeltne Gunſt und Huld
mit Liebesrauſch ihn umwob,
Da ſprach ſie zärtlich: „Almachild,
wie biſt Du denn ſo bleich?
Nimm dieſen Morgentrank, er bringt
Dir Kraft und Labung gleich. —“

Und während ſie mit einer Hand
in ſeinen Locken ſpielt,
Reicht ſie ihm mit der andern dar
den Kelch mit Gift gefüllt.
Er nimmt ihn ſorg- und ahnungslos,
trinkt ihn zur Hälfte aus,
Da faßt ihn, er weiß nicht warum,
ein banger, zitternder Graus.

Er wirft Rosmunden einen Blick
voll wilder Frage zu,
Und als ſie unwillkürlich bebt:
„Die Hälfte trinkeſt Du! —“
Spricht er mit ſolchem Eiſenton,
daß ſtarre Kälte ſich
In ihre Adern, ihr Gehirn
mit Todesdrohung ſchlich.

Und ehe noch ein Wort, ein Schrei
von ihren Lippen dringt,
Fühlt Almachild ſchon Gifteskraft,
die mit dem Leben ringt,
Und mit der kalten Hand erfaßt
er ihre ſchlanke Geſtalt,
Reicht ihr den Kelch und zwinget ſie
zum Tranke mit Gewalt.

Unwiderſtehlich ſchlingt er dann
den Arm um ihren Leib,
Und ruft: „Mein Todesbette theilſt
Du jetzt, mein ſchönes Weib! —“
Drauf ſinket auf das Lager er
im letzten Kampfe hin,
Und neben ſeiner Leiche ſtirbt
in Qual die Königin.

Und es iſt eine buchſtäblich wahre Geſchichte, die ich nicht zu erfinden, ſondern nur zu erzählen brauchte.

Von Ezzelins Herrſchaft über Verona ſind gar keine Monumente übrig. Vielleicht hat das Volk jede Erinnerung an den wilden Tyrannen vertilgt; vielleicht ſind die Scaliger bemüht geweſen ihn vergeſſen zu machen, denn aus ihrer Zeit — vom Ende des 13. bis zu Ende des 14. Jahrhunderts — ſind viele große Gebäude, z. B. das alte Caſtel, einige Privathäuſer, Thürme, Kirchen, die erſte Glocke, welche in Verona geläutet hat, und ihre Gräber vor der Kirche von Santa Maria antica. Die Familie der Scaliger oder, mit ihrem italieniſchen Namen, della Scala, gelangte zur Herrſchaft über Verona, indem das Volk Maſtino I im Jahr 1261 zum General-Capitän wählte, und indem deſſen Verwandte nach ſeiner 16 Jahr ſpäter erfolgten Ermordung geſchickt und tüchtig

genug waren, um die Obergewalt nicht aus den Händen zu laſſen. Durch den Schutz, welchen Can Grande II dem flüchtigen Dante gewährte, der, durch eine feindliche Partei aus Florenz vertrieben, in der Verbannung umherirrte und zu Verona eine Freiſtatt fand, ſchwebt um den Namen della Scala der Glanz des Dankes, den der große Dichter in der göttlichen Comödie niedergelegt hat. Übrigens fehlt es in dieſer Familie nicht an Schauderthaten, welche von dem unbändigen Kraftgefühl und dem Drang vehementer und brutaler Leidenſchaften hervorgerufen wurden, und an denen jene Zeit überreich war: Can Grande ſtarb durch die Hand ſeines Bruders Can Signorio. Um große Miſſethaten wie um große Unglücksfälle weben ſpätere Tage häufig ein und daſſelbe Licht, welches einer Glorie ähnlich iſt. Das ſollte wol nicht ſein, aber es iſt doch. Die Augen bleiben auf dem haften, was aus der Maſſe hervorſpringt; nur Großes macht ſich bemerkbar, Frevel wie Tugenden, das Genie des Guten wie des Böſen; da vergißt man dann oft den Frevel und nur das Große bleibt. Die Scaliger, trotz Brudermord und Tyrannei, ſind noch jetzt der Stolz von Verona, und ihre Grabmäler, nämlich das von Maſtino II und von Can Signorio, ſind wirklich einzig in ihrer Art. Letzteres iſt ſo: auf ſechs Säulen liegt eine ſechseckige

Platte von Verde antico; ſie trägt den Sarkophag mit Basreliefs geziert und ein Mäuerchen, das zwiſchen ſechs Pfeilern in Niſchen die Statuen „der Heiligen der Familie" trägt, nämlich diejenigen, welche ſich mit Waffen abgegeben: St. Georg, St. Michael, St. Sebaſtian, St. Hubertus, und noch zwei, deren Namen ich vergeſſen habe. Über den Niſchen tragen wiederum ſechs Säulen ein Thürmchen, eine Pyramide, wie ſoll man es nennen, und auf deren Gipfel ſteht Can Signorios Statue zu Pferd. Das Ganze iſt von weißem Marmor, und ein Eiſengitter, zierlich wie Goldſchmidtsarbeit, lauter Ringe, in denen eine kleine Leiter, das Familienwappen, ſteht, umgiebt es bis zur Höhe des Sarkophags. Maſtino II Mauſoleum iſt dieſem ähnlich, dieſelbe pyramidaliſche Form, aber ſchwerer, weil es nur viereckig ſtatt ſechseckig, und weniger hoch iſt. Die übrigen Grabmäler beſtehen in Sarkophagen, die theils freiſtehen, theils in die Kirchenmauer eingelaſſen ſind. — Nach Can Signorios frühem Tode — er ſtarb 1375, 35 Jahr alt — kam Verona an die Carrara, Herren zu Padua, und nach deren Untergang im Jahr 1405 an die Republik Venedig.

Ein anderes veroneſiſches Grabmal, weltberühmt, obgleich unhiſtoriſch, hat mir einen äußerſt komiſchen Eindruck gemacht. In einem wüſten, abgelege-

nen Stadttheil, zwiſchen hohen Mauern, öffnete ſich ein Thorweg zu einem ziemlich elenden Hauſe. In demſelben ſtanden und lagen allerlei Wirthſchafts- und Gartengeräthe, die Hühner gingen gackernd darin ſpazieren, eine Katze lag zuſammengerollt auf einem umgeſtürzten hölzernen Gefäß und blinzelte uns an, und an der einen Wand ſtand ein ſteinerner, zerbrochener, deckelloſer Sarkophag. „Dies iſt Julias Sarg!" ſprach pathetiſch unſer Lohnlackey. Wenn die Lohnlackeyen tragiſch werden, ſo werde ich luſtig; meine Luſtigkeit ſteigerte ſich bedeutend, als er uns durch den Thorweg und zwiſchen Gemüſebeete auf einen grünen Platz führte, der ein Mittelding von Obſtgarten und Bleichplatz iſt, und dann vor eine kleine viereckige Pfütze voll Waſſer, worin ſich zwei Fröſche poſſirlich geberdeten. „Hier, fuhr er fort, ſtand Julias Sarg — er wies auf die Pfütze, die allerdings ausſieht wie ein leeres Grab, das man mit Waſſer, ſtatt mit dem Sarge gefüllt hat — und dort iſt die Mauer, die Romeo überſtieg, als er von Mantua kam, ꝛc. ꝛc." — Ich habe ſonſt eine wahre Andacht zu allen Stätten, an die ſich poetiſche Sagen knüpfen; wenn ſie auch ruinirt oder degradirt ſind, ſo find' ich doch leicht etwas, das mir hilft eine paſſende Szenerie herzuſtellen; doch hier war es unmöglich! Der Bleichplatz,

die Kohlköpfe, die Frösche — Alles war so spießbürgerlich, so ordinär, so still behaglich in der Jämmerlichkeit, so ungestört in der Kleinheit! Hier, das ist meine feste Überzeugung, haben seit Erschaffung der Welt Kohlköpfe gestanden und Frösche miteinander charmirt, und die topographische Charte zu Romeos und Julias Liebestragödie lag in Shakspeares Kopf, aber nicht in diesem Baumgarten. Als der Lohnlackey sah, daß wir durchaus nicht in sentimentaler Stimmung waren, stieg er auch vom Cothurn, und erzählte, daß manche Engländer stundenlang bei der kleinen Pfütze verweilten. Wie Dichter doch in aller Unschuld die Menschen zum Besten haben, sobald man ihnen buchstäblich Alles glaubt!

Die schönen, heitern und edeln Paläste von Sammicheli und Palladio schließen auf anmuthige Weise den Cursus von anderthalb Jahrtausenden, den man bei den Gebäuden von Verona macht. Ich glaube schon in Venedig gesagt zu haben, daß Sammicheli mir ganz besonders gefällt. Weniger geschmückt als Palladio und Sansovino ist sein Styl, und auch weniger der Antike ähnlich; aber in seiner stolzen Einfachheit ist etwas Reines, Kräftiges, weniger die Fessel der Regel Tragendes, etwas Mittelalterlich-Phantastisches, das mich sehr anspricht. In der Fortifika-

tionskunſt ſoll er ausgezeichnet geweſen ſein; mehre Thore und Baſtionen Veronas ſind von ihm. Er war in Verona geboren.

In Deſenzano am Gardaſee iſt die Ausſicht auf den großen Waſſerſpiegel und auf das weſtliche, gebirgige Ufer recht ſchön; allein das ſüdliche Ufer iſt flach, ſumpfig und ärmer bebaut als die übrige Lombardei. Ich wollte mit dem Dampfboot die ganze Fahrt bis Riva am nördlichen Ufer hin und zurück machen, um vielleicht verborgene Schönheiten zu entdecken; es wurde aber nichts daraus, denn in einem benachbarten Städtchen war Markt, und Käufer wie Verkäufer aus Tyrol benutzten das Dampfboot, um von dieſen Marktfreuden zu profitiren. Da ſie vermuthlich in heitrer Weinlaune nach Riva zurückgefahren wären, ſo wollt' ich ihnen nicht den Raum beengen. Ich bin immer ſehr theilnehmend froh, wenn das Volk luſtig und zufrieden iſt, nur muß ich mich in der gehörigen Entfernung befinden. Gedränge beängſtigt mich; jedes Gedränge, ſei es das eleganteſte, das vornehmſte; nicht allein das des Volks! ich muß mein Plätzchen ungefährdet für mich haben — überall! im Herzen, im Dampfboot! — — —

Der Weg nach Mailand über Brescia und Bergamo iſt herrlich. Es liegt ein Segen, ein Reichthum

auf dieſen üppigen Fluren, daß man förmlich Luſt zur Arbeit bekommt. Die reinlichen Dörfer, die großen Städte, die Ordnung und Fülle der Gärten und Felder, die trefflichen zahlloſen nach allen Richtungen ſich kreuzenden Chauſſeen, das Ausſehen des Volks, beſonders die vielen hübſchen Weiber, ſprechen für den allgemeinen Wohlſtand; das thut mir unſäglich wohl. Als ich im vorigen Jahr aus der Schweiz kam, frappirte mich das nicht; ich meinte, wo die Natur mild ſei, müſſe überall ein ſchweizeriſcher Wohlſtand herrſchen; aber jenſeits des Apennins hab' ich gelernt, daß ſowol die Adminiſtration eines Landes, als der Character und die Gewohnheiten des Volks, weſentlichen Einfluß auf ihn haben. Man muß ſizilianiſches Elend geſehen haben, um lombardiſchen Wohlſtand zu ſchätzen. Der Seidenbau bringt jährlich 70 bis 80 Millionen ein. Nirgends, nicht in der Schweiz, nicht in Holland, ſoll die Viehzucht einen ſo großen Ertrag geben. Auf manchen Wieſen macht man jährlich zwölf Heuernten. Aber freilich, von ſelbſt iſt dieſe Fruchtbarkeit nicht entſtanden! urſprünglich fehlt es der Lombardei in manchen Gegenden, namentlich um Mailand, an Waſſer; künſtliche Bewäſſerung durch meilenlange Canäle und Gräben, erſetzt aber glücklich den Mangel, und hat zugleich den Vortheil, daß ſie nicht, wie die

Flüſſe, durch Überſchwemmungen Unheil ſtiftet. Im kleinſten Graben am Wege ſieht man fließendes Waſſer, als ob es Bergquellen wären, und doch iſt es eine mächtige Ebene, in der man die einzelnen Flüſſe zur großen Pulsader gemacht hat, von welcher das Blut aus- und durch den ganzen Körper nährend und belebend fließt.

Zu Venedig verhält ſich Mailand wie zur Poeſie elegante Proſa; ſie war mir äußerſt willkommen. Bei der großen Hitze und der Abſpannung, die am Ende einer langen Reiſe eintritt, hat mich Mailand acht Tage ſehr angenehm ausgeruht. Tags war nichts anzufangen, als höchſtens einen Gang durch den kühlen Dom zu machen, der mich gelehrt hat, daß der St. Peter doch auch ſeine Verdienſte hat, nämlich die wundervolle Harmonie ſeiner ſämmtlichen Verhältniſſe wie ſeiner Ausſchmückung. Beim Mailänder Dom iſt Beides verfehlt. Darum iſt er auch am ſchönſten von Außen im Mondſchein, denn die vage Beleuchtung macht alle Grenzen unbeſtimmt und erlaubt der Fantaſie die Mängel auszugleichen. Abends erholte ich mich auf der ſchönen Promenade, die in Lindenblütenduft getaucht war und ihn über halb Mailand verbreitete; oder in der Oper, welche die wenigſt ſchlechte in Italien iſt; oder beim Gioco di Pallone, das mich

ſehr amüſirt hat, wie alle körperliche Übungen, zu denen Kraft, Geſchicklichkeit und Gewandtheit gehört. Dies Spiel beſteht darin, einen mit Luft gefüllten Lederball über eine 324 Fuß lange Bahn zu ſchlagen. Auf jedem Ende ſteht ein Hauptſpieler mit zwei Secundanten; ein Strich bezeichnet die Mitte; diejenige Partei hat verloren auf deren Seite der Ball niederfällt. Es dauert nicht lange, ſo intereſſirt man ſich leidenſchaftlich für die eine oder die andere Partei, und dieſe Theilnahme ſpricht ſich durch Wetten aus. Der diesjährige Hauptſpieler wird Diavolone (der große Teufel) genannt, ein breitſchultriger, mächtig ſtarker Mann; dennoch hab' ichs nur drei Mal erlebt, daß er den Ball über die ganze Bahn ſchlug. Es mag eine gewaltige Anſtrengung dazu gehören, denn die Spieler, welche ſämmtlich nur kurzermlige Jacken und Beinkleider von weißem Perkal tragen, ſind nach zehn Minuten in Schweiß gebadet. Der Ball wird nicht mit der Hand, ſondern mit dem Vorarm geſchleudert, der zu dieſem Behuf mit einem kleinen hölzernen zackigen Muff umgeben iſt. Die Plätze des erſten Ranges ſind durch ein hochgeſpanntes Netz vor dem Ball geſchützt, aber in die Reihen der weniger Zahlenden fliegt er zuweilen hinein, und giebt dann ſtets Veranlaſſung zu unmäßigem Jubel.

Mehr weiß ich nicht von Mailand zu ſagen; Sommer und Hitze machen mich ſchreibfaul; auch bin ich reiſe- und ſehensmüde. Hier, in Cadenabbia am Comerſee, halte ich eine kleine Nachleſe — phyſiſchen Genuſſes, muß ich faſt ſagen; denn ich liege apathiſch unter den Katalpen vor der Villa Sommariva, und es fällt mir gar nicht ein, mir die Villa aufſchließen zu laſſen, um Thorwaldſens Alexanderzug und andere Kunſtſachen zu betrachten, die mir im vorigen Herbſt großes Vergnügen machten. Gegen ſie bin ich für den Augenblick durch die Menge der Kunſtſchätze gleichgültig geworden, welche ich ſeitdem geſehen; aber weder die Conca d'oro, noch der Golf von Neapel, noch die Felſen von Taormina, machen mich gleichgültig gegen die Holdſeligkeit dieſer Natur. Der Comerſee beſteht die Probe: er iſt jetzt meinem verwöhnten Auge ebenſo ſchön, als er es damals meinem erwartungsvollen war. Schöner noch! der Sommer giebt ihm eine Faſſung von glänzenderem Gold. Die alten Pythagoräer ſagten: Feuer iſt das Princip des Lebens, darum ſind die Dinge am beſten, in denen am meiſten Feuer iſt. Wie gut muß dann dieſe Natur ſein, ganz zuſammengeſetzt aus Feuerglanz und Feuerglut! Am Tage leid' ich darunter, muß hinter feſtgeſchloſſ'nen Jalouſien wie eine Gefangene aushar-

ren; die Sonne brennt allzu heftig; aber die Abende haben auf der andern Seite der Alpen ihres Gleichen nicht! die verſengende Sonne iſt verſchwunden, die weiche Wärme der Luft iſt geblieben, und kein ſcharfer oder feuchter Windhauch weht mich plötzlich heimtückiſch an und zwingt mich, fröſtelnd nach dem Shawl zu greifen. Ein goldner Mond ſteht am Himmel, und nicht ſilbern, wie ich ihn ſonſt geſehen, nein, ganz golden liegt ſein Stral, ſein Wiederſchein auf den Wellen; ganz lebendig macht ſeine Beleuchtung die Gegenſtände; ſonſt macht es ſie nicht grade todt, aber ſchlaftrunken. Dazu ſchwirren die Johanniswürmer wie Fackeln für Gnom und Elf durch die Gebüſche; dazu verbreiten Orangen-, Linden- und Weinblüte einen wunderbaren Arom, der bald betäubend, bald belebend auf mich wirkt; dazu blicken Granate und Oleander mit ihren heißen Farben durch die dunkeln Myrtenhaine, die Kaper drängt ihre ſchöne weiß und lila Blume durch die engen Mauerſpalten, die Magnolie ſtellt ihre ſtolze Blüte wie eine Alabaſterurne auf ihre ſtarken Blätter; dazu ſchlagen die Nachtigallen, das Geläut der Heerden klingt von den Bergweiden herab, von Vareſe her ſchallt der Sturz des Fiume di Latte in den See, ab und an bellt ein wachſamer Hund, aber Froſch und Grille machen keine

Pauſe in ihrem mechaniſchen Getön; dazu iſt es eigentlich dunkel und doch ſo hell — eigentlich ſtill und doch ſo lebendig — eigentlich abgeſchieden und doch ſo zugänglich — eigentlich Nacht und doch ſo tagſchön. O, hier bin ich glücklich! dies iſt die einzige Stätte in Italien, von der ich in Zukunft ſagen darf: dort war ich glücklich! — Wer es nicht iſt, hüte ſich, an den Comerſee zu kommen; er ſtirbt hier vor Sehnſucht nach Glück! nach Neapel darf er, das betäubt ihn — nach Rom, das melancholiſirt ihn — nach Venedig, das verzaubert ihn — nach Florenz, das belehrt ihn — überall wird er etwas finden, das ihn zerſtreut; hier muß er glücklich ſein, in ſich, in ſeinem Herzen! — —

Am Comersee.

(An meinem Geburtstag: Junius 22, 1839.)

Ich kehre heim! beendet iſt die Reiſe,
Ein Jahr iſt ſturmgeſchwind dahingerauſcht;
Es führte mich in immer neue Kreiſe,
Ich hab' ihm tauſend Bilder abgelauſcht.
Ich ſah die Kunſt im goldnen Blütenregen,
Und die Natur im Überſchwang der Pracht,
Ich folgte den verſchlungnen Schickſalswegen
Voll Offenbarung einer Gottesmacht.

Ich fand die Stätten, wo vergangne Tage
Des Stolzes und der Herrlichkeit gethront,
Und wo jetzt Herrlichkeit wie eine Sage
Von Schätzen in des Bettlers Hütte wohnt.
Ich ſuchte in den Wüſten, in den Öden,
Die Spur der Geiſter, die in hoher Kraft
Durch alle Menſchen-Kämpfe, Schmerzen, Fehden,
Sich ſelbſt, in Thun und Sein, emporgerafft.

Und große Achtung vor dem Menſchenwillen
Und großes Mitleid mit der Menſchenmacht
Hab' ich mir von der Reiſe ganz im Stillen
Als unſichtbares Gut zurückgebracht. —
Und wieder ſteh ich auf derſelben Stelle,
Die mich zuerſt vor einem Jahr entzückt,
Als überwältigend in Schönheitshelle
Italiens Reiz zuerſt mich angeblickt.

Nein! nicht Italien! nicht dies Land der Schmerzen,
Wo nur das Seelenloſe Leben hat,
Und wo das Lebende ſich zu vererzen
Und zu verſanden ſcheint an Todes ſtatt.
O nein! Italien nicht! denn nicht zu trennen
Iſt davon ein Gefühl von innerm Weh! ....
Hier iſt die Welt wie wir im Traum ſie kennen,
Voll Glück, voll Ruhe, hier am Comerſee.

Hier iſt die Schönheit — nicht von Qual umgeben,
Hier iſt der Friede — nicht umbrauſt von Krieg,
Hier iſt die Stille — kein Geſpenſterweben,
Hier iſt die Ruhe — nicht des Todes Sieg;
Hier wallt und wogt die tiefe Lebensfülle,
Die der Natur ſo einzig eigen iſt,
Wenn ohne Feſſel, Schranke oder Hülle
Sie ihre Gaben, wie die Liebe, nicht mißt.

Denn Schönheit, Freiheit, Licht — das iſt die Liebe!
Das iſt ihr Element, ihr Thron, ihr Kleid!
Sie wohnt nicht da, wo's bänglich iſt und trübe,
Sie will den Glanz, wie ihn der Himmel beut.
Und wegen dieſes Einklangs mit der Seele,
Wenn ſie ſich friedlich in die Liebe hüllt
Und durch das Weltall fliegt — darum erwähle
Ich dieſen Platz, der jede Fodrung ſtillt.

Er hat mich hold begrüßet und entlaſſen,
Er nahm das erſt' und letzte Lächeln hin,
Er machte jedes andre Bild erblaſſen,
Zu End' und Anfang feſſelt' er den Sinn;
Er glänzet an dem Tag, wo ich geboren,
Mir Lieb- und Glückverheißung freundlich zu,
Liegt vor den Zukunfts- und den Heimatsthoren
Ganz unerſchöpflich reich an Licht, an Ruh.

Und wie ich jetzt auf das Vergangne ſehe,
Wo ich bald Freude und bald Leid empfand,
Und doch befriedigt in die Heimat gehe,
Weil ich hier eine Lieblingsſtelle fand:
So möcht' ich einſt von dieſer Erde gehen
Und nichts mitnehmen als die Lieb' allein
Zu Dir! zu Dir! Du wirſt mich wol verſtehen —
Ich ſprach vom Comerſee und denke Dein!

Dieſe Zeilen waren die letzten, die ich in Italien ſchrieb. Tags darauf fuhren wir nach dem See von Lugano, der wie eine unbedeutende Fraktion vom Comerſee ausſieht, am 24. Junius paſſirten wir den St. Gotthard, und jetzt bin ich wieder diesſeit der Berge, in der Schweiz, meinem herzlieben Adoptiv-Vaterland.

Auf dem Dampfboot des Vierwaldſtätterſees war eine Franzöſin mit ihren fünf Kindern — das ältſte ungefähr vierzehn-, das jüngſte ſechsjährig. Unermüdlich rief ſie ſie zuſammen, zeigte ihnen hier einen ſchönen, dort einen merkwürdigen Punkt, und langweilte ſie unerhört; denn Kinder haben für Alles eher Sinn, als für Naturſchönheit; dazu iſt ihr Auge noch zu klein. Endlich ſagte die Sechsjährige: „Maman, je suis bien fatiguée" — und die Mutter antwortete: „Tu te reposeras demain toute la journée." Was die Kleine für eine Freude hatte! ſie klatſchte in die Hände und rief einmal über das andere mit einem jubelnden Stimmchen: „Toute la journée! oh, toute la journée!" Ich mach' es grade ſo wie dies kleine Mädchen; nur ſtatt eines Tages ſage ich: „den ganzen Sommer ruh' ich mich aus".

Nachwort.

Ich habe dies Buch während des Drucks Bogen für Bogen geleſen und mich recht dabei gefreut. Das paſſirt mir ſonſt nicht; nur für meine noch ungeſchriebenen Bücher intereſſir' ich mich. Aber hier hab' ich ein gutes reiches Jahr meines Lebens eng, rund und feſt beiſammen — etwa wie ein liebes Bild en miniature; das ſieht man gern an. Ich hoffe, auch Andere werden es thun, denn mein Herz pulſirt darin, und jede Zeile, jeder Vers ſind an Ort und Stelle, oder unter dem Zauber des unmittelbaren Eindrucks geſchrieben, z. B. die Blätter über Sizilien bei meiner Rückkehr nach Neapel, und „die Longobardin" nicht in Verona, ſondern in Deſenzano am Gardaſee, während eines Gewittertages. — Wie raſch und heftig Alles in meine Seele und aus ihr heraus geſtrömt ſein möge — dennoch könnt' ich nichts ändern, zurücknehmen, auf eine andre Weiſe erzählen, hinzufügen; und ſpräche etwa irgend jemand: „Aber das Buch iſt unvollſtändig, berührt nicht dies, erzählt

nicht das"; — ſo erwidre ich: „Ein allumfaſſendes Buch giebt's nicht! und weil ich mich nicht für verpflichtet gehalten habe von Allem zu ſprechen, ſo bin ich auch nicht oberflächlich worden, ſondern habe immer meine ganze Seele zur Anſchauung mitgebracht."

Eine Anmerkung iſt an ihrer Stelle vergeſſen worden. Ich hole ſie hier nach, denn ſie iſt nöthig. Die „Meſſe des Papſt Marcellus" heißt nämlich das Muſikſtück, welches Paleſtrina für die Oſternacht des Jahres 1555 in Auftrag einer vom Papſt Pius IV niedergeſetzten Commiſſion ſchrieb, und welches die ſtreitige Frage für die Kirchenmuſik glorreich entſchied. Und die melancholiſchen Improperien — bei denen ich die Hände ringen und fragen mußte: „Mein Gott, wenn Du in Deiner Macht und Stärke ſo traurig biſt, wie ſollen wir es nicht in unſrer Schwäche ſein?" — die componirte Paleſtrina in ſeiner Verlaſſenheit auf meinem lieben Monte Cölio. Und dies Alles ſteht zu leſen in Ranke's „Geſchichte der Päpſte".

Berlin, März 1, 1840.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Leben des heiligen

Wendelinus.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Mit bischöflicher Genehmigung.

Neueste Auflage.

Verlag von

Jgn. Schweitzer in Aachen.

Ex
Bibliotb. Regia
Berolinens.

Der heilige Wendelin,

Königssohn und Einsiedler.

(Am 20. October.)

Im Jahr 554 war große Freude im Königreich Schottland, denn Eveline, die Königin, schenkte ihrem Gemahl, König Frochard, einen Sohn. Er erhielt in der Taufe den Namen Wendelin. Das fromme Königspaar war früh darauf bedacht, dem Knaben eine Erziehung zu geben, welche ihn stark mache gegen die Gefahren der bösen Welt und gegen die Versuchungen, welche so groß für Könige sind; und da sie wohl wußten, daß es keine stärkere Waffe gebe, als einen festen Glauben: so vertrauten sie ihren lieben Sohn einem heiligmäßigen Bischof an, damit dieser durch Lehre und Beispiel den kleinen Prinzen fest im Glauben auferziehe und ihn lehre, die vergängliche Welt recht zu verachten. Dies gelang dem frommen Bischof in erstaunlicher Weise. Der kleine Wendelin wandelte so andächtig vor Gott, daß er nie dessen heilige Gegenwart aus den Augen und nie den Wunsch, Gott in Entsagung und Armuth zu dienen, aus dem Herzen verlor. Was er als Knabe gewünscht hatte, führte er als Jüngling aus.

Wie er Einsiedler wird.

In Frömmigkeit, Wissenschaft und edlen Sitten hatte Wendelin sein zwanzigstes Jahr erreicht und das Verlangen nach himmlischen Gütern war nunmehr so heftig in ihm, daß er beschloß, alle irdischen Güter dafür aufzuopfern. Denn die Königskrone von Schottland dünkte ihm gering gegen die Krone der Herrlichkeit, welche Christus seinen Nachfolgern dereinst im Reiche des Himmels ertheilt. Und zu dieser Nachfolge schickte Wendelin sich allen Ernstes an. Er legte seine reichen Gewänder ab, zog ein armes Pilgerkleid an und verließ in aller Stille sein Vaterland, sein künftiges Königreich. Unbekannt und unbeachtet wanderte er nun zu verschiedenen heiligen Orten und nach Städten, welche durch ihre Heiligthümer berühmt waren, und so gelangte er denn nach Rom. Da war er sehr glücklich! Den Gräbern der heiligen Apostel St. Petrus und St. Paulus und so vieler, vieler Märtyrer bezeigte er in herzlicher Andacht seine Verehrung und dann ging er zum heiligen Vater, offenbarte diesem, daß er Wendelin, ein Königssohn aus Schottland sei, der aus Liebe zur Armuth und Verdemüthigung Jesu Krone und Reich verlassen habe, und fragte, ob er wohl hoffen dürfe, auf dem schmalen Wege zu sein, der in den Himmel führt. Der heilige Vater war sehr erstaunt und gerührt, und erwiederte; das dürfe Wendelin allerdings mit gutem Grunde hoffen, denn diese Nachfolge Jesu mit dem Kreuz führe am sichersten zur Vereinigung mit Jesu im Himmel; nur müsse Wendelin bis zum Ende beharrlich sein. Das versprach Wen-

delin und erbat sich dazu den Segen vom heiligen Vater, beurlaubte sich dann, verließ Rom und pilgerte nach allen Gnadenorten, wo die heilige Mutter Gottes recht verehrt ward. Und während er so über Berg und Thal zog, Hunger und Durst, Frost und Hitze, Mühsal und Ungemach litt, schaute er sich überall nach einer Wildniß um, in welcher er sich eine Zelle erbauen könne, um fortan als ein Waldbruder alle Zeit seines Lebens in dieser alleräußersten Entbehrung zu verharren und sich ungestört in Betrachtung der himmlischen Dinge zu vertiefen. So kam er in eine waldige Gegend des Bisthums Trier, die man den Westrich nennt. Da gefiel ihm ein Hügel gar wohl und flugs machte er sich daran, auf demselben aus Baumzweigen eine Hütte zu erbauen und ein äußerst strenges Büßerleben zu führen. Wilde Beeren und Kräuter des Waldes waren seine einzige Nahrung, so daß er oft, zumal im Winter, bittern Hunger litt. Er wachte und betete fast die ganze Nacht und schlief dann wenige Stunden auf der nackten Erde. Nach Kloster Tholey vom Benedictinerorden ging er täglich zwei Stunden weit zur heiligen Messe, im Winter durch fußhohen Schnee. Zu diesem schweren Leben kamen noch schwerere Anfechtungen des bösen Feindes, der mit gewaltigem Grimm in diesem Jüngling von einundzwanzig Jahren einen mächtigen Gegner erkannte. Er spiegelte dem jungen Einsiedler den Gram seiner Eltern vor, wie sie sich um ihn ängstigten, wie sie ihn suchen ließen, wie ihre Boten ganz in seiner Nähe wären, so daß er kaum ein Stündchen zu gehen brauche, um ihnen zu begegnen und sich von ihnen mit großen Freuden und wie im Triumph nach Schottland geleiten zu lassen. Aber das Alles machte Wendelin nicht wankend! Mit Gottes Gnade und Hülfe und mit unabläßigem Gebet überwand er die Versuchung gegen die Beharrlichkeit. Da schickte ihm der Satan Anfechtungen gegen die heilige Reinigkeit. Doch schnell entschlossen warf sich Wendelin auf scharfe Dornen, die ihn bis auf's Blut verletzten, und wo er einen Angriff des Satans vermuthen konnte, da kam er demselben mit großer Wachsamkeit zuvor und that sich irgend eine Peinigung an, um sich in der Selbstüberwindung zu üben. In dieser elenden Hütte, ohne das geringste irdische Labsal, lebte der heilige königliche Jüngling einige Jahre, von Niemand gesehen als von Gott allein.

Wie er Hirt wird.

Da er nun dem lieben Gott sehr wohlgefällig war, so führte ihn dessen Vaterhand auf einen andern Weg zur Vollkommenheit. Die Abtödtung des sinnlichen Menschen hatte Wendelin in seiner Einöde gründlich geübt; jetzt ward er berufen zur Abtödtung des geistigen Menschen durch Gehorsam

und Dienſtbarkeit. Die uralte Stadt Trier mit ihren vielen und großen Heiligthümern, die etwa zwölf Stunden von ſeiner Klauſe entfernt war, hatte ihn ſchon längſt angelockt und jetzt machte er ſich dahin auf den Weg und wallfahrtete als ein andächtiger Pilger von einer Kirche zur andern. Dabei bat er, um ſein Leben zu friſten, an dieſer und jener Thüre um ein Stücklein Brod, das ihm denn auch Gott zu lieb gern gereicht ward. So vergingen einige Tage in großer Freude für Wendelin. Als er nun an einer Thüre um Gottes willen ein Stück Brod erbat, trat der Herr zu ihm, ein reicher Edelmann, ſchalt ihn tüchtig aus wegen ſeiner Bettelei und ſprach ſehr zornig: „Schämſt du dich denn gar nicht, du ſtarker junger Tagedieb, zu betteln ſtatt zu arbeiten? Kannſt du dir nicht dein Brod verdienen? Und wenn du etwa nichts Ordentliches gelernt haſt, ſo hüte meine Schweine; dazu wirſt du doch wohl geſchickt genug ſein!“ Da Wendelin ſogleich erkannte welch' eine freiwillige Verdemüthigung und herzliche Weltverachtung er in dieſem Dienſte üben könne: ſo nahm er ihn auf der Stelle an, dachte nicht mehr an ſeine liebe Hütte im Weſtrich und ward des Edelmannes Schweinehirt. Die Heerde gedieh, machte ihm aber ſehr viel Unruhe, ſtörte ihn in der Betrachtung und nach einiger Zeit bat er ſeinen Herrn, ihn zum Kuhhirten zu machen. Wendelin hatte ſo etwas an ſich, daß es kaum möglich war, ihm nicht gut zu ſein. Das kam daher, weil der heilige Geiſt in ihm wohnte und lebte, und ſich in all' ſeinem Weſen und Thun ausdrückte. Darum war auch ſein Herr, der nicht eigentlich böſe, ſondern nur roh und zornmüthig war, ihm auch gut und gewährte ſeine Bitte. Nun gedieh durch Wendelins Gebet die Kuhheerde ganz außerordentlich, vermehrte ſich ſo ſtark und gab ſo viel Milch, wie nie zuvor; und der Edelmann ward immer zufriedener mit Wendelin. Dieſer konnte nun freilich mit mehr Ruhe ſeinen Betrachtungen ſich hingeben; aber am liebſten hätte er doch, wie die lieben Erzväter Jacob und David, die Schafe gehütet, und abermals nach einiger Zeit bat er um dieſe Gunſt. Sein Herr fand es recht zweckmäßig, daß Wendelin die Schafheerde in eben ſo guten Stand ſetze, als die Kuh- und Schweinsheerde, und bewilligte gern ſein Geſuch. Nun war Wendelin ganz froh! Die ſtillen Schäflein machten ihm gar keine Störungen im Gebet und er hütete und wartete ſie mit doppelter Aufmerkſamkeit. Sie gediehen auch ſo vortrefflich, daß ſich der Edelmann gar nicht genug wundern nnd freuen konnte.

Wie Wendelin beſondere Gnaden empfängt.

Die Gunſt ſeines Herrn brachte ihm aber die Mißgunſt der andern Diener und Knechte, und Wendelin hatte viel und man-

cherlei durch sie zu leiden. Er nahm aber diese Verfolgungen und Quälereien ganz friedfertig und demüthig auf und betrachtete sie als Versuchungen des Satans, der ihm die Beharrlichkeit im Dienst zu verleiden suche. Er begnügte sich damit, seine Schafe jeden Morgen recht weit von allen Leuten fort in die stille Wildniß zu treiben, wo er keinem Menschen im Wege war und wo er sich ungestört mit seinem lieben Gott unterhalten konnte. Das war nun zuweilen eine erstaunlich große Entfernung und ohne Weg und Steg; doch immer fügte Gott es so, daß Wendelin Abends zu rechter Zeit mit seiner Heerde heimgekehrt war. Manchmal dachte er mit großem Verlangen an seine kleine Zelle auf dem Hügel im Westrich und wünschte wieder in jener Einöde das Leben führen zu dürfen, welches Jesu in der Wüste geführt hat, wenn es nur Gottes Wille wäre. Als Wendelin sich einst mit besonderer Inbrunst diesem Verlangen hingab, hob die allmächtige Hand Gottes, die Sonne und Sterne, Wind und Wolken führt und regiert, ihn sammt seinen Schafen hoch empor und führte ihn durch die Luft nach jenem Hügel, wo er und die Heerde in kurzer Zeit sanft niedergelassen wurden. Wendelin war über alle Maßen erstaunt und erfreut und pries Gottes Allmacht und Gnade. Es fehlte aber an Wasser, um die große Heerde zu tränken. Da betete er mit kindlichem Vertrauen, der liebe Gott möge doch nicht die armen Schafe verschmachten lassen, stieß dann seinen Hirtenstab in den Erdboden und that damit eine Quelle auf, welche bis zu dieser Stunde fortfließt, St. Wendels-Brunnen heißt und fleißig besucht wird, um von Menschen und Vieh Krankheit abzuwenden. Neben der Quelle steckte Wendelin seinen Hirtenstab in die Erde; der schlug Wurzel, fing an zu grünen und ward eine große Haidenbuche, welche St. Wendelsbaum hieß und lange, lange Jahre den Brunnen beschattete. Jetzt ist sie aber verschwunden! Die Welt weiß ja nichts mehr anzufangen mit der Erinnerung an die lieben Heiligen; da läßt denn Gott oftmals diese Erinnerungszeichen verschwinden, die doch große Denkmale seiner Gnade, seiner Allmacht, seiner Liebe sind. Am Abend ward Wendelin wieder durch die Luft gehoben und mit seiner Heerde vor Trier niedergesetzt, und dies wiederholte sich Tag für Tag geraume Zeit, ohne daß irgend ein Mensch es wußte. Wendelin wurde aber immer froher und frömmer durch so große Gnaden. Ueberdies stand ihm ein Engel Gottes im Hirtenamt bei, damit kein Schaf sich in der Wildniß verirre; die Heerde blieb von jeder Seuche verschont und nie ward ein Thier vom Wolf oder Fuchs geraubt.

Wie Wendelin den Dienst verläßt.

Endlich kam das Mirakel an den Tag. Der Edelmann hatte eine Geschäftsreise nach Straßburg gemacht. Nun kehrte er heim und sein Weg führte ihn gerade durch Wendelins Einöde,

wo dieſer eben friedlich mit jener Heerde lagerte. „Schau! der Wendelin!“ ſprach der Herr zu dem Diener, der ihn begleitete. „O gnädiger Herr!“ rief der Diener, „wie könnte das Wendelin ſein! wir ſind ja vierzehn, mindeſtens zwölf Stunden von Trier entfernt.“ Sie ritten näher zum Hirten heran; ja freilich war es der Wendelin. Der Herr ergrimmte nach ſeiner zornmüthigen Art und rief: „Was ficht dich an, Wendelin! wie kommſt du hierher! was machſt du hier! biſt du närriſch geworden? willſt du meine armen Schafe todt treiben?“ Aber Wendelin verſetzte ganz ſanftmüthig: „Zürnt nicht, lieber gnädiger Herr! ich finde, daß dieſe Weide euren Schafen viel beſſer bekommt, als die um Trier.“ — „Ich hätte aber heute Abend einen Hammel gebraucht“, polterte der Edelmann fort, „denn ich habe Gäſte eingeladen.“ — Seit deßhalb ohne Sorgen“, erwiederte Wendelin, „die Heerde wird früher als ihr an Ort und Stelle ſein.“ — „O du Narr!“ fuhr ihn der Herr an; „wie ſollſt du das mit den langſamen Schafen zu Wege bringen!“ Damit gab er ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte unmuthig über Stock und Stein von dannen. Wie groß war ſein Erſtaunen, als er gegen Abend ſeinen Hof zu Trier erreichte, Wendelin bereits angelangt und die Heerde ruhig und wohlbehalten im Schafſtall zu finden! Er wußte zuerſt gar nicht, was er vor Verwunderung ſagen ſollte; doch beſann er ſich nicht lange, fiel vor ſeinem Hirten auf Kniee und ſprach ganz zerknirſcht: „Ach Wendelin, vergib mir! ich ſehe jetzt ein, daß du ein heiliger Mann und ein großer Freund Gottes biſt.“ Aber Wendelin war vor ſeinem Herrn ebenfalls auf die Kniee gefallen und ſprach ganz zerknirſcht: O lieber gnädiger Herr, denkt doch nicht ſo gut von mir armſeligſten Menſchen! ich bin kein heiliger Mann, ſondern nur ein großer armer Sünder und ein unnützer Knecht.“ — Das glaube ich nimmermehr“, ſprach der Herr, „und deßhalb kann ich auch nicht zugeben, daß du noch länger meine Viehheerden hüteſt. Du biſt gewiß zu etwas anderem berufen, darum ſage mir, ob ich nichts für dich thun kann.“ Wendelin entgegnete: „Herr um Eines will euch herzlich bitten: Laßt ab von Fluchen, Schwören, lockern Reden und Jähzorn und bekehrt euch zu Gott durch ein recht frommes Leben; denn Niemand weiß, ob ihm ſein letztes Stündlein und die furchtbare Gerechtigkeit Gottes nicht nahe iſt.“ Dies war dem Edelmann ſehr einleuchtend und mit großer Aufrichtigkeit verſprach er Reue und Beſſerung. Er wollte Wendelin mit einem großen Geldgeſchenk entlaſſen; doch dieſer nahm nur ſeinen wohlverdienten Lohn, vertheilte ihn an einige Bettler und kehrte in völliger Armuth, wie er gekommen war, in ſeine liebe Einöde zurück.

Wie Wendelin Abt wird.

Als er nun wieder ganz freudig von seiner kleinen Zelle aus Baumzweigen Besitz genommen hatte, begab er sich nach Kloster Tholey und ließ sich dort als Einsiedlerbruder des Benedictinerordens förmlich einkleiden, um zu zeigen, daß er im innigsten Verbande mit der heiligen katholischen Kirche sei und bleiben wolle. Dann baute er ein Kapellchen neben seiner Zelle und setzte nun das Büßerleben fort, welches er früher hier begonnen hatte; aber mit dem Unterschied, daß er es sehr verschärfte und daß die Versuchungen aus früherer Zeit ebenfalls viel stärker wieder kehrten. Doch Wendelin kämpfte den Kampf des Glaubens, zu welchem in seiner zarten Kindheit der Grund in ihn gelegt war und heiligte sich durch Demuth, Beharrlichkeit, Gebet und Abtödtung so sehr, daß es Gott gefiel, die Welt durch Wunderzeichen auf seinen frommen Diener aufmerksam zu machen. Es brach eine gefährliche Seuche unter dem Vieh aus und brachte den Bauersleuten der Gegend großen Schaden. Da gingen ein Paar fromme alte Bauern zu dem heiligen Einsiedler und baten ihn inständigst, ihre Dörfer zu besuchen und durch sein gottgefälliges Gebet der Seuche Einhalt zu thun. Wendelin versicherte zwar, das vermöge sein armseliges Gebet durchaus nicht aber er wolle sehr gern mit ihnen gehen, um ihnen seine Dienstwilligkeit zu zeigen. In den Dörfern aber genas eine kranke Heerde nach der anderen, denn Wendelin, betete über dem armen Vieh und heilte es mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Dadurch faßte man im ganzen Westrich ein so ehrfurchtsvolles Vertrauen zu ihm, daß die Leute weit und breit mit krankem Vieh zu ihm kamen, damit er es durch die Kraft Gottes und im Namen Jesu gesund mache. Sieben Jahre hatte Wendelin sein gottseliges Einsiedlerleben geführt, als der Abt des Klosters Tholey starb. Die Mönche konnten über die neue Wahl durchaus nicht einig werden. Das betrübte sie sehr und immer eifriger baten sie den heiligen Geist um Erleuchtung. Da vernahmen sie plötzlich Alle miteinander eine himmlische Stimme, die ihnen zurief: „Wählt zu eurem Abt Wendelin den Schafhirten!“ Einmüthig und gehorsam erhoben sich Alle, wanderten in die Wildniß, um Wendelin ihre Wahl anzutragen und baten ihn fußfällig, ihr Oberhirt zu werden. Wendelin erwiderte jedoch lächelnd, er sei nur ein Hirt für das liebe Vieh, nicht für Ordensleute und verstehe nichts zu regieren, als die Schafe. Da sprach Einer von den Mönchen: „Wendelin, wenn du wirklich ein frommer Diener Gottes bist, so mußt du auch den Willen Gottes erfüllen. Wir wählen dich nicht aus irgend einem menschlichen Beweggrund zu unserm geistlichen Vater und Vorsteher, sondern weil der heilige Geist

in übernatürlicher Weise unsere Wahl auf dich gelenkt und uns Allen vernehmbar zu uns gesprochen hat: Wählt zu eurem Abt Wendelin den Schafhirten. Aus diesen Worten erkennst du ja deutlich, daß dein früherer Hirtenstand kein Hinderniß sein soll für deine neue Würde. Gehorche also dem Willen Gottes." — Als Wendelin dies vernahm, ergab er sich alsbald der göttlichen Fügung mit großer Demuth und Gelassenheit und schickte dem Erzbischof von Trier einen Boten mit der Bitte, die Wahl zu bestätigen. Dieser Erzbischof war auch ein Heiliger, St. Severin. Er hatte schon viel von Wendelin gehört, von seinem gottseligen Leben als Schäfer und Einsiedler, von seinen Gebetserhörungen und Wunderzeichen; daher freute er sich ungemein, daß ein so frommer Diener Gottes zum Abt von Kloster Tholey gewählt sei, und er begab sich selbst dahin und vollzog Wendelin's Consecration. Dies geschah im Jahre 597. Als diese beiden heiligen Männer sich kennen lernten, faßten sie eine herzliche Zuneigung für einander und blieben Freunde lebenslang.

Wie Wendelin selig stirbt.

Zwanzig Jahre führte Wendelin das schwere Amt des geistlichen Regimentes über Kloster Tholey; aber Gott stand ihm auch hier mit seiner Gnade ebenso kräftig bei wie damals, als er dem irdischen Regiment eines Königreiches entfloh, um Einsiedler zu werden. Wendelin besaß die Weisheit, immer ganz genau den Willen Gottes zu thun, und wer die besitzt, wird in allen Verhältnissen weise sein. Nachdem er nun diese lange Reihe von Jahren hindurch als ein helles Licht auf dem Leuchter in der Kirche Gottes gestanden und sich immer mehr und mehr geheiligt hatte, ward ihm offenbart, daß sein Sterbestündlein nahe sei. Da freute er sich gar herzlich der Hoffnung, seinen lieben Heiland nun bald von Angesicht zu Angesicht zu schauen und meldete seinem Freunde St. Severin, dem Erzbischof, diese Kunde mit der Bitte, ihn recht inbrünstig in sein frommes Gebet einzuschließen. Auf diese Nachricht eilte aber St. Severin selbst nach Kloster Tholey, um dem heiligen Abt die letzte Liebe zu erweisen, im Todeskampf ihm beizustehen und ihm das heilige Sacrament zu spenden. Nachdem nun ein Heiliger den Andern mit der heiligen Wegzehrung erquickt hatte und beide sich in's Gebet vertieften, ward ihnen ein gar liebliches Gesicht zu Theil: zwei Engel stiegen vom Himmel herab, breiteten über Wendelin's ärmliches Lager ein blendendweißes Tuch aus und stellten auf dasselbe drei herrliche Kronen. Dabei ward den heiligen Männern offenbart, diese Kronen erwarteten Wendelin den Einsiedler, den Hirten und den Abt dafür, daß er in diesen drei Ständen so gottgefällig gelebt und aus Liebe zu dem armen demüthigen Jesus auf eine Königskrone ver-

zichtet habe. Daran stiegen die lieben Engel mit einem freundlichen Gruß wieder in den Himmel hinauf und Wendelin vertraute nun seinem Freunde, daß er ein königlicher Prinz aus Schottland sei, was er bis jetzt keinem Menschen, außer dem heiligen Vater in Rom, offenbart hatte. So viel Gnade und Tugend erbaute St. Severin ungemein, und nachdem Beide noch eine kleine Weile die Wunderthaten Gottes an dem aus Staub gebildeten Menschen gepriesen hatten, ward das Angesicht des Sterbenden leuchtend wie vom anbrechenden himmlischen Morgenroth, und seine Seele fuhr auf zu den ewigen Freuden.

Wie St. Wendelin verehrt wird.

Das Kloster Tholey war in tiefster Betrübniß über den Verlust eines solchen Abtes. Die Patres küßten weinend und wehklagend die Hände und Gewande ihres lieben geistlichen Vaters und fühlten sich so verlassen wie arme Waisen. Um sie etwas zu trösten und ihre Verehrung für den Abgeschiedenen zu steigern, theilte ihnen der hochwürdige Erzbischof St. Wendelin's Abstammung und ganzen Lebenslauf mit und ermahnte sie, dies seltene Beispiel von Entsagung und Abtödtung recht fest vor Augen zu behalten. Dann setzte er sich nieder und schrieb an St. Wendelins Bruder, der nunmehr König in Schottland war, einen Brief, worin er ihm das Ableben, die hohen Tugenden, die großen Bußwerke, die Pilgerfahrten und anderweitigen Schicksale des Dieners Gottes anzeigte; und diesen Brief schickte er sogleich durch sichere Boten über's Meer nach Schottland. Darauf schritt er zur feierlichen Beerdigung des heiligen Leichnams, der vor dem Hochaltar in der Klosterkirche unter vielen frommen Gebeten und vielen Thränen der Anwesenden in die Gruft gesenkt ward. Doch wie groß war der Schrecken der guten Patres, als sie in der Frühe des andern Morgens die Gruft aufgerissen und den Sarg mitten in der Kirche stehend fanden. Sie beerdigten ihn zum zweiten Mal und mit noch größerer Ehrerbietung und Feierlichkeit; allein der Sarg blieb nicht in der Tiefe, und ebensowenig nach einer dritten Beerdigung. Da glaubten sie den Willen Gottes zu erkennen, daß die heiligen Ueberreste ihres geistlichen Vaters nicht im Kloster Tholey ruhen sollten. Da sie aber durchaus nicht wußten, ob etwa in Schottland oder zu Trier oder in seiner Einsiedelei oder sonstwo: so hielten sie es am Gerathensten, den lieben Gott dafür sorgen zu lassen. Sie stellten den Sarg auf einen Karren, spannten zwei Ochsen vor denselben und folgten in Procession, als die Thiere sich in Bewegung setzten und richtig den Weg nach Wendelin's ehmaliger Klause und Kapelle einschlugen. Alles Volk lief weit und breit zusammen, um das Mirakel anzustaunen: zwei schöne schneeweiße Engel

gingen voran und die Ochsen folgten ihnen mit dem Karren so ruhig und geschickt, als ob sie gelenkt würden. Vor der Klause verschwanden die Engel und die Ochsen standen unbeweglich still, und deßhalb ward denn auch hier zur Beerdigung des heiligen Leichnams geschritten; und jetzt blieb der Sarg ruhig unter der Erde. Täglich zogen Schaaren von Andächtigen nach der armen Klause und empfahlen sich in ihren Leibes- und Seelennöthen der Fürbitte St. Wendelin's und es gefiel dem lieben Gott, seinen treuen Diener durch auffallende Wunderzeichen zu verherrlichen. Diese bewirkten dann wieder Vermehrung der Wallfahrer, und da ein Jeder nach seinen Kräften eine fromme Gabe spendete, so fand man es passend, diese Liebesgaben zu einem stattlichen Grabmal zu verwenden, in welchem der Sarg unter großen Ehrenbezeugungen beigesetzt ward. Besonders fleißig wallfahrteten die Schotten zu dem Gnadenort, den ihr Landsmann und Königssohn so geheiligt hatte. Auch der König von Schottland schickte eine fromme Gesandtschaft zu der Ruhestätte seines heiligen Bruders und die Geschenke, welche Andacht und Dankbarkeit spendeten, flossen so reichlich, daß man mit der Zeit eine große Kapelle mit mehreren Altären so erbauen konnte, daß St. Wendelin's Grabmal in die Mitte derselben zu stehen kam. Als nun gar an diesem verehrten Grabe das hochheilige Meßopfer ganz regelmäßig dargebracht und manche andere kirchliche Andacht abgehalten ward, mehrten sich die Pilger dermaßen, daß man, um sie nicht in der Wildniß verschmachten zu lassen erst einige Häuser zu ihrer Herberge, dann ein ganzes Dorf erbaute, aus welchem dann Kurfürst Balduin von Trier im vierzehnten Jahrhundert eine Stadt machte, die noch jetzt besteht und St. Wendel heißt. Die Verehrung des Heiligen verbreitete sich immer mehr, und auch in unserer Diöcese ist er in gutem Andenken. Das bezeugt die Wendelinuskapelle bei Budenheim und zwei Kirchen und eine Kapelle, die im Decanat Seligenstadt auf seinen Namen geweiht sind. Möge seine heilige Fürbitte uns dazu verhelfen, die himmlischen Güter mehr als die irdischen zu lieben. O lieber heiliger Wendelin, bitte für uns!

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Die heilige Cäcilia.

Jungfrau und Märtyrin.

(Am 22. November.)

Unter den vornehmen römischen Frauen, die in den ersten Jahrhunderten des Christenthums zum wahren Glauben sich bekannten und für denselben freudig starben, nimmt Cäcilia

einen herrlichen Platz ein. Sie war eine Römerin von hoher Abkunft und von großem Vermögen; ihre Eltern waren Götzendiener und sehr angesehen unter dem Kaiser Alexander Severus. Aber, wie das in jener Zeit nicht selten sich ereignete, die Gnade ergriff mitten in heidnischen Familien irgend eine Seele, ohne daß man sagen könnte, warum oder wodurch. Wie manchmal in den physischen Welt ein Krankheitsstoff herrscht und Denjenigen befällt und krank macht, dessen Körper dafür empfänglich ist: so ungefähr herrschte damals in der geistigen Welt ein Stoff des ewigen Lebens, welcher sich derjenigen Seelen bemeisterte, die dafür empfänglich waren. Zu diesen gehörte Cäcilia.

In früher Jugend berührte Gott ihr Herz und sogleich schenkte sie es ihm ganz, ohne Rückhalt und für immer. Der Betrachtung seiner Weisheit und Macht, der Anbetnng seiner Güte und Vollkommenheit, seiner Gnade und Liebe widmete sie sich Tag und Nacht. Die heiligen Evangelien auslegen zu hören, zu überdenken und nach ihrem Vermögen in's Werk zu setzen, war ihre einzige Beschäftigung und ihre einzige Freude. Von den Freuden der Welt wendete sie mit einer so vollkommenen Gleichgültigkeit sich ab, als ob sie das gar nichts anginge und der leiseste Gedanke an eine irdische Liebe hatte nie an ihr Herz gestreift. Dem göttlichen Bräutigam der jungfräulichen Seelen war ihr Verlangen zugewendet und seine Braut wollte sie sein. Die Eltern aber verlobten sie einem edlen Jüngling, Namens Valerian, der im Kriegsdienst des Kaisers, aus einem vornehmen Geschlechte und sehr reich war. Cäcilia mußte ihnengehorchen, aber sie weinte und fastete und betete, damit der liebe Gott sich ihrer erbarmen und nicht dulden möge, daß sie gezwungener Weise seinem göttlichen Sohne den Bund der Treue breche.

So kam das Hochzeitsfest herbei. Alle freuten sich und schmückten sich. Nur Cäcilia grämte sich, und obwohl sie dem Feste und ihrem Stande gemäß herrliche hochzeitliche Gewänder und reichen Schmuck von Perlen und Juwelen anlegen mußte, so versäumte sie nicht, unter dem Purpur und Goldstoff einen scharfen Bußgürtel zu tragen. Unaufhörlich strömten Thränen aus ihren Augen, die ganz matt von Fasten und Wachen waren und ohne Unterlaß seufzte sie im Herzen zu Gott und bat ihn: „Herr, behüte mich, daß ich Deine makellose Braut bleibe und beschütze mich mit dem starken Arm Deiner Allmacht, auf die ich hoffe.“ Als sie nun dem Valerian anvermählt war und er ihr Gemach betrat, sprach sie zu ihm, was der heilige Geist ihr eingab. „Geliebter Valerian, höre mich an! Mir zur Seite steht ein Engel Gottes, der mich beschirmt und vor Allem bewahrt, was gegen den Willen Gottes wäre. Also bitte ich dich herzlich,

rühre mich nicht an, denn er würde dich auf der Stelle bestrafen.“ Valerian entgegnete mit einiger Entrüstung: „Wenn du willst, daß ich dir Glauben schenken soll, so zeige mir deinen Engel. Sonst — das siehst du wohl ein — habe ich Recht, zu muthmaßen, daß du mit Lug und Trug umgehst.“ Cäcilia antwortete: „Nein, geliebter Valerian, auf Lug und Trug sinne ich nicht; abermeinen Engel kann ich dir nicht zeigen, denn du würdest ihn nicht sehen können.“ — „Aber warum sollte ich ihn nicht sehen können so gut wie du ihn siehst!“ rief Valerian sehr erzürnt. „Um die Engel Gottes zu sehen, muß man getauft sein“, sprach Cäcilia. „Laß dich taufen und du schaueſt ihn.“ War es Vorwitz, Mißtrauen oder Eingebungder Gnade — genug, Valerian fragte, was er zu thun habe, um getauft zu werden. Cäcilia sprach freudig: „Gehe vor das Thor auf die Appiſche Straße, tausend Schritt bis zum erſten Meilenſtein; dort wirſt du arme Leute finden, denen ich oft einige Unterſtützung in ihrer Noth zukommen laſſe und die mich daher kennen. Sprich zu ihnen Cäcilia grüßt euch und läßt euch sagen, ihr möchtet mir den Weg zum ehrwürdigen Greiſe Urban zeigen. Dann werden ſie dich dahin führen, wo dein Wunſch erfüllt werden kann.“

Mehr und mehr über dieſe Geheimniſſe erſtaunt, ließ Valerian ſich von Cäcilien das Verſprechen geben, nicht vor ſeiner Rückkehr ihr Zimmer zu verlaſſen; dann machte er ſich ganz nachdenklich auf den Weg, den Cäcilia ihm angegeben und erreichte bald den erſten Meilenſtein. Unweit davon arbeiteten einige Männer in einem Weingarten. „Cäcilia grüßt euch“, ſprach Valerian, indem er zu ihnen ging. Da ſchauten ſie freundlich von der Arbeit zu ihm auf und warteten, was er weiter ſagen werde. Und als er ſeinen Auftrag ausgerichtet hatte, legte der eine Mann ſein Arbeitszeug fort und ſprach: „Komm.“ Valerian folgte ihm. Sie gingen nun eine Weile über den hügeligen Boden des Weingartens ohne Weg und Steg fort, bis ſie zwiſchen einigem verfallenen Gemäuer an ein kleines viereckiges Loch in der Erde kamen, welches ungefähr wie die obere Mündung einer Feuereſſe ausſah. Es war aber der Anfang einer ganz engen Treppe, die ſich tief in die Erde hinabſenkte und die in unterirdiſche gewölbte Gänge führte, welche kreuz und quer durcheinander liefen und durch einzelne Lämpchen ſpärlich beleuchtet wurden. Dieſe kellerartigen Höhlen, die man Katakomben nennt und die noch jetzt wie ein unterirdiſches Netz Rom umziehen, dienten den Chriſten während der drei erſten Jahrhunderte des Glaubens zum Zufluchtsort, wenn die heidniſchen Kaiſer und das grimmige römiſche Volk mit großer Verfolgung über ſie einbrachen. Weil ihnen auf der Erde der Platz mißgönnt war, ſo feierten die Prieſter und beſonders die Oberhirten der ganzen

Heerde, die Päpste, in diesen Katakomben das heiligen Meßopfer und alle andern Geheimnisse des Glaubens. Manche dieser heiligen Päpste mußten sich jahrelang in den Katakomben aufhalten und aus einer dieser Höhlen in die andere fliehen, wenn die Heiden einen Eingang entdekt hatten. Manche fanden auch den Martertod darin; und in einer solchen Katakombe befand sich damals der heilige Papst Urban.

Valerians Führer, ein frommer Christ erreichte endlich die Grotte, welche dem ehrwürdigen Greise zum Aufenthalt diente und Valerian war so ergriffen von all' dem Außerordentlichen, das er erlebte, daß er sich zugleich mit großem Vertrauen an den Mann Gottes wendete und ihm Alles erzählte, was sich zwischen ihm und Cäcilien zugetragen hatte. Zum Schluß begehrte er gerührt und inständig die Taufe. Papst Urban fiel auf die Kniee, pries mit Freudenthränen die göttliche Gnade, die einen Löwen in ein Lamm verwandelt habe, und bat Gott, das Herz dieses Jünglings zu eröffnen, damit es das Samenkorn des Glaubens würdig empfange. Während er so mit unaussprechlichen Seufzern und heißen Zähren zu Gott flehete, hatte Valerian eine himmlische Erscheinung. Eine erhabene Greisengestalt in leuchtenden weißen Gewändern stand vor ihm, und hielt ein Buch in der Hand, worin mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: „Ein Gott! Ein Glaube! Eine Taufe!" Da sprach Valerian ehrfurchtsvoll und beherzt: „Ich glaube!" Die Gestalt verschwand wieder und Papst Urban erklärte dem Valerian das apostolische Glaubensbekenntniß und wusch dann seine Seele durch das heilige Sacrament der Taufe im Blut des Lammes von allen Makeln rein. Als ein neuer Mensch nach der Ordnung der Gnade kehrte Valerian zu Cäcilien zurück. Er öffnete rasch die Thür ihres Gemaches und was erblickte er? Cäcilia lag im Gebet entzückt auf ihren Knien und neben ihr stand ein Engel in der Gestalt eines überirdisch schönen Knaben, von dessen Antlitz so helle Strahlen aus gingen, daß er selbst und das ganze Zimmer im goldensten Sonnenschein erglänzten. Geraume Zeit schaute Valerian, selbst in Entzückung, die himmlische Erscheinung an; danahm er wahr, daß der Engel in seinen Händen zwei Kränze von Rosen und Lilien hielt und fragte sich selbst, was diese wohl zu bedeuten hätten? Nun reichte der Engel ihm einen Krauz und den andern Cäcilien, und sprach: „Nehmet hin diese Kränze des Paradieses und verwahrt sie mit reinem Herzen und unbeflecktem Leib. Dann werden sie nie welken und nie ihren Wohlgeruch verlieren. Kein Mensch wird sie je erblicken außer Demjenigen der etwa nach der jungfräulichen Reinigkeit ein Verlangen trägt. Dich,

Valerian, begnadet der Herr Jesus Christus durch mich mit der Zusicherung, daß Er den größten Wunsch deines Herzens erfüllen wolle, wenn du ihn darum bittest." Valerian fiel auf die Knie und bat: „Nichts Lieberes habe ich auf der ganzen Welt, als meinen einzigen Bruder Tiburtius. Möchte es dem lieben Gott gefallen, ihn vom unsinnigen Götzendienst abzuziehen und zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit, die da in dem gekreuzigten Herrn und Heiland einzig und allein zu finden ist, gnädig hinzuleiten." — „Gott hat deine Bitte gewährt", sprach der Engel; „dein Bruder Tiburtius wird vom Licht der göttlichen Wahrheit erleuchtet, und ihr werdet Beide in Kurzem mit der Krone der Märtyrer geschmückt und geehrt werden." Darauf verschand der Engel und Valerian blieb mit Cäcilien in himmlischen Trost versenkt. Bald darauf trat Tiburtius ein und rief, ehe er noch seinen Bruder begrüßt hatte; „O welch ein wunderlieblicher Duft von Lilien und Rosen erfüllt das Zimmer! Ich sehe doch keine Blumen, woher mag er kommen?" — Da schaute Cäcilia ihm liebreich an und vertraute ihm das Geheimniß der Gnade an, das ihr und Valerian zu Theil geworden und wozu auch Tiburtius berufen sei; und nicht lange währte das Gespräch, so fiel Tiburtius ihr zu Füßen und bat um das heilsame Wasser, das von allen Sünden rein wäscht. Valerian führte mit großen Freuden seinen geliebten Bruder zum heiligen Papst Urban und Tiburtius empfing ebenfalls das heilige Sacrament der Taufe.

Als der Kaiser vernahm, daß seine beiden tapfern Kriegsobersten Christen geworden seien und bei dem heidnischen Götzendienst nicht mehr erscheinen, viel weniger selbst Opfer darbringen wollten, ward er sehr zornig und schickte einen dritten tapfern Kriegsmann, den Maximus, an sie ab, um sie gefangen zu nehmen und, wofern sie sich weigerten, den Götzen zu opfern, zum Tode zu führen. Valerian und Tiburtius folgten dem Maximus willig in den Kerker, aber anstatt zum Götzendienst verführt zu werden, gewannen sie seine Seele für den wahren Glauben und als der Tag der Hinrichtung kam, wurden nicht zwei Märtyrer, sondern drei enthauptet. So herrliche Früchte trug das Gebet und die Frömmigkeit dieser heiligen Jungfrau Cäcilia. Sie pries Gott für die große Gnade, die ihrem Gemahl und seinem edlen Bruder widerfahren sei und vertheilte deren ganzes Vermögen unter arme Leute. Dies wußte aber der Richter Almachius, der jene beiden hochherzigen Jünglinge zum Tode verdammt hatte nicht; sondern er glaubte, Cäcilie wäre im Besitz von all' deren Reichthümern. Um sich derselben zu bemächtigen, ließ er nun Cäcilia in Haft nehmen unter dem

Vorwand, daß ſie Valerian und Tiburtius vom Dienſt der römiſchen Götter abwendig gemacht habe. Seine erſte Frage war aber nach dem Vermögen. Cäcilia erwiderte, das ſei trefflich angelegt, denn die Armen hätten es bekommen. Getäuſcht in ſeiner Habgier gerieth Almachius in Grimm und ſtellte ihr ganz kurz die Wahl zwiſchen Tod und Götzenopfer. Cäcilia erwiderte, ſie wähle mit Freuden den Tod für das Bekenntniß ihres heiligen Glaubens. Almachius ließ ſie nach einem Götzentempel führen, wo ſie entweder opfern oder gemartert werden ſollte. Die Soldaten, welche ſie begleiteten, waren ganz ergriffen von ihrer ſo lieblichen und erhabenen Schönheit und redeten ihr zu, dem Almachius zu gehorſamen und meinten, ihr junges, glückliches, reiches Leben ſei doch wohl eine Hand voll Weihrauch werth. Aber die ſelige Jungfrau, welche die zeitlichen und ewigen Dinge nach ihrem wahren Werth ſchätzte, entgegnete liebreich und mit freundlichem Lächeln: „Wenn ihr wüßtet, meine Brüder, zu welcher Herrlichkeit ich durch den Tod eingehe, ſo würdet ihr nicht in dieſer Weiſe zu mir reden. Aber glaubet mir; ich habe nie irgend Etwas mit ſolcher Begier verlangt als um Chriſtiwillen Pein und Qual zu leiden. O wähnet nicht, daß ich durch den Tod einen Verluſt an Jugend und Schönheit erleide! Lebte ich länger auf der Erde, ſo verlöre ich ſie unzweifelhaft; doch jetzt wechſele ich ſie nur um und zwar für die Ewigkeit. Sprecht, würdet ihr nicht einen Kieſelſtein hingeben, um einen Edelſtein zu gewinnen? Einer kurzen Krankheit euch unterwerfen, um unzerſtörbare Geſundheit zu genießen? Einen bittern Augenblick leiden, um euch einer ewigen Glückſeligkeit zu erfreuen? Nun ſeht! ich gebe Geringes für reines Gold hin, Erdenſtaub für eine diamantene Krone, eine ſchlechte irdiſche Hülle für den Palaſt des überhimmliſchen Königs. Der Tod iſt die Thüre, durch welche ich zu meinem göttlichen Bräutigam Jeſus Chriſtus eingehe und der iſt ſo reich und ſo großmüthig, daß er die Pein eines Augenblicks mit dem ewigen Leben in der Glorie vergilt.“ — So ſprach dieſe ſelige Jungfrau und als ſie nun mit eindringlicher Stimme hinzuſetzte: „O meine Brüder, glaubet ihr nicht, was ich geſagt habe?“ Da riefen ſie wie aus einem Munde: „Wir glauben, daß Jeſus Chriſtus der wahre Gott iſt.“ Und ſtatt Cäcilia zum Götzentempel zu führen, kehrten ſie ſämmtlich mit ihr um und geleiteten ſie in ihr Haus zurück. Dort ſagte ſie: „Gehet zu Almachius und bittet ihn in meinem Namen um einen kleinen Aufſchub meiner Hinrichtung. Unterdeſſen will ich Jemand rufen laſſen, der euch durch die heilige Taufe des ewigen Lebens theilhaft machen wird.“ Und auf ihre Botſchaft ſtellte ſich alsbald der

heilige Papſt Urban ein und taufte in Cäciliens Hauſe gegen vierhundert Perſonen, unter denen ſich einer der vornehmſten Römer, Namens Gordianus, befand.

Mit unausſprechlichem Zorn hörte Almachius all' dieſe Vorgänge und verurtheilte Cäcilia zum Tode. Wegen ihrer vornehmen Geburt aber, oder auch weil er fürchtete, das Volk könne wegen ihrer Jugend und Schönheit Mitleid mit ihr haben und ſich der Hinrichtung widerſetzen, beſtimmte er ihr diejenige Todesart, welche man bei vornehmen Römerinnen, denen man die Schmach der Oeffentlichkeit erſparen wollte, anzuwenden pflegte: ſie ſollte in ihrem eigenen Hauſe im Bade erſtickt werden. Cäcilia wurde alſo in einem Dampfbadzimmer eingeſchloſſen und während vierundzwanzig Stunden wurde der Dampf durch ein gewaltiges Feuer in ſo unmäßiger Hitze erhalten, daß Jedermann darin umkommen mußte. Aber wie mit den drei Jünglingen im Feuerofen, ging ein Engel Gottes mit ihr in die Gluth und kühlte die tödliche Hitze gelinde ab, ſo daß Cäcilia friſch und lieblich zum Vorſchein kam als Almachius nach vierundzwanzig Stunden das Badzimmer öffnen ließ, hoffend, er werde ihre Leiche finden. Hierauf ſchickte er den Henker, um ihr das Haupt abzuſchlagen und der ſchlug ſo ungeſchickt, daß er ihr drei tiefe Hiebe in den Nacken verſetzte, ohne ſie zu tödten. Er floh davon und ließ die heilige Jungfrau ſchwimmend in Blut zurück. Nun begaben ſich in der Stille die Chriſten zu ihr, pflegten ihre Wunden und trockneten mit Schwämmen und feiner Leinwand dies reine, für den heiligen Glauben vergoſſene Blut zur Verehrung auf. Und Cäcilia ermahnte ſie zur Geduld und Beharrlichkeit in den Tagen der Trübſal und Verfolgung, die ja nur ganz kurz wären im Vergleich zur ewigen Seligkeit im ſchönen Himmel. Auch der heilige Papſt Urban kam zu dieſem unſchuldig hingeopferten Lämmlein ſeiner Heerde; und nachdem ihm Cäcilia ihre Koſtbarkeiten und Kleinodien zur Vertheilung unter die Armen übergeben und ihn gebeten hatte, ihr Haus durch heilige Weihung in eine Kirche zu verwandeln, floh ihre Seele im Schmuck der Marterkrone von der armſeligen Erde.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Druck von Richard Schmidt in Arnoldi-Leipzig.